und Hand fürs Vaterland!

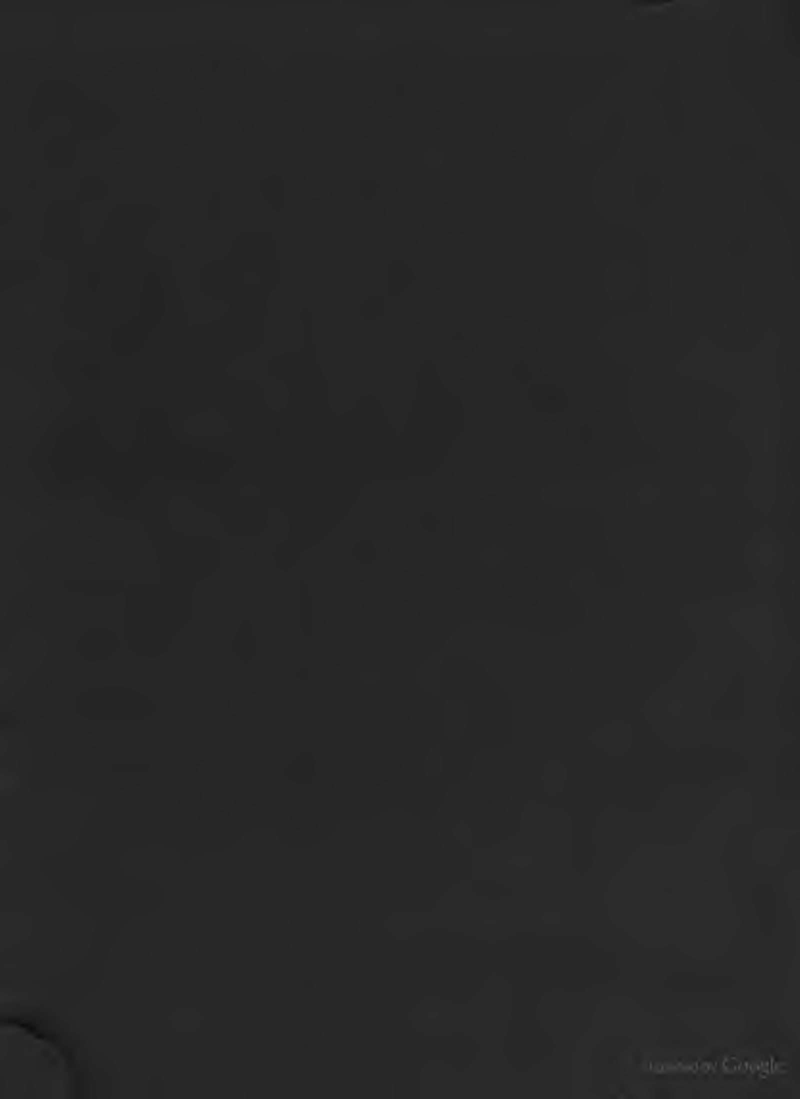


Ein Kriegsgedenkbuch,

Herausgegeben von Dr. Otto Thissen.


Dei
Sub Numine
Viget





Dr. Otto Thissen

Mit Herz und Hand fürs Vaterland!

Mit Herz und Hand fürs Vaterland!

Zeitbilder des Weltkriegs

1914

Ein Kriegsgedenkbuch
herausgegeben von
Dr. Otto Thissen



Köln 1915 ✦ Verlag und Druck von J. P. Bachem



Verlags-Nr. 1116
(seit 1900)



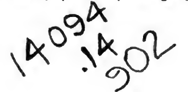



Zum Geleit.

Wenn je die Zeitung uns eine sehnlichst erwartete Freundin gewesen, dann in den großen, schweren und doch so erhebenden Tagen, die wir seit dem Ausbruch des Weltkrieges um die Mitte des Jahres 1914 erlebt haben.

Nicht nur als Vermittlerin all der großen, für des deutschen Volkes Schicksal bedeutungsvollen Kriegs- und Siegesnachrichten haben wir „unsere Zeitung" von Tag zu Tag mit fieberhafter Spannung erwartet — sie war uns auch das geistige Band, das die ins Feld gezogenen Söhne des Vaterlandes mit den Daheimgebliebenen verknüpfte, der untrügliche Spiegel, aus dem uns die wahre, echte Volksstimmung in so vielfachen erhebenden Zeugnissen entgegenleuchtete; sie war die treue Beraterin und Mahnerin, die unermüdlich die hell lodernde Flamme vaterländischer Begeisterung anfachte, Opferwilligkeit und Hülfsbereitschaft weckte und immer wieder aufs neue anspornte, die den Willen zum „Durchhalten" stärkte und festigte.

Fürwahr, eine hohe Aufgabe hatte die Zeitung in diesem größten aller Kriege, in diesem Kampfe des deutschen Volkes auf Leben und Tod zu erfüllen! Und gar manches, was in gewissenhafter Erfüllung dieser Aufgabe geschrieben und veröffentlicht worden ist, darf mehr als Augenblickswert beanspruchen. Ein Zeitungsausschnitt aus den Kriegstagen von 1914, ein zurückgelegtes Zeitungsblatt mit einem uns besonders packenden Artikel, einer fesselnden Schilderung, einem aus der Stimmung dieser Tage geborenen Gedicht — alles das ist uns wie ein lebendiger Zeuge aus großer Zeit, der uns unmittelbar und deutlicher, als es in späteren Geschichtswerken möglich sein wird, die gewaltigen Ereignisse wieder vergegenwärtigt, die wir miterlebt, mit allen Fasern unseres Herzens mitempfunden haben.



Auch im Leserkreise der Kölnischen Volkszeitung — wir wissen es aus vielen brieflichen Aeußerungen — ist das Bedürfnis, solche lebendigen Zeugnisse als Erinnerungsblätter für spätere Zeiten aufzubewahren, weit verbreitet. Aber wie leicht verwehen lose Blätter und Ausschnitte! Wie schwer ist es auch für den einzelnen, eine Sammlung derselben regelrecht durchzuführen!

Hier will nun das vorliegende Buch helfend eintreten, indem es eine sorgfältige Auswahl aus dem Besten bietet, was die genannte Zeitung in den Kriegsmonaten des Jahres 1914 an patriotischen Aufsätzen und Gedichten, an packenden Schilderungen aus inhaltreichen Feldpostbriefen und über Vorgänge in der Heimat gebracht hat. Nur Beiträge von dauerndem Wert und — mit wenigen Ausnahmen — nur Originalarbeiten konnten in Betracht kommen.

Bei der Auswahl selbst ist den Wünschen des Leserkreises der Zeitung, die durch eine zahlreich beantwortete Rundfrage ermittelt worden, nach Möglichkeit Rechnung getragen worden. Freilich, alle konnten nicht erfüllt werden, es hätte sonst dieses Buch mindestens den doppelten Umfang erhalten müssen. Wer irgend einen Beitrag, den er gern der Sammlung noch einverleibt gesehen hätte, vermißt, sei auf die am Schlusse angehängten weißen Blätter hingewiesen, auf denen er die betr. Ausschnitte, falls er sie aufbewahrt hat, einkleben kann. Die weißen Blätter können aber auch dazu dienen, Feldpostkarten und Photographien aus dem Kriegsjahre 1914 einzufügen.

Die weiteren Kriegsereignisse soll ein zweiter, dem vorliegenden in Anlage und Ausstattung entsprechender Band umfassen.

Möge dieses Kriegsgedenkbuch mit dazu beitragen, die Erinnerung an die denkwürdigen Ereignisse von 1914 lebendig zu erhalten! Möge es ein Familienbuch sein, in dem Kinder und Kindeskinder noch gern lesen werden, um sich an Hand der unmittelbaren Zeugnisse aus großen Tagen zu vergegenwärtigen, mit welcher einmütigen Begeisterung Anno 1914 das deutsche Volk sich erhob zum heiligen Kampfe:

Mit Herz und Hand fürs Vaterland!

Die Verlagsbuchhandlung **J. P. Bachem** — Der Herausgeber **Dr. Otto Thissen**

Köln, im Frühjahr 1915.



Inhaltsverzeichnis.

Gedichte sind mit * bezeichnet. Die Ziffer hinter dem Titel bezw. Verfassernamen gibt die Nummer der Kölnischen Volkszeitung an (Jahrgang 1914, sofern nicht 1915 beigefügt), in der der betr. Beitrag erschienen ist.

Einleitung.

Erster Teil: Mobil!

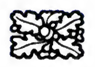
Zweiter Teil: Die großen Kriegsereignisse.

Dritter Teil: Im Felde.

Vierter Teil: Daheim.

Fünfter Teil: Bei den Auslandsdeutschen.

Schluß.







Einleitung.

1914.

Es kamen viele und immer mehr,
Wir hörten auf, sie zu zählen,
Stoßt zu, ihr Herren, unser Schild ist schwer
Und eisengrau wie ein Nordlandsmeer, —
Ihr dürft nicht fehlen!

Ihr hattet's euch wohl leichter gedacht,
Ein großes Volk zu zertreten;
Ein einziger Glaube ward's über Nacht,
Wahrt euch, ihr Herren, es dämmert zur Schlacht, —
Könnt ihr noch beten?

Hört ihr die rastlosen Trommeln schrei'n,
Hornruf von Kirchentürmen?
Wir wußten's nicht, wie stark wir sei'n,
Jetzt prasseln die Segel im Morgenschein,
Eure Städte zu stürmen.

Und unser Schwert ist silberweiß
Und klingt wie Glockenerbarmen,
Wir haben's manche Nacht im Schweiß
Am Feuer geschmiedet, — jetzt zuckt es heiß
In unsern Armen.

Wie Orgelbraus ein Heerbann stampft,
Wie Brandung zum Völkerringen.
Ob tief die Erde flammt und krampft,
Im Rauch der Sturmschritt klirrt und dampft —
Wir werden's zwingen!

Hans Fr. Blunck.

Wie der Weltbrand entstand.

Wir wußten, daß er kommen würde, und standen auf der Wacht, aber bis zum letzten Augenblick ist von uns, insbesondere auch von unserem Kaiser, nichts versäumt worden, um ihn zu vermeiden. Es ist nicht gelungen; der Bund, oder sagen wir besser, die Verschwörung unserer Feinde gegen uns hat es nicht gewollt.

Niemals haben wir diesen Krieg gewollt noch gesucht, weder der Kaiser, noch seine Generale, noch das deutsche Volk. Gewiß, große Interessengegensätze waren vorhanden. Niemals haben solche gefehlt, wenn die Völker sich entwickelten und um den Platz an der Sonne stritten; erst recht nicht, wenn ein Volk sich so machtvoll und rasch emporarbeitete wie das deutsche Volk seit der Erringung der Reichseinheit. Allein, diese Interessengegensätze sind nur das Salz des Völkerlebens. Ohne sie würden wir zu bequemem Müßiggang und platter Behaglichkeit hinabsinken. Was fehlte, das war: daß diese Be-

strebungen überall gemessen wurden an den ewigen Gesetzen der christlichen Gerechtigkeit, an den Geboten der über uns waltenden göttlichen Vorsehung, welche nicht will, daß ihnen mit ungerechten Mitteln, mit brutaler Gewalttätigkeit, mit Verachtung des Rechtes der anderen und in rein materieller Gesinnung Geltung verschafft wird.

Was waren nun die Gründe, welche diesen Weltbrand entzündet haben? — welche eine Lage schufen, daß der grauenvolle Doppelmord von Serajewo vom 28. Juni 1914, dem der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin zum Opfer fielen, und die infolgedessen an Serbien gerichtete österreichische Note vom 23. Juli gegen die großserbischen Umtriebe genügten, um als Lunte zu wirken, welche an das europäische Pulverfaß gelegt wurde?

Es ist gar keine Frage, daß die ursprünglichste und älteste Ursache der Revanchedurst der Franzosen war. Niemals, kein Jahr und keinen Tag hat seit länger als einem Menschenalter diese Ursache aufgehört zu wirken. Frankreich, welches Deutschland stets erbarmungslos zerfleischte, wenn es die Macht hatte, wollte nicht dulden, daß Deutschland die durch den Krieg von 1870/71 zurückgewonnenen alten deutschen Reichslande Elsaß und Lothringen behielt, und daß das neue Reich Frankreich aus seiner angemaßten Stelle als maßgebende Schiedsrichterin der europäischen Staatenfamilie verdrängte. Beides schien der französischen Eitelkeit unerträglich. Daher das unausgesetzte Revanchegeschrei, welches gleich nach 1871 begann und für Deutschland eine unausgesetzte, stets wachsende Kriegsbedrohung bedeutete. Dem Revanchegeschrei der französischen Presse entsprach die offizielle Politik der Staatsmänner. Da Frankreich allein zu schwach war, um Deutschland niederzuwerfen, suchte es mit allen Mitteln Bundesgenossen zu werben.

Endlich gelang es ihm, mit Rußland zu einem „Einverständnis", später zu einem festen Bündnis zu kommen, dessen Zweck die Vernichtung Deutschlands war. Was hatte Rußland uns vorzuwerfen? Direkt gar nichts. Aber Deutschland war in altem festem Bündnis mit Oesterreich-Ungarn, und dieses stand seit langem Rußland im Wege. Rußland, dessen Ausdehnungsbedürfnis unersättlich zu sein scheint, verficht seit Jahrhunderten den Zweck, Konstantinopel zu erobern, um es zur Kaiserstadt des Zaren zu machen und einen freien Zugang zum Mittelmeer zu gewinnen. Als die slawischen Balkanvölker sich selbständig entwickelten, und die Bulgaren Konstantinopel für sich selbst in Anspruch nahmen, schien Rußland um den Preis zahlreicher, langjähriger Anstrengungen geprellt zu werden. Um dem zu entgehen, stellte es das Ideal des „Panslawismus" auf, — der richtiger als Panrussizismus zu bezeichnen ist: Alle slawischen Völker sollten unter dem russischen Zepter vereinigt werden, um auf diesem Wege Konstantinopel und Bulgarien für Rußland zu retten. Die Handlanger dieser russischen Politik waren Montenegro und Serbien. Ihr mächtigster Gegner aber war Oesterreich-Ungarn, an das sich infolgedessen die Bulgaren anlehnten, die sich nicht unter dem Deckmantel

des Panslawismus willenlos der russischen Knute unterwerfen lassen wollten. Für Oesterreich-Ungarn ist es eine Lebensfrage, daß Rußland nicht Herr wird auf der Balkanhalbinsel. Denn dessen Panslawismus zielt nicht nur auf die Unterjochung der balkanischen Slawenvölker, sondern ebenso auf die der österreichischen: Galizien sollte russisch werden, Bosnien, Herzegowina, Dalmatien, Kroatien und Slawonien sollten Serbien als russischem Vasallenstaate zufallen. Wenn das geschah, war Oesterreich vernichtet, und die gewaltige Kulturarbeit, welche es auf dem Balkan geleistet hatte, wäre vergeblich gewesen.

So gelang es den Franzosen, Rußland zu gewinnen für einen gemeinsamen Krieg gegen Oesterreich-Ungarns Verbündeten, das Deutsche Reich. Doch, um diesen aussichtsvoll zu machen, mußte Rußland erst wirtschaftlich und militärisch entwickelt werden. Frankreich lieh deshalb auf dem Wege von Anleihen nach und nach Rußland nicht weniger als 13 Milliarden Mark, welche teils zu militärischen Rüstungen, teils zu strategischen Eisenbahnbauten verwendet wurden.

Aber auch dieser Zweibund von Frankreich und Rußland schien nicht zu genügen, um einen Sieg über Deutschland und Oesterreich, welche zudem mit Italien zusammen den Dreibund bildeten, völlig sicher zu machen. Ein dritter sollte noch gewonnen werden: England. Aber zwischen England und Frankreich herrschten seit Menschenaltern, ja seit Jahrhunderten ebenso scharfe Gegensätze wie zwischen England und Rußland. Nun gab sich die französische Diplomatie an die Arbeit, diese Gegensätze zu überbrücken. Es gelang ihr zuerst, mit England zu einer „Entente" zu gelangen, welche bei Gelegenheit der Regelung der Verhältnisse von Marokko im Jahre 1904 zu einer „Entente Cordiale", einem „herzlichen Einverständnis", erweitert wurde, welche ganz ungescheut ihre Spitze gegen Deutschland richtete. Doch blieb England noch stark zurückhaltend gegenüber dem französischen Liebeswerben, bis ein anderer Gedankengang in England Macht zu gewinnen begann.

Seit langem schon hatte England mit Neid das Aufblühen des deutschen Wirtschaftslebens betrachtet, welches alsbald nach der Gründung des neuen Deutschen Reiches eingesetzt hatte. Mehr und mehr wurde Englands Anteil am Welthandel beschnitten durch den Anteil, den Deutschlands Industrie und Handel durch größere Tüchtigkeit, Betriebsamkeit und Wagemut sich errangen. Es war ein ehrlicher und friedlicher Wettkampf und Deutschlands Wettbewerb in der ganzen Welt durchaus loyal. Aber für Englands Profitsucht wurde er mehr und mehr unbequem, und immer stärker kam in England der Gedanke zur Geltung, Deutschland — Recht hin, Recht her — niederzuschlagen, ehe es das Uebergewicht erlangt hätte. Dieser englische Handelsneid wurde schließlich die letzte und wichtigste Ursache zum Kriege. Als Deutschland sich eine Flotte schuf, um seinen Handel zu schützen, wurde das für eine „Bedrohung Englands" erklärt, die verhindert werden müsse. Zum Träger dieses Gedankens machte sich König Eduard VII. von England. Als „Handelsreisender für das große englische Weltgeschäft" bereiste er ganz Europa, um Deutschland „einzukreisen". Alle Staaten rings um Deutschland herum sollten ge-

wonnen werden für eine Ueberwältigung und Aufteilung Deutschlands, um so England den unbequemen Konkurrenten vom Halse zu schaffen. Bei Frankreich und Rußland hatte der König leichtes Spiel, und dabei sprang noch für England der Vorteil heraus, daß Rußland zugleich abgelenkt wurde von Indien, welches von diesem schon lange bedroht war.

Es gelang Eduards Intrigen, sogar Belgien zu festen militärischen Abmachungen mit England zu bringen, welche für den Fall des geplanten Ueberfalles Deutschlands die ganze belgische Heeresmacht zur Verfügung von England stellten. In völlig unverständlicher Weise ließ König Leopold II. von Belgien sich zu diesen Abmachungen bewegen, während er nach außen die völkerrechtlich verbürgte Neutralität Belgiens festhielt und sie Deutschland gegenüber nach wie vor als schützendes Schild vor sein Land halten wollte. Tatsächlich hatte also Belgien selbst seine Neutralität längst preisgegeben, als Deutschland — Not kennt kein Gebot! — unter angeblicher Verletzung jener Neutralität seine Truppen in Belgien einmarschieren ließ. Dabei ist auch nicht zu vergessen die seit Jahrzehnten durch den größten Teil der belgischen Presse betriebene und durch die Regierung ohne jeden Widerspruch geduldete wilde und fanatische Hetze gegen Deutschland, Deutschlands Kultur und Bestrebungen, gegen alles Deutsche. Wenn Belgien passiv neutral sein, also von jeder Kriegsbeunruhigung verschont bleiben wollte, so mußte es auch aktiv neutral bleiben, mußte es sich jeder Feindseligkeit, jeder Hetze gegen eines der Länder, welche seine passive Neutralität respektieren sollten, auf das strengste enthalten. Wollte es das Recht, so mußte es auch die Pflicht übernehmen, und zwar dies um so mehr, als die Pflicht im Verhältnis zu dem in Anspruch genommenen Recht verschwindend klein war. Das ist nicht geschehen. Gegen Frankreich und England freilich ist in Belgien kaum jemals gehetzt worden. Um so mehr aber gegen Deutschland, und zwar, es sei wiederholt, seit Jahrzehnten. Durch diese Hetze und ihre Duldung haben in Belgien Volk und Regierung ganz wesentlich dazu beigetragen, diejenige Atmosphäre zu schaffen, aus welcher schließlich der gegenwärtige Weltkrieg entstanden ist.

Bei Oesterreich-Ungarn scheiterte Eduards VII. Einkreisungspolitik an der Geradheit und Bündnistreue des ehrwürdigen Kaisers Franz Joseph, welcher 1907, als der König von England ihn in Ischl zu seinen Zwecken besuchte, diesen glatt abwies. Ergrimmt über diesen Mißerfolg, verfolgte von da an König Eduard seine deutschlandfeindlichen Absichten um so hartnäckiger. Nun hatte nicht mehr Frankreich, sondern England die Führung in der Verschwörung zur Vernichtung Deutschlands. Alles wurde versucht, um den eisernen Ring zur Einschnürung Deutschlands zu schließen. Was seitdem geschah, ist nichts als die notwendige Folge aus der englischen Angriffspolitik. Der Weltkrieg, wie er 1914 ausgebrochen ist, war von da an unvermeidlich. Die Kriegsdrohungen gegen Deutschland aus England, Frankreich und Rußland wurden immer zahlreicher und frecher. Deutschland sollte bis aufs Blut gereizt werden, indem man Verleumdungen und Verdächtigungen nicht scheute. Eine erkaufte Presse in zahlreichen anderen Ländern unterstützte diese Bestrebungen. Mit

gesundem Instinkt erkennt darum das gesamte deutsche Volk in England den Hauptfeind, die Spannkraft und Triebfeder der ganzen Verschwörung.

So war der Weltkrieg nicht mehr zu vermeiden, als der Mord von Serajewo die Kugel ins Rollen brachte. Und es wurde ein wirklicher Weltkrieg, seitdem einerseits im fernsten Osten Japan sich unseren Feinden zugesellt hat, anderseits die islamitischen Völker zum Heiligen Kriege gegen die Staaten des Dreiverbandes aufgerufen sind. Die Notwendigkeit, ihre politische und wirtschaftliche Existenz gegen die englischen, russischen und französischen Bedränger und Ausbeuter zu verteidigen, hat die islamitischen Völker auf die Seite Deutschlands und Oesterreich-Ungarns geführt, von deren Gerechtigkeitssinn sie so manche Beweise erhalten hatten und für die sie daher stets freundschaftliche Gesinnungen hegten.

Mit voller Ruhe und Entschlossenheit nahm das deutsche Volk den Ausbruch des Krieges auf. Eine nie dagewesene Einmütigkeit und Entschlossenheit begeisterte alle Kreise. Gar mancher hatte in der vorhergehenden Zeit der ewigen Kriegsbedrohung gedacht: Lieber ein Ende mit Schrecken, als dieser Schrecken ohne Ende! Nun war der Augenblick da, wo den brutalen Kriegsdrohungen ein Ende gemacht und ein fester Friede erkämpft werden konnte.

Als die Feinde von allen Seiten uns überfielen, um uns zu erdrücken, um all das Große und Wertvolle zu vernichten, was wir in langer Friedensarbeit geschaffen hatten, stand das deutsche Volk auf wie ein Mann. treu geschart um den Kaiser und die deutschen Bundesfürsten, entschlossen, bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen, alles daranzusetzen, um uns der Ueberwältigung durch unsere Bedränger zu erwehren, um unsere Zukunft, um die großartige Kulturarbeit, in der wir begriffen waren, als der Krieg sie unterbrach, zu sichern. Tief tragen wir Deutschen in unserer Brust die Ueberzeugung, daß der deutschen Kultur nach dem Ratschluß der göttlichen Vorsehung eine hohe Mission im Weltgeschehen ward, daß wir die Träger von Gedanken und Bestrebungen sind, welche notwendig sind zum Auswirken der edelsten Menschlichkeit und zum Glück aller Völker. In unser aller Brust lebt die heilige Ueberzeugung: Es ist ein gerechter Krieg, den wir führen, der gerechteste Krieg, den ein Volk überhaupt führen kann: der ihm aufgedrungene Krieg um seine ganze Existenz. Gerade darum führen wir diesen Krieg in vollster Entschlossenheit und doch zugleich in vollster Friedfertigkeit, ähnlich wie das kanonische Recht der katholischen Kirche so schön sagt: „Bei den wahren Dienern Gottes sind selbst die Kriege friedfertig, weil sie nicht aus Raublust oder Grausamkeit, sondern um des Friedens willen geführt werden, damit die Bösen in Schranken gehalten und die Guten aufgerichtet werden."

Die Engländer kämpfen skrupellos für die unumschränkte Aufrechterhaltung der Weltherrschaft ihres Kapitals, für schnöden Mammon, nicht für höhere sittliche Zwecke. Japan mit England im Bunde, und dadurch unser Feind, obwohl wir ihm niemals zu nahe getreten sind, ist England getreulich gefolgt unter ungeniertester Hintansetzung aller moralischen Bedenken bei

Verfolgung rein materieller Interessen. Die Franzosen kämpfen zur Befriedigung ihrer nationalen Eitelkeit, zur Stillung ihres Revanchedurstes: denn ernsthafte wirtschaftliche oder sonstige Schwierigkeiten bestehen nicht zwischen ihnen und uns. Die Russen kämpfen für das Ziel, widerstandslos die Balkanvölker zu unterjochen, Oesterreich aufzuteilen und dem halbasiatischen Russentum die Oberherrschaft in Europa zu gewinnen. Und für alle diese Ziele und Ansprüche — sogar angeblich im Namen der Zivilisation und Humanität! — soll ein wirkliches Kulturvolk, das deutsche vernichtet, zu Boden getreten, zerrissen werden!

Wofür aber kämpfen wir Seite an Seite mit unsern treuen Verbündeten? Wir wollen nicht über andere Völker herrschen; wir wollen nichts, als in ehrlichem Wettbewerb mit allen andern Völkern in Frieden leben und arbeiten. Wir wollen unsere Gleichberechtigung, unsere allseitige Anerkennung als gleichberechtigte Nation auf dem Weltmeer und dem Weltmarkt. Wir wollen Luft und Raum, um durch unsere ehrliche Arbeit überall Beschäftigung und Nahrung zu finden für unsere Bevölkerung. Wir wollen einen Platz an der Sonne, wie er der Entwickelung unserer Nation und Kultur entspricht. Wir wollen, im Bewußtsein unserer Stärke und unseres Wertes, nicht das Aschenbrödel werden unter den Nationen.

Ja, wir kämpfen noch für mehr. Niemals ist das Völkerrecht schamloser zu Boden getreten worden, als jetzt durch England. Die Rechte der Neutralen existieren seit Ausbruch des Krieges für die englischen Staatslenker einfach nicht mehr. Die Freiheit des Ozeans, der erste Artikel und die erste Bedingung eines wirksamen Völkerrechts, ist durch die brutale Gewaltherrschaft Englands zur See geknebelt. Jedes Recht, am meisten ein wahres Völkerrecht, hat nur Bestand, wenn es getragen ist von dem allseitigen Bewußtsein der Abhängigkeit des Menschen von Gott, von der Unterordnung aller menschlichen Bestrebungen unter die göttliche Weltordnung, unter die Gebote und Verbote eines ewigen Weltenrichters, welcher die einzelnen Menschen in seiner Hand hält, wie die Völker. Nur auf diesem Grunde kann sich ein wirkliches Völkerrecht von Dauer, eine gedeihliche, gesicherte Friedensarbeit der Völker aufbauen. Wir kämpfen für eine christliche Weltordnung im Völkerleben.

Damit verträgt sich nicht eine unumschränkte, skrupellose Gewaltherrschaft auf dem ganzen Weltmeer und über fast ungezählte unterjochte fremde Völker, wie England sie aufgerichtet hat. Wir wollen ein Gleichgewicht für alle großen Kulturnationen unseres Erdballes, bei welchem jeder das zuteil wird, was ihr von Natur zukommt. Unter diesem Gesichtspunkt wollen wir in diesem Riesenkampfe die Größe der deutschen Nation verteidigen und befestigen. Keinem Volke wollen wir verweigern, was wir für uns selbst in Anspruch nehmen. Als christliche Nation wollen wir kämpfen und siegreich aus dem Kampfe hervorgehen, um die christlichen Grundlagen des Völkerlebens und Weltgeschehens wieder zur vollen Wirksamkeit erstehen zu lassen.

Diesem hohen Ziele entsprechen die gewaltigen Anstrengungen, welche das deutsche Volk gemacht hat und noch stetig macht. **Wir halten durch!** Das war vom ersten Augenblick an unser unumstößlich fester Entschluß! Wir retten uns und unser Volk, wir retten Vaterland, Reich und Kaisertum durch unsere Beharrlichkeit und Ausdauer, welche kein Opfer für unsere große Sache scheuen, und durch unsere Einigkeit getreu dem Worte des Kaisers in seiner denkwürdigen Rede am 4. August 1914 im Reichstag: „Ich kenne keine Konfessionen und Parteien mehr; ich kenne nur noch ein einiges deutsches Volk!“ Dafür steht das ganze Volk in Waffen, kämpft unser tapferes Heer in West und Ost, unsere Marine auf allen Meeresteilen; dafür schafft jeder, der nicht mit ins Feld ziehen kann, unermüdlich zu Hause, um die Mühen und Entbehrungen unserer kämpfenden Söhne und Brüder zu erleichtern.

Fürwahr, die große Zeit fand bei uns ein großes Geschlecht! Darin liegt für uns die untrügbare **Zuversicht auf den Sieg** und eine bessere Zukunft. Niemals ist ein Volk einiger gewesen als diesmal das deutsche Volk, da der Kaiser rief. Hochgemut und voll stolzer Zuversicht zog das ganze Volk aus zum harten Strauße, entschlossen zum schwersten Kriege, welcher jemals einem Volke aufgenötigt worden ist — und dennoch den schönsten, den edelsten Frieden im Herzen, in christlichem Starkmut, mit christlicher Tapferkeit und mit christlichem Opfersinn. C. B.

An die Friedensstörer!

Der deutschen Gefallenen Anklage.

Ihr habt euch verbunden zu schändlichem Raub,
Zu Brand und Mord eure Rotten gesammelt,
Unser heiligstes Recht in Frevel verdreht,
Mit heuchelnder Lippe von Kriegswut gestammelt.
Wir klagen euch an des Lugs und des Trugs,
Und harren des kommenden Racheflucks.

Ihr habt uns gerissen von Heimat und Herd,
Uns gestellt vor entmenschte heidnische Horden,
Vor gelbes und schwarzes Höllengezücht,
Stets fertig, zum Brennen, zum Schänden und Morden.
Wir klagen des schnöden Verrats euch an
An allem, was Christenkultur gewann.

Ihr zwanget den Sohn aus der Mutter Arm,
Den Jüngling von lieblicher Braut in die Waffen,
Zu Waisen habt ihr die Kindlein gemacht,
Den Vater geraubt aus sorgendem Schaffen.
Wir klagen euch an um das Weh und das Leid,
Um die Tränen, von heiliger Liebe geweiht.

Wir haben gestritten mit deutscher Kraft,
Die Brust dem mordenden Erz geboten,
Mit zerschmetterten Gliedern das Banner gedeckt
Und liegen — die ungezählten Toten.
Des Blutes allen wir klagen euch an,
Das deutschen Herzen durch euch entrann.

Und kommen wird er, der Vergeltung Tag,
Da wird dem Lichte sich alles enthüllen,
Was gleißende Lüge dem Auge verbarg,
Da wird sich der Meintat Fluch erfüllen:
Da werden wir stehen vor Gottes Gesicht
Als furchtbare Kläger im Weltengericht.

Ad. Jos. Cüppers.


W
1914



An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre mein und meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und im Frieden unsere kraftvolle Entwicklung zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Alle offenkundige und geheime Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir bisher ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft. Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Ueberfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist. So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten im Frieden überfällt uns der Feind.

Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande. Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelt es sich, das unsere Väter uns neu gründeten, um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Wir werden diesen Kampf bestehen gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war.

Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vätern war.

Berlin, 6. August 1914.

Wilhelm I. R.



Der Kaiser ruft.

Der Kaiser ruft. Ein kurzes Beben geht,
Ein Atemstocken durch die deutschen Gaue,
Ein Jubel dann, wie Lenzessturmwind weht:
Auf! Daß die Erde deutsche Helden schaue.

Auf! Deutsches Volk! Dem Friedensfürsten schlägt
Der Feind den Palmzweig frevelnd aus der Rechten.
Nun soll er sehn, wie der das Schwert auch trägt,
Wie stark sein Arm, den blutgen Strauß zu fechten.

Auf, Mann für Mann! Wie sich der Nacken reckt!
Wie sich die starken Sehnen prüfend straffen!
Die Kampflust hat des Kriegsherrn Ruf geweckt,
Die nervge Faust schnellt an die blanken Waffen.

Auf, auf zum Kampf! So hart das Trennungsleid,
So heiß die Tränen weicher Frauen brennen,
So viel des Elends bringen wird der Streit,
Ein deutsches Herz sollt' Furcht und Zaudern kennen?

Mit uns ist Gott! Es ist ein heilger Krieg,
Ein aufgedrungner Kampf um Recht und Ehre,
Gott ist gerecht, er führt uns treu zum Sieg,
Gerechte Sache scharet Deutschlands Heere.

Durch Kampf zum Ruhm! Und sollt im Schlachtenbrand
Das warme Herzblut rot die Erde färben,
Wir opfern's gern für Gott und Vaterland:
Der Deutsche kann nur siegen oder sterben.

Agatha Vossebrecker.

Die Verfasserin ist ein armes, seit Jahren krank zu Bett liegendes, neunzehnjähriges Mädchen in Kreuzberg, Kreis Wipperfürth.

Fürs Vaterland!

2. August 1914.

Eine Schicksalsstunde hat für Europa geschlagen. Die unheildräuende Wetterwolke, welche nun seit Jahren schon am internationalen Horizonte hing, hat sich entladen: der europäische Krieg bricht los! Was das bedeutet, kann man mehr ahnen, als schildern. In der ganzen Geschichte der Menschheit dürfte kaum ein folgenschwereres Ereignis zu verzeichnen gewesen sein. So gewaltige Kräfte der Zerstörung, wie ein europäischer Krieg in der Gegenwart sie entfesseln kann, sind bisher niemals entfaltet und aufgespeichert worden.

An dem jetzt beginnenden Ringen muß auch das Deutsche Reich, wird unser Vaterland teilnehmen. Nicht durch seine Schuld. Jeder, der sehen kann und auch nur ein Fünkchen Wahrheitsliebe sich bewahrt hat, weiß, daß Deutschland der Friedensstörer nicht war. Seit mehr als vier Jahrzehnten hat das Deutsche Reich den Frieden bewahrt und sorglich behütet; überall ist es im Interesse der Erhaltung des Friedens tätig gewesen. Der Deutsche Kaiser selbst hat wiederholt die Initiative ergriffen, um Friedensstörungen in anderen Ländern und unter anderen Völkern zu verhindern. Die Mobilmachung ist bis zum letzten Augenblick verzögert worden, so lange noch der leiseste Hoffnungsschimmer bestand, daß der Weltkrieg abzuwenden sei. Deutschland hat dabei viel Selbstverleugnung betätigt und mit unendlicher Geduld den Hetzereien zugesehen, welche fort und fort im Westen und im Osten gerade gegen Deutschland und die Deutschen von einer gewissenlosen und verlogenen Presse betrieben worden sind.

Heute muß auch das Deutsche Reich das Schwert ziehen. Die Treue gegen seinen Bundesgenossen und sein eigenes Lebensinteresse lassen ihm keine Wahl. Darüber herrscht im deutschen Volke, bis in die Reihen der Sozialdemokratie hinein, volle Einmütigkeit. Der Volksinstinkt in Deutschland hat kaum jemals so sicher sich gezeigt, wie in den letzten ereignisreichen Wochen. Das ist eine ebenso erfreuliche, wie beachtliche Tatsache, welche an der Schwelle des Krieges ausdrücklich festgestellt und festgehalten werden muß.

In demonstrativer Weise hat sich in den letzten Tagen die öffentliche Meinung in Deutschland zur Bundesgenossenschaft mit der bedrohten österreichisch-ungarischen Monarchie bekannt. In West und Süd, in Nord und Ost hat sich mit elementarer Gewalt die Erkenntnis durchgesetzt und verstärkt, daß in dem an erster Stelle zwischen Oesterreich-Ungarn und dem halb-barbarischen serbischen Staate sich abspielenden Konflikt auch unsere eigene Sache in Frage steht, daß man zweifellos sofort über das Deutsche Reich herfallen würde, wenn es gelänge, durch eine von Rußland unterstützte Koalition der Balkanländer das alte Donaureich zu zerschlagen. Und wir sahen es ja, wie sich in den letzten Tagen die russische Drohung geradeswegs gegen uns kehrte.

Man hat auch allüberall in deutschen Landen die unausgesetzten Beunruhigungen durch die turbulenten Elemente am Balkan und ihre offenen und geheimen Förderer im europäischen „Konzert" gründlich satt. Seit Jahren schon erleben wir immer neue Zwischenfälle, welche die Länder und Völker erregen und besonders auch die wirtschaftliche Entwickelung wiederholt in der ungünstigsten Weise beeinflußt haben. Da ist es erklärlich, wenn auch in Deutschland immer häufiger der alte Satz variiert wurde: Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.

Aus dieser Auffassung heraus war es durchaus verständlich, wenn die Möglichkeit, daß Serbien sich dem österreichischen Ultimatum anbequemen werde, in den weitesten deutschen Volkskreisen instinktiv mit Besorgnis ins Auge gefaßt wurde. Man sagte sich: Wenn Serbien die österreichischen

Forderungen annimmt, so tut es das nur, um ihnen in Wirklichkeit doch nicht zu entsprechen, sondern um die Entscheidung hinauszuziehen und sich und namentlich seinen mutmaßlichen Bundesgenossen Zeit zu verschaffen, sich auf den doch unvermeidlichen Zusammenstoß besser als schon seit Jahren vorzubereiten. Darum wurde es gewissermaßen als eine Erlösung betrachtet, als Oesterreich-Ungarn durch keinerlei Winkelzüge und auch nicht durch mehr oder minder ehrlich gemeinte diplomatische Vermittelungsbestrebungen — Rußland hat dabei zweifellos ein heimtückisches Spiel gespielt — sich beirren ließ, sondern den nun einmal als richtig erkannten, durch die gesamte Entwickelung der Dinge ihm gebieterisch vorgezeichneten Weg geradeaus weiterging. Und Deutschland blieb an der Seite des Bundesgenossen.

Nun sind die Würfel gefallen! Die Gewißheit ist da. Nun gibt es kein Wanken und Schwanken mehr. Jetzt heißt es für jeden Deutschen, für jeden, der sein Vaterland lieb hat, seinen Mann stehen, an welche Stelle er auch gestellt ist. Das gilt für die, welche ins Feld ziehen, wie für diejenigen, welche daheim bleiben. Auch die letzteren haben und behalten ernste Pflichten gegen das Vaterland, wenn sie auch nicht selbst zur Verteidigung die Waffen ergreifen können.

Niemand wird sagen dürfen, daß das deutsche Volk von Kriegslust, richtiger: frivoler Rauflust erfüllt sei. Es ist sich des furchtbaren Ernstes der Lage voll bewußt und der unabsehbaren Opfer, welche gebracht werden müssen, nachdem sich jetzt, wie von vornherein befürchtet wurde, der Zusammenstoß zwischen Oesterreich und Serbien zu einem europäischen Konflikte ausgewachsen hat. Wie könnte es auch anders sein in einem Lande, wo die allgemeine Wehrpflicht nahezu vollkommen durchgeführt ist, und wo nur verhältnismäßig kleine Kreise einem ungesunden Chauvinismus huldigen.

Man sieht aber mit einer gewissen ernsten Gelassenheit Verwickelungen entgegen, welche Deutschland nicht verschuldet hat, denen es sich aber auch nach Lage der europäischen Verhältnisse nicht entziehen kann, und diese ernste Gelassenheit beruht auf der von jeder Ueberhebung freien Ueberzeugung, daß das Deutsche Reich, welches militärisch und finanziell seine Rüstung bis nahezu an die Grenze des Möglichen vervollkommnet hat, eine Macht darstellt, wie sie vielleicht niemals in der Geschichte der Völker in einem einzelnen Reiche vereinigt war. Und dazu kommt das berechtigte Bewußtsein, daß es eine gerechte Sache ist, für welche das Reich jetzt im Vertrauen auf Gott den Gerechten sein scharfes Schwert zieht.

Möge die Einmütigkeit, welche in den letzten Wochen in so erhebender Weise sich bekundet hat, jetzt erst recht das ganze deutsche Volk beherrschen. Mögen nun alle inneren Streitigkeiten schweigen, alle Verstimmungen ruhen. Keine Verschiedenheit der Parteistellung, kein Hader der Konfessionen, keine Eifersucht der Berufsstände, kein Gegensatz der wirtschaftlichen Interessen darf sich jetzt bemerkbar machen. Nur ein Gedanke muß das deutsche Volk beherrschen: Das Vaterland ist in Gefahr! Ihm gehört

alles, was wir an Gut und Blut haben. Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, wie unsere Väter vor hundert Jahren es waren. Wie vor hundert Jahren soll der Schlachtruf wieder lauten: Mit Gott für König und Vaterland, für Kaiser und Reich!

Es lebe der Kaiser!
Heil dem deutschen Vaterlande! J. B.

Der Bahnhof im Zeichen des Mars.

7. August 1914.

Welch ein Volk ist das!

So sagte, wie ich vor einigen Tagen in der Kölnischen Volkszeitung las, ein Amerikaner gelegentlich ergreifender patriotischer Szenen Unter den Linden in Berlin. Täglich kann man das Wort jetzt wiederholen, nicht einmal, zehnmal, hundertmal: Welch ein Volk ist das! Bei der Aufnahme der einzelnen Nachrichten von der Bevölkerung, bei der Begeisterung der Jugend, bei der Einmütigkeit des Reichstages, wieder und wieder . . .

Und in den Bahnhöfen! Manchem unter uns war es während des langen Friedens nicht zum Bewußtsein gekommen, welche Summe von Patriotismus — nein, weg mit dem Fremdwort! — von Vaterlandsliebe in unserem deutschen Volke steckt; aber wenn man jetzt die Hallen der Bahnhöfe von den jungen Stimmen erdröhnen hört, welche die alten vaterländischen Weisen mit jubelnder Begeisterung hinausschmettern, wenn man in die strahlenden Augen sieht, die von Mut und Opferwilligkeit reden, wenn man die derben Fäuste sieht, die darauf brennen, den Feind „zu dreschen", das eiserne Pflichtgefühl, das Weib und Kind und Haus und Gut verläßt, um treu zu Kaiser und Reich zu stehen, dann steigt es einem brennend heiß in die Augen, und man fühlt es im tiefsten Herzen: Welch ein Volk ist das!

Kein einziger Zug fährt in die Halle, der nicht mit Sträußen und frischem Grün, mit Laubgewinden und -kränzen geschmückt ist. Auf den Bahnsteigen sind lange Tische mit Speisen, Getränken, vielleicht auch Zigarren oder Postkarten aufgestellt. Jeder einlaufende Zug wird nach Kräften bewirtet. Die Frauen der höchsten Beamten haben sich an die Spitze gestellt und leisten den jungen Mädchen hülfreiche Hand, die wie ein lichter Schwarm von einem Wagen zum anderen eilen, um den meist jungen Vaterlandsverteidigern Kaffee, Limonade, Butterbrote usw. anzubieten. Nebenbei geschieht auch aus privaten Mitteln noch unendlich viel. Da hat eine junge Frau Ansichtspostkarten gekauft und bringt an jeden Wagen ein paar Stück, daß die reisenden Krieger ihren daheimgebliebenen Verwandten einen Gruß senden können. Andere bringen Lebensmittel, Zigarren oder Zigaretten, Obst oder Erfrischungen, je nach ihren Mitteln, um den Tapferen eine kleine Freude zu machen, oder bringen Bücher zum Lesen.

Wir haben auf unserem Tisch alles übersichtlich hergerichtet. Wenn die

Züge der Reservisten kommen, und die jungen Mädchen nicht alle Arbeit bewältigen können, treten die jungen Leute heran, verlegen ihre Geldbörse drehend, mit der Frage nach diesem oder jenem. Und wenn sie hören, daß alles zu ihrer Verfügung steht, ist ihre Dankbarkeit groß. Ich sehe noch den hübschen Jungen mit den treuherzigen dunkeln Augen vor mir: „Fräulein, Sie opfern sich für uns auf; wir schlagen uns aber auch für Sie.“ Und die anderen fallen darauf ein: „Daran soll's nicht fehlen. Für eine gute Sache und fürs Vaterland!“

Ausgewiesene aus Belgien und Luxemburg sind darunter, aus Süd- und Nordfrankreich. Die erzählen vom Deutschenhaß infolge der letzten Ereignisse, aber auch von der dort herrschenden Unordnung. Andere sagen: „Das Volk wollte den Krieg nicht, es schätzte den Frieden. Die revanchelustige Partei hat das Feuer angefacht und die Regierung. Sie sind uneins, und wir sind ein einig Volk von Brüdern. Wir werden siegen!“ Wenn man die kräftigen Schultern, die nervigen Fäuste, die strahlenden Augen sieht, glaubt man, Gott im Himmel selber müsse seine Freude daran haben.

„Ein Dutzend Franzosen nehme ich auf mich,“ rühmt sich ein Stämmiger. „Uns kann's nicht fehlen,“ sagen die von der Marine. „Prinz Heinrich führt uns, und wir sind kein Heer von Söldnern. Wir kämpfen für unser deutsches Land!“ So ziehen sie hinaus, unsere frischen Jungens, voll Gottvertrauen und Kampfbegeisterung.

Viele Freiwillige, junges Blut von siebzehn Jahren und reife, auch ergraute Männer. Da stellt sich ein Fünfziger den Krankenträgern, da zieht ein Vater aus Amt und Würden mit seinen Söhnen in den Krieg. „Wir müssen siegen,“ sagen sie; „es gibt nichts anderes.“ Und daneben ein Monteur aus Belgien, der Tag und Nacht mit seiner jungen Frau und seinen Kindern gereist ist, um sich zu stellen. Die junge Frau ist an seiner Schulter eingeschlafen; die vier Kinder klammern sich an den Vater. Bis Köln reisen sie zusammen. Was dann aus Frau und Kindern wird? er weiß es nicht. „Gott wird helfen und gute Menschen!“

Ein Zug verläßt die Rampe; ein anderer läuft ein. „Mit Gott für Kaiser und Reich!“ steht an der Maschine. Und dann folgt ein eigenartiger Kriegsschmuck: Kanonen mit Eichenlaubgirlanden bekränzt. Bahnbeamte nehmen darauf Platz. Alles geht in musterhafter Ordnung vor sich; kein scharfes Wort, keine ungeduldige Bemerkung wird gehört. Züge mit Kavallerie. Schmucke junge Kerls, die den jungen Damen, die so gut für ihr körperliches Wohl gesorgt haben, freundliche Grüße zuwinken mit Fähnchen, die sie sich aus Tuch und Seitengewehr selbst gemacht haben. Frischer Reiterhumor, frohe Lieder, Vertrauen auf Gott, auf ihren obersten Kriegsherrn und die gute Sache!

Immer ein anderes Bild, immer das Gleiche.

Wenn Wünsche helfen könnten, wir sähen sie alle wieder, diese Begeisterten, die hinausziehen, für ihr Vaterland zu kämpfen und — wenn es sein muß — zu sterben. Und tausend Wünsche steigen zu Gott empor, dessen

viele in den Tagen des sorglosen Glückes vergessen hatten. „Guter und allmächtiger Gott, schütze unser tapferes Heer!"

16. August 1914.

Unsere Frauen und Mädchen machen jetzt buchstäblich zwölf- bis vierzehnstündigen Arbeitstag. Im heißesten Sonnenbrand schaffen sie vom frühen Morgen bis in die Nacht auf dem Bahnhof, um unseren braven Jungens den Anmarsch an den Feind so angenehm wie möglich zu machen. Alles arbeitet Hand in Hand, und der Verpflegungsdienst ist jetzt, nachdem wir einmal „eingeschossen" sind, ganz famos organisiert. Das klappt hier alles im kleinen wie der ganze deutsche Aufmarsch im großen.

Jetzt naht ein Zug. Mit brausendem Hurra begrüßen die Insassen die verlockend aussehenden Vorkehrungen. Eins nach dem anderen wird ihnen in die Wagen gereicht, ganz nach Wunsch. Wie dankbar sind sie und wie bescheiden! Nicht ohne Rührung kann man sehen, wie sie auch an die noch nachfolgenden Kameraden denken. Es bedarf nahezu der ehrenwörtlichen Versicherung, daß wir für diese wieder neue Vorräte bereithalten, um sie zu bewegen, sich noch ein Butterbrot oder eine Zigarre zu nehmen. Und wie prächtig sehen diese Burschen aus. Alle so gesund und kräftig. Deutsche Gediegenheit von oben bis unten. Voller Beruhigung sagen wir uns wieder und wieder: Die werden's den Franzosen schon besorgen. Das sind die Soldaten, mit denen wir keine Welt zu fürchten brauchen. Kaiserdrescher! Und was sie für eine Stimmung haben. Nichts Lautes und Lärmendes. Ueber dem Ganzen liegt eine durch und durch kernige, mannhafte, ich möchte sagen gereifte Begeisterung, die auf der festen Ueberzeugung beruht, für eine gerechte Sache zu kämpfen. Die da hinausziehen, das ist keine wildgewordene Soldateska, das sind junge Männer, die von dem eisenharten Willen geführt werden, einen frevelhaften Friedensstörer zu züchtigen. Deshalb hat ihre Siegeszuversicht auch so gar nichts von phrasenhafter Renommisterei an sich. Sie ist ihnen eine Selbstverständlichkeit und hat ihren Ursprung in dem ruhigen und sicheren Gefühl absoluter Ueberlegenheit über jeden Feind. Und wie ein elektrischer Funke teilt sich dies Gefühl in voller Wucht jedem mit, der diesen Aufmarsch unseres Heeres mit erlebt. Nie habe ich das Bewußtsein deutscher Kraft so unmittelbar gehabt wie in diesen unvergeßlichen Tagen.

Das sind die ernsten Eindrücke, die der prachtvolle Aufmarsch unserer eisernen Wehr hervorruft. Wie immer, so bricht aber auch hier die charakteristische Veranlagung der germanischen Rasse zum Humor siegreich durch. Der Franzose kennt jene Gemütsstimmung nicht, von der Jean Paul sagt, daß sie unter Tränen lächelt. Was beim Germanen Humor ist, das ist bei ihm Satire und Sarkasmus, und von hier bis zum wilden Fanatismus ist bekanntlich nur ein Schritt. Was wir in diesen Tagen an zeichnerischen Karikaturen und gereimten Ergüssen auf deutschen Eisenbahnwagen sahen, hat von Fanatismus keine Spur an sich. Was die Kreide der Zeichner — und

nicht selten sieht man Proben von künstlerischem Schmiß darunter — hier an Hinrichtungen gewisser europäischer Potentaten vornimmt, setzt unwillkürlich die Lachmuskeln in Bewegung. Der Unterton ist bei allem die Komik, bei der selbst Galgen und Strang den gemütlichen Beigeschmack nicht verlieren, der sich auch z. B. in dem Vers zu erkennen gibt: „Nikolaus, dir geht die Puste aus.“ Es ist übrigens psychologisch überaus bezeichnend, daß der sog. Selbstherrscher aller Reußen sich im Unterbewußtsein unserer Soldaten im Handumdrehen als komische Figur festgesetzt hat. Daneben zeigen die Wagen massenhaft andere Proben gereimter und ungereimter Komik, wie: „Jeder Schuß ein Ruß, Jeder Stoß ein Franzos, Jeder Tritt ein Britt.“ Ein Blick auf die schweren, langschäftigen Reiterstiefel läßt die Ankündigung an die englische Kehrseite beinahe als das am wenigsten Verlockende erscheinen. Und wer kann noch ernst bleiben bei der trockenen „Bekanntmachung: Es werden noch Kriegserklärungen angenommen.“

Langsam setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Mit strahlendem Dank in den Augen für die treubesorgten Geberinnen, die schnell noch etwas Rauchbares loszuwerden suchen, und einem scherzhaften Abschiedswort auf den jugendfrischen Lippen geht's von dannen. Aus jedem Wagen steigt ein anderes Soldatenlied in den glänzenden Sommertag. Lustig flattern die Tücher und Mützen Abschied winkend in der Luft, bis der Zug um die nächste Ecke verschwunden ist. Gott mit euch, ihr braven Jungens! Und daß er euch gesund zurückkehren lasse! Entschlossen schlucken wir das wehe Gefühl herunter, das sich da aus der Brust in die Kehle schleichen will. Die Arbeit drängt, denn bald wird ein neuer Zug da sein. So geht's bis tief in den dunkelnden Abend hinein.

Im heiligen Köln.

Die alte Stadt am Rhein, die Hüterin des Reiches gen Westen, hat ihre grauen Schleier abgelegt und steht eisern im blinkenden Panzerkleid. Noch geht wie immer zuvor die Hochflut wogenden Verkehrs durch ihre Straßen, noch zieht ruhig und breit der grüne Strom ihr zu Füßen mit rauchenden Schleppdampfern. Aber wie Trompetenstöße gellen die Fanfarenhupen der Militärautomobile, dumpf widerhallend stampft der Marschschritt kriegerischer Bataillone in den Straßen. Und wenn die Nacht sinkt, wenn man vom Warten auf die Kriegsnachrichten müde geworden ist und Mann und Pferd im Schlafe liegen, dann blitzen riesengroß die Scheinwerfer wie kreuzende, funkelnde Schwerter hoch am Himmel über der ruhenden Stadt.

Das alte „hillige Cöln“, in dessen grauer Erinnerung Römerschilde und Germanenklingen klirren, das den Kampf der Franken und Alemannen ansah, und an dessen Mauern kurfürstlicher Zwist und napoleonische Stürme brandeten, ist heute wieder ein Stützpunkt im Kriege geworden.

Als in der Dämmerung des ersten Augusttages der Krieg seine flammende Fackel über Deutschland hob, fühlte man das Wehen großer Ereignisse durch

diese zeitlose Stätte gehen. In einer Stunde war sie gänzlich eine andere — oder war sie nur wieder die alte geworden, daß sie ihre fast vergessene Wehr wieder anlegte und daß sie das Schwert zückte?

Alles in ihr war Aufbruch und Krieg. Die weitgewölbten Hallen des Bahnhofes, die gewaltig gespannte Rheinbrücke, die von ihr hinausgehenden ebenen Landstraßen, alles dies wies nichts anderes mehr als das Neue, Unfaßbare, das hier schon das Selbstverständliche geworden war. Die hohen Glasbogen schienen niemals anderes unter sich gesehen zu haben, als diese Kopf an Kopf sich drängende Menge von Soldaten, einrückenden Wehrmännern, singenden Kriegsfreiwilligen. Die Geleise blitzten, als glitten schon jahrelang diese schwer rollenden, endlos langen Züge von Viertelstunde zu Viertelstunde nach dem wuchtigen Ansetzen der Maschinen über sie. Die Brücke stand dunkel und massig, wie zu Stein gewachsen, und zitterte nicht eine Sekunde unter den bremsenden Waggons, die mit scharfem Ruck vor den bunten Signallaternen zum Warten auf ihr anhielten.

Wie eine donnernde Flut brach sich in tausendfachem Widerhall an den Mauern der Gesang immer neu ankommender Menschenscharen, die hier aus dem weiten Deutschland mit heißem Herzen den Strom überschritten und den Feind witterten. Die Wacht am Rhein wurde ernst, stark und voll Siegeszuversicht von diesen Männern aufgenommen.

Die Nächte waren ausgestrichen. Durch die Straßen wogten die Massen singender, rufender, abschiednehmender Menschen. Große Kraftwagen rollten mit den aufgepackten Flugmaschinen durch die Stadt hinaus auf das Bickendorfer Feld, um dort die Kriegsvögel auffliegen zu lassen. Mit knappem Kommando und schwerem Schritt marschierten die feldgrauen Regimenter zu den Bahnhöfen.

Als S a m m e l - und A u s s t r a h l u n g s p u n k t sah die Stadt von nun an Woche um Woche das gleiche Schauspiel bunten Kriegslebens. Sie war das Tor, durch das das eiserne Deutschland ins Feindesland zog.

Hier umfing die in den Kampf Ziehenden noch einmal der ganze Zauber deutscher Heimatlichkeit mit rauschenden Brunnen, mit gotischen Giebeln und dämmernden ahnungsvollen Kirchenhallen. Hier stieg noch einmal der ganze Schmerz herben, bitteren Abschiedes von Haus und Herd in der Brust auf, um dann in der Erkenntnis dessen, wofür man kämpfte, in das trutzige, todesmutige Lied der Wacht am Rhein sich zu verwandeln. Der Dom sah weit in die niederrheinische Ebene und grüßte noch lange als Wahrzeichen der Heimat die im Reiten umschauenden Deutzer Kürassiere und die schlanken grauen Düsseldorfer Ulanen, die in flinkem Trab gegen die Brabanter Heide zogen.

Und dann kamen alle die andern, Regiment auf Regiment, daß selbst die Stadt über die schier unaufhörlich anrollenden Wellen der grauen Flut staunte: die ernsten Friesen und Schleswiger, denen hier am breiten Wasser und in der grauen Stadt die Heimatliebe brennend und heiß ans Herz griff; Märker und Ostpreußen, denen sich das ernteschwere Land während langer

Fahrt in reifer Schönheit gezeigt hatte und denen der Grimm über feindliche Tücke und die Entschlossenheit zum äußersten Kampf wie Feuer aus den Augen schlug; treuherzige Sachsen, die hier den heimatlich warmen Klang ihres Landes wieder zu vernehmen glaubten; Westfalen, wortkarg, prachtvoll kräftig, von denen einer schlicht und kurz und doch mit überwältigender Seelengröße die Worte an den Wagen geschrieben hatte: Von der Heimat in den Tod, hurra! Hier fuhren auch die bleichen, starkschulterigen Männer des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers aus ihren dunklen Stätten in die große blutrote Schicht des Völkerkampfes, ruhig und entschlossen wie zur täglichen Arbeit, vom „Glückauf" der Nachblickenden begleitet.

Und nach diesen kamen an jenem denkwürdigen Samstagabend die Brüder aus Oesterreich, die heiteren, tapferen blaugrauen Kriegskameraden. Als sie auf den Vorplatz am Bahnhof hinaustraten im silbergrauen rheinischen Abend, als links der Dom mit seinen gotischen Türmen ins Ungewisse ragte, dachte man sich leicht für Minuten auf dem Stephansplatz der Kaiserstadt, und mit Freude, Dank und Stolz fühlte man das feste Band der Brüderschaft mit dem verbündeten Reiche.

Bis zum Sonntag blieben die österreichischen Soldaten in der Stadt. Heimlich umwob sie das Gerücht der riesigen Mörser, die sie mit sich führen sollten und die man in ungewissen Umrissen unter den deckenden Hüllen auf den Waggons der Rangiergeleise gesehen haben wollte. Eine neue Gewähr für den Sieg war gegeben. So kam man sich bald einander nahe, und schnell fühlten sich die Gäste in der frohen Stadt am Rhein heimisch. Die Familien stritten sich darum, einen „Bundesgenossen" als Einquartierung zu bekommen, und die Kinder, vier und fünf an jeder Seite, hingen sich den liebenswürdigen Soldaten an Arme und Rock und Mantel und pilgerten lachend und scherzend mit ihnen durch die winkeligen Gassen.

So sah man, hoffnungsfroh im Anblicke dieser unwiderstehlichen Massen, die Tag für Tag vorüberzogen, erwartungsvoll in die Zukunft. Die Stadt selbst blieb nicht müßig. In wenigen Tagen hatten Zehntausende von Landsturmmännern in steter Armierungsarbeit die Forts in äußerste Bereitschaft gebracht. War es ja doch zu Anfang des Krieges ungewiß, wie sich die Dinge entwickeln würden und welche Rolle diese nahe der Grenze liegende Festung zu übernehmen habe.

Die Stadt hat einen Glanz von Frühling und Jugend bekommen. Kraftvoll und entschlossen pulst das Blut in ihr. Hat sie doch wieder den alten Beruf, stark zu sein im Kampfe, Bollwerk des Reiches, Schwert der Grenzmark, Hüterin des deutschesten Stromes.

Mutter, gib mir deinen Segen!

Frisch auf, ins Feld wir müssen rücken,
Horch, der Alarmruf schmetternd schallt!
Schnell den Tornister auf den Rücken
Und schnell den Säbel umgeschnallt!

Noch heute geht's dem Feind entgegen,
Es ruft das teure Vaterland.
Nun, Mutter, gib mir deinen Segen,
Zum Abschied noch einmal die Hand!

Siehst du nicht echtes Heldenfeuer
Aus tausend Männeraugen glühn?
Für alles, was uns lieb und teuer,
Wir in den Kampf, den heil'gen, ziehn.
Das mag dich trösten allerwegen
Und Mut und Stärke dir verleihn.
Nun, Mutter, gib mir deinen Segen,
Es muß, es muß geschieden sein.

Nicht weinen, Mutter, nicht verzagen,
Wir alle stehn in Gottes Hut!
Und haben wir den Feind geschlagen
Dann geht es heimwärts frohgemut. —
Doch falle ich im Kugelregen,
Der Tod fürs Vaterland ist schön,
Ich hab' ja, Mutter, deinen Segen,
Und droben gibt's ein Wiedersehn!

Franz Seyfried.

Ein Stimmungsbild von der Westgrenze.

Von Stiftspropst Dr. **Kaufmann.**

Die alte Kaiserstadt Aachen an der Westgrenze des Reiches hat Großes erlebt, und nach banger Sorge ist nun ruhige Sicherheit wieder hier eingezogen. Die Stadt des großen Kaisers Karl hat in der ersten Kriegswoche in großer Gefahr geschwebt. Nur dem schnellen Vorrücken unserer Heere ist es zu verdanken, daß die Greuel des Krieges uns erspart blieben Das große Schauspiel des Aufmarsches unserer deutschen Truppen in jenen Tagen wird uns unvergeßlich sein. Und das Lob, das unser Kaiser der Eisenbahnverwaltung gespendet hat, wird nur derjenige ganz würdigen, der das Anrücken der deutschen Armeekorps selbst miterlebt hat. Tag und Nacht rollten die Eisenbahnzüge heran, in größter Ordnung vollzog sich der Transport von Hunderttausenden, und der Einzug in Belgien auf den verschiedenen Landstraßen ging ohne Aufenthalt und Stockung wie eine ständige Riesenprozession weiter.

Mit dankbarem Staunen haben wir da die deutsche Jugend aus fast allen Gauen erblickt. Mit Stolz sahen wir die tadellose Ausrüstung unseres Heeres, alles spiegelblank und neu: die grauen Felduniformen, das Lederzeug, die kräftigen Schuhe und die blinkenden Waffen! Und erst die Jungens selbst! Nach langen Fahrten, 36 ja 44 Stunden, sah man nichts von Ermüdung und Erschlaffung. Aus den hellen Augen leuchtete die Freude, vor den Feind zu kommen. Und wenn man mit den Soldaten sprach, stets die gleiche Sicherheit, stets das stolze Bewußtsein, für eine große, gerechte Sache zu streiten. Niemals — ich habe später viele verheiratete Männer gesprochen — hat das deutsche Volk so sehr empfunden, daß in diesem Riesenkampf alle vaterländischen Güter auf dem Spiele stehen, Sein oder Nichtsein. Und dabei nichts von Uebermut oder stolzer Ueberhebung.

Der Geist unserer Truppen war in der Tat vornehm und bewundernswert. Es mußten einem die Tränen der Begeisterung ins Auge kommen, wenn man die Blüte unseres Volkes so todesmutig und begeistert in den Kampf ziehen sah. Und wenn die Tausende und aber Tausende, die hier im Quartier gelegen, bei den freundlichen Bürgern ihren Tornister abgelegt hatten, dann begann wie instinktiv die Wallfahrt nach dem alten deutschen Reichspalladium, unserem herrlichen Kaiserdom. Nie, seit langen Jahrhunderten, hat das im Schmuck der prachtvollen Wiederherstellung prangende Gotteshaus so

viele Soldaten gesehen, vom einfachen Soldaten bis zu den Korpskommandeuren, vom Bürgersmann bis zum Prinzen. Vor dem Krönungsaltar, vor der Kaiserkanzel, vor allem aber vor dem alten deutschen Kaiserstuhl standen sie da, staunend und bewundernd, und schwuren in ihrem Herzen, Hüter des deutschen Vaterlandes zu sein. Da stand die große deutsche Vergangenheit von Karl dem Großen an bis auf die neueste Zeit gleichsam lebendig vor den Augen der Krieger.

Und wenn der Abend hereinbrach, wo sich täglich die Bürgerschaft Aachens im Dom zum Gebete versammelt, wo von den kostbaren Alabasterlampen sich das geheimnisvolle Licht über die schimmernden Marmorwände und die Goldmosaik legt, wo in inbrünstigem Gebet, in brausendem Volksgesang und Orgelklang das treue Aachener Volk Gottes Segen herabfleht über das deutsche Heer, da ist manches Auge naß geworden, und das Bewußtsein, daß alle Hilfe von oben kommen muß, beherrschte Volk und Krieger. Diese Abendandacht im alten Aachener Dom müßte unser geliebter Kaiser mit angesehen haben! So hat mancher gesprochen, der das miterlebte. Da hätte er das Volk gefunden, von dem er nach den ersten Siegen an seine Tochter schrieb, daß man in der Heimat „auf den Knien Gott danken solle“. Das hat unser gutes Volk begriffen, und unsere tapferen Truppen, die das mit ansahen, haben in dankbarer Ergriffenheit diesem großartigen Schauspiel zugeschaut.

Jung-Elsaß, wache auf!

Gerufen haben wir's: Elsaß, wach auf!
Durch deine ernteschweren Felder zittern
Des Krieges Gluten, heiß, in schnellem Lauf,
Und tief am Wasgau zuckt's aus Ungewittern.

Seht, unser Land legt wie ein fester Wall
Sich um das Reich, aus dem in Friedensjahren
Uns kam der blüh'nden Arbeit Widerhall:
Ja, unterm Adler sind wir gut gefahren!

So ziehen wir begeistert unser Schwert
Mit euch, ihr deutschen Brüder, um die Wette:
Für Recht und Glauben, für Kultur und Herd —
Wir sind geschmiedet jetzt in einer Kette!

Denn was in vierzig langer Jahre Rund
Mühsam geknotet kaum die Ueberweisen,
Das hat jetzt fest und stark in einer Stund'
Die Not gelötet — und mit Blut und Eisen!

So hör uns denn, o Gott, vereint wir flehn:
Schirm vor dem Feind der deutschen Treue Bande!
Laß unsrer Tapfern Fahnen siegreich wehn —
Gott mit uns — und dem deutschen Vaterlande!

Marcel Taglang.

Der Verfasser, ein altelsässischer Geistlicher, bezeichnete vorstehendes Gedicht als Ausdruck der Stimmung in Elsaß, besonders unter der kriegstüchtigen Jugend.

Welch ein Heer!

Aus Belgien, 18. August 1914.

Seit zwei Tagen sind wir in Belgien. Strenger Wachtdienst an der strategisch wichtigen Bahn von Malmedy — Stavelot her beansprucht alle Kraft der Kompagnie. Stände hier nicht alles im Zeichen des Mars — wir lebten in einem Idyll. Gar lieblich liegt der Ort, der uns als Standquartier zugewiesen ist; gar lieblich ist das Flüßchen, das mit lustigem Geplätscher im

raschen Fall zu Tale zieht. Sattgrüne Wiesengründe, bewaldete Kuppen, Glockengeläute, schwerbeladen heranziehende Erntewagen — in alles das ist mitten hineingesetzt das ungeheure Getöse des Krieges.

Das Fenster meines Zimmers, das ich mit 18 Schlafgenossen teile, liegt nach der Straße hin; es ist unmöglich jetzt um vier Uhr nachts, Schlaf zu finden. Seit einer Stunde marschiert deutsche Artillerie heran. Wer selbst Soldat ist, dem imponiert ein größerer Durchzug von Truppen im allgemeinen nicht. Was wir aber in dieser Nacht bis zur Mittagsstunde des neuen Tages erlebt haben, zählt zu den gewaltigsten Erinnerungen meines Lebens.

Ich weiß nicht, was mehr diesen tiefen Eindruck auf uns gemacht hat: die ungeheuere Zahl der Menschen, Pferde, Kanonen und Wagen, oder die wunderbare Ordnung, die diese Massen widerspiegelten. In automatischer Exaktheit offenbarten sich die Abstände der Marschierenden, mit wahrhaft erschütterndem Ernst der Wille, der diese Hunderttausende unter ein Kommando zwingt.

Mit jeder neuen Batterie wuchs unser Selbstbewußtsein; die Bevölkerung lugte anfänglich verstohlen hinter den Gardinen hervor auf die trutzig heranziehenden gebräunten Gestalten, aber ihre Zurückhaltung verwandelte sich allmählich in Bestürzung, und gegen Mittag, als es sich noch immer nicht „erschöpfen und leeren“ wollte, in unverhohlene Bewunderung.

Wir selbst, Angehörige einer Kompagnie, die nur wenige Leute unter 1,70 Meter Größe zählt, wurden von einem unbeschreiblichen Gefühl der Erhebung erfaßt, als Gardeinfanterie in schnellem Tempo heranmarschierte, die Offiziere mit jenem Stolze, den Kraft und Würde verleihen; die Mannschaften mit jener zähen Marschenergie, die sich bei großen Anstrengungen äußert. „Quelle armée!“ klang's aus dem Munde der Einwohner, die auf die Straße geeilt waren, „quelle armée!“ kam's von den Lippen der Damen, die aus den Fenstern schauten. Ja, es wurde uns klar, daß wir zur herrlichsten, gewaltigsten Armee gehören, die sich je auf den Marsch begeben hat.

Laßt mich mit!

Laßt mich zum Heer, zum deutschen Freiheitsheer,
Laßt in den zweiten Freiheitskampf mich mit!
Laßt für das Vaterland mich sterben auf dem Meer,
Laßt sterben mich im Feld im gleichen Schritt,
Nur laßt mich mit!

Laßt mich nach Frankreich an den gall'schen Hahn,
Ich will dem Frechling mit Gewalt ans Blut,
Gebt mir ein Schwert und zeiget mir die Bahn,
Es gilt das Vaterland, des Deutschen höchstes Gut!
Ach laßt mich mit!

Wenn England geht mit Rußland Hand in Hand,
Mein Vaterland zu Boden schmettern will,
Dann laßt auch mich mit in des Feindes Land,
Ich muß ins Feld und halte nicht mehr still!
Ach laßt mich mit!

Ach laßt mich fechten für mein deutsches Reich,
Und wenn ich sterben muß im blut'gen Feld,
So laßt mich fallen denn, mir ist es gleich,
Wenn nur mein liebes Vaterland nicht fällt!
Ach laßt mich mit!

Otto Wolf.

Der Verfasser hatte sich bei sechs Regimentern vergeblich zum Eintritt gemeldet.

Die studierende Jugend und der Krieg.

Von Dr. Klaus Scholl.

Als sich vor hundert Jahren das deutsche Volk in lückenloser Geschlossenheit gegen das Joch unwürdiger Knechtschaft aufbäumte, scharten sich aus Deutschlands hohen und höheren Schulen Tausende waffenfähiger Jünglinge unter die Kampfesbanner. Aus den Hallen der akademischen Wissenschaften flohen die Musen, und auch die Oberklassen der Gymnasien lichteten sich gewaltig. In Berlin allein vertauschten 370 Primaner und Sekundaner als Kriegsfreiwillige ihren Horaz und Homer mit dem stählernen Griff des Schwertes. Der Brennpunkt jugendlicher Begeisterung war die Lützowsche Freischar, deren Hauptbestandteil Studierende bildeten.

Daheim aber wetteiferten in hinreißendem Opfermute Schüler und Schülerinnen miteinander, ihre Gaben auf die Opferschalen fürs heißgeliebte Vaterland zu legen.

Von dieser herrlichen Zeit hörte seither die deutsche Jugend auf der Schulbank mit leuchtendem Auge und in atemloser Spannung erzählen; manch einen mochten die Schilderungen aus jener heldenhaften Zeit fast wie wunderschöne Märchen anmuten, die zu reich vom Zauber umsponnen waren, als daß sie wahr sein könnten. Immerhin, es gab wohl wenige feurige Knaben- und Jünglingsseelen, in denen sich nicht die ideale Begeisterung zu dem Wunsche verdichtete, selbst solch eine Zeit lustigen Schwerterklangs und wabernder Kampfeslohe miterleben zu dürfen.

Da stürmte sie jählings heran. In Stahl und Eisen geharnischt, mit ehernem waffenklirrenden Schritt, ungleich ernster, schicksalsschwerer und welterschütternder als jene vor einem Jahrhundert, so stellte sie sich plötzlich als unabweisbare Gegenwart vor. Unverweilt hat die Jugend sie verstanden. Wonne durchzitterte ihr Herz, daß all die Bilder, die ihr mit entzückenden Farben die Phantasie vorgegaukelt hatte, nunmehr greifbare Wirklichkeit werden sollten, daß die Gestalten ihrer Einbildungskraft Fleisch und Blut annehmen würden, und daß sie selbst dabei eine Rolle spielen könnte, die ihr im Dienste des Vaterlandes Ewigkeitswert sicherte.

Nun zeichnete sich noch einmal das Gemälde von damals, doch in erheblich umfassenderem Rahmen, von kühneren und schärferen Umrissen mit markigeren Zügen. Welch ein Anblick! Wogende, drängende, ungeduldige, jubelnde Scharen! Kriegsfreiwillige Primaner, Sekundaner, ja Tertianer, die alle nicht geschwind genug den grauen Schulmauern ihr Lebewohl zurufen konnten. Viele auf Nimmerwiedersehen!

Ueber ihre Führung und ihren rührigen Eifer in den Kasernen während der Zeit ihrer Ausbildung spricht im allgemeinen nur eine Stimme das uneingeschränkte Lob dieser Soldaten. Willigen Gehorsam, königliche Pflichttreue, ritterlichen Sinn, die größte Selbstlosigkeit und Bedürfnislosigkeit, solche Tugenden gab es dort zu bewundern.

Und Scharen dieser Kriegsfreiwilligen haben schon in der Front gestritten.

Sie, denen kaum der erste weiche Flaum über der schwellenden Lippe sproßt, stürmten neben stämmigen Männern vor, denen vielleicht der Herbst des Lebens silberne Fäden aufs Haupt und in den Bart gesponnen hat. Wenn sie sich dann unter befreienden Hurrarufen und unter den Klängen vaterländischer Gesänge dem Feinde entgegenwarfen, dann machten sie die Aelteren wieder frisch und jünger, dann rissen sie alles mit sich fort. Hei, das sah sich so lustig an, als ging's zu Spiel und Sport.

Doch nicht immer endete es für sie selbst so fröhlich. Manch einer vergoß sein rotes Herzblut auf welschem Gefilde, und manch junge, früher so lebenswarme Heldenbrust deckt schon kalter, feuchter Rasen. Viele andere tragen stolz auf ihrer Brust das Kreuz von Eisen als Wahrzeichen ihrer Tapferkeit und Mannhaftigkeit. Die Schulen aber, die die Strahlen vom Geiste der Altvordern in ihre Seele senkten, beglückwünschen sich zu solch wackeren Schülern.

Und die Jünger von der Schulbank, die zu Haus bleiben mußten? Nun, sie stehen ihren Leidensgenossen aus der Zeit der Befreiungskriege keinesfalls nach. Jeder Jugendbildner weiß, welche dauernde Begeisterung ihre Seele gepackt hat. Wo immer nur Kriegsereignisse besprochen und Kriegsfragen aufgerollt werden, sind sie mit Leib und Seele dabei.

Da kam die Verfügung des preußischen Kultusministers, die Lehraufgaben in geeigneter Weise zu den kriegerischen Vorgängen in lebendige Beziehung zu bringen, einem wirklichen Bedürfnisse entgegen.

So hat man andauernd Gelegenheit, das starke Interesse unserer Jungen an den weltbewegenden Schicksalen der Gegenwart und ihre innige Vertrautheit mit den bisherigen Ergebnissen zu erproben. Eine treffende Urteilsgabe beweisen schon die Kleinsten in der Bewertung unserer Feinde, besonders in ihrer entschiedenen Stellungnahme gegen die Engländer. Worte und Ausrufe der Freude und Bewunderung bei Heldentaten unserer Armee, Zeichen des Unwillens und der Entrüstung gegenüber widerwärtigen Zügen unserer Feinde laden sich dann unwillkürlich aus.

Bei leeren Worten läßt die Schuljugend es aber nicht bewenden. Als köstliche Frucht des Krieges zeigt sich bei ihr eine ergreifende Opferwilligkeit. Der Geist dienender Hingabe an das teure Vaterland hält sie dauernd in seinem Banne gefangen. Mit edler, einfacher Selbstverständlichkeit, die jedes äußeren Getues bar ist, wirft sie Tag für Tag ihre Spende in die Klassensparkassen zur Verwendung des Roten Kreuzes; unermüdlich sammelt sie Bekleidungsstücke jeder Art und Form und kauft sie Rauchmaterial und Lebensmittel der verschiedensten Sorten an. Launige Sprüche sind da manchmal zu lesen; mitunter sind es Verschen, kleine tastende Versuche in der Poesie, alle aber wohlgemeint.

Die Gaben selber sind nicht einmal das wertvollste dabei; wichtiger ist die Betätigung eines selbstlosen Opfermutes, dessen Weckung eine eminent wichtige Aufgabe der Schule gerade während der Kriegszeit ist.

Darum ergeht in allen pädagogischen Blättern ein warmer Appell an

die Erzieher, während der großen schicksalsschweren Zeit die wachsweichen Kinderherzen in edle Formen zu gießen. Neben dem Ziel, den vorgeschriebenen Wissensstoff zu verarbeiten, soll und muß jedem Lehrer als Hauptproblem die Erziehung zu einem stählernen und unbeirrbaren Charakter und vaterlandliebenden Bürger vorschweben. Die Heranbildung zu gottesfürchtigen Männern und furchtlosen Helden! Dann wird „aus den Pforten der Schule eine neue Jungmannschaft hervorgehen, stark an Seele und Leib, wie unser Vaterland sie braucht, stark zur Friedensarbeit, die unser Land zu neuer und höherer Blüte bringen soll, und stark zu siegreicher Wehr, wenn es gelten sollte, das Vaterland aufs neue zu schirmen gegen seine Feinde“.

Abschied von Bonn.

Du Stadt der bunten Träume,
Mein Bonn, ich fahr' ins Feld,
Tiefdunkle Wolkensäume
Umhangen rings die Welt.
Die Kirchturmspitzen blinken
Im Frührotschein wie Blut.
Und graue Nebel trinken
Des Rheines grüne Flut.

Noch einmal fliegt mein Sinnen
In goldne Zeit zurück:
O Jugendrausch und Minnen!
O Burschenglanz und -glück!
Nun mag der Schläger rosten,
Verstauben Buch und Band;
Von Westen und von Osten
Bedrängt der Feind das Land!

Zum Henker da die Feder!
Zum Henker das Papier!
Wir ziehen frisch vom Leder,
Zu Felde ziehen wir!
Nun sprechen unsere Büchsen
Ein Wörtchen im Gefecht
Und weisen allen Füchsen,
Was schlecht ist und was recht!

Alldeutschlands Adler fliegen,
Alldeutschlands Fahnen weh'n.
Wohlan, zu neuen Siegen!
Wohlan, auf Wiederseh'n!
Und reißt das große Sterben,
Auch manchen in den Sand,
Die Kinder sollen erben
Ein freies deutsches Land!

Wilhelm Hermanns.

Heimgefunden.

Von A. W. Riemer.

Es war im Juli und in der City von London, als ich B. zum ersten Male seit vielen Jahren wiedersah. Aus dem munteren Rheinländer war ein Halb-Engländer geworden, eine von den vielen Gestalten, wie man sie so häufig in Londons Straßen antrifft, bartlos im morning coat und top-hat und schottischer Halsbinde. Trotz alter Freundschaft gab das Wiedersehen doch nur Gelegenheit zu einem oberflächlichen Wortgeplänkel, es schien sich im Laufe der Jahre etwas zwischen uns geschoben zu haben — Gegensätze der Lebensauffassung — Verschiedenartigkeiten, die sich durch Korrespondenzen verwischen lassen, die sich aber bei einer persönlichen Begegnung doppelt scharf zu zeigen schienen und die uns den rechten Freundeston nicht finden ließen. So ist mir damals inmitten des Gewühls der Londoner City — der Hochburg des Welthandels — innerhalb einer Viertelstunde aus einem bis dahin treuen Kame-

raden ein Fremder geworden. Ohne naturalisiert zu sein, war er, ein ohnedies leicht zu beeinflussender Charakter, mit der Zeit ins Fahrwasser der einseitigen Politik des Inselreiches hinübergeglitten; selbst ohne eigene Meinung, stand er dem deutschen Gedanken in der Welt verständnislos oder mit überlegenem Lächeln gegenüber, und die Heirat mit einer jungen Engländerin ließ in ihm Perspektiven eines „second Fatherland" entstehen.

Dann hatte ich B. aus den Augen verloren und Ende Juli brach der Sturm über Europa los. Aus allen Weltteilen eilte Jungdeutschland zu den Waffen — auch die Londoner deutsche Kolonie musterte ihre Scharen und sandte Trupp auf Trupp hinüber zum Mutterland.

Es war am 4. August, abends um 11 Uhr, als ich in Folkestone die Mecklenburg betrat, um über Holland nach Deutschland zu fahren. Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! singend sind wir aus dem englischen Zug gestiegen, singend betraten wir die Planken der Mecklenburg — Hollands Boden — und als das Schiff endlich aus dem Hafen schob, scholl es immer und immer wieder aus trutzigen Männerkehlen, an Englands Felsenküste widerhallend: Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein! 1500 deutsche Söhne zogen heim in das Land ihrer Väter, — 1500 Männer hoben die Hände zum Lenker aller Schlachten empor, und aus 1500 Herzen quoll es heiß und mächtig herauf auf die bebenden, zuckenden Lippen, die nach Worten, nach nationalen Tönen begehrten, und weiter hinauf — brennend, verlangend — in die Augen, die über die Wasser hin nach Hollands Küste schweiften.

So sind wir damals ausgezogen, deutsche Gelehrte, Arbeiter und Künstler, die junge deutsche Kaufmannschaft Englands. Aus den Reedereien, den Kontoren und Banken hatte er uns herausgerissen — der Sturm, der große, überwältigende Sturm. Und über der Mecklenburg, über diesen 1500 in den Kampf ziehenden Menschen, Gliedern eines einigen großen Vaterlandes, haben in der Nacht vom 4. zum 5. August still und leuchtend die Sterne gestanden . . .

In diesem Wirbel habe ich B. wiedergesehen. Er stand an der Reeling und starrte unverwandt auf die sich langsam entfernende englische Küste. Als er mich ansah, schwamm ein verräterisches Naß in seinen Augen. Auch ihn hatte die Weihe und der Ernst der Stunde ergriffen. Aus dem kaltberechnenden Geschäftsmanne war ein warmer Idealist geworden. Diese Umwandlung war vom ersten Augenblicke an offensichtlich und offenbarte sich mir mehr und mehr, je länger ich zu ihm sprach. Allerdings, so ganz glatt werden sich die Vorurteile, die sich im Laufe der Zeit bei ihm gebildet hatten, nicht haben beseitigen lassen. Welch ein heftiger Kampf mag in dieses Mannes Seele während der letzten vier Tage getobt haben, bis er sich zu dem Entschluß: „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein, wir alle wollen Hüter sein!" durchgerungen hatte!

Und dann sind wir durch das Schiff gewandert, vom Oberdeck zum Unterdeck, vom Bug zum Heck, sind durch lange Reihen jubelnder Menschen geschritten, ganz still und scheinbar jeder mit sich selbst beschäftigt. Aber in

unserem Innern vibrierten all die tausendfachen Klänge und Töne wieder, die das Ohr so freudig aufnehmen durfte, und unsere Herzen stimmten mit ein in das große Hosianna unserer Zeit.

Es war Mitternacht, die Mecklenburg stampfte majestätisch ihrem Ziele zu. Ich stand mit Freund B. gegenüber der Telefunkenstation, als die Beamten oben sich plötzlich erregt über ein kleines Streifchen Papier beugten, das soeben dem Apparat entnommen worden war. Sie sahen sich stumm an und zerrissen den Streifen hastig in tausend Fetzen — die Kriegserklärung Englands an Deutschland. Was wir damals befürchteten, war Gewißheit geworden, und wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht über das ganze Schiff, aus dem Murmeln wurde ein lauter Schrei der Entrüstung, ein Aufschrei des Protestes: Verrat am Germanentum! Auf dem Oberdeck redet ein Reserveleutnant; schneidend scharf klingen die Worte über das Schiff in die Nacht hinaus — ein begeistertes Kaiserhoch aus 1500 Kehlen — und dann wieder ein Singen über das ganze Schiff hin, so überzeugend, flammender Begeisterung voll.

Und dann sah ich auf den Mann da an meiner Seite, den die Stunde mir als Freund wiedergegeben hatte. Wie ein Schatten wollte es sich auf meine Freude legen, wenn ich des Einsatzes gedachte, den er in dieses Lebensspiel zu zahlen hatte: eine fest gegründete Existenz und ein junges Weib. Armer Freund, es war ein furchtbarer Zwiespalt, in den er hineingerissen war, und niemals habe ich ihn so gut verstanden, als in dem Augenblick, da er mit schmerzgequälter Seele in die alten Kriegslieder mit einstimmte, lachend und mit Tränen in den Augen . . .

Einige Wochen später erhielt ich folgenden Brief aus dem Felde:

Belgien, im September 1914.

Mein lieber Freund!

Heute ist unser gemeinsamer Freund B. schwerverletzt auf dem Felde aufgefunden worden, ist aber bereits auf dem Transport seinen Schmerzen erlegen.

Er erhielt Schüsse in die Brust und in den Kopf. Es handelt sich in beiden Fällen um Dumdum-Geschosse, die im Körper entsetzliche Verwüstung anrichteten und die Schädeldecke zerschmetterten. Die arme Witwe! In Eile

Oberstabsarzt N.

NB. Der uns gegenüberstehende Feind war englische Infanterie. Die Art der Kriegführung ist über alle Maßen entehrend für ein Kulturvolk.

Das Volk in Waffen.

18. August 1914.

Das allgemeine Aufgebot des Landsturms kann man als den Abschluß der Mobilmachung bezeichnen. Gewiß der Landsturm hat nicht die Aufgaben des Feldheeres, das den Krieg siegreich in Feindesland trägt. Aber er steht, wie die halbamtliche Ankündigung treffend sagte, mit der allgemeinen Mobilmachung in untrennbarem Zusammenhang, weil er die letzten Kräfte des

Feldheeres, die für mancherlei Zwecke noch im Lande festgehalten wurden, frei macht für ihre eigentliche Aufgabe.

Das deutsche Volk, das militärisch so gut geschult ist, hat dies sofort verstanden. „Die Jüngeren gehören an die Front," sagte mir ein Graukopf, „hier machts der Landsturm, und wenn Not an den Mann geht, dann sind wir auch noch da."

Keinen Augenblick konnten bängliche Gedanken des Zweifels aufkommen; das Volk weiß, daß der Aufruf des Landsturms eine notwendige und nützliche Maßnahme unserer militärischen Organisation und nichts weniger als ein Eingeständnis einer Notlage ist. Mag man immerhin im Auslande, wo man sich ja so schön in den Bauch zu lügen versteht, sich mit der trügerischen Auslegung Mut zu machen suchen, wir seien dem Ende unserer Kräfte nahe und schickten deshalb schon Greise und Bresthafte an die Front; bei uns, wo schon jedes Kind weiß, daß allein an Kriegsfreiwilligen sich an die anderthalb Millionen, weit mehr als in absehbarer Zeit eingestellt werden können, gemeldet haben, und daß viele Tausende ausgebildeter Streiter, die schon eingezogen waren, zu Ernte- und anderen Arbeiten wieder einstweilig beurlaubt wurden, da könnte man über solch' kindlichen Selbstbetrug unserer Feinde nur herzhaft lachen.

Nein, was man überall, wo das Volk über den Krieg spricht, hören kann, das ist vielmehr der Ausdruck eines ehrlichen Erstaunens darüber, welch' gewaltiges und prächtiges Heer aus Alldeutschlands Gauen auferstanden ist. In endlosen Zügen sahen wir es über den Rhein zur Grenze fahren, alle Städte gleichen Kriegslagern, und sie reichen doch nicht aus, die Massen, die immer aufs neue sich ablösen, vorübergehend zu beherbergen, auch die kleinsten Städtchen und Dörfer wurden zu Garnisonen, und immer noch kommt Nachschub. Ueberall, auch draußen auf dem Lande, werden Uniformen, Waffen und Munition „gefaßt", exerzieren die Landwehrmänner und werden mit den neueren Formen der Exerzier- und Felddienstvorschrift vertraut gemacht. Und doch sind noch viele da, die ihrer Einberufung harren.

Gewaltig ist der Apparat, das ist gewiß, und der ungeheure Organismus, den wir so an der Arbeit, den wir täglich sich recken und entfalten sahen, hat zweifellos riesige Anforderungen an alle Beteiligten, von den leitenden Männern bis herab zu den untersten Organen in der militärischen und auch in der bürgerlichen Verwaltung gestellt. Welche Schwierigkeiten da zu überwinden waren, kann der Laie nur ahnen. Und auch der Mann, „der 70 mitgemacht," gesteht sich, daß für die Massenheere von heute noch ganz andere Vorbedingungen zu erfüllen sind, bis die Mobilmachung durchgeführt, der Aufmarsch vollzogen ist, und dies nach 44 langen Friedensjahren, selbst ohne die in anderen Ländern, namentlich in Rußland, so beliebten „Probemobilmachungen."

Neidlos wird aber auch der schärfste Kritiker gestehen müssen, daß es nicht besser klappen konnte, als es tatsächlich geklappt hat. Rußland, das schon während der Balkanwirren Mobilmachung „geübt" hat, das dann für

den gegenwärtigen Krieg schon wochenlang mobilisierte, als bei uns noch alles seinen friedlichen Gang ging; Rußland, das nach allem, was man darüber zu hören bekam, schon im Frieden in seinen westlichen Provinzen gewaltige Truppenmassen anhäufte, hat dennoch, sicher zur großen, wenn auch uneingestandenen Enttäuschung derjenigen, die an der Seine und Themse darauf bauten, nicht die Bereitschaft bewiesen, die man nach diesen langen und umfassenden Vorbereitungen erwarten mußte. Und Frankreich, dem die dreijährige Dienstzeit ein Uebergewicht gerade im ersten Stadium des Krieges geben sollte und, wenn sonst alles stimmte, zahlenmäßig geben mußte, ist nach den ersten Versuchen, diesen Vorsprung auszunutzen, heute ganz bestimmt nicht weiter als wir — seine Vorstöße ins Elsaß und nach Lothringen sind vielmehr blutig abgewiesen worden, und die ersten französischen Gefangenen in ihren verlotterten Uniformen und mit ihrem elenden Schuhzeug — neben unseren neu, sauber und solide gekleideten Soldaten — geben auch gerade kein glänzendes Bild von der französischen Kriegsvorbereitung.

Auch die finanzielle Mobilmachung hat sich in Deutschland im allgemeinen bis jetzt sehr gut und hoffnungsvoll angelassen. Und das wichtigste vor allem, die moralische Mobilmachung, ist in diesem gerechten, uns aufgezwungenen Kriege beim deutschen Volke — ob es in Waffen steht oder daheim in Ruhe und Zuversicht seiner Arbeit nachgeht — unzweifelhaft von ganz anderer, weit besserer Art als bei seinen Gegnern. Wir wollen auf Vergleiche verzichten. Nicht in pharisäerhaftem Dünkel erheben wir Deutsche uns über andere, aber wir vertrauen in Demut auf Gott, den Herrn der Heerscharen, daß er die Gerechtigkeit und die treue Pflichterfüllung zum Siege führt. So redlich wie unser Kaiser hat keiner seiner Feinde sich um die Erhaltung des Friedens Europas gemüht und gesorgt; so mag denn das Schwert, das so blank wie trotz des lange bewahrten Friedens scharf und schneidig geblieben ist, entscheiden gegen Ländergier, Rachsucht und Neid! Das Volk, das bewundernd gesehen hat, wie so wuchtig und schnell das gute deutsche Schwert aus der Scheide fuhr, es vertraut ihm, es vertraut seinen Kriegern und seinen Führern, die Gott ihre heilige Sache empfehlend, in diesen Krieg ausgezogen sind. So ruft denn das deutsche Volk, geeint in Treue und Vertrauen, jetzt, wo die Mobilmachung glücklich vollendet und der Kaiser zu seinem Heere geeilt ist, aufs neue seinen Tapferen zu:

Gott mit euch — von Sieg zu Sieg! E. K.

Deutschland 1914.

Heil, Deutschland Heil! Es flattern deine Fahnen,
Und „Siegen“ ist dein kühnes Feldgeschrei,
Die tapfere Losung deiner Heldenscharen:
Wir fürchten keinen Feind, der Rhein bleibt frei!
Vom hohen Firn bis fern zum Seegestade
Sind alle enggeeint durch gleiches Los,
Ein Herzschlag nur in allen deutschen Gauen!
Mein deutsches Volk, du warst noch nie so groß!

Gewitter drohen rings dich zu vernichten,
Die Feinde lauern neidbetört dir auf;
Doch einer nur lenkt Schlachten und Geschicke,
Mit ihm begannst du deinen Siegeslauf,
Du betetest ohn' Haß und ohne Zagen:
„Nimm, Herr, das Vaterland in deine Hut!
Wir wollen menschlich auch dem Feind begegnen."
Du deutsches Herz, du warst noch nie so gut!

Gerecht ist unser Kampf. Die Pflicht gebietet,
Uns baut ein heil'ger Bund das Kriegsgezelt.
Wir zagen nicht, Gerechtigkeit muß siegen,
Und gälte es von Feinden eine Welt.
Wir stehen Mann für Mann zum Kampf gerüstet,
Ein einig Volk bis an des Landes Mark.
Der Herr der Heere führet unsre Scharen.
Du deutsche Wehr, du warst noch nie so stark!

Und kehrt ihr Tapfern heim aus Sturm und Schlachten
Zum deutschen Herd, wo heil'ge Feuer glüh'n,
Wo bang die Gattin harrt, die Mütter hoffen,
Wo jugendschön euch holde Kinder blüh'n,
Dann winden wir um eure Heldenstirnen
Ein Edelreis von Deutschlands sonn'gen Höh'n.
Und sieggewaltig braust es durch die Gauen:
O Vaterland, du warst noch nie so schön!

Mathilde Meuter.

Nach drei Fronten.

6. August 1914.

Die Notwendigkeit der Verteidigung nach drei Fronten ist da! Sie war längst vorausgesehen und kann uns nicht mehr überraschen. Schon im Jahre 1904 antwortete der damalige Kriegsminister dem Schreiber dieser Zeilen: „Jawohl, heute sind wir soweit; wir sehen dem Kriege nach zwei Fronten heute mit Ruhe entgegen."

Seitdem ist ein weiteres Jahrzehnt vergangen, und während dieser Zeit ist im deutschen Heerwesen geradezu großartig gearbeitet worden. Der „Seconde-Lieutenant" von früher, der so manchmal zu Spott und Verstimmung Veranlassung gab, ist nicht mehr. Heute ist jeder Offizier bis zum jüngsten Leutnant ein ernster Mann, der sich seiner Aufgabe bewußt ist, der nichts kennt als seine Pflicht und durch angestrengteste Friedensausbildung sich gestählt hat, um das zu leisten, was jetzt an ihn herantritt. Schon Fürst Bismarck hat gesagt: „Den preußischen Leutnant macht uns niemand nach!" Dieses Wort gilt heute in verstärktem Maße. Und nicht nur für den preußischen, sondern für jeden deutschen Leutnant.

Aber es gibt noch mehr, was uns niemand nachmacht: die preußisch-deutsche Ordnung, das deutsche Heimatgefühl und den deutschen Kriegergeist, der das ganze Volk ergreift, sobald es heißt zu kämpfen für den heimat-

lichen Herd und die heimatlichen Altäre. Mit staunender Bewunderung — trotz hochgespannter Erwartungen — stehen wir vor der Ruhe, Sicherheit, Pünktlichkeit und Ordnung, mit der wir in diesen Tagen die Mobilmachung sich vollziehen sehen. Das ist einfach großartig! Das zeigt uns, wie gearbeitet worden ist, wie alles vorbedacht und angeordnet wurde, um uns, unsere Frauen und Kinder, unser Eigentum, unsere Kultur und unsere Ehre zu verteidigen.

Schon jetzt dürfen und müssen wir sagen: Unseren Dank, unseren tiefstgefühlten Dank den Männern, die das geleistet haben, den Organisatoren, Erziehern und Führern unseres Heeres! Jeder, der in unseren militärischen Dingen Bescheid weiß, kann bezeugen, daß die ausgezeichnetsten Männer an der Spitze unseres Heerwesens stehen. Die ganze Armee blickt mit felsenfestem Vertrauen zu ihnen auf, und diesem Vertrauen schließt das Volk sich an. Jeder Kenner weiß auch, daß, von der obersten bis zu der untersten Führerstelle, niemand auf einem Posten steht, dem er nicht gewachsen ist. Die höchst scharfe Auslese, welche bei der Beförderung geübt wurde, ist — und durfte — oft schwer empfunden worden. Heute trägt sie ihre Früchte.

So folgt der Unteroffizier und der einfache Soldat mit Ruhe und Zuversicht den Vorgesetzten. Alles werden sie leisten, was in ihren Kräften steht. Ein wahres Volk in Waffen! So einig und in sich geschlossen heute das deutsche Heer ist, so einig und geschlossen ist heute auch das deutsche Volk. Die große Wehrvorlage des Jahres 1913 ist heute in ihren organisatorischen Neuordnungen völlig durchgeführt, und zwar in einer Weise, welche musterhaft war. Wer Stimmung und Haltung der einrückenden Reservisten psychologisch zu werten versteht, der fühlt das Imponderabile, das Unwägbare, welches als Geist der Armee bezeichnet zu werden pflegt und die Gewähr vollster Pflichterfüllung gibt. Nicht für Macht, nicht für Ruhm, nicht für schnöden Gewinn ziehen diese Männer aus, sondern einzig zur Verteidigung des Vaterlandes und seiner Güter, für König und Vaterland, für Kaiser und Reich.

Und unsere Marine? Wir wissen, daß wir uns auf unsere Flotte ebenso verlassen dürfen wie auf unser Heer. Das Heer hat alten Ruhm zu verteidigen. Die Flotte muß die erste große Probe ihrer Tüchtigkeit und Tapferkeit ablegen. Doch nicht um Ruhm und Ehre geht's ja; es geht um die Existenz des Vaterlandes und um den Platz an der Sonne in der Weltwirtschaft, den wir uns in rastloser Tätigkeit erworben haben und dessen wir bedürfen, um unserem arbeitenden Volke Arbeit und Brot zu verschaffen. Wenn wir diesem Kriege jetzt noch ausgebogen wären, so wäre es in erster Linie ein Verbrechen gewesen gerade gegen das arbeitende Volk, dem nur dann das Brot gesichert ist, wenn uns die Märkte des Auslandes zu freiem Wettbewerb offen bleiben.

Den Dreifronten-Krieg hat Fürst Bismarck vorausgesehen und bestimmt vorausgesagt. Daß er einen solchen Umfang annehmen würde, konnte er wohl damals noch nicht ahnen, als sein Lebenswerk zu Ende war. Hätte

er es geahnt, so würde er trotzdem in vollem Vertrauen auf die Tüchtigkeit und Kraft des Volkes diese Möglichkeit ausgesprochen haben. Heute, nachdem von Volk und Heer so wacker jahrzehntelang gearbeitet worden ist, haben wir nicht die mindeste Veranlassung, die Lage anders zu betrachten, als Fürst Bismarck sie betrachtet haben würde. Alle die alten Helden aus der Zeit der Reichsgründung sehen jetzt von oben auf uns herab und erwarten, daß wir unsere Schuldigkeit tun: Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, Roon, und mit ihnen alle, welche unter ihrer Führung gestritten und gelitten haben. Wir wollen uns ihrer würdig erweisen.

Und unsere Krieger ziehen mit Gott! Daß unser Staat sich noch die christlichen Grundlagen bewahrt hat — im Gegensatz zu dem fanatisch religionsfeindlichen Gouvernement in Frankreich, das jetzt eine heuchlerische Geste zugunsten der zu Boden getretenen Kongregationen für angebracht hält — wird ihm zugute kommen.

So sehen wir auch dem Krieg nach drei Fronten mit Ruhe und Zuversicht entgegen. Wir haben bisher unsere Pflicht getan, um unseren Platz in der Menschheit mit Ehren zu behaupten, und werden sie weiter tun. Gott mit uns! So lautet noch heute der alte Spruch des Heeres. Gott war bisher sichtlich mit uns im Frieden, er wird auch mit uns sein im Kriege. Erst recht in diesem Kriege nach drei Fronten!

Im Deutschen Reichstag hat der Reichskanzler in der ewig denkwürdigen Sitzung vom 4. August 1914 die tiefste Bewegung hervorgerufen, als er gegenüber der heutigen Lage bemerkte:

> Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut!

Dieses Wort war ein Wort zur rechten Zeit! Das ganze Volk hat es verstanden und dankt dem Reichskanzler für diese wahrhaft mannhafte Parole. Und das ganze Volk antwortet dem Reichskanzler, dem Kaiser und allen Bundesfürsten:

„Jawohl, wir hauen uns durch!" C. B.



Deutschland am Amboß.

Die Schmiedehämmer sausten Schlag um Schlag,
Eh noch aus blauen Nebeln stieg der Tag.
Doch nicht der Schmied den schweren Hammer schwingt,
Ein Krieger steht am Amboß, pocht und singt
Und trifft das Eisen, daß es dröhnend schallt,
Als hielte er die Feinde in Gewalt.
Und jedes Schlages Wuchten ein Gebet:
„Hilf, Gott, dem Heere, das in Frankreich steht!"

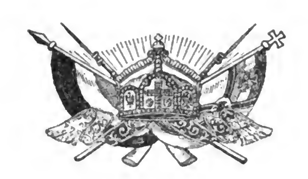
Der Hammer ruht, das Wasser zischt und braust,
Des Balges Atem durch die Stille saust,
Ein neues Eisen auf dem Amboß liegt
Und Streich um Streich darauf hernieder fliegt:
„Du, dem wir uns're reinen Schwerter weih'n,
Laß nicht die Russen in das Land hinein!"

Rot sprüht der Stahl und biegt zur Klinge sich,
Und wieder fällt des schweren Hammers Strich,
Ein drittes Eisen spürt des Kriegers Kraft,
Der steht gereckt, in jedem Nerv gestrafft:
„Dann soll der Kampf, soweit die Meere geh'n,
Die Schiffe Englands wie ein Sturm verweh'n."

Es bebt der Grund, und tosend angefacht
Vom Herde steigt der hellen Flammen Macht,
Ein Purpurleuchten um den Krieger loht . . .
Und über Deutschland glüht das Morgenrot.

Hedwig Forstreuter.







„Nach 43jähriger Friedenszeit rufe ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. — Unsere heiligsten Güter, das Vaterland, den eigenen Herd gilt es gegen einen ruchlosen Ueberfall zu schützen. — Feinde ringsum! das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf, große Opfer stehen uns bevor. Ich vertraue, daß der alte, kriegerische Geist noch in dem deutschen Volke lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeher die Furcht und der Schrecken unserer Feinde gewesen ist.

Ich vertraue auf euch, ihr deutschen Soldaten! In jedem von euch lebt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege. Jeder von euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben. Gedenkt unserer großen, ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß ihr Deutsche seid! Gott helfe uns!"

Erlaß Kaiser Wilhelms II. vom 6. August 1914
an das deutsche Heer und die deutsche Marine.



I. Der Fall der Festungen.

Noch bevor sich der Aufmarsch des deutschen Heeres vollzogen hatte, gelang es einer verhältnismäßig schwachen Heeresabteilung unter dem General der Infanterie von Emmich, die belgischen Vortruppen zu überrennen und am 7. August die starke Maasfestung Lüttich bis auf die erst in der folgenden Woche gefallenen Forts auf dem linken Maasufer im Sturm zu nehmen — eine die ganze Welt verblüffende Waffentat, die den markanten Auftakt gab zu weiteren glücklichen Erfolgen.

Wohl leistete die belgische Armee in zahlreichen kleineren und größeren Gefechten tapferen Widerstand, wohl griff die verblendete und verhetzte Zivilbevölkerung des unglücklichen Landes aus dem Hinterhalt an vielen Orten in den Kampf ein, aber nichts vermochte mehr den deutschen Vormarsch zu verhindern. Der König der Belgier zog sich mit seinem Heere in die Festung Antwerpen zurück und überließ seine Hauptstadt Brüssel kampflos den deutschen Truppen. An einem Teil der Stadt Löwen, dessen Bürgerschaft der deutschen Besatzung einen heimtückischen Ueberfall bereitete, mußte ein zwar hartes, aber nach Kriegsrecht verdientes Strafgericht vollzogen werden.

Das den Weg nach Frankreich sperrende Bollwerk Namur am Einfluß der Sambre in die Maas, von neun modernen Forts umwehrt, brach am 25. August unter dem Feuer der deutschen Kanonen zusammen. Noch vor Ablauf des August waren auch die französischen Festungen Longwy, Montmedy, Givet und das stärkste Sperrfort Manonvillers in deutschen Händen, und am 7. September mußte Maubeuge kapitulieren. Diese französische Festung hatte freilich den deutschen Vormarsch nicht aufgehalten; ihr Fall, wie der manch anderen Werkes, erfolgte weit hinter dem Rücken der siegreich vordringenden deutschen Heere. Aber er war trotzdem von großer militärischer Bedeutung, war doch Maubeuge für die rückwärtigen Verbindungen des deutschen Heeres höchst wertvoll. Welche Wichtigkeit die Franzosen dieser Festung beigemessen hatten, zeigte vor allem die starke Besatzung von 40 000 Mann, die in Kriegsgefangenschaft geriet.

Während die deutschen Hauptarmeen sich mit kräftigen Stößen gegen die Franzosen und Engländer wandten, wurden die Einschließungstruppen vor Antwerpen durch ein regelrechtes Belagerungskorps ergänzt. Belgiens letzte Hoffnung war englischer Entsatz für die als uneinnehmbar angesehene Schelde-Festung. Aber auch sie konnte trotz ihres zweifachen Kranzes älterer und neuzeitlicher Werke mit Panzerschutz und trotz eines weiten Ueberschwemmungsgebietes der genialen Angriffskunst des deutschen Ingenieurgenerals von Beseler und der Gewalt unserer schweren Belagerungsgeschütze, insbesondere der Kruppschen 42 cm-Mörser, unserer „Brummer", nicht lange standhalten. Sie mußte sich am 9. Oktober ergeben, nachdem am 28. September der erste Schuß auf ihre Außenforts gefallen war. Die starke belgische Besatzung mit einem kleinen Hülfskorps englischer Seesoldaten war — bis auf 4—5000 Mann, die in Gefangenschaft gerieten, — entflohen und zog sich, soweit sie nicht auf holländisches Gebiet übertrat, an die Küste und schließlich zu den zwischen Ypern und Nieuport versammelten Franzosen und Engländern zurück. Gent, Brügge und die Küstenplätze von Ostende bis Knocke wurden von unsern Truppen besetzt, so daß Mitte Oktober fast ganz Belgien in deutschen Händen war.

Artillerieschrecken.

Die Beschießung des Lütticher Forts Loucin.
Aus dem Tagebuche des Generals **Léman.**

Der Verteidiger der Festung Lüttich, Generalleutnant Léman, hat denkwürdige Aufzeichnungen über die Beschießung und Eroberung des Forts Loucin gemacht. Diese Aufzeichnungen sind nicht nur wertvoll für die Erkenntnis der Wirkung unserer Artillerie, sondern auch von größtem psychologischen Interesse, da sie aus der Feder eines Mannes stammen, der mit einem Heroismus, den wir auch am Feinde bewundern, bis zum bitteren Ende in der Hölle des von unsern Granaten beworfenen Forts Loucin ausgehalten hat.

Generalleutnant Léman gibt in der Einleitung zu seinem Bericht eine Beschreibung des Forts Loucin mit allen technischen Einzelheiten, dazu farbige Zeichnungen, die die Beschreibungen erläutern. Der General berichtet, daß die Deutschen am 7. August die ganze Stadt Lüttich in den Händen hatten, weil sie durch das Fehlen eines gedeckten Platzes innerhalb des Fortskörpers auf dem rechten Maasufer sämtliche Forts auf dieser Seite von innen her, das heißt, von der Kehlseite her, angreifen konnten. Von diesem Augenblick an konnte die Beschießung der Forts auf dem linken Maasufer beginnen. Das Fort Loucin liegt nordwestlich von Lüttich, an der großen Heerstraße nach Brüssel, und ist ganz modern ausgebaut.

Die Beschießung begann nach dem Bericht des Generals Léman am 11. August mit 10- und 15-Zentimeter-Geschützen. Am 12. und 13. August wirkten auch 21-Zentimeter-Geschütze. Aber erst am 14. August eröffnete die deutsche Artillerie das Feuer mit den Geschützen, die zur Vernichtung des Forts führten.

General Léman hat während der Beschießung vier Zeitabschnitte unterschieden. Der erste begann am 14. August 4.15 Uhr nachmittags, nachdem ein deutscher Offizier mit Winkflaggen sich dem Fort auf 200 Meter genähert und so die Richtung für die deutsche Artillerie abgegeben hatte. Zwei Stunden dauerte ununterbrochen das Granatfeuer, das mit großer Genauigkeit geleitet wurde. Nach einhalbstündiger Pause begann das Feuer der 21-Zentimeter-Geschütze. Sie bewarfen von zehn zu zehn Minuten die ganze Nacht hindurch das Fort mit Granaten, die einen außerordentlichen Materialschaden verursachten. Die Escarpe der Kehle war zerstört, die Schutzmauer der linken Flankenbatterie zertrümmert. In den Panzerungen der Fenster waren Breschen gelegt und nun machte sich eine andere üble Wirkung geltend: Alle Aufenthaltsorte der Escarpe waren von dem Rauch der Granaten erfüllt, die teils an der Schutzmauer, teils in den Gräben platzten. Dieser giftige Rauch machte den Aufenthalt in den bedeckten Räumen unmöglich und zwang den General, die Besatzung auf den Sammelplatz und in die Galerie zusammenzubringen. Aber auch dorthin drang der betäubende Rauch und beeinträchtigte die Kampffähigkeit der Besatzung.

Der dritte Abschnitt der Beschießung begann am 15. August, morgens 5 ½ Uhr. Das Feuer war äußerst heftig und hörte erst gegen 2 Uhr nachmittags auf. Die Schüsse waren sehr gut gezielt und richteten entsetzliche Verwüstungen an. Die Wölbung des Kommandeurstandes, wo sich der General mit seinen beiden Adjutanten befand, erhielt furchtbare Stöße, so daß das Fort in seinen Grundfesten erzitterte. Eine Granate, die nicht weit von dem Ventilationsschacht des Kommandeurstandes platzte, warf tödlichen Rauch und erstickenden Staub in den Raum. Jegliche Ventilation und die elektrischen Lichtanlagen waren zerstört, so daß die Besatzung sich mit Petroleumlampen behelfen mußte.

Gegen 2 Uhr trat eine Feuerpause ein, die der General dazu benutzte, einen Erkundungsgang durch die Forts zu machen. Er fand die Kehle des Forts völlig in Trümmer gelegt.

Ueber den vierten Abschnitt der Beschießung, der mit dem Fall des Forts endete, berichtet der General: „Es war 2 Uhr, als die Beschießung von neuem mit einer Heftigkeit begann, von der man sich keine Vorstellung machen kann. Es kam uns so vor, als ob die deutschen Batterien Salven abgäben. Wir erfuhren später, daß sie da die 42-Zentimeter-Mörsergeschosse hatten, die Granaten von 1000 Kilogramm gegen uns schleuderten, von einer bisher noch nicht dagewesenen Explosionskraft.

„Wir hörten, wenn sie ankamen; wir hörten das Sausen der Luft, das sich allmählich bis zum Heulen eines wütenden Orkans steigerte, der in einem furchtbaren Donnerschlag seinen Abschluß fand; ungeheure Wolken von Staub und Rauch wälzten sich über den erzitternden Boden.

„In einem gewissen Augenblick dieser schrecklichen Beschießung wollte ich in den Kommandeurstand zurückgehen, um zu sehen, was dort vor sich ging. Aber kaum hatte ich einige Schritte in der Galerie getan, als ein mächtiger Luftzug den Korridor entlang fegte, mich umwarf, so daß ich aufs Gesicht schlug. Ich erhob mich und wollte meinen Weg fortsetzen, wurde aber festgebannt durch eine wahre Flut von Stickluft, die alles einhüllte. Es war eine Mischung von den Gasen des explodierenden Pulvers und dem Rauch einer Feuersbrunst, die in den Mannschaftsräumen ausgebrochen war, wo Betten und Möbel sich befanden. So wurden wir also wieder dahin zurückgetrieben, woher wir kamen. Aber die Luft war jetzt nicht mehr zu atmen. Wir wären fast erstickt darin, als Hauptmann Collard der Adjutant des Generals auf den Gedanken kam, den oberen Teil der Panzerung des Fensters wegzunehmen. Indem so der Raum oberhalb des Gitterwerks freigemacht wurde, kam ein wenig Luft herein.

„Da ich fortwährend die Idee hatte, einen Teil der Besatzung in Sicherheit zu bringen, sagte ich meinen Begleitern, ich wollte mich in die Kontreescarpe begeben. Man ließ mich also durch den Zwischenraum hindurch und dann in den Graben gleiten, den ich durchschritt. Aber wie groß war mein Entsetzen, als ich sah, daß das Fort eingestürzt war, daß seine Trümmer den Graben der Kehle anfüllten und einen Damm bildeten, der von der Escarpe

bis zur Kontreescarpe reichte. Soldaten liefen auf diesem Damm hin und her. Ich hielt sie für belgische Gendarmen und rief sie an, aber ein Erstickungsanfall befiel mich, Schwindel ergriff mich, ich fiel zu Boden.

„Als ich wieder zu mir kam, sah ich mich inmitten meiner Begleiter, die versuchten, mir zu helfen. Aber im Kreise der Meinen befand sich ein deutscher Hauptmann, der mir einen Becher Wasser zu trinken gab. Da war es ungefähr 6.30 Uhr abends, was ich später erfahren habe. Ich wurde in einen Krankenwagen gelegt und nach Lüttich gebracht. Ich war Gefangener, ohne mich ergeben zu haben. Ich habe später erfahren, daß das Fort Loucin etwa um 4.20 Uhr nachmittags in die Luft geflogen war, gerade in dem Augenblick, als ich durch die Rauchwolke in der Galerie zu Boden geworfen wurde. Daß die Leute, die ich für belgische Gendarmen gehalten hatte, deutsche Soldaten waren, die auf dem Damm heraufgesprungen waren, als sie den von mir oben erwähnten Graben durchquerten, daß deutsche Pioniere kommandiert worden waren, um die Verteidiger des Forts zu retten, die man noch am Leben antreffen konnte, erfuhr ich gleichfalls.

„Nach Lüttich zurückgekommen, wurde ich im Schloß des Provinzgouverneurs interniert zusammen mit dem Hauptmann und Kompagniechef Collard und meinem Burschen. Der deutsche Generalleutnant von Kolewe, Militärgouverneur dieser Stadt, überreichte mir in Gegenwart des Hauptmanns Collard und des deutschen Majors B., der als Platzkommandant fungierte, meinen Säbel als Zeichen der Achtung."

Man kann die Aufzeichnungen des Generals nicht ohne das Empfinden ehrlicher Hochachtung vor einem Gegner aus der Hand legen, der sich ritterlich geschlagen hat. Mit doppelt stolzer Freude blicken wir aber nach der Durchsicht dieses Tagebuches auf die deutschen Soldaten, deren Unwiderstehlichkeit die belgische Feste an der Maas erlegen ist.

Vom Kampf um Namur.

Nach den Berichten von Augenzeugen.

Bei Namur, 23. August 1914.

Freitagmorgen (21. August) begann unsere Artillerie ihren Angriff auf Fort . . . Aus dem Fort fielen nur wenige Schüsse. Die Einschießung unserer Artillerie war so vortrefflich, daß kein Schuß fehl ging. Sobald unser Feuer einsetzte, verstummten die feindlichen Geschütze und es fiel kein Schuß mehr. Am Freitag wurden nur wenige Schüsse auf das Fort abgegeben, da sie lediglich den Zweck des Einschießens hatten. In der Nacht von Freitag auf Samstag versuchte die Besatzung des Forts einen Ausbruch, der aber mißlang. Sie wurde von unseren Truppen zurückgeschlagen. Deutsche Patrouillen gingen bis dicht vor das Fort, welches durch Laufgräben, Minen und Stacheldraht stark befestigt war. Sonntagmorgen in aller Frühe begann die deutsche Artillerie das Fort zu beschießen. Sonntagnachmittag gingen die

Truppen im Sturmangriff vor. Als die deutschen Truppen etwa 150 Meter vor dem Fort feste Stellung genommen hatten, wurde auf dem belgischen Fort die weiße Fahne gehißt. Ein Teil der Besatzung versuchte zu fliehen, wurde aber von den deutschen Truppen unter Feuer genommen, worauf sie sich ergab. Unsere Truppen hatten bei dem Angriff überhaupt keine Toten und nur sehr wenig Verletzte. Die Wirkung unserer Belagerungsgeschütze war furchtbar. Ein Pulvermagazin wurde in Brand geschossen. Durch die folgende Explosion wurden die belgischen Soldaten schrecklich zugerichtet. Neun schwere Geschütze, einige leichtere Geschütze und die ganze Munition und sonstigen Waffen fielen den Deutschen in die Hände. Die Haltung der Gefangenen war traurig. Dem Aeußeren nach glichen sie eher Zigeunern als Soldaten. Die Uniformen waren zerrissen. Einige trugen Zivilkleider. Viele hatten Sandalen und Schnürstiefel mit Lackspitzen an den Füßen. Unter den Gefallenen und Gefangenen befanden sich auch Franzosen.

Namur, 24. August 1914.

. . . Bei Eghezée hörten wir von einem Offizier, daß Namur morgens 7.20 Uhr gefallen und der Weg frei sei. Sechs Autos sausten vorbei, sie brachten, wie wir später hörten, den Kommandanten von Namur als Kriegsgefangenen nach Brüssel. Dann nahte ein endloser Zug belgischer und französischer Kriegsgefangener, voran die deutsche Fahne und zu beiden Seiten in kurzen Abständen deutsche Gardisten mit aufgepflanztem Seitengewehr. Bald waren wir im Bereich der Forts, auf der Straße schoben sich unsere Heeresmassen langsam vorwärts nach Namur hinein. Stellenweise waren von unseren Pionieren die Chausseebäume gefällt worden, um die Schußlinie freizulegen für unsere hier und dort aufgefahrenen Batterien. Unmittelbar neben der Straße war eine Haubitzenbatterie neu in Stellung gebracht worden, die gerade ihr Feuer auf eins der noch nicht genommenen Forts eröffnete. Es waren aufregende Momente. Nur ganz langsam ging's an der feuernden Batterie vorbei, die jeden Augenblick Gegenfeuer bekommen konnte.

Dann waren wir in der Stadt. Stramm zogen die ersten Regimenter durch die mittelalterlich engen Straßen, die widerhallten von den Marschliedern. Solchen Einzug muß man erlebt haben. Kalt läuft es einem den Rücken herab, und ein selten stolzes Gefühl, ein Deutscher zu sein, bricht sich Bahn.

Die Stadt selbst ist so gut wie unversehrt, nur mitten auf dem Markt ist eine Granate geplatzt. Weit im Umkreis ist das Pflaster aufgerissen, und die Fensterscheiben der umliegenden Häuser sind gesprungen. Auf einer von unseren Truppen geschlagenen Schiffsbrücke fuhren wir auf das rechte Maasufer.

Auf der Straße nach Huy sieht es ganz furchtbar aus. Der Boden ist dicht bedeckt mit zerbrochenen Gewehren und Patronentaschen, Käppis, Uniformfetzen und zerschlagenen Tornistern. Auf beiden Seiten der Straße sind Drahtverhaue und Erdwälle, hinter denen Geschütze und Munitionswagen

stehen, jetzt Siegestrophäen unserer Truppen. Dann ging es durch das landschaftlich so hübsche Maastal, in dem die rauchenden Häuser, die zerschossenen Dörfer, die gesprengten Brücken doppelt furchtbar wirkten, nach Lüttich.

Der erste Pour le mérite für einen Leutnant.

Der Leutnant Otto von der Linde vom fünften Garderegiment zu Fuß, ein Sohn des Potsdamer Amtsgerichtsrates von der Linde, hat sich als erster preußischer Leutnant seit 1866 den Pour le mérite verdient. Leutnant von der Linde hat die Auszeichnung dadurch erworben, daß er mit einem Handstreich am 24. August das Fort Malonne, das zum Fortgürtel von Namur gehört und völlig unbeschossen war, mit vier Mann in deutschen Besitz brachte. Der zweiundzwanzigjährige Offizier schildert in einem Brief an seine Eltern diesen Handstreich in folgenden Worten:

„Ich mußte mit 500 Mann auf ungedecktem Gelände auf das Fort losgehen. Ueberall starrten mir Schießscharten entgegen, aus denen es jede Sekunde losknallen konnte, und wenn das nicht, so konnte ich auf eine der vielen Minen, die ringsherum lagen, treten. Von allen Offizieren, die sich freiwillig dazu gemeldet hatten, wurde ich ausgesucht. Ich nahm von meinem Zuge nur vier Mann mit, und im Gänsemarsche näherten wir uns dem Fort. Heran konnte ich selbst nicht, weil die Brücke über den großen Wassergraben zurückgezogen war. Als der Kommandant uns bemerkte, rief ich ihn an und redete ihm vor, daß ein ganzes Regiment und Artillerie draußen im Walde stünde und das Feuer sofort eröffnet würde, wenn noch eine Minute mit der Uebergabe gewartet würde. Der Kommandant ließ die Brücke herunter, und wir betraten das stark befestigte Fort. Ich ließ jeden einzelnen vortreten. Wir untersuchten sie. Die Waffen mußten sie im Fort lassen. Meine vier Leute hatten das Gewehr im Anschlage. Der Kommandant vom Fort Malonne übergab mir seinen Säbel. Dann ließ ich die Belgier in eine Ecke treten, damit sie nicht sehen konnten, wer heran käme. Neben dem Kommandanten nahm ich 5 Offiziere und 20 Mann gefangen; die übrigen 400 waren schon geflohen. Ich ließ nun meinen Zug nachkommen. Die Gesichter der belgischen Offiziere hättet Ihr sehen sollen, als sie nachher unsere geringe Anzahl sahen. Ich holte die belgische Flagge herunter und meine Leute verfertigten aus einer belgischen Hose, einem Hemd und einer französischen Bauchbinde eine deutsche Fahne und hißten sie. Vorher hatten wir den Weinkeller aufgemacht und ließen beim Aufziehen der Fahne ein paar Sektflaschen knallen. Bis zur Ablösung mußte ich das Fort, das gänzlich unbeschossen war, besetzt halten. Ich erbeutete vier schwere 21-Zentimeter-Kanonen und eine Anzahl kleinerer Kaliber, über 100 Gewehre und Pistolen, 500 Granaten und mehrere Tausend Gewehrpatronen. Ich wurde erst am nächsten Morgen abgelöst. Wir schwelgten inzwischen in den großen Mengen aufgestapelter Vorräte."

Leutnant von der Linde hat seinen Eltern den Degen des Kommandanten und die Fahne des Forts Malonne als Siegestrophäe geschickt.

Longwy nach der Uebergabe.

2. September 1914.

Endlich hatte ich Zeit und Fahrgelegenheit, um Longwy zu besuchen. Mit dem Auto sausen wir durch Differdingen, auf dessen Höhen die Tod und Verderben speienden Belagerungsgeschütze ihre Aufstellung gefunden hatten, an Rodingen vorbei über Mont-Saint-Martin, und endlich liegt vor uns Longwy.

Sobald wir Mont-Saint-Martin in Sicht bekamen, konnten wir schon aus der Ferne an einzelnen Häusern die Spuren der Granaten bemerken, die dort ihren unheimlichen Besuch abgestattet hatten. Von einem hohen Schlot gähnt uns eine Oeffnung entgegen, durch welche ein solch unliebsamer Gast seinen Weg genommen. Sonst hat Mont-Saint-Martin, wo sich die ersten großen französischen Hüttenwerke befinden, wenig gelitten.

Kaum haben wir Mont-Saint-Martin hinter uns, verkünden uns von Longwy-Bas, noch mehr aber von Longwy-Haut zersplitterte Baumreste, die trostlos über Häuserruinen emporragen, daß die Granaten, die dort eingeschlagen haben, ihr Werk der Zerstörung gründlich durchgeführt haben. An der Kirche ist die Turmspitze zertrümmert. Die Wohn- und Wirtshäuser sind geschlossen. Vor denselben sieht man Frauen, Kinder und meist nur alte Männer, die wie geistesabwesend und stumm vor sich hinblicken. Solange die Beschießung von Longwy-Haut dauerte, d. h. etwa sechs Tage und sechs Nächte lang, saßen die Aermsten in den Kellern. Gelingt es, sie in ein Gespräch zu ziehen, läuft die Klage mit unter, daß die Franktireurs an so viel Leid die Schuld trügen und daß so viele Unschuldige für diese büßen müßten.

Nachdem wir uns beim Generalkommando die Erlaubnis zur Besichtigung der Festung eingeholt hatten, ging's bergan nach Longwy-Haut. Tiefe Löcher in den Gärten und Straßen bezeichnen den Platz, wo die Granaten eingeschlagen haben.

Nun sind wir oben an der Porte de France. Ein Haufen Steine liegt vor uns, der vor einigen Tagen noch das Städtchen mit der ganzen Eigenart der alten französischen Festung war. Links der Kirchturm von Longwy-Haut. Er ragt noch in seiner ganzen Höhe, wenn auch nicht mehr in seiner ganzen Breite über die Rasenböschung der Wälle herüber. Ein dicker Alleebaum ist durch eine Granate mitten entzwei geschnitten, der Stamm ist an der Bruchstelle gerissen und gesplittert, daß er aussieht wie ein Riesenpinsel. Die Mauerwälle stehen noch, nur da und dort haben sie in der grauen Patina einen frischen gelben Schmiß.

Das erste Tor der Porte de France ist ziemlich unversehrt, nur der obere Bogensims hat eine Schramme weg. Die Oktroibude ist vollkommen unversehrt und dient einem Dutzend Soldaten als Wachstube. Das runde Türmchen rechts hat einen Durchzieher quer über seine ganze Rundung herunter. Auf

der Wallbekrönung sind Bäume und Dächer zerschossen. Und durch die Porte de France hindurch reicht der Blick bis zur Porte de Bourgogne hinüber und trifft auf nichts wie Steinhaufen.

Dicht vor uns im innersten dritten Festungstore liegt ein breiter Wallgraben, über den eine Brücke nach den alten von Vauban hergestellten Festungsmauern führt. Das deutsche Militär hat die Brücke, die zusammengeschossen worden war, durch eine andere ersetzt. Die alten Vauban-Mauern haben besser standgehalten, zeigen jedoch eine große Anzahl von Löchern, die die Granaten geschlagen. Unter diesen Steinhaufen in den Kasematten lagen die Lebenden mit den Verwundeten und Toten zusammen, während draußen die Granaten krepierten. So fanden sie die Deutschen, als sie nach der Uebergabe der Festung einmarschierten.

Einzelheiten von der Einnahme der Festung Maubeuge.

Aus dem Feldbriefe eines Offiziers.

7. September 1914.

Gestern vormittag gegen 7 Uhr ritt die erste Staffel des Generalkommandos von Binche aus in die Feldstellung. Der Kanonendonner war so stark, wie er seit Anfang der Belagerung noch nicht gewesen war. Unsere eigenen Geschosse gingen mit dumpfem Surren hoch über uns ihren gepanzerten Zielen zu. Da plötzlich, ganz in unserer Nähe, ein noch nicht gehörtes Zischen; die Pferde geraten in wilde Aufregung, einige Reiter stürzen, und mit scharfem Knall schlägt zehn Meter rechts und links eine Lage von Granaten ein, genau auf unserer Höhe. Dann ein ruhiges Kommando: „Langsam angaloppieren!" Alle Pferde sind in der Gewalt der Reiter in ruhigem Galopp auf der Höhe, als etwa 50 Meter über uns eine Lage Schrapnells krepiert. Singend prasselt ein Kugelregen weit hinter uns, eine zweite Lage noch weiter.

Im Trabe erreichten wir die Stellung des Kommandierenden. Vor uns liegt das Fort Boussois. Die schwarz-weiß-rote Flagge ist gerade dort gehißt worden. Eine Sanitätskompagnie ist an ihrer traurigen Arbeit. Links davon am Südufer der Sambre Fort und Batterie Salemagne, vollkommen durch unsere Batterien eingedeckt. Unsere 42-Zentimeter werfen langsam und bedächtig ihre Ladungen. Jedesmal eine 50 Meter hohe Rauchsäule. Dahinter mehrere brennende Gehöfte. Dann plötzlich eine furchtbare Explosion. Bei uns spürt man den Luftdruck kräftig. Eine kolossale Flamme mit gelbem Rauch, wie aus einer großen Kanone geschossen, schlägt hoch. Der General der Artillerie vor uns sagt: „Na endlich, das Pulvermagazin."

Jetzt brennt es am ganzen Horizont. Links heftiges Maschinengewehrfeuer. Unsere 1. Pionierkompagnie bereitet den Sturm auf die Batterie und das Fort vor.

Gegen 11 Uhr vormittags erscheint die weiße Flagge. Ich werde hingeschickt, und im Galopp geht es durch die eingegrabene Infanterie durch Granatlöcher bis ans Fort. Da stehen sie schon in langen Reihen auf den Trümmern ihrer zähverteidigten Batterie. Das Rot ihrer Hosen verschmutzt in zerrissenen Stiefeln. Die langen graublauen Schoßröcke hängen ihnen bis auf die Kniekehlen; 2ème génie territoriale (Reserve). Die Gesichter sehen noch frisch aus. Die Offiziere machen noch einen sehr guten Eindruck, sind aber gänzlich nervös. Nicht Materialschaden und nicht Verluste haben sie zur Uebergabe gezwungen; nur das unausstehliche Detonieren der Granaten hat ihre Nerven untergraben. Gänzlich willenlos übergeben sie sich der Gnade des Siegers.

Die 400 Gefangenen werden zum Bahnhofe abtransportiert, und unsere Infanterielinien gehen über das Fort weg in das Dorf Boussois, wo es wieder zum heftigen Straßenkampf kommt. Vom Fort aus beobachte ich, wie jedes Haus gestürmt werden muß.

Von einem Artillerieleutnant.

8. September 1914.

Nun habe ich vier Nächte hintereinander im Freien zugebracht, davon zwei in den Eingrabungen und Deckungen, die wir für unsere Geschütze ausgeworfen hatten. Endlich Ruhe! Maubeuge hat gestern abend 7 Uhr kapituliert. Das eigentliche Böllern ging gestern in aller Frühe los. Die Franzosen hielten sich sehr tapfer. Mittags eine halbe Stunde etwas stillerer Geschützdonner, dann erneutes heftiges Feuern bis etwa 4 Uhr. Da kam ein französischer Parlamentär mit der weißen Flagge und fragte nach den Uebergabebedingungen. Unsere Antwort war sehr einfach. Nur eine einzige Bedingung: Bedingungslose Uebergabe der Forts und der Festung Maubeuge! Frist eine Stunde.

Prompt nach Ablauf der Stunde begann auf unserer Seite das Feuern wieder. Bald fingen auch die Franzosen wieder an, und nun kam der Höhepunkt. Es war einfach ein Höllenlärm von 5 Uhr ab. Die schwere Artillerie donnerte, als wenn die Erde bersten sollte, wir kläfften mit kleinerem Kaliber dazwischen. Maschinengewehre knatterten, ab und zu ging eine Dynamitmine mit grauenhaftem Knall und Qualm in die Luft. So ging's unentwegt ohne die kleinste Pause zum Atemholen bis 7 Uhr.

Da stiegen weiße Fahnen hoch auf dem Rathause und der Kirche von Maubeuge. Ein zweiter Parlamentär kam, und der erklärte dann die bedingungslose Uebergabe. Vieltausendstimmiges Hurra braust durch unsere Schlachtenreihen! Mir lief es heiß und kalt über den Rücken vor Freude. Die Tränen standen mir wirklich nahe. Es war ein herzbewegender Augenblick. Ich habe Hurra geschrien wie noch nie in meinem Leben. Ja, Siegesfreude ist ein Gefühl von unendlicher Majestät und Erhebung.

Von einem Feldartilleristen.
14. September 1914.

Nachdem Maubeuge sich ergeben hatte, wollten wir natürlich gern einmal die Wirkungen unseres Schießens sehen. Unser Oberleutnant führte uns deshalb hinaus zu den eingenommenen Forts. Unterwegs sah man allenthalben die Spuren des Krieges: zerschossene Dächer und Wände, ausgebrannte Häuser. Je weiter wir kamen, um so mehr häuften sich die Anzeichen, daß hier schwer gekämpft worden war: eine Menge Granatlöcher, mit Stacheldraht überzogene Felder, in die unsere Pioniere Lücken gerissen hatten, Uniformstücke, Tornister usw. Das erste Fort, das wir sahen, Fort Bersillier bot einen schrecklichen Anblick. Nie hätte ich mir die Wirkung unserer Geschütze so furchtbar vorgestellt. Riesige Steinblöcke lagen kreuz und quer durcheinander. Ringsum zerstreut lagen zerschossene Kanonen, Gewehre, ein Telegraphenapparat, Kisten voll Patronen, einzelne Granaten und Kleidungsstücke. Ueber all dieser Zerstörung wehte stolz im Winde die schwarz-weiß-rote Fahne.

Weiter ging es durch traurig aussehende Dörfer zur Ferme des Sarts, die wir ebenfalls beschossen hatten. Wir stießen auf ein tadellos ausgebautes französisches Zwischenwerk, in dem sich noch Kanonen und mehrere tausend Granaten vorfanden. Die Ferme des Sarts war ein großes Gehöft, in dem sich französische Infanterie festgesetzt hatte, auf welches unsere Batterie geschossen hatte. Man sah deutlich, wie die Franzosen beim Anlegen ihrer Schützengräben von unsern Granaten überrascht worden waren. Stellenweise waren die Spaten noch zum Stich eingesteckt, eine ungeheure Menge Stacheldraht lag umher: der Feind war mitten in seinen Befestigungsarbeiten gestört worden. Das Gehöft selbst war furchtbar verwüstet, ein großes Trümmerfeld. Am Eingang lag eine tote Kuh, im Hofe der Hofhund erschossen an der Kette. Auf dem Heimwege sahen wir die ersten gefangenen Franzosen aus Maubeuge.

Nach dem Fall der Festung konnten die Bewohner wieder in ihre Dörfer zurückkehren. Da sah man herzbewegende Szenen, als die Leute mit ihrem bißchen Hab und Gut, was sie mitgenommen hatten, in ihre leeren und zum Teil zerstörten Häuser einzogen. Frauen standen weinend da. Einen alten Mann sah ich, der immer wieder wie geistesabwesend mit einem Besen die Eingangsstufe fegte. Andere lachten uns krampfhaft an, als wir vorbeizogen, manch einer schaute aber auch in verbissener Wut nach uns hin.

Die Beschießung von Antwerpen.

Von **Georg Goetz.**

16. Oktober 1914.

Der so überraschend schnelle Fall der als unbezwinglich geltenden Festung Antwerpen hat wiederum die unbestreitbare Ueberlegenheit unserer Artillerie bewiesen, die, einmal Herrin des notwendigen Terrains, den Feind zum Abziehen zwang und so das mächtige Bollwerk in unsere Hände lieferte.

Antwerpens Hauptmacht waren seine außerordentlich starken Außenforts, die mit allen Mitteln moderner Festungsbautechnik ausgestaltet waren.

In erster Linie mußte es uns gelingen, diesen starken Gürtel, nämlich die Forts Waelhem, Wavre Ste. Cathérine, Koningshoyckt und Lierre mit ihren Redouten und Zwischenstellungen zu nehmen. Waren diese erst einmal in unsern Händen, dann war das Schicksal Antwerpens entschieden. Denn dann mußte der, übrigens sehr dichte Innenfortsgürtel zusehen, wie die großen Kaliber unserer Kruppschen Geschütze über sie hinweg direkt in die Stadt hineinfeuerten, sollte diese es nicht vorziehen, sich restlos zu ergeben. Schon nach dem ersten Sturm zogen sich unsere Feinde zurück, die Wirkung der Geschütze war zu verheerend. Die Besatzung des Forts Wavre Ste. Cathérine hatte das Fort sogar schon nach den ersten Stunden der Beschießung verlassen, kehrte am andern Morgen jedoch wieder zurück, um noch am selben Tage endgültig daraus vertrieben zu werden. Mit den 42-Zentimeter-Geschützen wurden in diesem Fort mehrere Panzerturmtreffer erzielt, die auch die Explosion des großen Munitionsmagazins des Forts zur Folge hatten. Im Fort Koningshoyckt wurden drei Panzertürme, die elektrischen Anlagen und die Kaserne zerstört. Das außerordentlich starke Fort Lierre wurde so stark mitgenommen, daß es an eine Verteidigung nicht mehr denken konnte und sich sofort nach Einstellung unseres Feuers ohne Kampf und Verluste für uns ergab.

Die durch unsere Geschütze angerichteten Verwüstungen übertrafen in einigem noch das, was man von Lüttich und Maubeuge gehört hatte. Im Fort Waelhem waren Panzertürme geborsten wie altes Mauerwerk, ein auf der Decke eines Hohlraumes geplatztes Geschoß durchschlug diesen Hohlraum in seiner ganzen Mächtigkeit von dreieinhalb Meter Dicke und riß in den betonierten Fußboden noch ein zwei Meter tiefes Loch. Ein außerhalb des Forts niedergefallenes Geschoß grub sich 5 Meter tief ein, der Krater hatte an seinem äußeren Rande eine Breite von sieben Meter. Aehnliche Schußwirkungen konnte man auch in den anderen von unsern Truppen genommenen Forts beobachten.

Um aber in die Stadt Antwerpen selbst hinein „funken" zu können, mußte auch noch nach der Einnahme der Forts ein schweres Stück Arbeit geleistet werden, nämlich das Instellungbringen der schweren Geschütze. Dazu aber mußte erst der Uebergang über die Nethe erzwungen werden. War dies in nordwestlicher Richtung bei Lierre durch die Besetzung des Fort Kessel und der Stadt Lierre ohne sonderliche Schwierigkeiten geglückt, so konnte er an der Hauptübergangstelle nördlich von Fort Waelhem nur unter den größten Opfern erzwungen werden. Für diese heldenhafte Leistung gebührt in erster Linie unseren Pionieren das höchste Lob, die unter furchtbaren Anstrengungen und Gefahren dem feindlichen Geschoßhagel trotzend den Uebergang schufen. Und wie in der Gesamtheit, so wirkte auch der einzelne Mann. Bewunderungswürdig war die Ruhe und Umsicht. So sah ich ein Pionierkommando, das den Befehl erhalten hatte, von Fort Waelhem aus durch das im feindlichen

Granatfeuer stehende Dorf Waelhem eine elektrische Leitung zur Nethe zu legen. Es geschah dies trotz eines wahren Hexensabbaths von Geschossen, Schrapnells und Granaten, mit einer Umsicht und Kaltblütigkeit, als befänden sich die Leute nicht dicht vor den feindlichen Stellungen, sondern friedlich auf dem Kasernenhof.

Während dessen wurden auch in den von uns zerschossenen Forts die Aufräumungsarbeiten begonnen und die Anlage von Notbefestigungen sofort in Angriff genommen. Diese sollten ihnen noch gute Dienste leisten, denn der letzte Verzweiflungskampf der Antwerpener zwang uns, jeden Fuß breit Land im Sturme zu nehmen. Jede Stellung mußte erkämpft, bezw. im Sturm genommen werden. Aber dem Opfermut unserer braven Truppen konnten auch die letzten feindlichen Stellungen keinen wirksamen Widerstand mehr entgegensetzen.

Ich fuhr im Automobil unsere Stellungen ab und konnte Beobachtungen machen über den vorzüglichen Geist unserer Leute. Eine Abteilung, die mehrere Stunden im Gefechte gelegen hatte, wird zurückgezogen. Schnell werden aus den Gewehren Tragbahren für die Verwundeten gemacht und zurück geht es Schritt für Schritt ohne Ueberhastung, je zwei Mann tragen einen verwundeten Kameraden und zwar so behutsam, sie vermeiden jede Erschütterung so sorgsam, daß einen ob solcher Beweise von Kameradschaftlichkeit eine gewisse Rührung überfällt.

An den stürmenden Truppen ging's zurück in den Schutz des benachbarten Forts. Am Wegrande knieten Truppen in Wartestellung. Noch von weitem hörten wir dann das Sturmkommando: „Sprung auf! Marsch, marsch!" Die Luft war erfüllt von dem Krachen der krepierenden Geschosse. Da — eine dichte, schwarze Rauchwolke türmt sich vor uns in bedrohlicher Nähe auf, unmittelbar begleitet von dem rollenden Knall der detonierenden Granate, die in die Kirche im Dorfe eingeschlagen war und Teile des Kirchturms in die Luft wirbelte. Ueber unsere Köpfe hinweg rollten mit dem Geräusch eines dahinfahrenden Schnellzuges die schweren Geschosse unserer Mörserbatterien, unterbrochen von dem hellen Pfeifen der Geschosse unserer Feldgeschütze. Dieser Ton ist der gleiche, den der Wind in den Telegraphendrähten anstimmt.

Zeitweise befanden wir uns von den feindlichen wie „freundlichen" Stellungen gleicherweise entfernt. Ueber unsere Köpfe hinweg pfiff es herüber und hinüber. Einen Augenblick stockt das Feuern auf beiden Seiten wie auf Verabredung. Plötzlich donnert es mit Zwischenräumen von einer Sekunde mehrere Male hintereinander. Die Geschosse pfeifen heran. Man kann noch nicht unterscheiden, sind es unsere oder feindliche, werden sie an uns vorüberziehen, oder werden sie bei uns Halt machen. Das letztere trifft zu. Keine zehn Meter von uns sehen wir zwei der braven Pioniere fallen, die meisten Geschosse streuen aber, wie gewöhnlich, zu hoch (teilweise lag der Sprengpunkt der belgischen Schrapnells 200 Meter hoch) und verschleudern ohne jeden Schaden für uns die Ladung in den Wind.

Die eine Partie des verhältnismäßig gut erhaltenen Weges ist besonders das Ziel der feindlichen Geschosse. Im Fahren überlegen wir, ob wir auf der Straße bleiben oder quer über das Feld fahren sollen. Wir wählen das erstere, und die Folge ist, daß wir von dem reichlichen Regen noch etwas abkommen. Unsere Plandecke wird an mehreren Stellen zerfetzt, im Wagen selbst hopsen einige Kugeln herum, ohne uns jedoch Schaden zu tun. Man hat draußen eine besondere Art, über derartige feindliche Grüße zu quittieren — man lacht. Die Freude über das glückliche Ueberstehen einer Gefahr kann es nicht sein, denn schon nach Sekunden hat man ausgiebig Gelegenheit, die gleichen Gefahren mehrfach zu bestehen. Lachen hat aber etwas Befreiendes an sich.

Wir kommen zum Fort. Der Kommandant steht noch auf der Notbrücke und berichtet uns die ihm eben gemeldeten Erfolge unserer Stürmer. Noch einige Stunden Erwartung, ohne Bangen, denn wenn man unsere Leute gesehen hat, muß man zuversichtlich sein.

Wir wollen zurück zum Hauptquartier der Belagerungsarmee, da trifft die Nachricht ein, daß das gesamte Nethe-Ufer besetzt ist und daß unsere schwere Artillerie erfolgreich bereits nachgezogen wird. Nun wissen wir, daß alles gut steht, daß unsere Artillerie nun in der Lage sein wird, nötigenfalls in die Stadt hineinzuschießen, daß also der Fall der Stadt Antwerpen nur noch eine Frage von Stunden ist.

Unsere Brummer.

Ihr singt von Kampf und Wunden,
Vom Tod in grauser Schlacht,
Von tausend Kriegstrophäen,
Die stolz ihr heimgebracht.

Ihr singt, wie ihr geblutet
Für euer Vaterland,
Und noch dem Bruder reichtet
Die treue Bundeshand.

Von Kaiser Wilhelm singt ihr,
Von seiner Feldherrnschar;
Von jedem, auch dem Kleinsten,
Der mit beim Tanze war.

Doch wollt ihr nicht vergessen
In eurem Siegessang
Uns, mit den breiten Mäulern,
Den Leibern, riesenlang.

Wir sind ja von der Garde:
Elite-Akelei;
Wo's galt die schlimmsten Sträuße,
Da waren wir dabei.

Und taten wir die Mäuler
Zu unserm Singen auf,
Da war die stärkste Wehre
Ein wüster Trümmerhauf.

Die dickste Panzerplatte
War uns'rem Zahn ein Biß,
Was kieselhart geschichtet,
Das hob sich, barst und riß.

Und wo wir mittun durften,
Da gab's kein' Widerstand.
Eins... zwei... schon flattert schüchtern
Die weiße Fahn' ins Land.

Ernst hat uns ausgehauen
Der deutsche Hammerfleiß,
Nun brummen wir in Welschland
Gar seltsam uns're Weis.

Drum, singt ihr Heldenlieder,
Vergeßt auch unser nicht! —
Den braven „Zweiundvierzigern"
In's Stammbuch dies Gedicht!

H. Biesenbach.

II. Der erste große Schlag gegen Frankreich.

Der Kampf gegen Frankreich führte sieben selbständige deutsche Heere auf den Plan, die teils durch Belgien und Luxemburg marschierten, teils im Reichsland Elsaß-Lothringen ihre Operationen begannen. Ihre Führer waren der deutsche Kronprinz, Kronprinz Rupprecht von Bayern, Herzog Albrecht von Württemberg, die Generaloberſten von Kluck, von Bülow, von Heeringen und von Hausen; letzterer erkrankte und wurde durch den General der Kavallerie von Einem abgelöst. Die Franzosen hatten einen bedeutenden Teil ihrer Armee gegen Lothringen angesetzt und den Vormarsch in der rechten Flanke durch den Vorstoß erheblicher Kräfte nach dem Ober-Elsaß unterstützt. Eine zweite große Armee marschierte von der oberen Maas her durch die Ardennen heran, während eine dritte gemeinsam mit dem englischen Heer nach Norden operierte. Diese gewaltigen Heeresmassen hatten auf ihrer Entwicklungsfront vor der belgischen, luxemburgischen und deutschen Grenze vorzügliche Stützpunkte in der langen Kette von Festungsstädten. Sperrforts und von langer Hand her vorbereiteten festen Feldstellungen. So bildeten sich vorerst verschiedene Kampfgruppen heraus, die aber unter dem Zwang der Ereignisse schließlich zu einer einzigen Front von über 400 Kilometer Ausdehnung zusammenschmolzen. Die ersten Zusammenstöße erfolgten auf deutschem Boden, aber dank der überlegenen Führung und dem ausgezeichneten Zusammenarbeiten der deutschen Heere, nicht minder aber auch dank der unwiderstehlichen, von heller Begeisterung getragenen Tapferkeit unserer Truppen gelang es bald, die feindliche Offensive zu brechen und den Kampf nach Frankreich selbst hineinzutragen. Bei Mülhausen und Altkirch im Elsaß und bei Lagarde an der lothringischen Grenze wurden die Franzosen zurückgeworfen, in einer großen Schlacht zwischen Metz und den Vogesen unter Führung des Kronprinzen von Bayern vollständig geschlagen.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

22. August 1914.

Die glorreichen Augusttage des Jahres 1870 wiederholen sich. Wiederholen sich, doch nach einem Maßstabe, den man 1870 noch nicht kannte. Welch' gewaltiger Aufmarsch! Ueber Räume, die ganze Reihen berühmter Schlachtfelder in sich einschließen; von Brüssel unweit dem Felde von Waterloo, über Luxemburg, Metz bis zum Südabfall der Kämme des Wasgenwaldes, in diesem ganzen gewaltigen Raume stehen die deutschen Heere. Und doch wie ein Uhrwerk so genau vollzogen sich, unbeirrt durch die Störungsversuche vom Westen her, getreulich den vorausberechneten Plänen folgend, Anlage und Antrieb des Räderwerkes der gigantischen Kriegsmaschine. So genau und so pünktlich, daß, als auf der ganzen Linie der Aufmarsch beendet war, mit erstaunlicher Gleichzeitigkeit auf den räumlich so weit getrennten Kriegsschauplätzen die eisenstarrende Masse in Bewegung geriet, in die eigentliche Handlung eintrat.

So brach denn der **20. August 1914** an als ein Kriegstag erster Ordnung, der in dem Raum zwischen Metz und dem Wasgenwalde, große Ereignisse sich vollenden sah. Auf zweifellos wohlvorbereiteten Schlachtfeldern südlich Metz wurde die französische Vogesenarmee aufs Haupt geschlagen! Nicht um eine einzige Schlacht, sondern um Schlachten handelt es sich, die sich über einen gewaltigen Raum erstreckten. „In Schlachten zwischen Metz und den Vogesen," sagt die amtliche deutsche Meldung, an denen „Truppen aller deutschen Stämme" unter des Kronprinzen Rupprecht von Bayern Oberbefehl teilgenommen haben. Unaufhaltsam riß der mächtige „Elan", den die Franzosen als die ihnen vorzugsweise eigene Soldatentugend rühmen, und den als furor teutonicus doch schon das sieggewohnte Rom staunend kennen gelernt hat, unsere todesmutigen Truppen vorwärts. Dem geschlagenen Feinde auf den Fersen zu bleiben, war noch allemal eines der höchsten Gesetze der deutschen Kriegführung, aber auch eines der selbstverständlichsten Gebote deutschen Soldatengeistes. „Unsere Truppen, beseelt von unaufhaltbarem Drang nach vorwärts, folgen dem Feind und setzen den Kampf auch heute fort." Wenn man diesen Schlußsatz der amtlichen Meldung liest, dann fühlt man ordentlich mit, wie der lange gezähmte Drang unsere braven Soldaten ungestüm fortriß. Wenn schon in der friedevollen Heimat mancher ungeduldig werden wollte, mit wieviel Ungeduld mögen erst unsere Tapferen da draußen an der Grenzwacht die Abrechnung mit dem übermütigen Gegner erwartet und herbeigesehnt haben!

Den hatten sie zwar schon ein paarmal mit blutigen Köpfen heimgeschickt, wenn er bald hier, bald da seine Fühler hineinstreckte ins deutsche Land und gar glaubte, schon vorweg wichtige Stellungen besetzen zu können, so etwa, wie wir es bei Lüttich getan. Aber bei der Abwehr mußte es jedesmal sein Bewenden haben; zähe hielt die Führung straff die Zügel in der Hand, und nicht eher durften die Massen, die hier ihre vorbestimmten Stellungen eingenommen, losschlagen, als bis der erwartete Augenblick gekommen war. Der Augenblick, da der Feind, kühn gemacht durch die deutsche Zurückhaltung, die er sich wohl als Mangel an Bereitschaft an dieser Stelle deuten mochte, nun auch in lohnender Masse über die Grenze und — dahin ging, wo man ihn haben wollte. Und jetzt durfte auch die lange verhaltene Kampfbegier zu ihrem Rechte kommen, durfte der stürmische Drang nach vorwärts ganze Arbeit machen.

„Lieb Vaterland magst ruhig sein!" Die Fahnen heraus! Und zum Lenker der Schlachten hinauf ein heißes Dankgebet! Und wieder ein Gebet für unsere Helden, die siegreich vorwärtsstürmenden, wie für die ehrenvoll gefallenen! Und dann weiter ohne Bangen. Mit Kraft hat uns gegürtet unser heiliges Recht. Wir wollen es dem Feinde so diktieren, daß er es nimmer vergißt.



Hinter Metz . . .!

Am Rhein war's: ein sonniger Maientag,
Die Amsel rief lockend im Buchenhag,
Barfüßig kam ein Mädel und sang,
Ein Volkslied war es von keckem Klang,
Hell scholl ihre Stimme — da ward ich gestört:
Ich habe nur noch den Endreim gehört:
„Hinter Metz, bei Paris in Chalons!"

Vor Jahren mag das gewesen sein,
Doch heute, heute fiel es mir ein.
In feurigen Funken die Drähte entlang
Die Nachricht lief: „Sieg, Sieg!" Wie das klang!
Auf der Straße haben's die Kinder geschrien,
Das Telephon klingelt: „Hallo, hier Wien!
Sag an, ist es wahr, ist es wirklich so?
Ist's wahr, daß die Deutschen siegten — und wo?"
Da rief ich lachend ins Telephon:
„Hinter Metz, bei Paris in Chalons!"

Es war hinter Metz — mehr wußte man kaum,
Für einen Gedanken nur hatte man Raum:
Da, wo die Deutschen gehauen sich han,
Da haben sie gründliche Arbeit getan,
Da wächst kein Gras mehr, da gibt's nicht Pardon:
„Hinter Metz, bei Paris in Chalons!"

Nun wehen die Flaggen von jedem Haus,
Wie sehen die Menschen so glücklich aus!
Es hallen die Straßen vom Bubengeschrei,
Da ziehen Soldaten, Soldaten vorbei . . .
Wohin geht der Weg? Ihr Jungens: allons!
„Hinter Metz liegt Paris . . . bei Chalons!"

Bei Metz war die Schlacht? Und was weiter geschah . . .:
Kein Extrablatt? Noch nichts wieder da?
Vor jeder Zeitung viel Hunderte stehn.
Bei Metz! Doch was nun, was ist mehr noch geschehn?
Wo sind uns're Truppen? Vielleicht schon . . . pardon!
„Hinter Metz, bei Paris . . . in Chalons!"

Tony Eick (am 21. August abends).

Zwischen Metz und den Vogesen.

Beobachtungen eines Augenzeugen.

In der Frühe des 19. August machte ich mich auf den Weg zum Schlachtfeld, das sich nach den Truppendurchmärschen und den Artillerieaufstellungen in allernächster Nähe ergeben mußte. Nach einem Marsche von zwanzig Minuten war ich der vordersten Artilleriestellung bereits auf zwei Kilometer, den Infanterieschützengräben auf ein Kilometer nahegekommen. Damit mußte ich mich begnügen, wenn ich nicht von den überall postierten Vortrupps zurückgewiesen werden wollte, die ich, wenn es sein konnte, durch Orientierung gerade unterstützen wollte.

Die Sonne schien schon recht warm aus einem wolkenlosen Himmel auf die gelben Haferfelder und in die grünen Kartoffeläcker und Wiesen — der Horizont war ein wenig dunstig, die Gräser tauig. Ein schönes Bild eines friedlichen Sommermorgens. Da dröhnt hinter mir aus etwa vier Kilometer Entfernung ein Schuß aus einem entsetzlich groben Geschütze. Ich hatte im Winter auf meinen Waldbegängen so oft die Saarburger Feldartillerie schießen hören und konnte aus dem eben vernommenen Klange sehr wohl feststellen, daß ein ganz anderes Kaliber feuere, als das der gewohnten Feldgeschütze. Wie ich mich noch bedenke, ob ich mich nicht etwas näher heranbirschen solle, um den mir noch unbekannten und offenbar gut verdeckten Standort der Mörser

oder Haubitzen auszumachen, sehe ich durch mein Glas in etwa vier Kilometer Luftlinienentfernung eine grau-schwarze Rauchwolke aufsteigen.

Gleich danach feuert das Geschütz wieder — und unter der ersten Rauchwolke steigt nach etwa dreiviertel Minute eine zweite auf. Da beide in nächster Nähe einer hinter der Ortschaft Gosselmingen hart am Waldsaume gelegenen Meierei, dem Bromsenhofe, aufstiegen, konnten die Schüsse nur dem Gehöfte gelten, dessen rotes Ziegeldach in der Sonne leuchtete. Und wirklich: ein dritter Schuß — etwas rechts! Ein vierter: das Haus verschwand in der grau-schwarzen Wolke — als sie sich verzogen hatte, leuchtete das freundliche Ziegeldach nicht mehr herüber. Was von feindlicher Vorhut sich darin festgesetzt hatte, mußte unter den Trümmern begraben liegen. Indem fuhren mir gegenüber auf zwei Kilometer Entfernung auf dem Rommelfinger Berge, zwei bayerische Batterien auf — ich muß sagen: elegant!

In nicht mehr als fünf Minuten stand Geschütz um Geschütz in Deckung knapp hinter dem Kamme — in weiteren fünf Minuten die Protzen im toten Winkel in der Talmulde dahinter. Jetzt war der Artilleriering vom Walde oberhalb Rommelfingen über Bettborn, Oberstinzel und Helleringen geschlossen. Und nun feuerte auch die Batterie über Bettborn in der Richtung auf Dolvingen zu — über dem Walde aber von Dieuze her platzten in weißen Wölkchen die Schrapnells, ebenso weit weg aber von den Ausläufern der Vogesen herüber schallte der Donner der schweren Artillerie des Feldheeres, das entlang dem Gebirgsrande gegen die aus dem Gebirge marschierenden feindlichen Korps stand.

Die Schlacht, die Dienstagabend (18. August) bei Mittersheim und Lauterfingen west-nord-westlich von Finstingen begonnen hatte, setzte sich somit auf der lothringischen Hochebene, die ich nordwestlich bis gegen Dieuze und südlich bis gegen Alberschweiler ziemlich übersehen konnte, an allen Punkten zugleich fort. Nach dem zu vernehmenden und beobachteten Geschützfeuer stand also ein bayerisches Reservekorps in einem nach Südwesten offenen Bogen ungefähr von Kerprich über Vergaville—Dommenheim—Geinslingen—Insweiler—Diedendorf—Wolfskirchen—Postdorf—Kirberg—Bettborn—Oberstinzel—Hilbesheim—Brauweiler—Hommartingen—Arzweiler bis an einige wohl noch südlicher gelegene Ortschaften in den Vogesen. Fast im Scheitelpunkte dieses Bogens, der nach meiner Schätzung 50—60 Kilometer messen mochte, lag Finstingen. Und die am stärksten befestigten Feldstellungen, von denen ich bisher noch nichts berichtete, befanden sich in dem welligen, hügeligen Gelände östlich der Saar. Auch der Laie mußte sich von ihnen sagen, daß sie meisterhaft gewählt waren und der von Süden aus den Vogesen bereits herausgezogene und von Südwesten über die lothringische Hochebene anrückende Feind sich davor verbluten müsse, wenn er nicht Festungsgeschütze dagegen aufzufahren vermöchte.

Es war nun von einem alle Sinne gefangennehmenden und alle Nerven in Spannung haltenden Interesse, zu sehen, wie oft und an welchen Stellen der Vorstoß gegen unsere feste Stellung versucht und mit welch unheimlicher Präzision er regelmäßig von unserer zweifellos weit überlegenen Artillerie

zurückgewiesen wurde. Das weite flachhügelige Schlachtfeld ist sehr wald- und seenreich. Wo immer am 19. August der Feind, in dem mehr nördlichen Geländeausschnitte, seine Artillerie aus dem Walde heraus gegen die unsere in Stellung bringen wollte, schlug der Versuch mit offenbar schweren Verlusten für ihn fehl. Besonders eben wie mir schien, unter der Wirkung der groben Steilfeuergeschütze, die ich an diesem ersten Schlachttage beim besten Willen nicht zu Gesichte bekommen konnte. Kleingewehrfeuer war nicht zu hören, außer wenn feindliche Flieger unsere Stellung abflogen. Ich sah deren mehrere — darunter aber auch einen Deutschen, der am schwarzen Kreuze auf der Unterseite der Aeroplanflügel kenntlich, durch Abwerfen von buntfarbigen Leuchtkugeln seine Absicht zu erkennen gab, eine Notlandung vorzunehmen. Er wurde von einer in Reserve um etwa drei Kilometer weiter zurückliegenden Truppe trotzdem unter Schnellfeuer genommen, und landete — Gott sei Dank unversehrt! — im Saartale unterhalb Diedendorf. Die feindlichen Flieger flogen, wie auch an den Tagen vorher, fast immer über 2000 Meter hoch — ob sie so viel Nützliches haben melden können, bezweifle ich. Ein zwischen Hafermandeln stehendes Geschütz ist schwer zu erkennen — unsere Schützengräben waren wenig auffällig — unsere feldgrauen Uniformen stechen gegen Getreidefelder und Stoppeln wie gegen Klee- und Kartoffeläcker nur sehr wenig ab. Um Mittag hatte sich das Gefechtsbild, soweit ich es übersehen konnte, nicht geändert, nur der rechte Flügel schien sich etwas vorgeschoben zu haben.

Auf dem Bahnhofe hatte sich inzwischen bei den zurückgebliebenen Beamten Not an Nahrungsmitteln, besonders an Brot und Salz, eingestellt. Ich fuhr kurz entschlossen mit dem Bahnmeister, der sich der Lebensmittelzufuhr annehmen wollte, auf einer Maschine nach Saarunion, wo zwar ein lebhafter Verkehr aller möglichen Fuhrparkskolonnen herrschte, von der im vollen Gange befindlichen Schlacht aber so gut wie nichts bekannt war. Bevor wir in der Lage waren, unsere Brot- und Salzeinkäufe hier, 15 Kilometer hinter der Front, auf die Lokomotive zu nehmen, wurde diese telegraphisch von Berthelmingen requiriert, das eben den Befehl zu sofortiger Räumung auch der Station erhalten hatte. Wir fuhren also mit voller Kraft zurück und ich begab mich sofort wieder bergaufwärts auf meinen vorgeschobenen Posten, wo ich bis zum Dunkelwerden blieb. Der Feind versuchte gegen Abend noch südwestlich von Gosselmingen und St. Johann von Bassel an zwei Stellen seine Geschütze näher an unsere Batterien heran zu bringen. Es mißlang ihm regelmäßig. Seine Geschosse gingen zudem alle zu hoch; eines krepierte links seitlich von meinem Standorte — ein Kilometer von mir, eineinhalb Kilometer hinter der Batterie, der es wohl gelten sollte, und nur 300 Meter vom nächsten Verbandplatze entfernt.

Unsere Artillerie wie Infanterie kochten ab und ich ging heim, um zu sehen, ob ich irgendwo zu einem Abendbrote kommen könnte. Um ein Tauschobjekt zu erwerben, kaufte ich mir ein Liter Rotwein; damit machte ich mich auf die Suche nach der nächsten Feldküche und erhielt nun in meinem Waschkrug — ein anderes Gefäß hatte ich für den Augenblick nicht zur Hand —

eine tüchtige Portion Kartoffelsuppe mit Rindfleisch. Kaum hatte ich sie „gefaßt“, da kamen aus dem Gefechte von Lauterfingen her drei Leichtverwundete, die um ein Abendessen frugen. Ich hatte soviel, daß es zur Not für uns alle reichte. So setzte ich mich mit den dreien zum „Souper“ — es schmeckte einem besser wie dem anderen und reichte für alle . . .

Am nächsten Morgen (20. August) wachte ich erst um fünf Uhr auf, als die beiden auf dem Rommelfinger Berge vor Finstingen stehenden Batterien das Feuer eröffneten. In aller Eile zog ich meinen schlechtesten Anzug an, weil ich den Tag mit unseren Truppen im Felde liegen und, wenn möglich, Führerdienste in dem mir genauer bekannten Walde leisten wollte.

Die Sonne brannte, der Horizont gegen die Vogesen war recht dunstig. Alle Batterien feuerten bereits. Gegen neun Uhr etwa stand die Schlacht, und die Franzosen, die in der Nacht vom 19. auf den 20. August in breiter Front gegen das linke Saarufer vorgerückt waren und ihre Artillerie bei Saarburg, Saaraltdorf, Dolvingen und St. Johann von Bassel in einige sehr gute Stellungen gebracht hatten, wurden von da an aus einer Stellung nach der anderen geworfen.

Mir machte es den Eindruck eines großen Kesseltreibens, als ich von den Vogesen sowie von Dieuze herüber unsere Granaten über den Wald fliegen sah. Von unserer an sich schlecht sichtbaren Infanterie, die in weit auseinandergezogenen Schützenlinien oder Trupps und Gruppen von einer Häuser- oder Walddeckung zur anderen vorging, war nur wenig zu sehen. Mit einem sonderbar erhebenden Gefühle, das sich gar nicht in Worte kleiden läßt, erfüllte es einen aber, wenn der grüne Laubwald immer von neuem das Hurra der mit Todesverachtung Stürmenden zurückgab. Und wo ich das Hurra hörte, dahin richtete ich das Glas zunächst, weil ich sicher sein konnte, feindliche Kolonnen in voller Flucht davor beobachten zu können. Unheimlich war die Präzision des Artilleriefeuers auf diese flüchtenden Kolonnen. Das waldige Gelände gewährte wohl langen Unterschlupf, aus dem der Feind aber doch einmal vor dem bayerischen Ungestüm weichen mußte. Was dann in roter Hose und blauem Rocke über die gelben Felder fliehen mußte, kam meist nur 100 oder 200 m über den Waldrand hinaus. Ich sah ganze Züge, die im Rauche der platzenden Geschosse verschwanden und nicht mehr aufstanden. Aus den Schützengräben flogen sie mitsamt dem armtief aufgerissenen Boden — es war furchtbar.

Die wenigen festen Straßen, auf denen geschlossenen Kolonnen marschieren konnten, waren auf eine Entfernung bis zu acht Kilometer von den beiden bei Helleringen postierten Batterien der schweren Artillerie des Feldheeres, hinter denen auch heute wieder der Fesselballon hochgezogen war, bestrichen. Mit einer Sicherheit, von der ich bis dahin keine Vorstellung hatte, schlugen die Geschosse an den Straßenrändern und mitten auf den Wegen ein. Nördlich von Zittersdorf ritt eine trabende feindliche Kavallerieabteilung in Zügen hintereinander — es konnten zwei Schwadronen sein — von weitem sah die Marschformation aus wie ein geschlossenes Viereck.

Hinter mir feuert ein Geschütz der bayerischen Haubitzen-Batterie. Ich verfolge das hoch über mir hinfliegende Geschoß nach seinem eigenartigem Schwirren und richte mein Glas unwillkürlich auf die Kavallerieabteilung. — Nach schätzungsweise einer Viertelminute eine grau-schwarze Wolke, hinter der die Abteilung verschwindet . . . Wie sich der Rauch verzog, sah ich nur eine lang auseinandergezogene Reiterlinie dahinstieben — was geblieben war, konnte ich mir denken.

Es ist zwischen Mittersheim und Lauterfingen vorgekommen, daß bayerische Landwehr unversehens bis auf 50 Meter an verdeckte feindliche Artillerie und Infanterie herangekommen ist, mit Hurra stürmte und nicht einen Mann verlor. Nach meinen Beobachtungen hält sich der Franzose in Häusern am längsten oder in weit entfernter, gedeckter Feldstellung. Aus festen Stellungen vorgehen habe ich französische Truppen am 19. und 20. August nirgends gesehen. Gegen 2 Uhr nachmittags waren sie von St. Johann von Bassel bis nach Saarburg aus sämtlichen Stellungen geworfen und zogen sich in voller Flucht auf den Straßen über Langd und Kirchberg zurück. Wie im Manöver setzte unsere Artillerie nach. Die Batterien zogen eine nach der anderen im Trab ab — zuletzt auch im schwerfälligen Schritte die Haubitzen und Mörser mit ihren groben Stimmen und den furchtbaren Fernwirkungen.

Ueber Saarburg stiegen dichte Rauchwolken auf, der Saarwaldhof lag in Trümmern, in Gosselmingen und St. Johann brannten einzelne Häuser — mitten aus dem Walde quoll schwarzer Rauch: das Schleusenwärterhaus Nr. 8 brannte, in dem ich wochenlang mein Standquartier aufgeschlagen gehabt, als ich die Schutzbezirke Bisping und Angweiler zu begehen hatte. Gegen 3 Uhr nachmittags standen, soweit ich das Feld mit meinem Glase beherrschte, unsere Batterien und Bataillone um sechs bis acht Kilometer der Grenze näher — unsere Schwadronen waren schon weiter hinaus, dem Feinde auf den Fersen.

An Nachrücken war für mich nicht zu denken — es ging trotz der tollen Hitze mit staunenerregender Eile vorwärts; dem geschlagenen Feinde hat man keine goldenen Brücken gebaut! Ich beobachtete die Verfolgung noch eine kurze Weile und ging in der Annahme, daß es in Finstingen allerlei Arbeit für mich geben könne, dahin zurück. . . .

Am 21., einem Freitage, früh nahm mich ein Oberapotheker im Kraftwagen nach Saarburg mit. Ich wollte auf dem von mir gestern beobachteten Schlachtfelde heute die Wirkungen aller Waffen feststellen und nach Möglichkeit helfen, wo noch zu helfen war. Wir waren kaum recht in Saarburg eingefahren, als hinter uns her jemand rief, wir möchten vorsichtig fahren.

„Warum denn?"

„Ei, weil man hier vor Ihnen vor fünf Minuten aus dem Hause dort noch einen Unteroffizier vom Rade geschossen hat; es stecken eben noch zuviel Franzosen in den Kellern.

Da weder der Oberapotheker noch ich eine Waffe trugen, fuhren wir nicht weiter. Tatsächlich hat der Straßenkampf in Saarburg am 21. noch bis zum

Abend gedauert, wie ich abends von Saarburgern, die nach Finstingen gekommen waren, erzählen hörte.

Um keine Zeit zu verlieren, versuchte ich, von der anderen Seite das beobachtete Schlachtfeld zu erreichen. Als ich auf das freie Feld gegen Dolvingen kam, zeigte sich, daß die Wirkung unserer Artillerie vernichtend gewesen; was ich gestern mit dem Glase gesehen, das bot sich nun dem Auge aus nächster Nähe in aller seiner Furchtbarkeit dar . . . Von Langd nahm ich den Förster mit und wir sahen nun, wie die Franzosen im Felde versucht hatten, sich hinter flüchtig aufgeworfenen Erdhügeln gegen die nachstürmende Kavallerie festzusetzen. Auch Hafergarben hatten sie da und dort zum Verdeck vorgebaut. Ueberall lagen, besonders auch auf den schmalen Waldwegen, die unsere schwere Artillerie zwei Tage hindurch unter Feuer genommen gehabt, Tornister, so leicht wie unsere Schulranzen, Käppis, Gewehre und Munition in Hülle und Fülle.

Der Weg nach dem Bromsenhofe war total zerlästert — rechts und links, mitten hinein in die Stangenhölzer führten Geleise, auf denen die feindlichen Batterien vor unseren Geschossen Deckung gesucht haben mochten. Es muß ein grauenhaftes Durcheinander geherrscht haben.

Der Bromsenhof lag in rauchenden Trümmern — ringsum verendetes Vieh — einzelne Tiere lebten noch — die Luft war verpestet von dem schwelenden Holze und den in der Sonnenglut verwesenden Kadavern. Auf dem Schlachtfelde vom Langder Walde bis nach Gosselmingen und St. Johann von Bassel waren Fuhrwerke mit dem Transporte der Gefallenen noch vollauf beschäftigt. Zwischen St. Johann von Bassel und dem Bromsenhofe lagen sie an mehreren Stellen reihenweise übereinander — meist Franzosen — aber auch viele von unseren tapferen Bayern.

An einem unserer Massengräber war eine Kompagnie zum Ehrensalut angetreten; ich zog mich still zurück und ging ins Kloster von St. Johann von Bassel, wo 700—800 Verwundete lagen und genug deutsche Aerzte, Pfleger und Pflegerinnen zur Verfügung standen. . . .

Als ich abends wieder in Finstingen anlangte, gab es wieder, wie die Tage vorher, ein Durcheinanderfragen und Auskunftgeben an Gesunde und Verwundete. Ich antwortete und wies an, so gut ich es wußte und konnte. Die Nacht vom Freitag zum Samstag, den 22. August, war ein ununterbrochener Durchzug von fahrenden Kolonnen aller Art.

Der Feind war unter der ungeheuren Wucht des Angriffes eines bayerischen Reservekorps, das hier wenigstens gegen zwei französische Korps gefochten hatte, über 40 Kilometer weit zurückgegangen; der Erfolg der bayerischen Waffen war ein glänzender!



Sieg!

Auf Sphärenfittichen ist es gekommen, das Zauberwort, das die draußen im Felde und wir daheim in inbrünstigem Beten vom Allmächtigen erfleht, im felsenfesten Vertrauen auf das gute Recht, auf die eigene Kraft und auf die bewährten Führer erhofft, und um das wir doch gebangt haben in der sorgenschweren Seele angesichts der unüberwindlich scheinenden Uebermacht der Feinde ringsum.

In endlosen Reihen brach es heraus aus den Wäldern, den Schluchten und Pässen des von der Natur getürmten Grenzwalles, das welsche Ungewitter Welle auf Welle heranwälzend in steigender Flut. Grollender Granatengruß entströmt mit tausendfältigem Echo den ehernen Schlünden der Kanonen und Haubitzen, aus meilenlangen Gräben sprüht das Feuer der Gewehre; schrillende Pfeifen, gellende Hörner und wirbelnder Trommelschlag hüben und drüben. In wütenden Sätzen springen sie heran, rothosige Infanteristen, stahlblaue Chasseurs, phantastisch aufgeputzte Zuaven, die Tigerkatzen der Kabylen und vom Senegal. „A moi, mes braves! A la baïonnette — Vive la France!“

Aber Germaniens Söhne stehen fest wie seine Eichen, totverachtend das Auge auf den Feind gerichtet, die Herzöge und die Mannen. „Ruhig zielen — Schnellfeuer.“ Das rattert und knattert und dröhnt. — „Auf, marsch — marsch!“ Graue Recken steigen aus grauem Grund, aus grünem Hag und Hecken. „Tatatata, tatatata, tata, tata, tatatata„ jauchzen die Hörner, „Tam tam, tam tam“ jubiliert das Kalbfell durch den Höllenlärm, und der alte Kampfruf „Hurra“ erbraust vom deutschen Heerbann. Hoch über seinen Häuptern flattern die Fahnen mit dem fliegenden Zollernaar — „Nec soli cedit — er weicht der Sonne nicht“, — mit den blau-weißen Rauten der Wittelsbacher, mit dem badischen Greifen, dem rot-weißen Hessenlöwen und der Schwaben schwarz- und blutrotes Sturmbanner. Falle, was fällt — nur vorwärts! In Strömen rinnt kostbares Lebensnaß aus tausend Herzen und Wunden, der kalte Stahl zerstört manch' treuer Mutter Traum und manchen Vaters Stolz — in Schloß und Hütte diesseits und jenseits der Vogesen.

Ob zu dieser Stunde dem kaltblickenden, fischblütigen Manne am Steuer des großbritannischen Staatsschiffes auch das Gewissen schlägt ob seines Frevels im Bunde mit Serben und Sarmaten, Wallonen und Japs? Millionenfach schreit das Herz der Menschheit seine Anklage zum ewigen Richter empor aus diesen Hekatomben geopferter Streiter.

Die Kämpfer aber denken nicht daran; in hartem, heißen Strauß ringen sie Aug um Aug, Zahn um Zahn im wilden Getümmel der Schlacht um jeden Fußbreit der Scholle, bis der Gallier Arm erlahmt — der Feind wankt, weicht — er flieht. Und wie die schwarzröckigen Ahnen aus Lützows wilder, verwegener Jagd brausen die feldgrauen Stürmer Alldeutschlands ihm nach, greifend was sie greifen können, und jauchzend schwingt ein Recke der roten Erde die eroberte blau-weiß-rote Trikolore. Noch einmal erheben die

Kanonen ihre Donnerstimme, fauchen Maschinengewehre und belfern die Büchsen, bis frische Reitergeschwader mit eingelegter Lanze, fliegende Batterien mit pfeifenden Gurten und Riemen sie ablösen im Vorwärtsdrang der Verfolgung unter schmetternden Fanfaren.

Schweißgebadet, blutgetauft, ausgepumpt bis zum letzten Puls der keuchenden Brust fallen die zerschossenen Regimenter in den Schritt. „Rechts heran! — Tritt gefaßt!“ Hoch aufgerichtet klirren sie daher, stolz, beschwingten Herzens, leuchtenden Auges vorüber an dem Führer, der den Degen senkt vor seinen Braven. „Bataillon — halt! Achtung — präsentiert — das Gewehr!“ „Es lebe der Kaiser!“ Und wie Donnerhall und Wogenprall grüßt das „Hurra“ der Legionen den wahren Imperator — den Sieg. Mit Blitzesschnelle trägt der Feldtelegraph die Freudenbotschaft in die heimatlichen Gaue, und während die Biwakfeuer auf blutiger Walstatt aufflammen, die Helfer vom Roten Kreuz ihr edelstes Menschenwerk in selbstlosem Opfer dem Vaterlande und der Nächstenliebe weihen, senkt die barmherzige Nacht ihre Schleier auf das Blachgebild, aus dem der erste große Sieg entsproß. Hinter den zusammengesetzten Gewehren, den wiehernden, scharrenden Rossen ruhen die Streiter.

Da hebt sich's, wie einst bei Leuthen, wie Orgelton und Glockenklang aus eines Helden frommer Brust: „Nun danket alle Gott!“ Zu vieltausendstimmigem Dankgebet schwillt das alte, deutsche Kirchenlied empor zu dem Lenker der Schlachten, der uns auch diesmal nicht verlassen, den allein wir fürchten und sonst nichts auf der Welt. Die Tapferen aber, die ihre Treue mit dem Tode besiegelt, in ferner, fremder Erde ihr Heldengrab gefunden haben, rufen aus Wallhalls Siegesgefilden hernieder:

Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!

Ueber ihrer Gruft senken sich die siegreichen Fahnen, erheben sich die dankbaren Herzen und Hände der deutschen Bruderstämme im frommem Gedenken und zur treuen Huldigung für den Kaiser und das Reich, für Rupprecht den Wittelsbacher, Albrecht den Schwaben und Wilhelm, den jugendlichen Zollern, die uns den leuchtenden Ruhmeskranz um unser Banner schwarz-weiß-rot geflochten. Flieg', Adler, flieg — zu neuem Sieg!

Am zwanzigsten August 1914.

Von hohem Felsgestein, blick ich hinab,
Ein Wingert legt, gleich einem Festgewand,
Die Rebenranken um des Berges Brust.
Das Kleinod Meister Zwirners ragt empor[1])
Mit schlanken Türmchen aus dem Dämmerduft.
Vom letzten Hauch des Abendrot's berührt.
Und unten schön und stolz der deutsche Rhein!

O, du der deutschen Ströme herrlichster!
Wie deine Flut durch unsre Herzen rauscht,
Wie wir dich lieben . . . das hat keiner noch
Zu künden uns vermocht in Sang und Klang,
Nur unsrer Heldensöhne warmes Blut
Und blühend Leben, das sie dir geweiht . . .
Und kühnlich weih'n in diesen schweren Tagen.

[1]) Das Gedicht entstand am 21. August abends, als der Verfasser das erste Lazarettschiff sah. Das „Kleinod Meister Zwirners“ ist die Appolinariskirche in Remagen.

Trügt nicht mein Auge? Kommt nicht da zu Tal
Ein Schiff in schneller Fahrt? Ich seh' fürwahr
Nun deutlicher die weiße Flagge, seh'
Das rote Kreuz . . . Barmherz'ger Gott . . . O Rhein,
O trage weich, die man im Schiff dort birgt,
Die schwer Erschöpften, die in heißem Streit
Purpurne Ehrenzeichen sich erkämpft.
Ein tiefer Dank steigt mir vom Seelengrund:
„Gott segne eure Wunden, euren Mut,
Ihr edlen deutschen Männer seid gegrüßt!
Der graue Dämmerschleier hemmt den Blick.
Schon ferner klingt und leiser das Geräusch
Der Schaufelräder. Und der Hauch der Nacht
Weht kühl herüber von den sieben Bergen.

Woher die Tapfern? Belfort? Oder Metz?
Ich steige nieder, Horch! . . . Da hebt vom Turm
So feierliches Läuten an, und her
Vom rechten Ufer Glockenklang! Hurra!
Die schwarz-weiß-roten Fahnen bläh'n im Wind'.
„Das ist ein Sieg!" Der Bayern Kronprinz hat
Von Metz vogesenwärts glorreich sein Korps
Geführt, den Feind geschlagen und verfolgt
Ihn weiter! „Hurra! Hoch! Prinz Rupprecht hoch!
Ihr todeskühnen Streiter, hurra, hoch!"
Es war die Schlacht am zwanzigsten August. . .
In Gruppen steht das Volk. Schon hundertmal
Hör' ich und immer wieder: „Gott sei Dank!"
Ja, Dank sei dir, Herrgott, und hilf uns weiter.

Wigbert Reith.

Der Feldzug im Westen

bis zum Ende des Jahres 1914.

31. Dezember 1914.

Dem Siege in Lothringen folgten Schlag auf Schlag die glänzenden Waffenerfolge des deutschen Kronprinzen bei Longwy und des Herzogs Albrecht von Württemberg bei Neufschateau. Gleichzeitig holten sich die Engländer ihre erste Niederlage vor Maubeuge, der eine zweite und bedeutendere bei St. Quentin folgte, während acht Armeekorps französischer und belgischer Truppen zwischen Sambre und Maas dem Ansturm der Armeen von Bülow und von Hausen erlagen. Ende August waren die gegnerischen Heere in vollem Rückzug. Vorstöße, die am Sedantage von der zehn Armeekorps starken Mittelgruppe des französischen Heeres und von der großen Lagerfestung Verdun aus unternommen wurden, fanden in einer Schlacht zwischen Reims und Verdun siegreiche Abwehr. Anfangs Semptember 1914, also vier Wochen nach Beginn des Krieges, waren wir im Westen nicht nur Herren des größten Teiles von Belgien sondern trieben auch das französische Heer in dessen eigenem Lande bis in die Nähe von Paris vor uns her.

Wenn der weitere Verlauf des Krieges diesem Anfang entsprochen hätte, so schrieb der General z. D. von Blume in einer Betrachtung der Kriegslage beim Jahreswechsel, würden wir uns wohl gegenwärtig bereits siegreich errungenen Friedens erfreuen. Und hätten wir uns durch die unsere kühnsten Hoffnungen übertreffenden ersten Erfolge verblenden lassen, so würden wir heute vielleicht zaghaft in die Zukunft blicken. Der Siegeslauf hat Hemmungen erfahren, die Hoffnungen auf nahen Frieden sind unerfüllt geblieben. Klagen wir nicht darüber, zu leicht erzielter Erfolg gereicht



Völkern wie einzelnen Menschen oft nicht zum Segen. Aber vor der Gefahr durch Verlangsamung des Erfolges entmutigt zu werden, hat uns der kerngesunde Geist der Nation bewahrt. Frei von Neigung zu Schwarzseherei, der Gerechtigkeit ihrer Sache gewiß, voll Vertrauen auf Gott wie auf die eigene Kraft, hat sich die deutsche Nation die Unbefangenheit des Urteils bewahrt, die zu der Ueberzeugung führen muß, daß die Kriegslage, wie sie sich Ende 1914 gestaltet hatte, trotz des langsamen und wechselvolleren Verlaufes der

Ereignisse uns zu voller Zuversicht auf den siegreichen Ausgang des Krieges berechtigt, sofern wir nur uns selbst treu bleiben.

Wir haben uns in den Besitz von Belgien — mit Ausnahme weniger Quadratkilometer — sowie von einem beträchtlichen, sehr wertvollen Gebietsteile Frankreichs gesetzt und behaupten uns in ihm mit Hülfe einer mehr als 300 Kilometer langen, befestigten Verteidigungslinie. Seit dreieinhalb Monaten bemühen sich Frankreich, das einer von den Deutschen belagerten Festung gleicht, und England vergeblich, uns aus diesem Besitz zu verdrängen. Sie haben für diesen Zweck nicht nur ihre eigenen nationalen Kräfte bis aufs äußerste angespannt und eingesetzt, sondern auch den Rest des belgischen Heeres in ihren Dienst genommen und Hülfsvölker vom ganzen Erdball zusammengetrommelt. Arm in Arm mit mehr oder weniger wilden, schwarzen, braunen und gelben Söldlingen laufen sie Sturm gegen den „barbarischen deutschen Militarismus", dessen Wesen in Wahrheit darin besteht, daß die ganze Nation, arm und reich, hoch und niedrig, in brüderlichem Verein jederzeit bereit ist, ihr alles einzusetzen für ihre Ideale.

Der Verlauf des Feldzuges hat zur Genüge erwiesen, daß Frankreich und England samt ihren Kolonialländern und Belgien, trotz der weit überlegenen Zahl ihrer Bevölkerungen, trotz ihres materiellen Reichtums und obgleich wir uns gleichzeitig Rußland zu erwehren haben, mit Waffengewalt nichts gegen uns vermögen. Getäuscht ist ihre Hoffnung auf die „russische Dampfwalze", die uns zermalmen und dadurch den Bedrängten im Westen Befreiung aus ihrer peinlichen Lage bringen sollte, gering sicherlich das Vertrauen der mit gesundem militärischen Instinkt begabten französischen Nation auf die verheißene Hülfe eines englischen Millionenheeres. Was haben wohlorganisierte und wohlgeschulte Heere selbst nach Jahresfrist von Heerhaufen zu hoffen oder zu fürchten, die aus Millionen armer, aus Not den Werbern ins Garn gehender Teufel ohne sachkundige Lehrer und Führer zusammengewürfelt werden?

Genug, was die Kriegslage im Westen betrifft, so können wir sie am Ende des Jahres 1914 mit ruhiger Zuversicht betrachten, zumal unsere braven Truppen dort mit ungeschwächter Kraft, frohem Mut und vollem Vertrauen zu ihren Führern des Aufrufes zu weiteren Taten harren und uns reichere Mittel als unsern Gegnern zu fortgesetzter Verstärkung der Streitmacht des Landes zur Verfügung stehen.



III. Generalfeldmarschall v. Hindenburgs strategisches Meisterwerk.

Zu Beginn des Krieges schwebten unsere östlichen Provinzen in großer Gefahr. Die Russen brachen in die weitvorspringenden ostpreußischen Marken ein, die unter den Kriegsgreueln furchtbar zu leiden hatten; aber ihr Plan, unsere verhältnismäßig geringen Streitkräfte einfach zu überrennen, ist dank der genialen Strategie „unseres Hindenburg" gründlich gescheitert. Aus der anfangs gebotenen Verteidigung wuchs eine kräftige Offensive heraus, die zwar hin und wieder zu strategischen Rückwärtsbewegungen zwang, von den Russen selbst aber niemals gebrochen wurde. Die wiederholt in Preußen eingefallenen Russen wurden trotz ihrer Uebermacht immer wieder über die Grenze geworfen. Bei Soldau, Stallupönen, Gumbinnen, und vor allem in der furchtbaren dreitägigen Schlacht an den masurischen Seen wurden sie vernichtend geschlagen. Mehr als 90000 Gefangene kennzeichneten anfangs September den niederschmetternden Erfolg der überlegenen deutschen Führung und der deutschen Tapferkeit. Zwei Wochen später wurde auch der Rest der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee, ihr linker Flügel, geschlagen. In voller Auflösung floh das russische Heer und verlor abermals 20—30000 Mann, die unverwundet in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten. Ueber das weitere Vorgehen der deutschen Streitkräfte im Osten (von Mitte September bis Ende Dezember 1914) und ihr Zusammenwirken mit der österreichisch-ungarischen Armee, die inzwischen ebenfalls bereits eine Reihe glänzender Waffentaten vollbracht hatten, unterrichtet die folgende, auf genauer Kenntnis der militärischen Operationen beruhende Darstellung.

Nach Vernichtung und Vertreibung der in Ostpreußen eingefallenen russischen Armeen waren erhebliche Teile der deutschen Streitkräfte zu neuer Verwendung frei geworden. Da die österreichisch-ungarischen Armeen, von stark überlegenen russischen Kräften angegriffen, um diese Zeit im Zurückgehen über den San hinter die Wisloka sich befanden, wurden die freigewordenen deutschen Kräfte nach Südpolen befördert, mit der Aufgabe, die Verbündeten durch eine Offensive durch Südpolen über die Weichsel gegen den Rücken der über den San folgenden russischen Kräfte zu unterstützen. Unsere Bundesgenossen schoben alle südlich der Weichsel entbehrlich gewordenen Teile auf das nördliche Weichselufer, um sich dann mit ihrer gesamten Macht der deutschen Offensive anzuschließen. Noch um die Mitte des September standen die deutschen Truppen im russischen Grenzbezirk, und schon am 28. September konnte die neue Offensive aus der Linie Krakau—Kreuzberg in allgemein östlicher Richtung beginnen, eine gewiß achtungswerte Leistung unserer Bahnverwaltung.

Auf dem Weichselufer war zunächst nur starke russische Kavallerie — etwa sechs Kavalleriedivisionen — gemeldet, die vor dem deutschen Anmarsch zum Teil unter schweren Verlusten zurückwich.

Die Ende September über den Feind eingehenden Nachrichten ließen erkennen, daß der unmittelbare Zweck der deutschen Offensive, die Entlastung der zwischen den Karpathen und der Weichsel zurückgehenden verbündeten österreichisch-ungarischen Armeen, bereits voll erreicht war. Starke russische Kräfte hatten von den Oesterreichern abgelassen und wurden östlich der Weichsel im Vormarsch und Abtransport in nördlicher Richtung gegen die Linie Lublin—Kazimierz gemeldet.

In den ersten Tagen des Oktober schickten sich die Russen an, mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomierz und Josefow zu überschreiten, anscheinend in der Absicht, mit diesen Kräften die nördlich und südlich Opatow gegen die Weichsel vorrückenden Verbündeten in der Front zu fesseln, und mit allem Uebrigen, über Iwangorod vorgehend, den deutschen linken Flügel umfassend anzugreifen. Diese Absicht wurde durch den überraschenden Angriff überlegener deutscher Kräfte vereitelt, welche die über die Weichsel bereits vorgeschobenen russischen Vorhuten am 4. Oktover östlich Opatow über den Fluß zurückwarfen. Die Russen gaben indes in der ihnen eigenen Zähigkeit ihre Absicht nicht auf. Weiter stromabwärts wurden in der Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober bei Kazimierz, Nowo-Alexandria, Iwangorod, Pawlowice und Ryczywol neue Uebergangsversuche unternommen, die sämtlich und zum Teil unter sehr schweren Verlusten für die Russen von uns verhindert wurden.

Inzwischen war es den österreichisch-ungarischen Armeen gelungen, die in Galizien eingedrungenen russischen Kräfte bis über den San zurückzuwerfen und Przemysl zu entsetzen; ein weiteres Vordringen, das sie in die linke Flanke der den Deutschen gegenüberstehenden russischen Kräfte führen mußte, fand zähen Widerstand am San und hart nordöstlich Przemysl. Hierdurch gerieten die an der Weichsel stehenden deutschen und österreichischen Kräfte, deren Aufgabe es jetzt geworden war, ein Vorbrechen der Russen über die Weichsel zu verhindern, bis die von Süden auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Armeen den Stoß in des Feindes Flanke führen konnten, in eine schwierige Lage.

Nachrichten über den Abtransport starker russischer Kräfte nach Warschau, sowohl vom San her wie aus dem Innern des Reiches, sowie Meldungen über den Ausbau einer starken brückenkopfartigen Stellung zwischen Lowicz—Skierniewice—Groje—Pilica-Mündung ließen vermuten, daß die Russen eine große Offensive gegen den deutschen linken Flügel aus Richtung Warschau beabsichtigten. Bestätigt wurde diese Vermutung später durch wertvolle unter den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers gefundene Nachrichten; hiernach verfolgten die Russen den Plan, mit etwa 5 Armeekorps die Deutschen an der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod zu fesseln, während die Masse, mehr als 15 Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen, über Warschau—Nowo—Georgiewsk vorbrechend, den deutschen linken Flügel eindrücken sollte. Diese Absicht konnte nur durch schleunigen Vorstoß auf Warschau vereitelt werden. Gelang es, hier die Russen am Ueberschreiten der Weichsel zu verhindern, so gewannen die immer noch um den San-Abschnitt kämpfenden

österreichisch-ungarischen Armeen Zeit, ihren auf dem rechten Weichselufer geplanten Vorstoß in die linke Flanke der um den Stromübergang ringenden Russen auszuführen.

Unter Belassung schwächerer Kräfte zur Sperrung der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod wurde mit den Hauptkräften unverzüglich auf Warschau aufgebrochen. In raschem, rücksichtslosem Angriff gelang es, schwächere, bereits in der ausgebauten Stellung stehende feindliche Kräfte zurückzuwerfen und bis dicht an die Tore Warschaus vorzudringen, während die oberhalb und unterhalb Iwangorod stehenden Truppen in längeren erbitterten Kämpfen, die sich bis zum 20. Oktober hinzogen, die inzwischen bereits unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorgedrungenen russischen Kräfte trotz der feindlichen Ueberlegenheit festhielten.

Gegen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen indes, über Nowo-Georgiewsk ausholend, allmählich eine fast vierfache Ueberlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemysl und am San stehenden russischen Kräfte ein Vordringen der österreichisch-ungarischen Armeen gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte, und damit die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Iwangorod sperrenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen, inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa—Skierniewice zurückgenommen, während die bei Iwangorod freigewordenen Kräfte über die Pilica vordringen, die in westlicher Richtung nachdringenden Russen von Süden anzugreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch, die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewollte Richtung zu ziehen. Mit Ungestüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Pilica überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorbrechenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen in Gegend Iwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Ueberlegenheit nicht mehr zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den deutschen linken Flügel bei Skierniewice, der bei der drohenden Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

Die an der Pilica und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Iwangorod her entwickelte der Feind in Richtung auf die Lysa Gora immer stärkere Kräfte. Bei Przemysl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren,

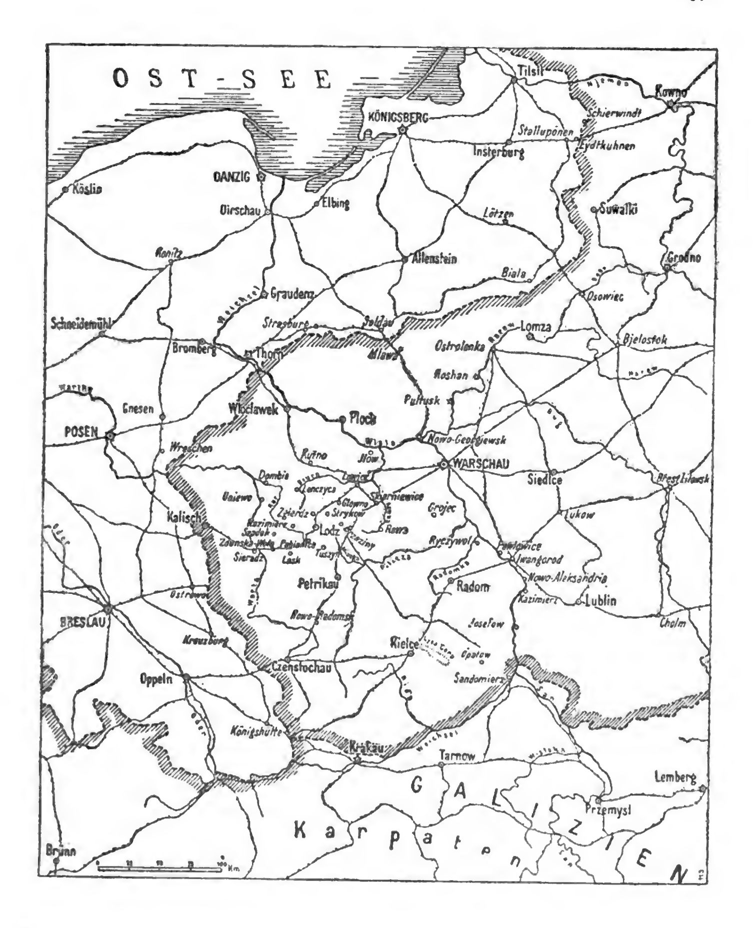
aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Ueberlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die Freiheit des Handels wieder zu sichern und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten. Die gesamten zwischen Przemysl—Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in Richtung auf die Karpathen und in die Linie Krakau—Czenstochau—Sierads zurückgenommen, nachdem zuvor sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltigst zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten, und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte.

Die Russen drangen nur mit Teilen in Galizien ein; ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, schwächere Kräfte rückten vom Narew beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor.

Das Ziel der weiteren Operation der Verbündeten mußte es sein, die Kraft der großen Offensive der russischen Massen unter allen Umständen zu brechen. Dies konnte trotz der großen zahlenmäßigen Ueberlegenheit des Feindes nur durch den Angriff erreicht werden; eine starre Verteidigung konnte nur Zeitgewinn bringen, mußte aber von den gewaltigen feindlichen Massen über kurz oder lang erdrückt werden. Der Operationsplan der Verbündeten war folgender: Die Entscheidung sollte in Polen und Galizien durch Angriff gegen die im Weichselbogen und östlich Krakau vorrückenden russischen Hauptkräfte gesucht werden, während auf den Flügeln in Ostgalizien und Ostpreußen die Verbündeten sich gegen die gegenüberstehenden erheblichen feindlichen Kräfte defensiv verhalten sollten. Für die Entscheidung in Polen galt es, alle an anderer Stelle irgend entbehrlichen Kräfte zusammenzufassen. Das äußerst langsame Folgen der Russen gab die Zeit zu der notwendigen neuen Versammlung der Kräfte. In Galizien standen starke Kräfte der österreichisch-ungarischen Armee.

In Südpolen wurde in der Gegend von Krakau und der oberschlesischen Grenze eine starke aus österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen bestehende Gruppe gebildet; eine zweite starke nur aus deutschen Truppen gebildete Gruppe unter dem Befehl des Generals von Mackensen wurde teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport an der Grenze zwischen Wreschen und Thorn versammelt. Ihre Aufgabe war es, die unmittelbar südlich der Weichsel zwischen dieser und den Ner-Warta-Abschnitt vordringenden schwächeren russischen Kräfte zu schlagen, um dann von Norden her gegen die rechte Flanke der russischen Hauptkräfte vorzugehen, deren Fesselung Aufgabe der südlichen Gruppe war. Eine schwächere Gruppe war zum Schutze Westpreußens nördlich der Weichsel in der Gegend Strasburg-Soldau versammelt.

Gegen Mitte November waren die an der ostpreußischen Grenze, im Weichselbogen und in Galizien versammelten russischen Streitkräfte etwa folgendermaßen verteilt:


OST-SEE
KÖNIGSBERG
Tilsit
Kowno
Schierwindt
Stallupönen
Eydtkuhnen
Insterburg
DANZIG
Köslin
Dirschau
Elbing
Suwalki
Lötzen
Konitz
Allenstein
Grodno
Biala
Graudenz
Osowiec
Schneidemühl
Strasburg
Soldau
Lomza
Bromberg
Thorn
Ostrolenka
Bjelostok
Mlawa
Roshan
Gnesen
Wloclawek
Plock
Pultusk
POSEN
Nowo-Georgiewsk
Wreschen
Kutno
Now
WARSCHAU
Siedlce
Brest Litowsk
Lowicz
Uniewo
Lenczyca
Skierniewice
Glowno
Grojec
Zgierz
Strykow
Lukow
Kalisch
Lodz
Rawa
Sieradz
Lask
Tuszyn
Ryczywol
Iwangorod
Radom
Nowo-Aleksandria
Petrikau
Kazimierz
Lublin
Ostrowo
BRESLAU
Nowo-Radomsk
Josefow
Cholm
Kreuzburg
Kielce
Opatow
Czenstochau
Oppeln
Sandomierz
Oder
Königshütte
Krakau
Tarnow
Lemberg
GALIZIEN
Przemysl
Karpaten
Brünn
Km

Acht bis neun Korps — die 10. Armee — standen an der ostpreußischen Grenze zwischen Schierwindt und Biala, schwächere Kräfte, drei bis vier Korps, mit einigen Kavallerie-Divisionen, rückten zwischen der ostpreußischen Südgrenze und der Weichsel gegen Mlawa und Thorn vor, südlich der Weichsel standen gegen Thorn beobachtend, zwischen Wloclawec und Dombie, zwei bis drei Armeekorps; diese beiderseits der Weichsel vorgegangenen Kräfte gehörten zur ersten russischen Armee. Anschließend an diese hatten die russischen Hauptkräfte und zwar die 2., 5., 4. und 9. Armee — etwa 25 Armeekorps mit zahlreichen Kavallerie-Divisionen — die Linie Uniewo—Zdunska—Nowo-Radomsk-Gegend nördlich Krakau erreicht und begannen mit den nördlichen beiden Armeen nach einem längeren Halt an der Warta diesen Abschnitt zu überschreiten. Südlich der Weichsel in Galizien gingen die übrigen russischen Armeen vor. Sämtliche im Innern noch verfügbaren Kräfte, vor allem die sibirischen und kaukasischen Korps waren herangezogen, sodaß die Gesamtstärke der zu der großen Offensive gegen Deutschland und Oesterreichisch-Schlesien bestimmten russischen Streitkräfte auf annähernd 45 Armeekorps mit zahlreichen Reserve-Divisionen geschätzt werden kann.

Mitte November begannen die Russen auf der ganzen Linie ihre groß angelegte Offensive; Angriffe gegen die ostpreußische Grenze, insbesondere bei Stallupönen, Eydtkuhnen und Soldau, wurden indes nach sehr heftigen Kämpfen abgewiesen. Der russischen Offensive in Polen kam der etwa gleichzeitig einsetzende Angriff der Deutschen zuvor. Am 13. und 14. November wurde ein russisches Armeekorps bei Wloclawec geschlagen und ihm zahlreiche Gefangene abgenommen. Zwei weitere zu Hilfe eilende Korps erlitten am 15. bei Kutno eine entscheidende Niederlage. 28000 Gefangene wurden gemacht und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Während schwächere deutsche Kräfte unter General von Morgen die Verfolgung dieser in östlicher Richtung ausweichenden Kräfte übernahmen, schwenkte die Masse der Armee Mackensen nach Süden ein, und ging beiderseits Lenczyca über den Ner-Abschnitt vor, nachdem es zuvor gelungen war, ein bei Dombie stehendes russisches Korps zu schlagen. Infolge dieser Bedrohung ihrer rechten Flanke waren die Russen gezwungen, ihren rechten Flügel (die 2. Armee) in die Linie Strykow—Kazimierz—Zdunska—Wola, Front nach Nordwesten, zurückzuschwenken; in dieser Linie wurde nach und nach auch die Masse der von Süden herangeholten 5. Armee gezogen, so daß nunmehr in der Mitte der russischen Linie eine erhebliche Lücke zwischen der 5. und 4. Armee entstand.

Den über den Ner-Abschnitt in der allgemeinen Richtung Lodz unaufhaltsam vordringenden Deutschen gelang es, schon am 17. November den wichtigen Straßenknotenpunkt Zgierdz zu nehmen; am 18. wurde der feindliche rechte Flügel von Strykow bis gegen die Straße Brzeziny—Lodz zurückgeworfen. Die um Lodz auf engem Raume vereinigte 2. und 5. russische Armee wurde in den nächsten Tagen von dem zunächst über Brzeziny in südlicher Richtung, dann über Tuszyn in südwestlicher Richtung vordringenden

deutschen linken Flügel zuerst von Osten, dann auch von Südosten eingeschlossen, während schwächere, von Posen und Breslau herangezogene Teile und Kavallerie den Feind von Westen und Südwesten umfaßten. Fast schien es jetzt, als ob die Verbündeten das Ziel ihrer ursprünglich nur auf die Abwehr der feindlichen Offensive gerichteten Operationen trotz der großen Ueberlegenheit des Gegners höher stecken könnten, als ob die Vernichtung des Feindes erreicht werden könne, — da trat unerwartet ein Rückschlag ein; es gelang den Russen, den umklammerten Armeen im letzten Augenblick von Osten und Süden Hilfe zuzuführen. Teile der an der ostpreußischen Grenze befindlichen russischen Kräfte, sowie die nördlich der Weichsel zurückgehenden Korps der russischen 1. Armee waren teils durch Fußmarsch, teils durch Bahntransport über Warschau—Skierniewice in der Gegend westlich Skierniewice vereinigt. Diese Kräfte gingen jetzt im Verein mit stärkeren von Süden anrückenden Truppen (anscheinend Teile vom rechten Flügel der 4. Armee) gegen den Rücken der mit der Front nach Westen und Nordwesten im Kampfe stehenden deutschen Truppen vor, drohend, diese ihrerseits zu umklammern, nachdem sie die nach Osten und Südosten entsandten deutschen Sicherungstruppen zurückgeworfen hatten. Die Lage der Deutschen war ernst; von den in der Richtung Lowicz vorgedrungenen Truppen des Generals von Morgen war Hilfe nicht zu erwarten, da diese nach mehreren glücklichen Kämpfen westlich Lowicz auf stark überlegenen Feind gestoßen waren. Das Schicksal der von mehrfacher Ueberlegenheit umzingelten deutschen Truppen östlich Lodz ließ Ernstes befürchten. Allein die tapfere kleine deutsche Schar gab ihre Sache keineswegs verloren; eine kühne, in der Kriegsgeschichte bisher einzig dastehende Tat sollte sie retten: sie sprengte den eisernen Ring. In der Nacht vom 24. zum 25. November schlugen sich die Truppen in der Richtung auf Brzeziny durch, wobei es ihnen gelang, den sie hier einschließenden Feind gefangen zu nehmen. Ueber 12000 Gefangene und zahlreiche Geschütze und Maschinengewehre fielen ihnen in die Hände. Die eigenen Verluste waren verhältnismäßig gering; fast sämtliche Verwundete konnten mitgeführt werden. Durch diese Heldentat, deren Gelingen neben der unvergleichlichen Tapferkeit der Truppen das bleibende Verdienst einer entschlossenen und tatkräftigen Führung ist, wurde die scheinbar verlorene Lage zu einer für die deutschen Waffen siegreichen. Es gelang den umklammert gewesenen Truppen, bis zum 26. November zwischen Lowicz und Lodz den Anschluß an den linken Flügel der Lodz von Norden umschließenden Truppen des Generals von Mackensen wiederzugewinnen.

Die deutsche Front erstreckte sich jetzt von Szadek über Kazimierz, nördlich Lodz—Glowno bis in die Gegend nordwestlich Lowicz. Gegen diese Front richtete sich nunmehr eine allgemeine Gegenoffensive der auf engem Raume vereinigten russischen Massen; trotz blutigster Verluste, wie sie in solchem Umfange die bisherigen Kämpfe noch nicht aufgewiesen hatten, erneuerten sie in den letzten Novembertagen mit äußerster Hartnäckigkeit immer wieder ihre Anstürme, die indes von den mit Todesverachtung ausharrenden deutschen Truppen sämtlich abgewiesen wurden.

Anfang Dezember gingen nun die Deutschen nach dem Eintreffen von Verstärkungen trotz der großen Erschöpfung ihrer seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehenden Truppen ihrerseits von neuem auf der ganzen Front zum Angriff über; es gelang ihrem starken rechten Flügel, in die in der Mitte der russischen Linie bestehende Lücke einbrechend, Lask zu nehmen und in der Richtung auf Pabianice vordringend, die russische Stellung südwestlich Lodz zu umfassen. Hierdurch wurden die Russen gezwungen, in der Nacht vom 5. zum 6. Dezember ihre so zähe behaupteten Stellungen um Lodz und dieses selbst zu räumen und hinter die Miazga zurückzugehen. Alle Versuche der Russen, die Lücke durch nach Norden gezogene Truppen der in Südpolen kämpfenden Armeen zu schließen, waren dank der energischen Angriffe der südlichen Gruppe der Verbündeten — namentlich ihres in Richtung Nowo Radomsk siegreich vorgehenden linken Flügels — mißlungen.

Auch der linke Flügel der nördlichen deutschen Gruppe, der sich inzwischen über Ilow bis zur Weichsel ausgedehnt hatte, machte erhebliche Fortschritte und gelangte bis dicht vor Lowicz und an den Bzura-Abschnitt.

Gleichzeitig mit der Offensive in Nordpolen waren die verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen von den Karpathen und in Westgalizien zum Angriff übergegangen. Auch hier wurden erhebliche Fortschritte gegen den linken russischen Flügel gemacht.

Die nunmehr mit erhöhtem Nachdruck auf der ganzen Front, namentlich gegen die Flügel des russischen Heeres gerichteten Angriffe brachten um Mitte Dezember die feindlichen Massen ins Wanken; zuerst in Westgalizien, dann im südlichen und nördlichen Polen gingen sie auf der ganzen Front in östlicher Richtung zurück. Hinter dem Dunajec, der Nida, Rawka und Bzura leisteten sie zwar von neuem zähen Widerstand; das ursprüngliche Ziel der Operationen ist indessen schon erreicht: Die seit Monaten mit hochtönenden Worten angekündigte russische Offensive großen Stiles, die das ganze östliche Deutschland überfluten sollte, kann als völlig niedergeworfen bezeichnet werden. Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien werden für absehbare Zeit keinen russischen Einfall mehr zu befürchten haben.

Ueber 130000 Gefangene, zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial sind die Siegesbeute der Verbündeten.

Eine *Kraftprobe ersten Ranges*, an der vom obersten Führer bis zum jüngsten Kriegsfreiwilligen die ganze in Ostpreußen, Polen und Galizien fechtende Heeresmacht der Verbündeten ruhmreichen Anteil hat, hat einen für die Verbündeten günstigen Ausgang genommen.

Der von ihnen errungene Erfolg ist ein Ergebnis des starken Vertrauens, das sie zu zielbewußtem gemeinsamen Wirken zusammengeschweißt hat. Die Geschichte der Koalitionskriege ist nicht reich an Beispielen *wirklich hingebender Bundestreue*; hier in diesem gewaltigen Ringen aber sehen wir ein besonders glänzendes Beispiel solcher Art vor Augen. Die Anlage und Durchführung der geschilderten Operationen stellte besonders hohe Ansprüche an die Führung. Diese konnte ihre Entschlüsse um so zuversichtlicher fassen,

als sie eine Truppe hinter sich wußte, von der sie das Höchste fordern durfte, und die freudig und willig alles leistete, die im Geiste des Vertrauens zu einer solchen Führung ihr Bestes, ja ihr Herzblut hergab. Ihre Tapferkeit. ihre Ausdauer und Hingebung bedürfen keines Wortes lobender Anerkennung. Seit fünf Monaten im Kampfe mit einem an Zahl überlegenen Feind erst in Ostpreußen, dann in Polen stehend, hat diese Truppe kaum einen Tag der Ruhe gefunden. Sie hat ununterbrochen marschiert und gekämpft und zwar in den letzten drei Monaten auf einem Kriegsschauplatz, der an sich schon arm und verwahrlost, jetzt völlig ausgesogen ist. Dazu kamen die bei der Ungunst der Witterung fast grundlosen Wege, auf denen jeder Marsch die doppelte Kraftanstrengung für die Truppen, namentlich auch für die nachfolgenden Kolonnen, bedeutete. Aber trotz all dieser fast übermenschlichen Anstrengungen, trotz aller Not und Entbehrungen, trotz des jetzt schon fast fünf Wochen ununterbrochenen anhaltenden Ringens ist die Angriffskraft dieser herrlichen Truppe ungebrochen, ihr Wille zum Sieg unerschüttert. Wahrlich! Das dankbare Vaterland kann mit Stolz und Vertrauen auf seine tapferen Söhne im Osten blicken, die wie Helden zu kämpfen, zu leiden, zu sterben und trotz der überwältigenden Ueberlegenheit des Feindes zu siegen verstehen.

Hindenburg.

Welcher Name hat den besten
Klang im deutschen Vaterland,
Schürt von Osten bis zum Westen
Jedes deutsche Herz in Brand?
Fragt Soldaten, Frauen, Kinder,
Alle preisen überall
Ihn, den Russenüberwinder,
Hindenburg, den Feldmarschall.

„Stoßt mit Wucht ins Herz von Preußen!“
Sprach der Kaiser Nikolaus.
Rennenkampf zog mit den Reußen
Und mit Vorschußlorbeer aus.
Hindenburg gab Feld den Horden
Lud sie gastlich ein zu Hauf;
Doch als kaum sie warm geworden,
Spielte er zum Tanze auf.

Hindenburg nach seiner Weise,
Hei, wie lehrt er tanzen sie!
Wirbelte sie rund im Kreise,
Zwang auf Nase sie und Knie.
Brachte dann die tollen Furien
Höllisch dreschend auf den Trab,
Bis die Seen von Masurien
Kühlten ihre Tollwut ab.

Von der Knute angetrieben,
Kamen sie zum zweitenmal.
Ihren Durst nach deutschen Hieben
Stillte bald der Feldmarschall.
Legionen streckt er nieder,
Ganze Herden nahm er mit;
Und der Rest der wilden Brüder
Fühlte rücklings seinen Tritt.

Deutschland läßt sich nicht erwürgen,
Deutschland steht und haut sich durch.
Und den sicheren Sieg verbürgen
Die vom Schlage Hindenburg.
Liebling ward er schon der Sänger,
Schon zeigt Leinwand ihn und Erz,
Preisen wird den „Russenfänger“
Ewig jedes deutsche Herz.

Th. Klesisch.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg an seine Truppen.

Hauptquartier-Ost, 27. November 1914.

In tagelangen, schweren Kämpfen haben die mir unterstellten Armeen die Offensive des an Zahl überlegenen Gegners zum Stehen gebracht. Seine Majestät der Kaiser und König, unser allerhöchster Kriegsherr, hat diesen von mir gemeldeten Erfolg durch nachstehendes Telegramm zu beantworten geruht:

An Generaloberst von Hindenburg.

Ihrer energievollen, umsichtigen Führung und der unerschütterlichen, beharrlichen Tapferkeit Ihrer Truppen ist wiederum ein schöner Erfolg beschieden gewesen. In langem, schweren, aber von Mut und treuer Pflichterfüllung vorwärts getragenen Ringen haben Ihre Armeen die Pläne des an Zahl überlegenen Gegners zum Scheitern gebracht. Für diesen Schutz der Ostgrenze des Reiches gebührt Ihnen der volle Dank des Vaterlandes. Meiner höchsten Anerkennung und Meinem kaiserlichen Dank, die Sie erneut mit Meinen Grüßen Ihren Truppen aussprechen wollen, will ich dadurch Ausdruck geben, daß ich Sie zum Generalfeldmarschall befördere. Gott schenke Ihnen und Ihren sieggewohnten Truppen weitere Erfolge. Wilhelm I. R.

Ich bin stolz darauf, diesen höchsten militärischen Dienstgrad an der Spitze solcher Truppen erreicht zu haben. Eure Kampfesfreudigkeit und Ausdauer haben in bewunderungswürdiger Weise dem Gegner große Verluste beigebracht. 60000 Gefangene, 150 Geschütze und gegen 200 Maschinengewehre sind wiederum in unsere Hand gefallen, aber vernichtet ist der Feind noch nicht. Darum weiter vorwärts mit Gott für König und Vaterland, bis der letzte Russe besiegt am Boden liegt. Hurra!

Der Oberbefehlshaber
Generalfeldmarschall von Hindenburg.

Hauptquartier-Ost, 30. Dezember.

Soldaten des Ostheeres! Am Jahresschluß ist es mir ein Herzensbedürfnis, euch meinen wärmsten Dank und meine vollste Anerkennung für das auszusprechen, was ihr in dem nun abgelaufenen Zeitabschnitt vor dem Feinde geleistet habt. Was ihr an Entbehrungen ertragen, an Gewaltmärschen ausgeführt und in langandauernden, schweren Kämpfen erreicht habt, das wird in der Kriegsgeschichte aller Zeiten stets zu den größten Taten zählen. Die Tage von Tannenberg und den masurischen Seen, von Opatow, Iwangorod, Warschau, von Wloclawec, Kutno, Lodz, von Pilica, Bzura und Rawka

können euch nie vergessen werden! Mit Dank gegen Gott, der uns die Kraft zu solchem Tun gegeben hat und mit festem Vertrauen auf seine weitere Hilfe wollen wir in das neue Jahr eintreten. Treu unserem Soldateneide werden wir unsere Pflicht auch ferner tun, bis unserem teuren Vaterlande ein ehrenvoller Friede gewiß ist. Und nun weiter frisch drauf, wie 1914, so auch 1915! Es lebe der Kaiser und König, unser allergnädigster Kriegsherr, Hurra!

von Hindenburg, Generalfeldmarschall,
Oberbefehlshaber der gesamten Streitkräfte im Osten.

IV. Der Krieg zur See und über See.

Am Meer.

Wir steh'n im tiefen Sand am Strand
Auf Wacht im fernen Feindesland
Und späh'n aufs Meer da vorne;
Heiß brennt in unserm Blut die Glut
Trotz Wintersturm und kalter Flut
Von einem heil'gen Zorne.
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär',
Uns führt hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.

Dort drüben hockt der Feind und meint,
Die Flut, die sich dem Sturme eint,
Kann seinen Sack bewachen.
Doch Sturm und Flut und Lug und Trug
Und seine Schiffe, Bug um Bug,
Wird Gott zuschanden machen.
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär',
Uns führt hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.

Schwarzweißrot, neidgehaßt, am Mast —
Kommt uns're Flotte wohl und faßt
Viel hunderttausend Streiter.
Helm ab dann zum Gebet! Es geht
Ans Ziel, das uns im Herzen steht,
Aufs Meer und drüben weiter.
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär',
Uns führt hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.

Herr, laß am großen Tag zum Schlag
Stahl uns're Fäuste sein und trag'
Ins Feindesheer das Grauen!
Dann steigt empor voll Dank der Sang
Und schallt noch ein Jahrtausend lang
Durch alle deutschen Gauen:
Und wenn das große, graue Meer
Noch tiefer und noch breiter wär',
Es reicht hinüber Gottes Hand
Nach Engeland, nach Engeland.

Fr. W. von Oestéren.

Ruhmestaten unserer Flotte.

Der alte Geist der Offensive, dem die preußische und die deutsche Kriegsführung so viele glänzende Siege verdankt, die in der Geschichte mit ehernen Lettern eingegraben sind, beseelt auch die deutsche Wehrmacht zu Wasser. Unsere junge Marine hat mit einer Schneidigkeit, mit einer Raschheit und Kühnheit der Entschließung, die den besten Ueberlieferungen unseres

Heeres ebenbürtig an die Seite tritt, gleich in den ersten Tagen in die kriegerische Entwickelung eingegriffen. Das zeigte das kühne Vorgehen des Minendampfers Königin Luise in der Themsemündung, wie die ersten Taten in der Ostsee, die Beschießung von Libau und die Besetzung der Alandsinseln. Das zeigte sich auch fern den heimischen Gewässern, als deutsche Kriegsschiffe die erste und nächste Gelegenheit, dem Feinde zu schaden und seine Kriegsvorbereitungen zu hemmen, mit frisch-fröhlicher Offensive ergriffen; noch bevor Frankreich von seiner starken Mittelmeerflotte Gebrauch gemacht hatte, waren die wenigen im Mittelländischen Meere bzw. in der Adria (Durazzo) befindlichen deutschen Schiffe vor der Küste von Algier erschienen, um befestigte Plätze, die zur Einschiffung von Truppen nach Frankreich dienen sollten, zu zerstören. Es war kein gutes Zeichen für die französische Führung, daß sie an einen solchen Handstreich offenbar gar nicht gedacht hatte, sonst hätte sie in der Lage sein müssen, die algerische Küste durch die eigene Flotte ausreichend zu schützen.

Ja, unsere Flotte ist geschult und kampfbereit. Daß sie auf treuer, scharfer Wacht steht, bewies der vereitelte englische Vorstoß, bei dessen Zurückweisung die kleinen Kreuzer Ariadne, Köln und Mainz ehrenvollen Untergang fanden. Daß anderntells unsere Flotte sich aber auch nicht ausschließlich mit der abwartenden, beobachtenden Haltung begnügt, sondern selbst Vorstöße unternimmt, zeigt die ruhmvolle Tat des Unterseeboots U 9 unter der Führung des Kapitänleutnants Otto Weddigen. Drei englische Panzerschiffe zum Sinken gebracht, und zwar durch ein einziges Unterseeboot! Wer jemals Kriegsschiffe von der Größe der untergegangenen englischen Panzerkreuzer gesehen hat, oder sich ein Bild auf Grund des 12000-Tonnengehaltes derselben machen kann, wird den schweren Schlag ermessen können, den der Husarenstreich des U 9 am 22. September dem seestolzen Albion versetzte. Ein gut eingeleiteter, mit Todesverachtung ausgeführter und gelungener Ueberfall war es. Ein Ueberfall, der noch an Glanz gewinnt, wenn man den Ort, die Nähe der englischen Küste, die unruhige, in dieser Jahreszeit meist tobende Nordsee, den hellen Tag, an dem der Ueberfall stattfand, und die Minengefahr in Betracht zieht, der die englischen Schiffe selbst zunächst den Untergang der ersten Opfer zuschrieben.

Und dann unsere Emden!

Die Emden ist uns ein Symbol geworden, das Symbol eines ebenso schneidigen wie geschickten und todesmutigen Kampfes gegen englischen Uebermut, ein Panier, das auf dem Weltmeer aufgepflanzt war, das Panier des Kampfes um eine bessere Zukunft des Reiches. Was der sagenhafte fliegende Holländer für Holland ist, das wird die geschichtliche Tatsache der Emden für uns sein. Mit ehernen Griffeln sind ihre Taten eingeschrieben in das Buch der Geschichte dieses Weltkrieges. Zwar hat sie im wesentlichen nur kämpfen können durch Zerstören von feindlichen Handelsschiffen. Doch schließlich gelang es ihr sogar noch an der Straße von Malakka ein russisches Kriegsschiff und einen französischen Torpedobootszerstörer zur Strecke zu bringen.

Aber ihr blitzartiges Erscheinen und Verschwinden, ihr überall und nirgends, ihre erfolgreichen Vorstöße, bald dahin, bald dorthin, haben den so übermütigen selbstbewußten und selbstgefälligen englischen Kaufleuten zum erstenmal brennend zu Gemüte geführt, daß auch die Kleinen sich wehren können gegen die Unterdrückung der Großen, und daß die deutsche Flotte bereits zu einer Heldengröße herangewachsen ist, welche ihr die Ebenbürtigkeit mit jeder anderen Marine verbürgt.

Was die Emden geschaffen hat, ist wahrhaft erstaunlich, fast unglaublich. Aber was wir über ihre Taten wissen, das wissen wir zumeist aus offizieller englischer Quelle, und diese wird doch wenigstens in den vorliegenden Fällen glaubwürdig sein. Am 26. Oktober gab die Morning Post bekannt, daß Emden bereits 51 Schiffe versenkt hatte, darunter 34 englische, 10 französische und 7 japanische. Und was mag der Kreuzer noch alles von da bis zu seinem Untergang geschafft haben! Die ersten Taten der Emden fielen in die ersten Tage des August. Erst am 9. November fiel sie. Rund 100 Tage hat sie also den Indischen Ozean unsicher machen können, ehe es ihren Gegnern gelang, ihrer habhaft zu werden. Eine ganze Wolke von englischen Verfolgern mußte aufgeboten werden, und auch da noch ging es nicht ohne Unterstützung von französischen, russischen, japanischen und australischen Kreuzern. Schließlich ist die Emden nicht einem Schiffe des englischen Mutterlandes, sondern einem australischen Kreuzer zum Opfer gefallen.

Wie gelebt, so ist es untergegangen, das brave Schiff: kämpfend für das Heil des Vaterlandes, für eine schönere Zukunft der vaterländischen Arbeit, für die wahre Freiheit auf dem Meere, welche von unserm Feinde so schmählich verraten worden ist. Die Emden ist gefallen, aber ihr Geist lebt in Tausenden und aber Tausenden von deutschen Seeleuten.

Was unsere Auslandskreuzer geleistet haben, hat vor dem Kriege niemand auch nur geahnt, bei uns nicht, aber noch weniger in England. Die Emden und die Königsberg im Indischen Ozean, die Karlsruhe im südlichen Atlantischen Ozean, das Geschwader des Grafen Spee im Großen Ozean, dann die Seeschlacht bei Coronel! Es ist wie ein Märchen, daß unsere wenigen Panzerkreuzer des ostasiatischen Geschwaders mehr als vier Monate allen feindlichen Nachstellungen entgehen, dem Feinde dauernd schweren Schaden zufügen, und dann schließlich noch bei Coronel an der chilenischen Küste am 1. November die beiden englischen Panzerkreuzer Good Hope und Monmouth vernichten, den kleinen Kreuzer Glasgow bis zur Kampfunfähigkeit beschädigen konnten. Das war ein Meisterstück des Seekrieges, eine Großtat an Geschicklichkeit und Wagemut, auf welche unsere Flotte stolz sein kann. Seit diesem Ruhmestage war natürlich unser Kreuzergeschwader gestellt. Konzentrisch eilten von allen Seiten die aufgebotenen feindlichen Schiffe, darunter zahlreiche Schiffe größter Art und modernsten Typs herzu, um dann die verhaßten Deutschen zu erdrücken. Wie es da dem Kommandanten des Kreuzergeschwaders, dem Grafen von Spee, dem Helden von Coronel, gelungen ist, sich noch weiterhin länger als einen Monat zu halten und um die

Südspitze von Südamerika herum bis zu den Falklandsinseln zu gelangen, ist kaum begreiflich. Die Vernichtung unseres Kreuzergeschwaders war zweifellos für England ein Erfolg; aber eine Großtat war es nicht. Mit der Seeschlacht von Coronel ist der Kampf bei den Falklandsinseln in keiner Weise zu vergleichen. Dort waren die materiellen Kräfte fast gleich; hier war das Verhältnis für unser Kreuzergeschwader erdrückend. Unsere Kreuzer sind der plumpen Ueberlegenheit des Materials unterlegen, nicht der höheren Intelligenz und Geschicklichkeit der englischen Seeleute. Der moralische Erfolg bleibt auf unserer Seite unendlich viel größer als auf der englischen. Die Niederlage von Coronel ist in ihrer Tragweite zum Schaden der englischen Flotte und ihres Ansehens nichts weniger als ausgewischt durch die Vernichtung der damaligen Sieger. Ehre den wackeren Offizieren und Matrosen, welche für des Vaterlandes Wohl ihr Leben geopfert haben! Heißer Dank für ihren Opfermut beseelt jede Brust. Nicht besser können wir ihnen danken, als indem wir uns an ihnen ein Beispiel nehmen.

Im Anfang des Krieges waren es nur unsere Auslandskreuzer, welche durch ihre rasche, geschickte und schneidige Tätigkeit den englischen Handel störten. Dann kam die Bedrohung der englischen Küsten durch unsere Unterseeboote hinzu. Das Kreuzergeschwader ist erledigt. Aber die Beunruhigung des englischen Handels an der englischen Küste durch unsere Unterseeboote bleibt. Wie rasch haben diese ihren Aktionsradius vergrößert und wie viele englische Schiffe sind ihnen bereits zum Opfer gefallen. Am 22. September bei Hoek van Holland die Panzerkreuzer Aboukir, Hogue und Cressy, am 15. Oktober in der nördlichen Nordsee der Kreuzer Hawke, am 26. Oktober an der Nordküste Irlands der Dreadnought Audacious, am 31. Oktober im Pas de Calais der Kreuzer Hermes, am 12. November bei Dover das Torpedokanonenboot Niger, am 26. November nordwestlich von Le Havre die Handelsschiffe Malachite und Primo. Ob auch das am 25. November bei Sheerneß in die Luft geflogene Linienschiff Bulwark einem deutschen Unterseeboot sein Ende verdankt, mag dahin gestellt bleiben. Jedenfalls mußte die Times Anfang Dezember feststellen, daß bereits in den ersten vier Kriegsmonaten die deutschen Unterseeboote sieben britische Kriegsschiffe und vier Handelsschiffe vernichteten.

Aber auch die englische Küste selbst blieb nicht verschont. Am 3. November machten große und kleine deutsche Kreuzer einen Angriff auf die Küste bei Yarmouth und beschossen die dortigen Küstenwerke und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen und augenscheinlich einen Angriff nicht erwarteten. Stärkere englische Streitkräfte zum Schutze dieses wichtigen Hafens waren nicht zur Stelle. Das unsern Kreuzern scheinbar folgende englische Unterseeboot D 5 lief auf eine Mine und sank. Am 16. Dezember erfolgte dann ein zweiter Vorstoß unserer Hochseestreitkräfte nach der englischen Ostküste und Beschießung der beiden befestigten Küstenplätze Scarborough und Hartlepool. Bei der Annäherung an die englische Küste wurden unsere Kreuzer bei unsichtigem Wetter durch vier englische Torpedobootszer-

störer erfolglos angegriffen. Ein Zerstörer wurde vernichtet, ein anderer kam in schwer beschädigtem Zustande aus Sicht. Die Batterien von Hartlepool wurden zum Schweigen gebracht. Die Gasbehälter wurden vernichtet. Mehrere Detonationen und drei große Brände in der Stadt konnten von Bord aus festgestellt werden. Die Küstenwachstation und das Wasserwerk von Scarborough sowie die Küstenwacht- und Signalstation von Whitby wurden zerstört. Unsere Schiffe erhielten von den Küstenbatterien einige Treffer, die nur geringen Schaden verursachten. An anderer Stelle wurde noch ein weiterer englischer Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht.

Yarmouth gehört noch zu Südengland; Scarborough und Hartlepool liegen ganze zwei Breitegrade nördlicher in Nordengland. Seitdem das gelungen ist, kann man mit Vertrauen sagen, daß fortan die ganze englische Nordseeküste den Angriffen der deutschen Flotte ausgesetzt ist. Die Südsee und der Indische Ozean sind einstweilen von deutschen Kreuzern „gesäubert"; aber die Nordsee hat aufgehört, zum unbestrittenen und unbeschränkten Herrschaftsgebiet Englands zu gehören. Es geht rückwärts mit der Seegeltung Englands, und in demselben Maße steigt die Sonne der Freiheit über den Weltmeeren wieder empor. Um unsere Stellung im Großen und Indischen Ozean ist uns nicht bange; diese wird nach Beendigung des Krieges leicht wieder zu gewinnen sein. Ob es aber England noch einmal gelingen wird, das Ansehen der Unüberwindlichkeit seiner Flotte und der Unangreifbarkeit seiner Küsten wiederherzustellen, ist eine ganz andere Frage.

Der Weltkrieg wurde begonnen als ein Krieg zur Vernichtung Deutschlands durch eine erdrückende Koalition unter Führung Englands, ein Krieg um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes. Inzwischen hat sich das Blatt schon merklich gewendet: Mehr und mehr ist er ein Krieg um Sein oder Nichtsein der englischen Weltherrschaft geworden. England, der Urheber des Krieges, der wirkliche und eigentliche Angreifer, ist längst in die Verteidigungsstellung gedrängt. Das ganze Sinnen und Trachten Englands geht nur noch darauf, wie es der Angriffe der Deutschen und der gefürchteten Landung deutscher Truppenmassen an seinen Küsten sich erwehren kann. Die Engländer haben das Fürchten gelernt und werden ohne Zweifel in Zukunft dieses unangenehme Gefühl noch mehr zu kosten bekommen. Sie haben's gewiß redlich verdient um alle diejenigen, welche sie früher mißhandelt und vergewaltigt haben.

Admiral Graf Spee.

Aus diesem blut-eisernen Völkerstreit
Ragt kühn ein Held für alle Zeit;
Hochwuchtig ersteht mir an brandender See
Das eherne Standbild des Admirals Spee.

Es zeigt die stahlbewehrte Hand
Hinaus, hinüber nach Engeland,
Auf jenen gigantischen Meerkoloß:
„Wer schafft das stürmende Wellenroß?"

Aus Millionen Augen sprüht,
Was Millionen Herzen durchglüht:
„Wer schafft den Riesen mit schmetternder Faust,
Daß endlich der Meerestyrannin graust?"

In dunkler Tiefe da blitzt ein Boot,
Aus gähnendem Rohre dräut der Tod.
Hab acht, du stolzer englischer Wal,
Es flirrt heran der deutsche Aal!

Vor Ungeheuern in sausender Wucht,
Die Möve schrillt in zuckender Flucht;
Am Himmel ein graues Geschwader naht —
Nun, England, zitt're vor deutscher Tat!

Und über die Nordsee, Turm an Turm,
Die Riesen brausen heran zum Sturm,
Nun Blitz an Blitz und Schlag auf Schlag,
Wie schwellende Donner vom jüngsten Tag!

Und Feuergarbe um Garbe loht,
Und Meere und Insel glüh'n flammenrot.
Schlachtgeister am Himmel, auf — unter der See:
„Wir sind die Rächer des Admirals Spee!"

Peter Halter (Luzern).

Der Held des Indischen Ozeans.

Nachklänge aus der indischen Presse
über die Taten der Emden.

„Die Emden in Sicht!" Diese Meldung vom Schiffsmaste herab pflegte wie ein lähmender Hauch selbst den mutigsten Seeleuten eines feindlichen Schiffes in die Glieder zu fahren. Nach der Beschießung von Madras, welche die Eingeborenen in wilder Flucht aus der Stadt ins Innere des Landes trieb, hatte der Schrecken auch die indische Bevölkerung erfaßt. Vermutlich wird in absehbarer Zeit die jetzt begrabene Emden in der lebhaften Einbildungskraft der Indier sich wieder aus ihrem nassen Grabe erheben und als Gespensterschiff auf dem weiten Ozean ihren Spuk treiben. Alsdann werden die Seeleute Mären auch über den „Fliegenden Deutschen" sich erzählen, wie sie bisher über den „Fliegenden Holländer" es getan haben. Unterdessen mag es genügen, einige Kriegstaten des verwegenen Kommandanten der Emden zu erfahren, wie sie in den indischen Zeitungen verzeichnet sind.

Der schweigsame Lauscher und sein Berater.

Der Kommandant — so berichtet die Times of India — beobachtet ein unverbrüchliches Schweigen über seine Unternehmungen. Nicht einmal seine eigenen Offiziere sind in seine Pläne eingeweiht. Er selbst ändert sie von einem Tage auf den anderen, wie die Standorte der feindlichen Schiffe es erheischen. Und er weiß auch genau, wo diese sich befinden. Stumm und nachsinnend sitzt er da und horcht an seinem Empfänger auf die drahtlosen Meldungen seiner Feinde, um danach den Kurs seines Schiffes einzurichten. Es gereicht ihm zum besonderen Vergnügen, wenn es ihm gelingt, die ihn verfolgenden Kriegsschiffe irrezuleiten. Dieses ist ihm auch gelungen, und zwar dadurch, daß er mit den gekaperten englischen Schnelldampfern Flottillen gebildet hat, die er mit Leuten seiner Mannschaft besetzt und auf verschiedenen Punkten des Meeres postiert. So sandte er im Oktober die eroberten Markomania und Pantoporus viele hundert Meilen weit nach dem Osten in der Richtung der Sundastraße, um die feindlichen Kreuzer dorthin zu locken, während er selbst mit seiner

Emden dreihundert Meilen westlich von Ceylon Posten faßte, um die von oder nach Europa fahrenden Handelsdampfer aufzufangen, deren Abfahrt und Route sein Horchapparat ihm ebenfalls verrät.

Angriffstaktik.

Nach den Berichten der Kapitäne einiger gekaperter Dampfer, wie sie am 22. September von Kolombo nach Bombay gekabelt wurden, wurde bei der Kaperung in folgender Weise verfahren: Sobald der Emden ein Schiff in Sicht kommt, gibt sie das Signal zu stoppen. Wehe dem Dampfer, der nicht sogleich gehorcht! Ein Schuß hart über sein Deck hinweg belehrt ihn über das Los, welches seiner wartet, falls er zu entweichen versucht. Alsdann erscheint von der Emden ein Boot mit 20—30 bewaffneten Matrosen in Begleitung eines Offiziers. Dieser verlangt die Schiffspapiere und die Anzahl der Seeleute zu erfahren und erklärt sie als Kriegsgefangene. In Booten werden diese auf eines der Begleitschiffe gebracht. Endlich wird dem Kommandanten Bericht erstattet, der dann über das Los des gekaperten Schiffes entscheidet.

Kapitän Harris des Dampfers King Lud passierte, auf seiner Fahrt von Alexandrien nach Kalkutta, Kolombo am Morgen des 25. September und kam mittags auf die Höhe von Galle. Um 1.30 Uhr wurde die Emden am Horizont gesichtet. Ihr Signal lautete: „Stopp sofort, dein Schiff wird vernichtet." Alsbald erschien in einem Boote eine bewaffnete Mannschaft, geführt von einem Offizier der deutschen Marinereserve, früher im Dienste der Hamburg—Amerika-Linie. „Kapitän," sprach er, „ich wünsche Ihre Schiffspapiere zu sehen." Diese wurden ihm überreicht. „Kapitän," fuhr er weiter, „sorgen Sie, daß Ihre Mannschaft in die Boote steigt und das Schiff verläßt, denn in einer Stunde wird es in den Grund gebohrt, da kein Hafen in der Nähe ist, wo wir es hinbringen können." Es wurde dann die ganze Besatzung, 27 Europäer und zwei Araber, auf die Markomania gebracht, wo sie gut behandelt wurde. Endlich wurden in die Räume 1 und 2 des King Lud Dynamitbomben gelegt und seine Seiten auseinander gesprengt.

Aehnlich lautet der Bericht des Kapitäns der Tymeric, die auf ihrer Fahrt von Java nach England begriffen war. Um 6 Uhr abends — so erzählt Kapitän Tulloch — sah ich ein Kriegsschiff aus der Richtung von Galle herankommen. In der Ferne erblickte ich ein zweites Schiff. Das erstere war die Emden, das zweite eines ihrer Begleitschiffe. Keines der beiden hatte Licht. Die Emden signalisierte mit einer Laterne: „Augenblicklich innehalten!" Sofort erschienen in einem Boote bewaffnete Matrosen mit einem Offizier. „Wir sind ein deutscher Kreuzer," sagte dieser, „und wünschen Ihre Papiere zu sehen." Nach Einsichtnahme derselben teilte er uns mit, der Dampfer müsse versenkt werden, er gewähre uns zehn Minuten Zeit, unsere Kleider zusammenzuraffen und die Kähne zu besteigen. Die ganze Schiffsmannschaft, 34 an der Zahl, wurde auf die Markomania gebracht. Ich jedoch und mein erster Ingenieur wurden auf die Emden abgeführt, wo man uns Sitzplätze auf dem Mitteldecke anbot. Fünf Minuten nachdem das letzte Boot die Tymeric verlassen hatte,

vernahm man aus ihrem Innern eine dumpfe Explosion, sie begann zu taumeln und endlich zu sinken. Dann eilte die Emden mit der Markomania mit Volldampf davon.

Am Sonntag den 27. September kam die Reihe an die Gryfovale. Nachdem ihr Kapitän dem gewöhnlichen Verhör unterzogen worden war, wurde beschlossen, dieses Schiff nicht zu versenken, sondern als Begleitschiff mitzuführen, um die zahlreichen englischen Kriegsgefangenen auf einem geeigneten Punkte ans Land zu setzen. Als ein sehr willkommener Fang erwies sich das Schiff Buresk, das eine volle Ladung Kohlen für die englische Marine in Hongkong hatte. Ladung und Mannschaft wurden auf die Emden gebracht. und das Schiff mit Dynamit gesprengt.

Ein ehrenvollerer Untergang wurde dem Dampfer Ribeira gestattet. Sein Kapitän Isdale berichtet folgendes darüber: Am Morgen des 27. September meldete der Maat: Ein Kreuzer vor uns! Ich begab mich auf die Brücke und erblickte am Kreuzer die deutsche Flagge. Er signalisierte „Stopp!" Da drehte ich mich zu meinem Maate um und sagte: „Wir sind verloren, es ist die Emden." Es erschien auch sofort ein Boot mit Matrosen. Der Offizier sprach: „Kapitän, wissen Sie, daß Krieg ist zwischen Deutschland und England?" „Ja", antwortete ich, „ich weiß es." „Gut," fuhr er weiter. „Dann rafft eure persönlichen Habseligkeiten zusammen und besteigt die Boote, euer Schiff wird versenkt." Als der Offizier den reichen Mundvorrat unseres Schiffes sah, bemerkte er: „Recht schön, so will es das Kriegsglück." Als ich und meine Mannschaft auf die Gryfovale gebracht waren, sollte auch das Ende meines Schiffes kommen. Es blieb mir aber der Trost, zu sehen, daß man ihm einen ehrenvollen Untergang zudachte; denn es wurde nicht mit Dynamitpatronen gesprengt, sondern mit vier Kanonenschüssen versenkt. Der erste Schuß traf die Ribeira sechs Fuß über der Wasserlinie. Der zweite und dritte gingen durch die Räume 2 und 3. Erst der vierte Schuß traf das Schiff richtig auf der Wasserlinie. Daraus wollte Kapitän Isdale schließen, daß die Mannschaft der Emden keine besonders gute Schützen wären. Er merkte jedoch nicht, daß es ihnen vorerst auf eine Schießübung ankam.

Kluge Berechnung.

Es ist schon bemerkt worden, daß der kluge Kommandant nicht alle gekaperten Schiffe in den Grund gebohrt hat. Die besten und schnellsten Dampfer zwang er in seine Dienste. So geschah es mit den Schiffen Markomania, Gryfovale, Pantoporus und anderen. Die Begleitschiffe hatten auch Aufklärungsdienste zu leisten und zwar in weiten Entfernungen, so daß Schiffe mit der deutschen Flagge auf den verschiedensten Punkten des Meeres gesichtet wurden und das Gerücht entstand, die ganze deutsche Flotte befinde sich im Indischen Ozean.

So lagen die Dinge im September. Anfangs Oktober wählte sich die Emden die Insel Minicoi, 300 Meilen westlich von Ceylon, zu ihrem Stand-

quartier. Dort patrouillierte sie die zwei Durchfahrten zu beiden Seiten dieser Insel und beherrschte so die zwei Handelsrouten von Kolombo und Galle. Kein Handelsdampfer konnte ihr entgehen.

Es erübrigt noch zu bemerken, daß alle Handstreiche des schweigsamen Kommandanten mit vorzüglicher Ueberlegung und unübertrefflichem Geschick geplant und ausgeführt worden sind. Das ergibt sich besonders aus dem Berichte eines englischen Schiffskapitäns in der Times of India vom 21. Oktober. Er lautet: Als Kommandant von Müller sich entschloß, Madras zu beschießen, sandte er am Morgen des 29. September zwei seiner Offiziere als Viehhändler verkleidet auf einem Boote in die Stadt, vorgeblich um dreißig Stück Schafe für den Küchenbedarf eines Schiffes einzukaufen, tatsächlich aber, um die Standorte der Küstenbatterien und der großen Petroleumbehälter festzustellen. In dieser Weise trieben sich die feindlichen Späher unbelästigt bei hellem Tage in den Straßen der Stadt herum, kauften wohl auch die dreißig Schafe und sahen alles, was sie sehen wollten. Es war daher kein Wunder, daß am Abend desselben Tages die Schüsse der Emden die Petroleumbehälter mit einer so vorzüglichen Sicherheit trafen.

Unverwüstlicher guter Humor.

Eine hervorragende Rolle spielte auf der Emden ein vierter Schornsteinmantel aus Eisenblech, den der Kommandant, ebenso wie die drei echten Schiffskamine, mit den englischen Farben bemalen ließ. Fürs gewöhnliche lag der bemalte „Strohmann“ in irgendeiner Ecke des Schiffsdeckes; aber sobald strategische Umstände es forderten, wurde er hervorgeholt und mit den anderen Schornsteinen des Schiffes in eine Linie aufgestellt. Dadurch wurde der Feind mehr als einmal irregeführt, weil er wußte, daß die Emden nur drei Kamine besaß. Dieser Kriegslist verdankte sie die Flucht aus Kiautschou mitten durch die japanische Flotte. Als die Japaner den Kreuzer mit den vier Schornsteinen in englischen Farben herandampfen sahen, neigten sie alle ihre Flaggen ehrfurchtsvoll zur Begrüßung des vermeintlichen Engländers, und die Mannschaft der verwegenen Emden ließ ein kräftiges englisches Hurra erschallen.

Mitte September beherrschte die Emden das bengalische Meer in einem Umkreise von 100 Meilen. Kein feindliches Schiff konnte dem Späherblicke ihres Kommandanten entgehen. Um aber nicht alles Wild aus seinem Reviere zu vertreiben, ließ er einige Schiffe in der Ferne unbelästigt durchgehen. So geschah es mit dem P- und O-Dampfer Nankin. Dieser hatte keine Ahnung davon, daß er die gefürchtete Emden passiert hatte, bis er in den Hugglifluß einlief. Aehnlich erging es einem anderen englischen Dampfer. An der Hugglimündung angelangt, rief er vorschriftsmäßig das Pilotenschiff an, um den Piloten zu erhalten. Dieses aber hatte sich aus Angst vor der Emden in einer Biegung des Flusses versteckt und war nirgends zu sehen. So kreuzte denn der Dampfer in der dunklen Nacht hin und her, zeigte das grüne Licht und blies

mit aller Macht sein Horn, um den Kapitän des Pilotenschiffes auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen. Lange umsonst. Plötzlich erhielt er aus der Ferne eine Antwort in der Form eines Strahles eines mächtigen Scheinwerfers. „Endlich hat man mich doch gehört,“ dachte der gereizte Kapitän bei sich und dampfte auf den Scheinwerfer zu. Groß war seine Enttäuschung. Das vermeintliche Pilotenschiff wich ihm immer aus und umfuhr es in weiten Kreisen, ohne Antwort zu geben, es sei denn durch einen Strahl seines Scheinwerfers. Das steigerte die Ungeduld des Kapitäns bis zur Wut. Als er alle Ausdrücke des Signalbuches erschöpft hatte, rief er durchs Nebelhorn: „Seid ihr alle verrückt auf dem Pilotenschiffe?“ Allmählich rückte der Strahl des Scheinwerfers in die Ferne, weil die Kreise seines Schiffes sich erweiterten. Aber der Dampfer ihm unermüdet nach in der Hoffnung, es einzuholen. Da plötzlich verschwindet das Licht des Scheinwerfers und mit ihm das widerspenstige Schiff, welches die gefürchtete Emden selbst war, die sich das Vergnügen gemacht hatte, den englischen Dampfer zu narren. Einige Tage später erzählte der Kommandant v. Müller diesen Streich mit einem herzlichen Lachen den Kriegsgefangenen der fünf am vorhergehenden Tage versenkten Schiffe, bevor er auf dem schwedischen Dampfer in Rangoon ans Land setzen ließ. (Times of India, 7. Oktober.)

Ritterlichkeit.

Als Kommandant von Müller von den ebengenannten Kriegsgefangenen Abschied nahm, rief er ihnen nach: „Gute Reise, meine Herren, ihr werdet aber noch mehreres von mir hören, denn ich bin mit meiner Arbeit noch nicht fertig, sondern werde das Kriegsspiel bis zum äußersten Ende weiterführen und werde mein Schiff nicht in feindliche Hände fallen lassen.“

Dieselbe Höflichkeit den Kriegsgefangenen gegenüber und derselbe ritterliche Sinn zeichneten auch seine untergeordneten Offiziere aus. Als eine große Anzahl englischer Kriegsgefangenen auf dem gekaperten Dampfer Gryfovale bei Kolombo ans Land gesetzt werden sollte, kam — so erzählt einer derselben — einer der Offiziere der Emden zu uns und wünschte uns allen eine glückliche Heimreise; während unserer Gefangenschaft versah uns ein anderer Offizier mit Spielkarten und angenehmer Lektüre. Kapitän Isdale der versenkten Ribeira berichtet: „Als die bewaffnete Mannschaft der Emden mein Schiff bestieg, war die erste Frage: »Habt ihr Damen an Bord? Wenn das der Fall sein sollte, wird euer Schiff unversehrt bleiben.« Das war bei ihnen kein leeres Wort, denn, daß die erbeutete Kabinga nicht versenkt, sondern als Transportschiff für die Ueberführung von 400 Gefangenen nach Kalkutta verwendet wurde, hatte sie einzig dem Umstande zu verdanken, daß sie Frau und Kind ihres Kapitäns an Bord mitführte.“

Die Freundlichkeit des Kommandanten von Müller ging so weit, daß er dem Kapitän des schwedischen Dampfers Dovre für die Ueberbringung der 70 Kriegsgefangenen der Clan Matheson nach Rangoon sogar das Fahrgeld bezahlen wollte. Selbstverständlich vernichtete er die Schiffspapiere der ge-

kaperten Schiffe, allein die Kapitänsdiplome stellte er deren Eigentümern großmütig zurück. Wenn er auch die meisten Schiffe, die ihm in die Hände fielen, nach dem bestehenden Kriegsrechte versenkte, so sorgte er, daß keinem lebenden Wesen ein Haar gekrümmt wurde. Selbst Hunde und andere Tiere ließ er totschießen, bevor das Schiff in den Grund gebohrt wurde. Ueberhaupt sind alle Mannschaften der zerstörten Schiffe voll des Lobes über die höfliche und ritterliche Behandlung von seiten der Besatzung der Emden. Keinem wurde ein Leid angetan, abgesehen von der Kaperung und Versenkung der Schiffe nach Kriegsrecht. Selbst diese Härte suchte man zu mildern durch die Ankündigung: „Kapitän, Sie wissen, daß Krieg ist zwischen Deutschland und England! Nach Kriegsbrauch müssen wir Ihr Schiff versenken."

Nur einmal vernahm man eine Drohung aus dem Munde der Offiziere der Emden. „Ich hörte" — so erzählt die Frau des Kapitäns Ellis — „die Deutschen schwören, daß sie, falls ein französisches Schiff ihnen in die Hände falle, dasselbe mit Mann und Maus in den Grund bohren würden, weil ein französischer Kreuzer einem deutschen Schiffe, 50 Meilen vor Saigon, dieses angetan habe. Anstatt ihre Mannschaft auf ein anderes Schiff überzusetzen, würden sie ihr nur erlauben, kleine Boote zu besteigen und ihren Weg selbst weiter zu finden."

Der Schreck des Indischen Ozeans.

Wo immer die gefürchtete Emden auftauchte, da nahmen die Dampfer der feindlichen Nationen Reißaus, wie das Wild, wenn sich ein Tiger im nahen Gebüsch blicken läßt, oder sie versteckten sich in sicheren Häfen. Eine unabsehbare Reihe von englischen Dampfern lag im Hugglifluß verborgen, und fünf japanische im Hafen von Penang.

„So oft man uns versichert," schrieb die Times of India am 7. Oktober, „daß die Emden aus dem Wege gegangen oder auf den Grund des Meeres versenkt ist, setzen wir wieder fröhliche Gesichter auf. Es mögen dann wohl auch 24 Stunden vergehen, ohne daß die »deutsche Wespe« — so hatte man die Emden in Indien umgetauft — ein Lebenszeichen von sich gibt. Neulich flüsterte man sich wieder beruhigende Worte über sie ins Ohr, als am selben Abende der Draht die Beschießung von Madras meldete. Alsdann sollte die Wespe wieder einmal davon geflogen sein; aber heute (7. Oktober) tritt die Wahrheit wieder zutage, indem wir erfahren, daß sie in der Nähe der Lakkadiveninseln an einem Tage vier Schiffe versenkt und das Kohlenschiff der Admiralität gekapert habe. Wir können also die Tatsache nicht ableugnen, daß die Raubzüge dieser Wespe für uns verhängnisvoll sind, und daß die Emden uns viel näher ist, als es uns lieb sein mag."

In der Tat war die Verbindung zwischen Indien und Birma abgeschnitten und der indische Seehandel lahmgelegt. Gebildete Indier erkundigten sich in den Geschäftsräumen der Zeitungen darüber, ob Dover von Calais aus beschossen werden könne, oder ob die Deutschen schon in England gelandet seien? Ja, es tauchten schon Gerüchte auf, daß die englische Armee besiegt, die indischen

Truppen in Europa vernichtet seien, daß die ganze deutsche Flotte, nach der Vernichtung der englischen, sich im Indischen Ozean befinde; denn den Indern wollte die Schachmattlegung des indischen Handels durch einen einzigen deutschen Kreuzer nicht einleuchten. Und doch war dem so. Nach ganz zuverlässigen Zeitungsberichten hatte die Emden bis zum 28. Oktober 19 englische Handelsschiffe gekapert oder versenkt, die zusammen einen Tonnengehalt von 75 166 Tonnen hatten. Den Verlust dieser Schiffe schätzt die Times of India auf 40 Millionen Mark. Darin ist der Schaden nicht einbegriffen, der durch die Beschießung von Madras und die Versenkung anderer kleinerer Schiffe angerichtet wurde.

Aus dem Gesagten erklärt sich die Bestürzung der indischen Kaufleute und der Ingrimm der Engländer gegen die „deutsche Wespe". Täglich wurde die Regierung aufgefordert, sie einzufangen und zu zerquetschen. Solche aber, die nicht direkt durch den Seekrieg geschädigt waren, legten unverhohlen ihre Bewunderung an den Tag für den Schneid und die Ritterlichkeit des kühnen Kommandanten der Emden. Als diese 25 Meilen vor der Hugglimündung lag, soll sie hinauf nach Kalkutta gemeldet haben, sofort Kohlen für einen englischen Kreuzer herunter nach Diamond Harbour zu senden. Selbstverständlich war da kein englisches Kriegsschiff, und man fand dann heraus, daß der Kommandant der Emden durch diese Bestellung der englischen Marine einen recht boshaften Schabernack gespielt hatte. Als dies bekannt wurde, hörte man in Kalkutta einen Engländer ausrufen: „Ein schneidiger Kamerad, dieser Kommandant! Wenn er einmal gefangen ist, werde ich ihn zu einem Festessen einladen."

Ehrenvoller Untergang.

Zwei und einen halben Monat lang hatte die Emden ihr kühnes Kriegsspiel getrieben. Um diese „kleine Wespe" zu vernichten, hatten während dieser ganzen Zeit die weit mächtigeren Kreuzer der englischen, französischen, russischen, japanischen und australischen Flotten in den asiatischen Meeren Jagd auf sie gemacht. Lange umsonst. Zwei davon, den russischen Kreuzer Schemtschug und einen französischen Zerstörer, hatte sie sogar im Hafen von Penang durch Torpedoschüsse in den Grund gebohrt.

Endlich hatte auch ihre Stunde geschlagen. Sie mußte der Uebermacht erliegen. Wo und wie ihr Schicksal sie erreicht hat, ist hinlänglich bekannt. Sie schlug sich ritterlich bis zum äußersten. Erst als 200 Tote und 30 Verwundete auf ihrem Deck niedergestreckt waren und ihre Munition zur Neige ging, ergab sich der Kommandant seinen Angreifern, aber sein Schiff sollte nicht in ihre Hände fallen. Er ließ es gegen ein Riff treiben, wo es ehrenvoll scheiterte.

Die Ritterlichkeit des Kommandanten wurde dadurch geehrt, daß ihm und seinen Offizieren der Degen belassen wurde. Die Londoner Zeitungen aber versprachen dem „Sporting Skipper" einen begeisterten Empfang, sobald er sich einmal in London sehen lasse.

S. Roti, S. J.

Aus einem am 14. Januar 1915 angelangten
Brief eines Geschützführers der Emden.

Padang (Sumatra), 28. November 1914.

. . . Ehe dieser Brief dich erreicht hat, wirst du wohl in der Zeitung gelesen haben, daß die Emden vor dem Kokos- oder Kelling-Eiland ein Gefecht gehabt und dabei ihren Untergang gefunden hat. Ich bin nicht unter den Toten und Verwundeten. Das habe ich folgendem Umstand zu verdanken. Zur Erläuterung muß ich noch vorher sagen, daß die genannte Insel eine Funkentelegraphen-Station und eine Kabel-Station hat.

Am Montag den 9. November 1914 beabsichtigte S. M. S. Emden, die genannten Stationen zu zerstören. Hierzu ging vormittags um 4 Uhr ein Landungskorps, bestehend aus 3 Offizieren und 47 Mann, an Land. Dort angekommen, wurden sofort die Stationen besetzt und darauf zerstört.

Ich kam als erster in die F.-T.-Station, sah noch, wie der englische Telegraphist das Notsignal abgibt. Ich rufe ihm zu: „Hände hoch!" und halte ihm die Pistole unter die Nase. Darauf reiße ich den Taster ab und stecke ihn in die Tasche. Dann ging auch ich an das Zerstören. Damit waren wir bald fertig, da kommt von der Emden das Signal: „Arbeit beschleunigen!" Hierauf wird sofort abgebrochen und Sammeln geblasen, auf der Landungsbrücke angetreten und in die Boote gegangen. Auf einmal sagt einer: „Emden heult mit der Sirene! Dies war das Notsignal!" Die Dampfpinasse schleppt uns mit äußerster Kraft auf die Emden zu. Halb auf dem Wege sehen wir, wie die Emden den Anker schleppt und mit äußerster Kraft ausläuft. Kaum draußen, fängt sie auch schon an zu schießen, und wir sehen einen Engländer auf sie zulaufen.

Auf einmal ändert sich das Bild. S. M. S. Emden dreht und läuft auf den Engländer zu. Dieser dreht auch und will weglaufen, aber die Emden hält ihn fest. Da auf einmal erwidert er das Feuer der Emden. Von der Emden fällt der vordere Schornstein. Von dem Engländer sind gleich bei der ersten Salve der Emden die beiden vorderen Schornsteine und die Kommandobrücke gefallen. Das Gefecht zieht sich nun nach dem Horizont zu, wir sehen noch, wie der vordere Mast der Emden fällt, darauf sind sie hinter dem Horizont verschwunden.

Nun wieder zu uns. Wir fahren an Land zurück und bauen die Maschinengewehre in sicheren Stellungen auf. Darauf hißten wir die deutsche Flagge auf dem höchsten Punkt der Insel, wir bringen drei Hurras auf den Kaiser aus und geloben ihm aufs neue, die Insel bis auf den letzten Blutstropfen zu halten.

Unser Führer, unser erster Offizier, Kapitänleutnant von Mücke, denkt nun daran, die Emden wieder zu erreichen. In der Bucht der Insel liegt ein Dreimast-Gaffel-Schoner. Dieser wird aufgetakelt, das heißt die Segel werden untergeschlagen und das Schiff wird seeklar gemacht. Als dies fertig war, nehmen wir Proviant für 14 Tage und Wasser für acht Tage an Bord und fahren abends um 5 Uhr aus dem Hafen aus. Draußen sehen wir die

Emden, wie sie dem englischen Schiffe einen Torpedoschuß beibringt, worauf dieses langsam anfängt wegzusacken. Auf einmal sehen wir, wie ein zweiter Kreuzer hinzukommt und die Emden auf ihn zudampft. Hierauf wird es Nacht, und wir verlieren die Emden.

Wir sind uns nun selbst überlassen und versuchen, den nächsten neutralen Hafen anzulaufen. Dies gelingt uns nach 17 Tagen, natürlich halb verhungert und fast verdurstet. Nun sind wir in Padang auf Sumatra. Emden soll sich auf Strand gesetzt haben, sonst wissen wir nichts. Eben ist der deutsche Konsul mit dem holländischen zusammen an Bord gekommen. Was mit uns geschieht, wissen wir noch nicht ... Mein Wahlspruch soll sein fürs ganze Leben: Der Mensch denkt, Gott lenkt. Es ist ja für Gott, Kaiser und unser Vaterland!

Tsingtau.

9. November 1914.

„Die heldenmütige Verteidigung der in langjähriger Arbeit geschaffenen Musterstätte deutscher Kultur bildet ein neues Ruhmesblatt für den Geist der Treue bis zum Tode, den das deutsche Volk mit seinem Heer und seiner Flotte in dem gegenwärtigen Verteidigungskampfe gegen eine Welt von Haß, Neid und Begehrlichkeit schon so mannigfach — wolle Gott, nicht vergeblich — betätigt hat."

Kaiser Wilhelm in einem Telegramm vom 9. Nov. 1914 an den Reichstagspräsidenten Dr. Kämpf.

„Tsingtau nach heldenhaftem Widerstande gefallen." Diese Kunde, die der Draht am 7. Nov. 1914 in die Welt hinaus trug, erregt in allen deutschen Gauen das lebhafteste Mitgefühl. Trauernd stehen wir vor dem Untergange unserer einzigen Kolonie in Ostasien und am Grabe von Helden, welche sie ausdauernd und todesmutig verteidigt haben.

Wer wollte behaupten, daß der Fall von Tsingtau für uns ohne Bedeutung wäre? Tsingtau bezeichnete den Ausgangspunkt einer großen deutschen Kulturarbeit in China, und der Anfang war gut. Ueberraschend hatte sich Tsingtau entwickelt. Deutsche Ordnung und Organisation hatten dort einen Musterplatz geschaffen, der zum Mittelpunkte eines großen Verkehrs zunächst nach Schantung und dann weiter in das Innere von China hinein geworden wäre, wenn die Entwicklung ruhig hätte weitergehen können. Diese Entwicklung ist nun einstweilen dahin.

Japan ist über Tsingtau hergefallen wie ein Straßenräuber über einen friedlich seines Weges wandernden Kaufmann. Ganz mit Recht ist für seine Politik der bisher in der deutschen Sprache unbekannte Ausdruck Aasgeierpolitik geprägt worden. Nicht der mindeste Grund zu einem Kriege Japans gegen Deutschland lag vor. Deutschland hat nicht in der kleinsten Kleinigkeit Japan und seine Interessen verletzt. Ganz im Gegenteil: Die in Deutschland studierenden Japaner hatten nur Gutes in Deutschland genossen und außerordentlich großen Nutzen aus ihrem deutschen Studium gezogen. Wenn trotz-

dem Japan es nicht lassen konnte, seine ungeheuere örtliche Uebermacht zu benutzen, um Tsingtau zu überfallen und wegzunehmen, so beweist das eben, daß es doch noch lange nicht die Kulturnation ist, die zu sein es sich einbildet. Die Bündnispflicht, die es gegenüber England übernommen haben mag, ist selbstredend nur ein vorgeschobener Grund. Die einzige Entschuldigung, welche es hat, ist, daß es von England zu seinem Bündnis und dem darauffolgenden Streich gegen Tsingtau veranlaßt worden ist. Mit einem gewissen Rechte konnte es denken, daß es nicht notwendig habe, zivilisierter und anständiger zu sein als der englische Lehrmeister.

Freilich ist auch das richtig, daß der Fall von Tsingtau auf den großen Gang der Ereignisse in Europa keinen Einfluß haben wird. Die logische Folge wäre ein Aufraffen Chinas, um die Japaner, welche die Neutralität Chinas bei ihrem Vorgehen durch Gewaltakte verletzt haben, als wenn China Niemandsland wäre, in ihre Schranken zurückzuweisen und die Engländer aus Hongkong wegzufegen. Doch dazu wird es wohl nicht kommen, da China durch die ewigen, von Rußland, England und Japan dauernd unterstützten und angestachelten Unruhen allzu sehr unterwühlt ist, um irgendwie zu einer derartigen Kraftentwicklung fähig zu sein. In dem Entscheidungskampfe zwischen Deutschland und England, der in Flandern und Frankreich ausgefochten wird, wird der Fall von Tsingtau keinerlei Bedeutung haben, jedenfalls keine Bedeutung zu unseren Ungunsten.

Trotzdem sie ihren Platz nicht halten konnten, haben auch die Helden von Tsingtau ihrem Vaterlande ruhmvoll genutzt. Ohne Hoffnung haben sie gekämpft. Wir konnten ihnen nicht helfen; ein Entsatz durch uns war ganz undenkbar. Trotzdem haben sie bis zum letzten Augenblick ausgehalten, gekämpft mit dem Aufgebot der äußersten Kraft. Sie haben nicht gezittert noch gezagt. Nicht eine einzige Blöße haben sie sich gegeben gegenüber dem Uebermute der Japaner. Als echte Soldaten sind sie unterlegen. Die Waffen, die ihnen bereitet waren, haben sie bis zum äußersten ausgenutzt. 43 Tage lang hat die Belagerung gedauert. Wer hätte das gedacht! Am wenigsten haben es die Japaner gedacht, welche höhnend versprachen, Tsingtau ihrem Mikado zum Geburtstage, am 31. Oktober, als Geburtstagsgeschenk zu Füßen zu legen. Daß das nicht gelang, hat sie aufs äußerste erbittert und angestachelt, so daß sie keine Opfer an Menschen mehr scheuten. Der endliche Sieg war ihnen ja sicher.

Schweren Schaden haben die Belagerten dem Feinde zugefügt, bis die Feste fiel. Eine ihnen angebotene ehrenhafte Kapitulation haben sie empört, doch in würdigster Form zurückgewiesen. Denn nach der Kapitulation hätten sie ihrem Vaterlande nichts mehr nützen können. So zogen sie vor, auszuharren und zu kämpfen bis zum unvermeidlichen Fall, wie es ihr Führer, Meyer-Waldeck, in einem Telegramm an den Kaiser gelobt hatte: „Ich stehe ein für Pflichterfüllung bis zum Aeußersten."

Durch diesen zähen Widerstand, diese standhafte Ausdauer, diesen wahren Heldenmut haben sie den Respekt vor ihrem Vaterland gemehrt, man kann

sagen, in Ostasien fest gegründet wie einen rocher de bronze, und durch diese Mehrung des Respekts haben sie zweifellos hervorragend beigetragen zur endlichen günstigen Entscheidung in diesem Weltkriege. Sie haben ein glänzendes Beispiel gegeben von Mannesstärke und todesmutiger Pflichttreue, und dieses Beispiel wird seine Wirkung nicht verfehlen für Jahrhunderte.

Darum Ehre den heldenmütigen Verteidigern von Tsingtau, die lieber fallen, als auch nur den kleinsten Flecken auf die Waffenehre ihres Vaterlandes kommen lassen wollten. Wo ein solcher Geist herrscht, da kann der schließliche Erfolg nicht ausbleiben!

Das ist die Lehre aus der Belagerung von Tsingtau. Eine Lehre für uns, um unseren Mut und unsere Kampfesfreudigkeit aufrecht zu erhalten bis zum Ende, aber eine Lehre auch für unsere Gegner, die jetzt wissen, was sie noch zu erwarten haben. C. B.

Abschied von Tsingtau.

Du hast dein schönes Auge geschlossen nun zum Schlaf!
So kam zu uns die Kunde, die unsere Herzen traf.

Du hast dem Sturm gestanden in Heldenherrlichkeit,
Und Deutschland, deine Mutter, war fern von dir und weit.

Von Stolz und Weh zerrissen sahn wir auf deine Not,
Da du um Sieg nicht strittest, nur um den hehrsten Tod.

Da du mit stummer Lippe und Augen ohne Zag
Erwartetest den letzten, den allerletzten Tag.

Nun liegst du, gleich Brünhilden, im tiefen Zauberbann —
Du bist uns nicht gestorben, einst bricht ein Morgen an!

Zur Sommersonnenwende, da kommt ein Held so kühn,
Dem in den blauen Augen die Siegesrunen glühn,

Wie keiner war auf Erden, in Glorie und Glanz,
Wenn deutsche Eichen grünen, dann beut er dir den Kranz.

Mit seinem Fuß zertritt er der gelben Lohe Brand
Und bringt in Blitz und Donner den Gruß vom Heimatland.

Er bringt den Ruf der Mutter zu Deutschlands jüngstem Kind,
Wie öffnest du die Lider zum Lichte da geschwind!

Und unter seinem Kusse pulst deines Herzens Schlag,
Du siehst die neue Sonne und siehst den neuen Tag.

Kurt von Rohrscheidt.

Der Krieg in den Kolonien.

Notschrei der katholischen Missionen an die christlichen Mächte.

Völlig unerwartet hat ein gewaltiger Kriegsbrand das ganze alte Europa mit Blut und Schrecken erfüllt. Unser deutsches Vaterland kämpft in Wahrheit den Kampf um seine Existenz. Bisher hat dieser Kampf uns den Sieg gebracht, dank der Gnade des allmächtigen Gottes, welcher Deutschlands gerechte Sache so offensichtlich unterstützt. Die internationale Politik gehört nicht in den Kreis unserer Aufgabe als Missionare, und wir wollen uns gewiß nicht in sie einmischen. Unsere Aufgabe ist lediglich, im Auftrage des höchsten Herrn den afrikanischen Völkern das Evangelium und seinen Frieden zu bringen und im Namen des Christentums der Heidenwelt die christliche Gesittung zu übermitteln. Aber als Deutsche dürfen wir doch sagen, daß wir uns über den Sieg der deutschen Waffen freuen und dem Herrn der Heerscharen für ihn danken.

Mitten hinein in die Wirren dieses europäischen Krieges kommt die Kunde, daß England den Krieg auch in unsere afrikanischen Kolonien hineingetragen hat. Ein wahres Entsetzen muß alle Freunde des christlichen Missionswerkes und jeglicher zivilisatorischen Kolonialarbeit bei dieser Nachricht ergreifen. Bisher haben in Afrika alle weißen Völker solidarisch den Eingeborenen gegenübergestanden. Nur so glaubten sie ihre Autorität aufrechterhalten zu können.

Das Missionswerk ist durch internationale Abmachungen als ein gemeinschaftliches Werk aller christlichen Nationen anerkannt und unter internationalen Schutz gestellt. In der Kongoakte (Art. 11) ist ausdrücklich vereinbart, daß kriegerische Verwickelungen unter europäischen Mächten nicht auf afrikanisches Gebiet übertragen werden dürfen, vielmehr die Signatarmächte solidarisch für Aufrechterhaltung der Ruhe zu sorgen haben. Alle Teilhaber dieser internationalen Vereinbarungen haben sich verpflichtet, im allgemeinen Interesse das Missionswerk zu unterstützen. Wieviel mehr müssen sie alles vermeiden, was dieses große Werk stört und in Gefahr bringt! Und nun zerreißt England diese Solidarität, erschüttert in der Wurzel die Autorität der weißen Rasse und trägt den Krieg in eine Bevölkerung hinein, welche ihm nur völlig verständnislos gegenüberstehen kann!

Gern erkennen wir an, daß England lange Jahre hindurch in vielen Teilen der Welt ein Bahnbrecher europäischer Kultur gewesen ist. Wir erkennen die großen Verdienste an, welche England sich erworben hat durch die Unterstützung der Anti-Sklavereibewegung, der Anti-Alkoholbewegung und vieler anderer humanitärer und zivilisatorischer Maßnahmen, welche den afrikanischen Völkern Freiheit und Gesittung bringen wollten und gebracht haben. Soll darin der jetzige Krieg eine völlige Umwandlung bringen? Nicht nur der christlichen Missionstätigkeit, sondern ebenso jeglicher kolonialer Arbeit

werden die schwersten Gefahren bereitet, wenn jetzt der afrikanischen Urbevölkerung das Schauspiel eines Krieges zwischen zwei weißen Völkern geboten wird.

War es nicht genug, daß fast ganz Europa in Flammen steht? Mußte der Krieg auch hineingetragen werden in die Gefilde Afrikas, wo das gesamte christliche Missionswerk noch vor so unendlich vielen Schwierigkeiten steht? Wie konnte England so blind sein, nicht zu sehen, daß es hier eine Tat begeht, welche in Zukunft seiner ganzen kolonialen Stellung in Afrika die Grundlagen erschüttern muß!

Mit unsäglichen Opfern ist in den letzten Jahrzehnten an dem gewaltigen Werke der Christianisierung und Kultivierung Afrikas gearbeitet worden. In den letzten 20 Jahren haben die afrikanischen Missionen größere Fortschritte gemacht als früher in Jahrhunderten. Soll diesem Fortschritt jetzt Einhalt getan werden, weil England es nicht glaubt unterlassen zu können, die nur von höchst schwachen Kräften verteidigten deutschen Küstenplätze wegzunehmen? Alle Missionare, welcher Nation sie auch angehören, ja alle ruhig und besonnen denkenden Menschen müssen von diesem Vorgehen mit tiefstem Schmerze ergriffen werden.

Die Völker Afrikas sind im großen und ganzen heute noch reine Naturvölker, welche nur richtig erzogen werden können, wenn man sie als unmündige Kinder behandelt. Ist es schon schlimm genug, wenn Eltern unter sich streiten, um wieviel verderblicher muß es sein, wenn unmündige Kinder in den Streit hineingezogen werden. Das würde eine unverzeihliche Versündigung sein. Ganz ebenso muß es aber wirken, wenn die europäischen Zwistigkeiten in unsere afrikanischen Kolonien hinein ihre Wellen schlagen!

Die Nichtbeachtung der internationalen Verabredungen, welche das gesamte Missionswerk zu schützen bestimmt sind, muß ein Zerstörungswerk werden, dessen Größe heute noch unberechenbar ist. Anstatt Schutz und Frieden bringt sie den Eingeborenen Aufregung und Krieg. Sollen sie Anteil nehmen an einem Krieg, den sie nicht verstehen und nicht verstehen können? Was sollen unsere Missionare den Eingeborenen antworten, wenn diese fragen nach der Ursache dieses Krieges? Können sie ihnen erzählen von dem grausigen Mord von Serajewo, von der Notwendigkeit, die schuldige Mörderbande unschädlich zu machen? Sollen sie ihnen erzählen, daß Rußland, Frankreich und England der rächenden Gerechtigkeit in den Arm gefallen sind, damit Königsmörder straflos ausgehen?

Man sage nicht: Die deutschen Missionare sprechen als Deutsche, sie sprechen für ihr eigenes Vaterland! Nein, wir sprechen hier nicht nur als Deutsche, nicht einmal in erster Linie, wir sprechen als Christen und berufene Träger christlicher Kultur. Die Schäden, welche aus einem afrikanischen Kolonialkrieg entstehen müssen, treffen nicht nur Deutschland, sondern gleichzeitig alle Kolonialmächte, England nicht ausgenommen. Bisher standen in Afrika vor den Augen der Eingeborenen die Weißen als geschlossene, unerschütterliche Einheit da. Nunmehr soll den Eingeborenen ein blutiger Kampf

zwischen Weißen vorgeführt werden, bei dem die Eingeborenen unvermeidlich Partei ergreifen müssen. Jeder Kenner der Lage weiß, welches gefährliche Spiel das bedeutet. Sehr bald werden die Eingeborenen zu dem fragenden Gedanken übergehen, ob sie nicht den Augenblick benutzen können, um die ganze Herrschaft der Weißen abzuschütteln. Das kann zu Aufständen und Kämpfen führen, welche das ganze so mühsam aufgebaute Missionswerk zerstören müssen.

Ließ sich ein solcher Kolonialkrieg nicht vermeiden? Alle Erwägungen der Vernunft sprechen gegen ihn, um so mehr, als zweifellos die Entscheidung in dem gegenwärtigen unglückseligen Weltkrieg nicht in Afrika, sondern nur in Europa gesucht werden kann. Der Kampf in den Kolonien wird ohne jede durchschlagende Bedeutung für den Ausgang des Krieges sein, ein nutzloses Blutvergießen, mit den verderblichsten Rückwirkungen auf die Eingeborenen. Ihn herbeizuführen ist ein unverantwortlicher Frevel an der zivilisatorischen Aufgabe der ganzen Menschheit!

Unter dem zwingenden Druck dieser Erwägungen fühlen wir katholische Missionare uns in unserem Innersten verpflichtet, laut und eindringlich unsere Stimme zu erheben, um im Namen der großen gemeinsamen Aufgabe der Verbreitung des Christentums und christlicher Gesittung, ja im Namen der einfachen Menschlichkeit Einspruch zu erheben gegen den Versuch, den europäischen Krieg auch hinüberzuspielen in die Gegenden Afrikas.

An alle Kolonialmächte müssen wir die dringendste Bitte richten, das Ihrige dazu beizutragen, daß wenigstens Afrika und seine einheimische Bevölkerung frei gehalten wird von den Fährnissen eines Krieges, dessen Wirkungen dort noch unendlich viel verhängnisvoller sein müssen wie in Europa. Die ganze christliche Welt wird ihnen aus tiefster Seele dankbar sein, und die Geschichte wird mit Ruhm ihre Namen nennen, wenn sie dazu helfen wollen. Gott der Gerechte, der seine Hand auch über die europäischen Mächte hält, würde solche Bemühung gewiß nicht unbelohnt lassen.

Den 30. August 1914.

Bischof **Wolf**, Apostolischer Vikar von Togo (von der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Steyl).
Erzabt **Norbert Weber**, für die Kongregation der Benediktiner von St. Ottilien, Bayern.
P. Provinzial **Acker**, für die Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, Knechtsteden bei Köln.
P. Provinzial **Beau**, für die Kongregation der Oblaten vom h. Franz von Sales, Wien.
Generalsuperior **Blum**, für die Gesellschaft des Göttlichen Wortes, Steyl.
P. Provinzial **Frey**, für die Gesellschaft der Weißen Väter, Trier.
P. Provinzial **Jansen**, für die Kongregation vom heiligen Herzen Mariä, Hiltrup bei Münster.
P. Provinzial **Huß**, für die Kongregation der Oblaten von der Unbefleckten Empfängnis, Hünfeld bei Fulda.
P. Provinzial **Leonissa**, für die Missionen der Kapuziner, Ehrenbreitstein.
P. Provinzial **Kolb**, für die Kongregation der Pallottiner, Limburg a. d. Lahn.
P. Provinzial **Steffens**, für die Kongregation der Maristen, Meppen.

Wie die katholischen haben auch die **protestantischen Missionare** gegen das skrupellose Vorgehen von England protestiert und hingewiesen auf die furchtbare Verantwortlichkeit, welche England damit auf sich lädt. Von diesen Männern, welche ganz und nur in der Luft ihres afrikanischen Missionswerkes leben und weben, kann man mit Recht sagen, daß sie über dem politischen Streit des Tages stehen und nur das Wohl der Schwarzen Afrikas im Auge haben. Doch England störte sich nicht an ihren Ruf! Wenigstens das amtliche England hat sich gegen ihn die Ohren verstopft. So nahmen denn auch in den Kolonien die Ereignisse ihren Lauf. Unsere deutschen Brüder dort draußen hatten die Lage sofort richtig begriffen und tun, was die Stunde gebietet: **Sie schlagen mit aller Macht** und nach allen Seiten um sich und wehren sich bis aufs äußerste. Sie fühlen unwillkürlich, daß für sie womöglich noch mehr wie für uns die einzige Rettung liegt in der Parole: Durchhalten! Und wir dürfen vertrauen, daß sie in diesem Sinne tun werden, was nur immer in ihren Kräften steht. Ist es ihnen doch gelungen, sowohl in Deuschsüdwestafrika bei Sandfontain am 25. September 1914 wie an der deutsch-ostafrikanischen Grenze bei Tanga Anfang November, den Engländern schwere Niederlagen beizubringen.

Schließlich darf uns der Gedanke trösten: **Auch über das Schicksal unserer Kolonien wird in Europa** entschieden! Auf den Schlachtfeldern in Frankreich und Polen werden die Würfel fallen über ihren Besitz, und wenn es uns gelingt, in West und Ost Sieger zu bleiben, so wird auch England sich dazu verstehen müssen, wenn es Frieden haben will, unsere Kolonien, soweit ihre Besetzung ihm gelingt, wieder herauszugeben.





Dritter Teil

Im Felde

„Das Schwert ist gezogen, das ich, ohne siegreich zu sein, ohne Ehre nicht wieder einstecken kann.“

„Der Feind wird unter allen Umständen geschlagen.“

„Nächst Gottes weiser Führung vertraue ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine.“

Aussprüche Kaiser Wilhelms II.



I. Der oberste Kriegsherr.

Unserm Kaiser.

Du hast dich treu bemüht seit langen Jahren,
Der Welt das Glück des Friedens zu bewahren.
Für dieses Gut hast du gelebt, gestritten,
Und selbst des Unrechts bitt'res Leid erlitten.
Um welchen Lohn?

Die Nachbarstaaten, denen deine Hand
So lang des Friedens Rosenkränze wand,
Die haben dir zum Danke über Nacht
Des Krieges Feuer tückisch angefacht.

So war umsonst dein unermüdet Ringen,
Da sie dich nun zum blut'gen Kriege zwingen?
O nein. Was in dem Frieden nie geschehen,
Das hat die ernste Zeit der Not gesehen:
Ein einig Volk!

Ob groß, ob klein, ob vornehm, ob gering,
Sobald dein Ruf durch Deutschlands Aue ging,
Da eilt' dein ganzes Volk zu dir heran —
Dein ganzes Volk bis auf den letzten Mann.

O, laß die Heuchler in den fremden Landen,
Die nie verdient, daß je ein Band bestanden,
Das sie in Freundschaft einst mit dir verbunden.
Du hast den größten, besten Schatz gefunden:
Dein Volk ist dein!

Dein Volk, das ganz und freudig dir vertraut,
Das fest auf deine Heldenstärke baut:
So führ' es durch den aufgezwung'nen Krieg
Zu einem echten, deutschen Heldensieg.

Chr. Straßner.

Kaiser Wilhelm II.

11. August 1914.

Vor kurzem hat ein hochgebildeter Amerikaner, der längere Zeit in Deutschland gelebt und alle deutschen Gaue bereist hat, der aber auch vom Ausland aus sein Auge auf deutsche Verfassung und Verwaltung, deutsches Recht und deutsche Geisteskultur gerichtet hat, das Urteil gefällt: „Wie man auch über Kaiser Wilhelm II. denken mag, jedenfalls ist er gegenwärtig die hervorragendste Gestalt in Europa, wenn nicht gar in der Welt." Auf diese Herrschergestalt sind in diesen Tagen, seit über der Menschheit höchste Güter gestritten und gerungen wird, die Blicke aller Völker gerichtet. Er gilt als die sichtbare Verkörperung des deutschen Namens, des deutschen Volkes und all des Großen, Starken, Heldenhaften, was diese Begriffe umschließen.

Man mag die rechte Wurzel zur Erklärung dieser Tatsache in mancherlei Einzelzügen des Wesens unseres Kaisers suchen, die allein wahre Deutung liegt doch in seiner Persönlichkeit.

Bei verschiedenen ernsten Anlässen, die ihn bewogen, seine ureigene Lebensauffassung auszusprechen und mahnende Ratschläge daranzuknüpfen, hat er gesagt: derjenige Punkt, auf den es nach seiner Ansicht für den Christen im täglichen Leben am meisten ankomme, sei, daß wir Persönlichkeiten werden. Das Ideal dessen, was man Persönlichkeit nennt, erblickt er in dem Gottmenschen, unserm Heiland Jesus Christus. Darum richtete er einmal an seine jüngeren Söhne das feierlich ernste Bekenntnis: „Wenn ich auf meine persönlichen Erfahrungen zurückblicke, so kann ich euch nur versichern, und ihr werdet dieselbe Erfahrung machen: der Angel- und Drehpunkt unseres menschlichen Lebens, zumal aber eines verantwortungsvollen und arbeitsreichen Lebens — das ist mir klarer geworden von Jahr zu Jahr — liegt nur einzig und allein in der Stellung, die man zu seinem Herrn und Heiland einnimmt."

Aus dieser festen Ueberzeugung schöpft der Kaiser das nie wankende Gottvertrauen, das ihn in den eigentlichen Schicksalsstunden seines Lebens beseelt und das ihn in seinen Ansprachen und Erlassen der verflossenen Kriegswochen Worte des Glaubens und des Gebetes finden ließ, die jedem Deutschen warm ans Herz griffen und in uns allen die Ueberzeugung und das Grundgefühl befestigten, daß hier Herrscher und Volk, Kaiser und Reich ein untrennbares Ganzes bilden und einer für des anderen Sicherheit und Wohlfahrt mit Blut und Leben einsteht.

Was den Kaiser nächst seiner persönlichen Umgebung in solch hoher Auffassung von seiner Stellung und seiner Verantwortung von Jugend auf befördert und erhalten hat, ist seine nie versagende, nie verzagende Liebe zur Arbeit. Schon als Knabe hat er sich daran gewöhnt, jede Stunde und jede Minute auszunützen, um sich auf seinen hohen Beruf vorzubereiten. In einem Rückblick auf seine unablässig den Studien gewidmete, fast zu ernsthafte Jugendzeit sagte er einmal in einer Rede auf die Provinz Hessen-Nassau, daß niemand sich klar darüber werden könne, „welche ungeheure Arbeitslast demjenigen aufgebürdet ist, der für 58 (heute 65) Millionen Deutsche verantwortlich ist. Jedenfalls bereue ich keinen Augenblick die mir ehemals schwer vorgekommenen Zeiten, und ich kann wohl sagen, daß die Arbeit und das Leben in der Arbeit mir zur zweiten Natur geworden ist."

Nur durch diesen Fleiß, den keine noch so harte und herbe Mühe bleicht, konnte der Kaiser seinen nationalen Idealismus, der ihn seit seiner Thronbesteigung beseelte, durch Tat zur Wirklichkeit machen. „Es ist mein Grundsatz — so lautete sein hochgemutes Programm — überall, wo ich kann, neue Punkte zu finden, an denen wir einsetzen können, an denen in späteren Zeiten unsere Kinder und Enkel sich ausbauen und das zunutze machen können, was wir ihnen erworben haben." Wilhelm II. hatte nach seiner Thronbesteigung die Wahl, sich vor den schier übermenschlich großen Vertretern einer gewaltig großen Zeit ehrerbietig und resigniert zu beugen und selbst der Vertreter eines Epigonenzeitalters zu werden oder die aus seinem hochge-

spannten Pflicht- und Verantwortungsgefühl heraussprudelnden Impulse zu einer neuen Entwickelung, einem neuen Zeitalter zu geben, das schließlich — rückblickend auf das vergangene Vierteljahrhundert dürfen wir es heute sagen — ein Zeitalter Wilhelms II. werden sollte. Heute verstehen wir vollkommen, aus welchen Beweggründen der Kaiser am Anfang seiner Regierung in seinen Reden so gern auf die Hohenzollerntradition hinwies und auf die großen und bahnbrechenden Persönlichkeiten aus seinem Hause.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt."

Der Kaiser ist in seinen Plänen und Zielen früher oft mißverstanden worden, und Krittler und Besserwisser haben ihm sicher manche trübe Stunde bereitet, besonders als er der Ausdehnung der deutschen Marine seine eifrigste Fürsorge schenkte und in der Betonung der Notwendigkeit der Flottenverstärkung alle seine Bemühungen ausklangen. Heute weiß auch der einfachste Mann aus dem Volke dem Kaiser Dank, heißen Dank für seine unablässigen Bestrebungen, Landheer und Flotte auf eine solche Höhe zu innerer und äußerer Stärke zu bringen, daß wir jedem Gegner die Stirn bieten können, und daß die Feinde, die uns angreifen, auf Granit beißen.

In dem grandiosen Stück Weltgeschichte, das wir in diesen Wochen erleben, muß sich zeigen, ob das, was Kaiser Wilhelm und seine Ratgeber zugleich mit den gewählten Vertretern des deutschen Volkes grundgelegt hat, standhält und Deutschlands Größe und Freiheit verbürgt. Weltgeschichte ist es, was wir erleben. Darum schaut auch die ganze Welt auf uns Deutsche und auf den Kaiser. Vor kurzem hat der eingangs erwähnte amerikanische Politiker und Schriftsteller Price Collier ein Buch über Deutschland und die Deutschen herausgegeben, worin er mit gesundem Menschenverstand, mit weltmännischem Urteil dem Kaiser ein ganzes Kapitel voll aufrichtiger Bewunderung widmet. Wem die Vergleichsmöglichkeiten so zu Gebote stehen wie diesem Amerikaner, wer die Gegensätze so herauszuarbeiten weiß, ohne sie mißzuverstehen, der darf den Anspruch erheben, daß man auf seine Worte höre.

Hier ist ein Mann, so lesen wir in dem Buche, der in einem Vierteljahrhundert so sehr in das Leben einer Nation hineingewachsen ist, die die mächtigste auf dem europäischen Festlande und eine von den drei mächtigsten der ganzen Welt ist, daß man es nirgends berühren kann, ohne ihn zu berühren, und ihn jedesmal in Betracht ziehen muß, mag man es nun von diesem oder jenem Gedankenwinkel oder Gesichtspunkt aus betrachten. Wenn die Sonne hinter irgendeiner Phase oder Abteilung deutschen Lebens steht, ist der entstehende Schatten allemal der Kaiser. Es ist ein Persönlichkeitsphänomen, das in der Welt von heute einzig dasteht und in so gewaltigem Maßstabe und in einem so aufgeklärten Volk vielleicht noch nie in der Geschichte dagewesen ist. . . . Daß Wilhelm II. die interessanteste Hauptperson der Welt ist, liegt nicht nur an seiner Beanspruchung eines göttlichen Verhältnisses zu seinem Staat, noch an seiner eigenen kraftvollen und elektrisierenden Persönlichkeit, sondern daran, daß es ihm freisteht, die Persönlichkeit

ungehindert zur Entwickelung und zum Ausdruck zu bringen. Politiker nehmen in demselben Grade an Macht und Bedeutung ab, wie die Wähler an Zahl und Einfluß zunehmen. Ein Genie muß sich selbst treu bleiben, um zu voller Blüte zu gelangen. Es ist unmöglich, sich um die Gunst eines Wahlkreises zu bemühen und gleichzeitig ganz „man selbst" zu bleiben. Der deutsche Kaiser ist weniger als irgendein anderer Herrscher durch Rücksichten auf Volksgunst behindert, und dabei leitet und beeinflußt er nicht etwa russische Bauern oder türkische Sklaven, sondern ein unterrichtetes, aufgeklärtes und ehrgeiziges Volk. Diese Zusammenstellung steht in der heutigen Welt natürlich einzig da, und die Deutschen scheinen ihren Herrscher im ganzen trotz gelegentlicher Streiche, die heimische und ausländische Kritik herausfordern, als einen wertvollen Bestand zu betrachten. . . . Er ist vielseitig, aber Vielseitigkeit ist eine Tugend, solange sie sich nicht auf Grundsätze erstreckt. Jeder Mensch, der einen tiefgehenden Einfluß auf die Welt ausgeübt hat, von Moses bis auf Lincoln, ist vielseitig gewesen. . . . Der Kaiser spricht Französisch so gut, daß er eine Ansprache an die Académie halten könnte; er spricht Englisch so gut wie ein gebildeter Amerikaner, und in unsern Tagen spricht es keiner deutlicher, schärfer und flinker; er hält vortreffliche Predigten, ist ein vollendeter Buchbinder und geradezu kühn in seinen Zu- und Abneigungen, seinen Bestrebungen und Ueberzeugungen. Mit einem Wort: er hat jedenfalls kein Kriecherblut in den Adern. Mag man ihn nicht, so weiß man warum, und hat man ihn gern, so ist man sich ebenso klar über den Grund. Er weiß sogar, was er vom Frauenwahlrecht und von Gott hält, und das will in dieser unklaren Zeit viel sagen. Vor uns steht ein Mann, der scheinbar so gesund an Leib und Seele ist wie nur irgendeiner, der auf deutschem Boden einhergeht: ein Mann von großer Lebhaftigkeit des Geistes und Körpers und von wohltuender Lebensfreudigkeit, der ungeheure Verantwortlichkeiten mit guter Laune, und jenes unzuträglichste aller Dinge, unbestrittene Macht, mit Demut trägt . . . . Was unter seiner 25jährigen Regierung aus Deutschland geworden ist, weiß die ganze Welt, beneidet ein großer Teil und fürchtet ein anderer Teil der Welt. Wie sein eigenes Volk über ihn denkt, läßt sich am besten dadurch ausdrücken, daß seine Macht nie auf so festen Füßen gestanden hat wie heute.

Das Urteil des klugen, kenntnisreichen Amerikaners hat wohl schon da und dort Beifall gefunden, aber es war allen, die den Kaiser lieben und verehren, nie so sehr aus dem Herzen gesprochen, wie in diesen Tagen, wo er wie noch nie zuvor dem ganzen deutschen Volke gehört und wo wir im Hinblick auf ihn zum ersten Mal mit einer durch die glorreichen Taten unseres Heeres gehobenen Begeisterung singen dürfen:

Heil dir im Siegerkranz! C. H.

Kaiser und Kanzler.

6. August 1914.

Als Kaiser Wilhelm II. in jungen Jahren an die Regierung gelangte, ging ihm der Ruf voraus, daß er sehr unternehmungslustig nach der militärischen Seite sei. Schon aus seiner Kronprinzenzeit wollte man Anhaltspunkte dafür haben, wie das bei Kronprinzen leicht der Fall zu sein pflegt. Als dann in den ersten Jahren seiner Regierung wiederholt temperamentvolle Aeußerungen des Kaisers bekannt wurden, befestigte sich die Auffassung, daß ein Wechsel in der internationalen Politik Deutschlands, welche seit dem deutsch-französischen Kriege eine eminent friedliche gewesen war, bald eintreten werde.

Psychologisch ließ diese Auffassung sich leicht begründen. Durch den so rasch nach dem Regierungsantritt erfolgten Tod Kaiser Friedrichs III. war in der Hand des Kaisers eine Machtfülle vereinigt, welche zur Betätigung geradezu reizen mochte. Besonders aus dieser naheliegenden Erwägung heraus bildete sich auch in manchen deutschen Kreisen die Legende vom kriegslustigen Kaiser Wilhelm II.

Weit bestimmter noch machte sich begreiflicherweise die gleiche Auffassung im Ausland geltend. Da stand es bald fest, daß der europäische Friede nicht mehr von langer Dauer sein werde. Und zwar gilt dies gerade von den Staaten, welche jetzt in frivoler Weise den Frieden gebrochen haben: von Frankreich, Rußland und England. Am meisten von dem revanchelustigen Frankreich, wo die fortgesetzten militärischen Rüstungen hauptsächlich mit dem Hinweis begründet wurden, daß man eines Einfalles der Deutschen stets gewärtig sein müsse.

Wie ganz anders haben sich aber die Dinge in Wahrheit entwickelt! Kaiser Wilhelm hat sich Jahrzehnte lang als der feste Hort des europäischen Friedens erwiesen. Die vielen Herausforderungen, deren sich namentlich eine gewissenlose Presse im Auslande schuldig gemacht hat, haben ihn in seiner für die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens entscheidenden ruhigen und besonnenen Haltung nicht beirrt. Und so unbeirrt hat Wilhelm II. seine Friedenspolitik verfolgt, daß schließlich ein Umschwung in der Beurteilung des Kaisers im Inlande und im Auslande eintrat, der aber wieder dem Kaiser in keiner Weise gerecht wurde.

Nun hieß es und hieß es auch in weiten Kreisen Deutschlands, der Kaiser sei friedliebend um jeden Preis. Er lasse Gelegenheiten vorübergehen, in welchen Deutschland es seiner Würde und seinem Interesse schuldig gewesen wäre, einzugreifen. Und ein nicht kleiner Teil der ausländischen Presse, besonders der französischen, ließ sich jetzt sogar zu frechen Beschimpfungen des Kaisers hinreißen gerade wegen seiner Friedensliebe, die doch an erster Stelle dem unruhigen, von einem beständigen Wechsel der Regierungen hin und hergerissenen Frankreich zugute kam.

Wie steht jetzt im Lichte der heutigen Entwicklung Kaiser Wilhelm II. vor den Zweiflern seines eigenen Volkes und den Neidern und Hassern des Auslandes da! Seine Friedensliebe hat er bis zum letzten Augenblick in einer Weise betätigt, welche ihm den Dank und die Bewunderung aller wahren Friedensfreunde eintragen muß, wenn es noch ein Gefühl für Gerechtigkeit in der Welt gibt. Sein im entscheidenden Augenblick der Oeffentlichkeit übergebener Depeschenwechsel mit dem russischen Zaren ist dafür ein weltgeschichtliches Dokument, welches Bände redet.

Aber ebenso ist der Vorwurf, daß der Kaiser schwankend und zaghaft in seinen Entschlüssen sei, in der glänzendsten Weise für jeden, der sehen will, widerlegt worden. Nachdem alle Versuche, das Furchtbarste von Europa abzuwenden, gescheitert waren, hat Kaiser Wilhelm keinen Augenblick länger gezögert, das zu tun, was Bundestreue und Selbsterhaltungstrieb von dem Herrscher des mächtigen Deutschland forderten; er hat entschlossen sein scharfes Schwert in die europäische Wagschale geworfen. Der weise Friedensfürst ist jetzt zum Kriegsfürsten geworden, weil Ehre und Interesse Deutschlands es gebieterisch erforderten.

Auch des Kaisers erster Ratgeber, der Kanzler des Reiches, steht heute vor aller Augen als ein Mann da, wie die große Zeit ihn erheischt. Wie viel ist auch im Inlande über den „langen Bethmann" gespöttelt worden, der immer nur Kompromisse abschließen, nie durchgreifen wolle, dem es an Entschlußkraft und Energie mangele, der immer nur fortwurstele, ein Kleber von minderer Güte, ein schwächlicher und unwürdiger Nachfolger des einen und einzigen großen Kanzlers.

Die, welche so gesprochen und so geschrieben haben, werden dem fünften Reichskanzler heute Abbitte zu leisten haben. Ja, Hr. von Bethmann war nie ein Phrasenmacher und Blender; er ist ohne viel Lärm seines Weges gegangen, nur geleitet von dem hohen Verantwortungsgefühl, welches diesem ernsten Manne eigen ist. Und in der Entscheidungsstunde, in welcher er dem Kaiser als treuer und weiser Berater zur Seite stand, hat er auch markige und packende Worte gefunden, um das auszusprechen, was heute alle guten Deutschen bewegt. Mehr als eines dieser Worte wird dauernden Wert und in der Geschichte dieser Schicksalstage seine Stelle behalten.

Mit vollberechtigtem Stolz und festem Vertrauen kann in diesen kritischen Zeiten Alldeutschland auf seinen Kaiser und dessen Kanzler blicken. Das Steuer des Reichsschiffes ist in guten Händen. Glückhafte Fahrt unter dem Schutze dessen, der Wind und Wellen gebietet! J. B.

Der Kaiser hat an den Reichskanzler zu dessen Geburtstag am 29. November 1914 folgendes Telegramm gerichtet:

Ich komme an der Spitze des Deutschen Reiches heute zu Eurer Exzellenz mit Glückwünschen besonderer Art. Um das Staatsschiff durch die Stürme der Zeit glücklich in den Hafen zu steuern, dazu gehört Glück, und dazu bedient sich die Vorsehung der

Männer, welche fest und unerschütterlich, das Wohl des Vaterlandes vor Augen, zu kämpfen wissen, bis das große Ziel erreicht ist. Unter diesen nehmen Eure Exzellenz den ersten Platz ein. Das weiß das deutsche Volk, das weiß ich. Gott segne Ihre Arbeit!
Wilhelm I. R.

Der Reichskanzler antwortete:

Eure Majestät bitte ich für die große Geburtstagsfreude, die mir durch Eurer Majestät huldvolles Telegramm bereitet wurde, aus tiefstem Herzen ehrfurchtsvollen Dank sagen zu dürfen. Meine Eindrücke in Berlin zeigen mir aufs neue, daß das deutsche Volk sich mit seinem Kaiser eins weiß im Vertrauen auf unsere Kraft, in der festen Zuversicht auf den endlichen Sieg unserer gerechten Sache und in dem festen Entschluß, durchzuhalten, bis dieser Sieg erkämpft ist. Gott wolle meine Bitte erhören, daß ich meinem kaiserlichen Herrn und meiner Nation zu diesem Siege an meinem Teile kräftig mithelfen darf.
Eurer Majestät treu gehorsamer
von Bethmann Hollweg.

Die außerordentliche Wärme des Tones des Glückwunsch-Telegrammes zeigt, welch großes Vertrauen der Kaiser in seinen ersten verantwortlichen Ratgeber setzt. Die Bekundung dieses Vertrauens entspricht auch durchaus der Wertschätzung des deutschen Volkes, welche der deutsche Reichskanzler durch sein zielbewußtes, schlicht wahrhaftiges und dabei kraftvolles Wesen sich in immer steigendem Maße erworben hat. Heute ist die Phrase und die Pose nichts, der Wille und die Tat alles. Und Hr. von Bethmann Hollweg erscheint uns überall als ein ernster, fester, seiner Verantwortlichkeit in vollstem Maße bewußter Staatsmann, so wie die ernste Zeit ihn erfordert: der rechte Mann an der rechten Stelle.

Kaiserworte in schicksalschweren Tagen.

Es war in den entscheidungsvollen Stunden des 31. Juli 1914. In Berlin erwartete alles den Kaiser, der gegen 3 Uhr zur Reichshauptstadt kommen sollte. Plötzlich ein vieltausendstimmiger Hurraschrei: Der Kaiser kommt! Langsam bahnt sich das kaiserliche Automobil durch die von allen Seiten heranstürmenden freudig erregten Menschen einen Weg. Der Kaiser und die Kaiserin sitzen im ersten Automobil. Das sonst schon so ernste Gesicht des Kaisers ist noch um einige Schatten ernster; auch die Kaiserin sieht bleich und angegriffen aus. Die Menge umjubelt das kaiserliche Paar. Einige Sekunden nur, dann wiederholt sich der Jubelschrei. Das kronprinzliche Automobil erscheint. Zwischen dem Kronprinzen und der Kronprinzessin sitzt ihr ältester Sohn, Prinz Wilhelm. Stürmische Hurras brausen dem Thronfolger entgegen. Er dankt freudig bewegt und strahlenden Gesichts nach allen Seiten und die Kronprinzessin winkt wie immer freundlich lächelnd den Massen zu. Die Begrüßung des Kaiser- und Kronprinzenpaares war ein spontaner Ausbruch der Begeisterung, wie ihn Berlin wohl seit 44 Jahren nicht mehr erlebt hat. Man sah alte Veteranen, denen die Tränen die Backen herunter rollten.

Ein paar Minuten noch, und die Kaiser- und Kaiserinstandarten wehen auf dem Königsschlosse. Alles strömt dem Schloß zu und harrt des Augenblicks, da der Kaiser sich am Fenster oder auf dem Balkon zeigt. Bald darauf erscheinen denn auch, stürmisch begrüßt, der Kaiser und die Kaiserin mit dem Prinzen Adalbert an einem Fenster des Rittersaales, und der Kaiser richtet folgende Ansprache an die Menge:

Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Neider überall zwingen uns zu gerechter Verteidigung. Man drückt uns das Schwert in die Hand. Ich hoffe, daß, wenn es nicht in letzter Stunde meinen Bemühungen gelingt, die Gegner zum Einsehen zu bringen und den Frieden zu erhalten, wir das Schwert mit Gottes Hilfe so führen werden, daß wir es mit Ehren wieder in die Scheide stecken können. Enorme Opfer an Gut und Blut würde ein Krieg vom deutschen Volke erfordern, den Gegnern aber würden wir zeigen, was es heißt, Deutschland anzugreifen. Und nun empfehle ich euch Gott. *Jetzt geht in die Kirche*, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer.

Hoch- und Hurrarufe und patriotische Lieder antworteten dem Kaiser.

Abends gegen 8 Uhr war der Lustgarten abermals mit Tausenden von Menschen angefüllt, die bis dicht an das Schloß herankamen. Die Menge sang patriotische Lieder und verlangte immer wieder den Kaiser zu sehen, der schließlich an dem großen Fenster des ersten Stockes über dem Portal in der Uniform der Königsjäger zu Pferde erschien, mit ihm die Kaiserin und die Herren und Damen des Gefolges. Der Kaiser hielt dann folgende Ansprache:

Ich danke für die Liebe und Treue, die Mir erwiesen werden. Wenn es zum Kampfe kommt, *hört jede Partei auf. Wir sind nur noch deutsche Brüder.* In Friedenszeiten hat Mich ja wohl die eine oder die andere Partei angegriffen, das verzeihe Ich von ganzem Herzen. Wenn unser Nachbar uns den Frieden nicht gönnt, dann hoffe und wünsche Ich, daß unser gutes deutsches Schwert siegreich aus dem Kampfe hervorgeht.

Unbeschreiblicher Jubel brach los. Immer und immer wieder ertönten die Hurra-Rufe, und nur langsam zerstreute sich die Menge unter dem Gesange der Wacht am Rhein.

Nachdem die Entscheidung gefallen war, gab der Kaiser einen neuen Beweis seiner tiefreligiösen Gesinnung, denn sein erster Erlaß — vom 2. August — galt der Anordnung eines allgemeinen *Bettages*:

Ich bin gezwungen, zur Abwehr eines durch nichts gerechtfertigten Angriffs das Schwert zu ziehen und mit aller Deutschland zu Gebote stehenden Macht den Kampf um den Bestand des Reiches und unsere nationale Ehre zu führen. Ich habe Mich während Meiner Regierung ernstlich bemüht, das deutsche Volk vor Krieg zu bewahren und ihm den Frieden zu erhalten. Auch jetzt ist es Mir *Gewissenssache* gewesen, wenn möglich den Ausbruch des Krieges zu verhüten; aber Meine Bemühungen sind vergeblich gewesen. Reinen Gewissens über den Ursprung des Krieges, bin ich der Gerechtigkeit unserer Sache vor Gott gewiß. Schwere Opfer an Gut und Blut wird die dem deutschen Volke durch feindliche Herausforderung aufgedrungene Verteidigung des Vaterlandes fordern. Aber Ich weiß, daß Mein Volk auch in diesem Kampfe mit der gleichen Treue, Einmütigkeit, Opferwilligkeit und Entschlossenheit zu Mir steht, wie es in früheren schweren Tagen zu Meinem in Gott ruhenden Großvater gestanden hat. Wie Ich von Jugend auf gelernt habe, auf Gott den Herrn Meine Zuversicht zu setzen, so empfinde Ich in diesen ernsten Tagen das Bedürfnis, vor Ihm Mich zu beugen und Seine Barmherzigkeit anzurufen. Ich fordere Mein Volk auf, mit Mir in gemeinsamer Andacht sich zu

vereinigen und mit Mir am 5. August einen außerordentlichen allgemeinen Bettag zu begehen. An allen gottesdienstlichen Stätten im Lande versammele sich an diesem Tage Mein Volk in ernster Feier zur Anrufung Gottes, daß Er mit uns sei und unsere Waffen segne. Nach dem Gottesdienst möge dann, wie die dringende Not der Zeit es erfordert, ein jeder zu seiner Arbeit zurückkehren.

Ein unvergeßlicher Augenblick war es, als am 4. August der Kaiser im Weißen Saale des kgl. Schlosses den Reichstag mit einer herzergreifenden Ansprache eröffnete. Der Reichstag jubelte ihm zu in spontaner, männlicher Begeisterung, daß manchem alten Parteikämpen die Tränen über die Backen liefen. Wohl noch nie sah der Weiße Saal bei der Eröffnung des Reichstages so viele Volksvertreter wie an diesem Tage, obwohl infolge der Mobilmachung mancher nicht mehr rechtzeitig in Berlin eintreffen konnte. Als der Kaiser mit den königlichen Prinzen und dem Gefolge — alle in feldmarschmäßiger Uniform — aus der Kapelle kam, begrüßte ihn ein dreifaches, brausendes Hoch, Reichstagspräsident Kaempf stimmte es an. Langsam und mit gedämpfter Stimme begann dann der Kaiser, der sehr ernst dreinblickte, die Thronrede zu verlesen:

Geehrte Herren! In schicksalsschwerer Stunde habe Ich die gewählten Vertreter des deutschen Volkes um Mich versammelt. Fast ein halbes Jahrhundert lang konnten wir auf dem Wege des Friedens verharren. Versuche, Deutschland kriegerische Neigungen anzudichten und seine Stellung in der Welt einzuengen, haben unseres Volkes Geduld oft auf harte Proben gestellt. In unbeirrbarer Redlichkeit hat Meine Regierung auch unter herausfordernden Umständen die Entwicklung aller sittlichen, geistigen und wirtschaftlichen Kräfte als höchstes Ziel verfolgt. Die Welt ist Zeuge gewesen, wie unermüdlich wir in dem Drang und den Wirren der letzten Jahre in erster Reihe standen, um den Völkern Europas einen Krieg zwischen Großmächten zu ersparen.

Die schwersten Gefahren, die durch die Ereignisse am Balkan heraufbeschworen waren, schienen überwunden. Da tat sich mit der Ermordung Meines Freundes, des Erzherzogs Franz Ferdinand, ein Abgrund auf. Mein hoher Verbündeter, der Kaiser und König Franz Josef, war gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um die Sicherheit seines Reiches gegen gefährliche Umtriebe aus einem Nachbarstaat zu verteidigen. Bei der Verfolgung ihrer berechtigten Interessen ist der verbündeten Monarchie das Russische Reich in den Weg getreten. An die Seite Oesterreich-Ungarns ruft uns nicht nur unsere Bündnispflicht. Uns fällt zugleich die gewaltige Aufgabe zu, mit der alten Kulturgemeinschaft der beiden Reiche unsere eigene Stellung gegen den Ansturm feindlicher Kräfte zu schirmen.

Mit schwerem Herzen habe ich Meine Armee gegen einen Nachbar mobilisieren müssen, mit dem sie auf so vielen Schlachtfeldern gemeinsam gefochten hat. Mit aufrichtigem Leid sah ich eine von Deutschland treu bewahrte Freundschaft zerbrechen. Die kaiserlich-russische Regierung hat sich, dem Drängen eines unersättlichen Nationalismus nachgebend, für einen Staat eingesetzt, der durch Begünstigung verbrecherischer Anschläge das Unheil dieses Krieges veranlaßte. Daß auch Frankreich sich auf die Seite unserer Gegner gestellt hat, konnte uns nicht überraschen. Zu oft sind unsere Bemühungen, mit der französischen Republik zu freundlicheren Beziehungen zu gelangen, auf alte Hoffnungen und alten Groll gestoßen.

Geehrte Herren! Was menschliche Einsicht und Kraft vermag, um ein Volk für die letzten Entscheidungen zu wappnen, das ist mit Ihrer patriotischen Hilfe geschehen. Die Feindseligkeit, die im Osten und im Westen seit langer Zeit um sich gegriffen hat, ist nun zu hellen Flammen aufgelodert. Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Uebelwollens gegen Macht und Gedeihen des Deutschen Reiches.

Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren, auf den uns Gott gestellt hat, für uns und alle kommenden Geschlechter. Aus den Schriftstücken, die Ihnen zugegangen sind, werden Sie ersehen, wie Meine Regierung und vor allem Mein Kanzler bis zum letzten Augenblick bemüht waren, das Aeußerste abzuwenden. In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert.

An die Völker und Stämme des Deutschen Reiches ergeht Mein Ruf, mit gesamter Kraft, in brüderlichem Zusammenstehen mit unseren Bundesgenossen zu verteidigen, was wir in friedlicher Arbeit geschaffen haben. Nach dem Beispiel unserer Väter fest und getreu, ernst und ritterlich, demütig vor Gott und kampfesfroh vor dem Feind, so vertrauen wir der ewigen Allmacht, die unsere Abwehr stärken und zu gutem Ende lenken wolle!

Auf Sie, geehrte Herren, blickt heute, um seine Fürsten und Führer geschart, das ganze deutsche Volk. Fassen Sie Ihre Entschlüsse einmütig und schnell — das ist Mein inniger Wunsch.

Zum erstenmal erhob der Kaiser seine Stimme, und tiefe innere Entrüstung klang durch seine Worte durch, als er von Rußland sprach. Man hörte ordentlich das Knirschen des inneren Menschen, als er voll Abscheu der alten Freundschaft gedachte, die zerbrochen sei. Dröhnender Beifall unterbrach immer wieder des Kaisers Worte, und es sprach feste Zuversicht und Vertrauen zu unserer Armee aus diesem begeisterten Beifall.

Der Kaiser klappt die Mappe zusammen. Einen Augenblick nur hält er inne. Da packt es ihn nochmals, und frei, ganz spontan und natürlich wendet er sich nochmals an die versammelten Herren:

Sie haben gehört, Meine Herren, was Ich zu Meinem Volke vom Balkon des Schlosses aus gesagt habe: Ich wiederhole es hier vor Ihnen: Ich kenne keine Parteien mehr, Ich kenne nur Deutsche. Und zum Zeichen dessen, daß Sie fest entschlossen sind ohne Parteiunterschiede, ohne Standes- und Konfessionsunterschiede zusammenzuhalten, mit Mir durch Dick und Dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere Ich die Vorsitzenden der Fraktionen auf, vorzutreten und Mir dies in die Hand zu geloben.

In atemloser Stille und tiefer Ergriffenheit verharrt die Versammlung, bis der Kaiser jedem einzelnen der Fraktionsvorsitzenden — alle Parteien sind anwesend, mit Ausnahme der Sozialdemokratie — mit kräftigem Druck die Hand geschüttelt hat. Dann durchbraust, vom Augenblick eingegeben, der feierliche Gesang „Heil dir im Siegerkranz“ den Saal — und Helme, Hüte und Hände fliegen in die Höhe vor Begeisterung.

Bevor das Leibregiment der Hohenzollern, das erste Garderegiment zu Fuß, seine Garnison Potsdam verließ, verabschiedete sich der Kaiser als Chef des Regiments von seinen Grenadieren mit folgender Ansprache:

Das Schwert soll entscheiden, das Ich jahrzehntelang in der Scheide gelassen habe. Ich erwarte von Meinem 1. Garderegiment zu Fuß und Meiner Garde, daß sie ihrer glorreichen Geschichte ein neues Ruhmesblatt hinzufügen werden. Die heutige Feier findet uns im Vertrauen auf den höchsten Gott und in Erinnerung an die glorreichen Tage von Leuthen, Chlum und St. Privat.

Unser alter Ruhm ist ein Appell an das deutsche Volk und sein Schwert, und das ganze deutsche Volk bis auf den letzten Mann hat das Schwert ergriffen, und so ziehe Ich denn das Schwert, das Ich mit Gottes Hilfe Jahrzehnte in der Scheide gelassen habe. (Bei diesen Worten zog der Kaiser das Schwert aus der Scheide und hielt es hoch über seinem Haupte.)

Das Schwert ist gezogen, das Ich ohne siegreich zu sein, ohne Ehre nicht wieder einstecken kann, und ihr alle sollt und werdet mir dafür sorgen, daß es erst in Ehren wieder eingesteckt wird. Dafür bürgt ihr Mir, daß Ich den Frieden Meinen Feinden diktieren kann. Auf in den Kampf mit den Gegnern und nieder mit den Feinden Brandenburgs. Drei Hurras auf unser Heer!

Der Regimentskommandeur erwiderte darauf:

Ew. Majestät danke ich ganz untertänigst im Namen von fast 7000 Grenadieren und Füsilieren für den überaus gnädigen Abschiedsgruß, den Ew. Majestät uns zugerufen haben. Wir geloben hier auf dieser von der Tradition geheiligten Stätte, wo Jahrhunderte preußischen Ruhms auf uns herabsehen, den Grenadieren des großen Königs es gleich zu tun, die furchtlos einer Welt von Feinden entgegensahen, nur ihrem König und ihrer gerechten Sache vertrauend, so vertraut ein jeder von uns Ew. Majestät. Unser unbezwingbarer Wille zum Siege soll gleich sein dem, der die Stürme von Chlum und St. Privat beseelte, und jeder von uns, der in den beiden Regimentern in Reih und Glied steht, weiß, daß es nur eins gibt für uns, zu siegen oder zu sterben. Dies geloben wir, indem wir in den alten preußischen Schlachtruf einstimmen, mit dem wir heute unser Leben aufs neue bis zum letzten Blutstropfen Ew. Majestät weihen: Se. Majestät der Kaiser und König, unser geliebter Kriegsherr und Regimentschef Hurra!

Am 16. August verließ der Kaiser Berlin, um sich in die Nähe des westlichen Kriegsschauplatzes zu begeben. Vor seiner Abreise ließ er an den Oberbürgermeister von Berlin folgenden Erlaß gelangen:

Der Fortgang der kriegerischen Operationen nötigt Mich, Mein Hauptquartier von Berlin zu verlegen. Es ist Mir ein Herzensbedürfnis, der Berliner Bürgerschaft mit Meinem Lebewohl den innigsten Dank zu sagen für alle Kundgebungen und Beweise der Liebe und Zuneigung, die Ich in diesen großen, schicksalsschweren Tagen reichlich erfuhr.

Ich vertraue fest auf Gottes Hilfe, auf die Tapferkeit von Heer und Marine, sowie auf die unerschütterliche Einmütigkeit des deutschen Volkes in den Stunden der Gefahr. Unserer gerechten Sache wird der Sieg nicht fehlen.

Berlin im Schlosse, 16. Aug. 1914. Wilhelm, I. R.

Im kaiserlichen Hauptquartier am Rhein.

Ein trüber Frühherbstmorgen, der aus grauen Nebeln steigt und die Umrisse der Bergwände nur unklar hervortreten läßt. Eine drückende Schwüle lastet schwer auf den Menschen, die in gespannter Erwartung dahinleben. Keine Nachrichten vom Kriegsschauplatz? . . .

Um Mittag die Kunde von dem Einmarsch in Brüssel, vom Volke mit Jubel begrüßt, wie das kaiserliche Auto von begeisterten Kinderstimmchen; ein wärmender Sonnenstrahl, der aber doch die Last von den Seelen nicht hinwegzunehmen vermag. Die Natur drückt auf die Menschheit; die Sonnenfinsternis beginnt ihre Schatten zu werfen. Alles Licht scheint zu verschwinden; kaum ein Viertel, wie das des abnehmenden Mondes, ist von der Sonne geblieben, genug, um das Weltall zu erhellen, aber mit einer düsteren, freudlosen Helligkeit, ohne Glanz, ohne Wärme. Die Vögel scheinen verschwunden zu

sein; die Bäume stehen regungslos. Dazwischen in Intervallen das dumpfe Trauergeläute für den heimgegangenen Papst.

Und dann auf einmal klingende Hochs aus den Straßen, von den Plätzen, den Höhen . . . Ein großer Sieg in Lothringen! — Noch nicht offiziell gebracht von den Zeitungen, aber es ist nicht daran zu zweifeln: Majestät selbst hat es den wachthabenden Offizieren, den diensttuenden Beamten, den Pfadfindern gesagt: „Ich kann Ihnen eine freudige Mitteilung machen. Unsere vereinigten Truppen haben gestern unter Führung des Kronprinzen von Bayern eine Schlacht bei Dieuze in Lothringen gewonnen . . ."

Ein Jubel ohne Ende! Auf den Straßen stehen die Leute in Gruppen zusammen; Bekannte reden sich an; Fremde gesellen sich dazu . . . Wissen Sie es schon? Und dann werden die Einzelheiten erzählt: Von den Depeschen, die die ganze Nacht über hin und her geflogen seien und den Generalstab in Atem gehalten hätten, von dem staubbedeckten Auto, das dem Kaiser ausführliche Einzelheiten gebracht habe, soweit diese bis jetzt zu übersehen seien.

Ein Jubel ohne Ende! Und auch manche Träne im Mutterauge, manche Träne im Auge einer bangenden Braut, die tapfer unterdrückt wird; es gilt ja das Wohl des Vaterlandes. Begeisterung für unser tapferes Heer und seine genialen Führer ergreift die weiten Volksmassen, eine grenzenlose Bewunderung für unsere Helden, nicht zum wenigsten für jene Getreuen auf dem verlorenen Posten im Osten Asiens, die ihrem Kaiser die Zusicherung strengster Pflichterfüllung gemeldet haben.

Kaiserbesuch im Lazarett! . . . Ein Auto nach dem anderen biegt in die stille Straße ein und bringt Aerzte, Herren des Gefolges, hohe Militärs. Zuletzt fährt unter brausenden Hurrarufen das kaiserliche Auto vor, dem zunächst der König von Württemberg, dann der Kaiser entsteigt. Der Kaiser hat morgens den Truppen freudestrahlend die Nachricht von den neuen großen Siegen mitgeteilt — die Schlappe der Engländer mit den Worten: „Freut euch, Jungens! Die Engländer haben Haue gekriegt!" Mit Blumen in den Händen, herzliche, aufrichtende Worte auf den Lippen tritt er nun zu den tapferen Kriegern und läßt sich von ihnen über Art und Weise ihrer Verwundung berichten. Viele von den übel zugerichteten Jungens wissen nicht einmal, wo sie sich ihre Wunden geholt haben. „In Frankreich war's, und der Feind wich zurück", das ist es, was sie mit Stolz erzählen. Hier wie anderwärts ist der Wunsch, schnell geheilt zu sein, um wieder in die Front treten zu können. Sie können's nicht aushalten, stille zu liegen, während die Kameraden draußen Wunder von Tapferkeit tun und Franzosen und Engländer gehörig „dreschen". Der allerhöchste Kriegsherr ist so huldvoll, daß sie es in ihrem ganzen Leben nicht vergessen werden und darauf brennen, es denen daheim und den Kameraden zu erzählen.

Majestät ist nicht nur huldvoll mit den verwundeten Kriegern, sondern auch mit den Aerzten und Schwestern, die so vorzüglich für seine „braven

Jungens" sorgen, und schüttelt allen herzlich die Hand; für einzelne, deren Herzen fürs Vaterland schon aus schmerzlichen Wunden bluten, findet er warme, tief empfundene, tröstende Worte. Im Hausflur trifft er auf einen Rekonvaleszenten, dessen Besserung sichtliche Fortschritte macht. „Na, Junge! Wenn Sie ausgeheilt sind, wollen Sie dann auch wieder vor den Feind?" „Selbstverständlich, Majestät! Wenn's auf Paris geht, bin ich wieder dabei."

Dem jungen Krieger auf die Schulter klopfend, ist der Kaiser schon die Treppe hinunter und an seinem Kraftwagen. Die zum Abschied versammelten Aerzte erhalten noch ein freundliches Wort; die Majestäten steigen ein. Die Autosignale ertönen, Wagen um Wagen saust davon. Bald ist die stille Straße wieder so still, wie sie gewesen. Es ist wie ein Traum, daß sich vor Minuten hier das glänzende Bild abgespielt hat.

Aber in den Krankensälen weiß man, daß es Wahrheit war. Die Vaterlandsliebe und die Begeisterung sind heller aufgeglüht denn je; die unversehrten Herzen der Verwundeten strömen über . . .

Wem es vergönnt war, die zweite Hälfte des August in der reizvollen Rhein- und Moselstadt zu verbringen, die zum Großen Hauptquartier ausersehen war, der wird der Gunst des Geschickes danken, die ihm so erhebende, so unvergeßliche Eindrücke beschied. Jene gewaltigen Tage, da die Geschichte durch die Straßen der Stadt schritt, da das Herz der Armee in dem großen Hause mit den weiten, bis zum späten Abend erhellten Fenstern schlug, da der Kaiser in seiner rheinischen Residenz weilte.

Auf Schritt und Tritt konnte man da den Würdenträgern des Reiches begegnen: vor den Gasthöfen, im Auto, in den Rheinanlagen. Die Nachrichten der große Siege waren den Bewohnern der Stadt zuweilen eher bekannt als den Blättern, da der Kaiser in seiner impulsiven Art mit seiner Freude über die Erfolge unseres tapferen Heeres nicht immer zurückhielt und den „Jungens" oder den Persönlichkeiten, die mit ihm zusammentrafen, freudig Mitteilung davon machte, ungeachtet des „Rüffels", den er, wie er scherzend sagte, vom Großen Generalstab erhalten könnte.

Diese Tage haben das Band, das die Rheinlande mit dem Herrscher verbindet, nur noch enger geknüpft. Waren seine Tage auch durch strenge Arbeit ausgefüllt, und liebte er auch das laute Hurrarufen nicht, so wußte das Volk doch die Stunde seiner Ausfahrten und ließ es sich nicht verdrießen, zu warten, wenn er in die Umgegend, ins Hauptquartier, zum Generalstab oder zum Besuche der Verwundeten fuhr. Manches Kernwort in Ernst oder Scherz machte da die Runde, mancher heitere Zwischenfall brachte da ein Lächeln auf alle Lippen. Auf einer großen Parade auf der Karthause zeichnete der Kaiser besonders viele Landwehrleute, darunter mehrere Kölner aus, wobei viele äußerten, daß es ihnen zu lange dauere, bis sie nach Frankreich oder Belgien kämen; hier sei es „furchtbar langweilig". Einem Kölner Landwehrmann sagte er, daß er seine schöne Vaterstadt kenne und daß

es ihm sehr wohl gefallen habe, daß dort so viele Kinder seien. Zum Schlusse klopfte er dem Kölner auf die Schulter und sagte: „Nun wünsche ich Ihnen auch noch ein paar stramme Jungens“, worauf dieser lächelnd erwiderte: „Ja, Majestät, ich bin aber Junggesell!“ Da soll auch der Kaiser herzlich gelacht haben.

Bei einem Spaziergang in den Rheinanlagen erkannte die Schuljugend den Kaiser und begrüßte denselben mit stürmischem Hurra. „Schreit doch nicht so laut, Jungens!“ rief er, „sonst ist gleich wieder ein Haufe Menschen da.“ Ein gedämpftes Hurra soll doch noch gefolgt sein, und ein Siebenjähriger stürzte atemlos nach Hause. „Mutter, das muß doch ins Familiengedenkbuch, daß der Kaiser mit mir gesprochen hat.“ Ein andermal standen zwei Dreikäsehochs, die den nahe den Anlagen gelegenen elterlichen Garten um alle Rosen geplündert hatten, mit Sträußen bereit, um sie dem am Rhein Vorüberwandelnden zu überreichen. Es war ein anziehendes Bildchen, die hübschen Knaben in den hellen Sommerkittelchen, die den Kaiser wohl an seine Enkelchen erinnern mochten. Als der vierjährige Blondkopf mit seinen Rosen strahlend hervorstürzte: „Guten Morgen, Majestät!“, nahm er die Rosen erfreut an: „Danke schön, mein lieber Junge!“ und küßte das überglückliche Kind auf die rosige Wange. Als dann der Jüngere, schüchtern, hocherrötend, sich nicht recht hervorwagte, nahm er ihm den Strauß aus der Hand: „Soll ich die schönen Blumen auch haben?“ Und quittierte für das kindliche „Duten Morgen, Taiser“, ebenfalls mit einem Kuß. Begeistert stürzten die Knaben zu der im Grün der Baumgruppen wartenden Mutter zurück. „Taiser Bäckchen geküßt,“ rief der Dreijährige.

Nur kleine Episoden sind das, aber sie zeigen das schlicht Menschliche des Mannes, aus dem das Ausland einen Popanz machen will, den „schrecklichen Menschen, für dessen Bekehrung man beten soll“, wie eine Pariserin schrieb. Wer ihn am Bahnhof gesehen hat oder in den Krankenhäusern, wo er so warme herzliche Worte für seine braven „Jungens“ gefunden hat, wer ihn nach den großen Siegen oder beim Eintreffen der Nachrichten der belgischen Greuel beobachten konnte, wer sein Auge aufleuchten oder seine Stirn sich furchen sah, wer die Ansprache an seine Krieger hörte mit dem scharf betonten Höhepunkt: „Wir wollen siegen, wir müssen siegen, wir werden siegen!“, der ist stolz darauf, daß dieser Mann unser Kaiser ist.

Nach dem großen Siege in Lothringen sandte der Kaiser am 21. August an seine Tochter, die Herzogin-Regentin von Braunschweig, folgende Siegesdepesche:

> Gott der Herr hat unsere braven Truppen gesegnet und ihnen den Sieg verliehen. Mögen alle bei uns daheim ihm auf den Knien ihre Dankgebete darbringen. Möge er auch ferner sein mit uns und unserem ganzen deutschen Volke. Dein treuer Vater Wilhelm.

An die Kronprinzessin Cecilie richtete er am 24. August folgendes Telegramm:

> Innigsten Dank, Mein liebes Kind. Freue Mich mit dir über Wilhelms ersten Sieg. Wie herrlich hat Gott ihm zur Seite gestanden. Ihm sei Dank und Ehre! Ich habe Wil-

helm das Eiserne Kreuz 2. und 1. Klasse verliehen. Oskar soll sich auch brillant mit seinen Grenadieren geschlagen haben. Er hat das Eiserne Kreuz 2. Klasse bekommen. Sage das Ina-Maria (Gemahlin des Prinzen Oskar). Gott schütze und helfe den Jungens weiter; er sei auch mit dir und den Frauen allen. Papa Wilhelm.

Am 22. August verkündete der Kaiser bei einer Truppenbesichtigung den Sieg in Lothringen durch folgende Ansprache:

Kameraden! Ich habe euch heute um Mich versammelt, um Mich mit euch gemeinschaftlich zu freuen über die Siege, die unsere wackeren und tapferen Brüder in Lothringen erfochten haben. Es haben dort Truppen aller deutschen Stämme unter Führung Sr. k. H. des Kronprinzen von Bayern gefochten, Mannschaften aller Jahrgänge, Aktive, Reservisten und Landwehrleute gekämpft, geblutet und gesiegt. Diesen Sieg haben wir in erster Linie unserem alten, treuen und allmächtigen Gott zu verdanken. Großes haben wir noch zu leisten, es werden noch viele blutige Schlachten kommen. Aber wir wollen und müssen siegen: denn wir kämpfen für eine gerechte Sache. Gemeinsam wollen wir unseren Feinden ans Leder gehen. Sodann wollen wir unserer tapferen Gefallenen gedenken. Kameraden! Ich fordere euch auf, mit Mir unserer tapferen Armee in Lothringen ein dreifaches Hoch auszubringen. Hurra! Hurra! Hurra!

Der Kaiser im Felde.

„Das Leben im Felde bekommt dem Kaiser so gut, daß er zehn Jahre jünger geworden." So berichtete der italienische Publizist Cabasino-Renda, der als Gast der Reichsregierung das deutsche Große Hauptquartier besuchte, im Giornale d'Italia. „Seit dem Kriegsausbruch sah ich den Kaiser in Berlin dreimal. Am historischen Tage des 31. Juli, als er von Potsdam nach Berlin zurückkehrte, dann ein paar Stunden später, als er seine Rede an das Volk hielt; endlich am 16. August, als er ins Feld reiste. Jedesmal fiel mir der harte, stählerne, tragische Ausdruck seines kühnen Gesichtes auf, in dem selbst bei leidenschaftlichster Volksbegeisterung keine Muskel zuckte oder auch nur das blassseste Lächeln erschien.

„Der Wilhelm, den ich im Hauptquartier sah, war ein ganz anderer. Er war der Kaiser von früher, der Kaiser der guten Tage. Das war der Kaiser, der unser Land in Freud und Leid besuchte, der nach der Katastrophe von Adua, als die Franzosen und Engländer das italienische Heer frohlockend mit Schimpf und Hohn bedeckten, mit feierlichem Prunk nach Rom kam, um Italien und dem italienischen Heere seine Achtung und sein Vertrauen zu beweisen. Der Kaiser, den die französischen und englischen Blätter schlaflos, gealtert, niedergebrochen schildern, macht im Gegenteil wirklich den Eindruck, als wäre er um ein Jahrzehnt verjüngt worden. Er hat wieder ganz jugendliches Aussehen und zufriedenen Gesichtsausdruck, und ein etwas spöttisches Lächeln wie sonst. Er muß sich offenbar an den Krieg gewöhnt haben. Obschon die Kaiservilla wie der Kaiser selbst natürlich unter strengstem Polizeischutz steht, liebt es Wilhelm II. ohne Begleitung auszugehen, als wäre er in Potsdam. So sah ich den Kaiser wiederholt mit Kindern scherzen, und er war dabei so aufgeräumt, wie je.

„Die französische Stadt, wo das Hauptquartier seinen Sitz hat, ist in ihrer vornehmen Ruhe ein Klein-Berlin geworden, wo sich das ganze Leben Klein-Berlins abspielt. Aber es ist eine kleine Welt, die vom tiefsten Ernste, von unerschütterlichem Willen, von einem Eifer durchdrungen ist, der nichts von dem häßlichen Zuge eines Eroberungskrieges an sich hat, und nie habe ich deutlicher als hier empfunden, daß die Deutschen nach Frankreich marschiert sind, um Deutschland zu erobern.

„Wenn er nicht gerade abwesend ist, wohnt der Kaiser den Beratungen des Generalstabes fast immer bei, ohne aber seine persönliche Ansicht irgendwie durchsetzen zu wollen. Er nimmt an den Beratungen wie alle anderen Generale teil, ohne entscheidenden Einfluß zu beanspruchen, nicht einmal in solchen Fragen, wo er besondere Kompetenz besitzt, wie denn Wilhelm II. bekanntlich ein ausgezeichneter Kenner der Taktik ist. Als letzthin in einer Sitzung des Großen Generalstabes ein rein taktisches Problem erörtert und gegen die Ansicht des Kaisers gelöst wurde, sagte er einfach: »Ich bin anderer Ansicht, aber Taktik ist Meinungssache.« Sehr häufig begibt der Kaiser sich zu den Truppen erster Linie, und das sind für ihn Tage und Nächte voll Entbehrung, denn er nimmt nichts mit sich und reist wie jeder einfache General."

Sven Hedin erzählte von seinen im deutschen Hauptquartier gewonnenen Eindrücken über den Kaiser: „Ich hatte das Glück, ihn in früheren Jahren kennen zu lernen. Er hat sich nicht verändert, hat nichts von seiner Frische und Beweglichkeit eingebüßt. Dabei ist er — Sie können es fast wörtlich nehmen — jeden Tag 24 Stunden beschäftigt. Alles muß ihm gesagt und mitgeteilt werden und wird von ihm mitbearbeitet. Ich habe mich oft gefragt, wie der Kaiser das körperlich und geistig ertragen könne. Die Antwort glaube ich gefunden zu haben. Es ist sein reines Gewissen, daß er vor Gott, der Mitwelt und der Nachwelt nicht nur schuldlos an diesem Weltbrand ist, sondern daß er ihn zu verhüten das äußerste tat. Die germanische Sache konnte sich keinen besseren Vollbringer wünschen, als ihn das Schicksal ihr in der Person dieses Kaisers gewährte. Es ist, als sei er für diese Zeit geboren, denn wie er für den Frieden sein letztes eingesetzt, so jetzt für das Erringen des Sieges. Er fühlt, daß er die Verantwortung für die Gestaltung des deutschen Geschickes trägt. Danach ist heute all sein Empfinden, Denken und Handeln gerichtet."

Von einem Gottesdienst im Felde, dem der Kaiser beiwohnte, erzählt der Sonderberichterstatter der Chicago Tribune im deutschen Hauptquartier: „Dies ist das ernsteste Gesicht, das ich je gesehen habe, so dachte ich, wie der Kaiser in seinem Stuhl vor dem improvisierten Altar saß. Kein Schmerz lag in dem Ausdruck dieser Züge, eine so tiefe und erhabene Feierlichkeit, daß sie das Herz nicht einmal so zur Sympathie als zu einer Art heiliger Ehrfurcht drängte. Dieser Mann ist sich der schweren Rolle bewußt, die er in dem gegenwärtigen furchtbaren Drama spielt. Er sah nicht aus wie der Kriegs-

herr, sondern wie das seiner Verantwortung bewußte Haupt des Staates, und wenn man diese nachdenkenden Augen und bewegungslosen Lippen beobachtete, mußte man sagen: Die Last des Reiches liegt auf ihm. Für Sekunden schien es ein Gesicht von Marmor, reglos bis auf ein Zittern des Augenlides, ein leises Zucken der Lippe. Die Augen berührten mich mit einem besonderen Zauber, und als sich der Kaiser ein wenig rechts wandte, da überwältigte mich erst der Eindruck von dem hohen Ernst dieses Gesichtes, und ich mußte an den Ausdruck denken, den man auf manchen Porträts von Lincoln findet, den nachdenkenden, in die Ferne gerichteten Blick, wie wenn das Gehirn hinter den Augen beschäftigt wäre mit großen schweren Dingen, die noch nicht leben im Geist anderer Männer.

„Einer meiner ersten Gedanken war, daß ich niemals einen berühmten Mann gesehen habe, der seinen Porträts so ähnlich sieht. Nur die ernsten, nach innen gerichteten Augen kann man nicht malen. Der Kaiser sang die Kirchenlieder mit lebendigem Anteil mit; oft sah er gar nicht nach den Worten im Buch. Während der Gebete stand er mit geschlossenen Augen und ein wenig vorgebeugtem Haupt. Dann war seine Haltung die der tiefsten Andacht, und wenn man die innere Anspannung aller Muskeln im Gesicht beobachtete, mußte man sagen: Das ist ein sehr frommer Mann.

„Der Text der Predigt war aus einem der Paulinischen Briefe genommen; es war eine echte Kriegspredigt, kraftvoll und zu Herzen gehend, von einem Soldaten an Soldaten gerichtet. Alles, was der Geistliche sagte, wurde dann zusammengefaßt in dem Liede, das die 2000 Landsturmmänner nach der Predigt sangen. Es war das alte Niederländische Dankgebet; es wurde auf eine Melodie gesungen, in der die kurzen starken Worte wie das Rollen von hundert Trommeln klangen. Es braust dahin wie ein Sturm, besonders als der Kaiser persönlich in den Gesang eingriff. Der Generaladjutant an der kleinen Orgel gab den Sängern die Note an, die Bläser nahmen sie auf, und dann brauste der Klang in dem Marschrhythmus der Musik und dem Klirren der kurzen Worte durch den ganzen Raum. Der Kaiser gab mit seiner rechten Hand den Takt an und akzentuierte kraftvoll die einzelnen Worte. Der Gesang stieg empor zu einem glanzvollen Finale; dann kam der Segen und danach ein stilles Gebet. Dann schüttelte der Kaiser dem Pastor die Hand, drehte sich um und blickte auf die Kriegerschar vor sich. Als er die Stufen von der Tribüne herunterschritt, grüßte er und sagte: Guten Morgen, Kameraden! Und die Zweitausend antworteten mit einer Stimme, daß es mächtig zur Decke hallte: Guten Morgen, Majestät! Diese Begrüßung wird mir unvergeßlich sein. Sie kam aus einem Herzen und aus einer Seele; sie war ein Ruf der Kameradschaft bis in den Tod."

Von den Besuchen des Kaisers bei den Truppen wurden in Feldpostbriefen manche charakteristische Episoden und Aussprüche berichtet. Ein bayrischer Fähnrich war am 5. September abends am Bahnhof in D., als der Kaiser dort war und die von den Bayern eroberten 150 Feldgeschütze besich-

tigte. Der Kaiser gab jedem Soldaten die Hand, auch dem Fähnrich und sagte: „Ihr braven Bayern!“ Einen Verwundeten setzte er selbst rechts von sich in den Kraftwagen und brachte ihn ins Lazarett.

Am 10. Oktober besuchte der Kaiser in Donchery bei Sedan das Haus, wo am Morgen des 2. September 1870 Bismarck mit Napoleon III. zusammenkam. Die Besitzerin des Hauses war damals 27 Jahre alt, jetzt ist sie 71. Sie erzählte einem Journalisten: „Damals wußte ich, wer die beiden Besucher waren, diesmal, da Kaiser Wilhelm kam, merkte ich erst nach einer Viertelstunde, wer mit so großer Liebenswürdigkeit sich mit mir unterhielt. Ich sprach harmlos, wie ich es mit jedermann tue, und er erzählte mir, daß die Franzosen Marokkaner, Senegalesen und andere Wilde gegen die Deutschen schickten. Dabei erkannte ich an einem Wort eines Offiziers, wer mir gegenüberstand“. Der Kaiser hinterließ der Frau vier Goldstücke und sein Bildnis. Auf die Rückseite einer Visitenkarte, die im Zimmer lag, schrieb er: „Wilhelm I. R.“ Auch der Kanzler hinterließ ein Goldstück. „Er ist sehr groß,“ berichtete die Frau, „und er hat nicht so böse Augen, wie Bismarck.“

Von diesem Besuch wird in einem Feldpostbriefe noch folgendes erzählt: „Ich war auch in dem Weberhause am Eingange in die Stadt, wo Bismarck mit Napoleon III. zusammen wegen der Uebergabe von Sedan verhandelte. Ich habe dort bei der Besitzerin vier 20-Frankenstücke gesehen, die Napoleon ihr damals verehrt hat. In ein Rähmchen waren sie gefaßt und mit einer Widmung darunter versehen. Auf den Stühlen, auf denen die beiden Genannten gesessen, habe ich mir auch das Vergnügen gemacht, zu sitzen. Im Oktober dieses Jahres war unser Kaiser mit Kanzler und Gefolge an derselben Stelle. Er unterhielt sich in liebenswürdiger Weise mit der alten Dame des Hauses, die ihn anfangs nicht kannte. Vor seinem Weggange schenkte er ihr auch vier Goldstücke, aber 20-Markstücke, und seine Karte mit der eigenhändigen Unterschrift: Guilleaume I. R. Der Reichskanzler stellte sich als solcher selbst der Besitzerin vor und schenkte ihr ebenfalls ein 20-Mark-Stück. Prinz Waldemar, Sohn des Prinzen Heinrich, besuchte auch das Haus und unterhielt sich in leutseliger Weise. Beim Abschied schenkte er der Besitzerin auch ein 20-Mark-Stück mit dem Bilde seines Großvaters Wilhelm I. Sämtliche sechs Stücke will die alte Frau sich nach dem Kriege einrahmen lassen.“

Am 26. Oktober fand in einer Ortschaft unmittelbar hinter der Kampffront unseres Heeres in Frankreich eine Parade vor dem Kaiser statt. Hierbei sagte der Kaiser etwa folgendes:

Ich freue mich, in Feindesland hinter der kämpfenden Schlachtlinie eins der besten meiner märkischen Regimenter begrüßen zu können. Friedrich der Große setzte in zahlreichen Kämpfen an entscheidenden Punkten immer Märker ein. Auch ihr habt hier um eure Fahnen in diesem Feldzuge neuen Lorbeer gewunden. Als König von Preußen und Markgraf von Brandenburg spreche ich dem Grenadierregiment Prinz Karl von Preußen Nr. 12 als dem Vertreter des dritten Armeekorps meine vollste Anerkennung und Zufriedenheit aus.

Ich bin überzeugt, daß ihr, wenn es dieser Feldzug noch erfordert, eure Regimentsgeschichte mit neuen Ruhmesblättern füllet. Wenn der Krieg zu Ende ist, sehen wir uns wieder. Der Feind wird unter allen Umständen geschlagen.

Ein sommerlich warmer Tag, der 1. November 1914. Eine seit 14 Tagen von den Deutschen besetzte belgische Stadt zeigt militärisches Gepräge. Munitions- und Proviantkolonnen passieren die Stadt. Rote-Kreuz-Wagen mit der Flagge der Genfer Konvention bringen Verwundete vom nahen Schlachtfeld, und der Kanonendonner dröhnt dumpf und wuchtig durch die Luft. Plötzlich heißt es: „Der Kaiser kommt!“ Die Belgier stecken ihre Köpfe zusammen. Wie sieht er aus? Ist es wahr? wird man gefragt. Truppen stehen um die Stadt zum Marktplatz ... und punkt 3 Uhr erscheint der Kaiser im Automobil, umgeben von seinem Stab. Der Kaiser sieht ganz vorzüglich aus. Frisch und fast sorglos heiter schreitet er wie bei der Parade die Front ab und begrüßt jeden Truppenteil mit einem kräftigen „Guten Tag, Kameraden!“, dem ein kräftiges „Guten Tag, Majestät!“ entgegenschallt. Viele Soldaten und Offiziere werden ins Gespräch gezogen. Zum Schluß versammelten sich alle Offiziere um ihren obersten Kriegsherrn, der etwa folgendes sagte:

Mit Freuden habe ich gehört, daß sich die Kavallerie tadellos geschlagen hat. Der Kavallerie ist in diesem Kriege eine Aufgabe zuteil geworden, wie ich sie nicht geglaubt hätte. Ich hoffe, daß die Kavallerie noch Gelegenheit haben wird, von ihrer Lanze Gebrauch zu machen, wenn es mit der Hülfe des lieben Gottes, der uns schon so viele Erfolge gegeben hat, gelingen wird, den Feind zu umkreisen.

In etwa gleicher Entfernung von Lille und dem heiß umkämpften Arras liegt der Eisenbahnknotenpunkt Douai, der sich in deutschem Besitz befindet, aber zu den besonders erstrebten Zielen der französischen Durchbruchsversuche gehört. Die Deutschen in Douai wußten wohl, daß General Joffre damit rechnete, ihnen zu Weihnachten die Stadt wieder zu entreißen; um so größer mag ihre Freude gewesen sein, als sie in den Feiertagen nicht durch den französischen Generalissimus, sondern durch den obersten Führer des deutschen Heeres besucht wurden. Am zweiten Feiertag war der Kaiser dort und ließ in den Parks und Straßen das Korps vorüberziehen. Vor den Fahnen entblößte er das Haupt. Die eine war nur noch ein Stock. Dann ging er mitten in den ziemlich schmalen Straßen mit seinen Herren und dem Prinzen Eitel Fritz weiter. Ei, wie da die Hände an die Helme flogen! — Hurra! brauste es aus den Soldatenkehlen. Und das in einer französischen Stadt, die die Franzosen zu Weihnachten wieder zu besitzen hofften! An ein Regiment hielt der Kaiser später eine Ansprache, in der er betonte, daß wir einem tapferen Gegner gegenüberständen, daß aber der Krieg nicht früher aufhören werde, als bis wir den Frieden diktieren könnten.

Das Weihnachtsfest beging der Kaiser inmitten der Soldaten, die zum Hauptquartier gehören. In einer weiten, über und über mit Tannengrün

geschmückten Halle waren die Gabentische für etwa 960 Personen aufgestellt. Jedermann, vom Kaiser bis zum letzten Landwehrmann, fand seinen Platz an den in der Längsrichtung aufgestellten Tischen, die in gleichen Abständen mit Lichtern geschmückte Bäume trugen. Jeder Offizier, jeder Mann erhielt die gleichen Pfefferkuchen, Aepfel, Nüsse sowie ein Bild des Kaisers; die Mannschaften erhielten außerdem Tabakbeutel und Zigarren. An der Stirnseite des Raumes war der Altar errichtet, davor eine große Krippe, an den Seiten hohe Christtannen. Der alte Weihnachtsgesang „O du selige“ leitete die Feier ein, sobald der Kaiser die Anwesenden mit dem Gruße Guten Abend, Kameraden! begrüßt hatte. Eine kurze Ansprache des Pfarrers, dann „Stille Nacht, heilige Nacht“. Nachdem Generaloberst von Plessen dem Kaiser für die Bereitung des schönen Festes gedankt hatte, hielt der Kaiser folgende Ansprache:

Kameraden! In Wehr und Waffen stehen wir hier versammelt, dieses heilige Fest zu feiern, das wir sonst im Frieden zu Hause feiern. Unsere Gedanken schweifen zurück zu den Unserigen daheim, denen wir die Gaben danken, die wir heute so reichlich auf unseren Tischen sehen. Gott hat es zugelassen, daß der Feind uns zwang, dieses Fest hier zu feiern; wir sind überfallen worden, und wir wehren uns. Und das gebe Gott, daß aus diesem Friedensfeste Friede mit unserem Gott für uns, und für unser Land aus dem schweren Kampfe reicher Sieg erstehe. Wir stehen auf feindlichem Boden, dem Feinde die Spitze des Schwertes, das Herz unserem Gott zugewandt, und wir sprechen aus, wie es einst der Große Kurfürst getan hat: In den Staub mit allen Feinden Deutschlands. Amen.

Am Sylvestertage 1914 richtete Kaiser Wilhelm aus dem Großen Hauptquartier folgenden Neujahrsgruß an Heer und Marine:

Nach fünf Monate langem, schwerem und heißem Ringen treten wir ins neue Jahr; glänzende Siege sind erfochten, große Erfolge errungen. Die deutschen Armeen stehen fast überall in Feindesland. Wiederholte Versuche der Gegner, mit ihren Heeresmassen deutschen Boden zu überschwemmen, sind gescheitert. In allen Meeren haben sich meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern, von Uebermacht erdrückt, auch heldenhaft zu sterben vermögen. Hinter dem Heer und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heimischen Herd, den wir gegen frevelhafte Ueberfälle verteidigen. Viel ist im alten Jahre geschehen. Noch aber sind die Feinde nicht niedergerungen. Immer neue Scharen wälzen sie gegen unsere und unserer treuen Verbündeten Heere heran. Doch ihre Zahlen schrecken uns nicht. Ob auch die Zeit ernst, die vor uns liegende Aufgabe schwer ist, voll fester Zuversicht dürfen wir in die Zukunft blicken. Nächst Gottes weiser Führung vertraue ich auf die unvergleichliche Tapferkeit der Armee und Marine und weiß mich eins mit dem ganzen deutschen Volke. Darum unverzagt dem neuen Jahre entgegen zu neuen Taten, zu neuen Siegen für das geliebte Vaterland.

Kaiser und Klerus.

Aus einer Wendung des Kaiser-Telegramms an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, das gegen die Verwendung von Dumdum-Geschossen und die Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an dem Kampfe Protest erhob, wurden hier und da verallgemeinernde Folgerungen hinsichtlich des

Klerus gezogen, die in der Auffassung des Kaisers durchaus nicht begründet sind. Das zeigt eine Aeußerung des Kaisers, zu deren Veröffentlichung die Kölnische Volkszeitung ermächtigt wurde.

Am 29. August 1914 nahm der Kaiser in einer dem Abte Ildefons Herwegen von Maria Laach im Großen Hauptquartier gewährten Audienz Anlaß, sich über das Verhalten einzelner Mitglieder des ausländischen Klerus im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges zu äußern. Abt Herwegen versicherte dem Kaiser, daß der deutsche katholische Klerus Sr. Majestät und der heiligen Sache des Vaterlandes von ganzem Herzen ergeben sei. Der Kaiser nahm diese Versicherung mit großer Befriedigung auf und sagte lebhaft: „Herr Abt, davon bin Ich felsenfest überzeugt.“

Wie in den Feldzügen 1864, 1866 und 1870/71, so sind auch in dem gegenwärtigen Kriege wieder viele katholische Ordensgeistliche, Brüder und Schwestern unseren Truppen ins Feld gefolgt, um Werke der christlichen Nächstenliebe zu üben und die verwundeten Krieger zu pflegen. Am Sonntag, den 20. September hatten die Schwestern in einem großen Etappenlazarett, Franziskanerinnen aus dem Aachener Mutterhause, die Ehre und Freude, unseren Kaiser bei den Verwundeten zu sehen. Se. Majestät ging von Bett zu Bett und unterhielt sich in der leutseligsten Weise mit den Soldaten, die er nach der Heimat, ihrem Regiment und nach der Art ihrer Verwundung befragte. Für einen jeden hatte er ein teilnehmendes, freundliches Wort, zum Schlusse schenkte er jedem eine prächtige Rose. Auch die Schwestern, die zwischen den Betten der Verwundeten verteilt standen, wurden vom Kaiser mit einem kräftigen Händedruck begrüßt und in ein Gespräch gezogen. Als eine der Schwestern auf die Frage nach ihrer Heimat antwortete, sie sei aus Koblenz, sagte der Kaiser: „Da war ja auch meine Großmutter lange Zeit, dort hat sie viel Gutes gewirkt. Sie hat ja auch Ihrer Genossenschaft kräftig beigestanden, als es galt, in Koblenz eine Niederlassung zu gründen. Jetzt haben wir den Nutzen davon.“ Se. Majestät erzählte dann den Schwestern, daß die Mönche eines belgischen Benediktinerklosters ihr Heimatland hätten verlassen müssen. „Jetzt sind sie,“ so schloß der Kaiser, „wie mir der Herr Abt mitteilt, in Maria Laach und lernen fleißig Deutsch.“ Der als Feldgeistlicher auf den Schlachtfeldern tätig gewesene Redemptoristenpater Brinkmann, der gerade aus seiner achttägigen französischen Gefangenschaft zurückgekehrt war, erzählte Sr. Majestät von seinen Erlebnissen und von der schlechten Behandlung, die er von den Franzosen erduldet hatte. Entrüstet meinte der Kaiser: „So etwas kann auch nur in einem Lande vorkommen, wo man die Kirche verfolgt und dem Volke die Religion genommen hat.“

Am 1. Oktober erschien unser Kaiser in dem Orte S., um mit dem Führer der 4. Armee, Herzog Albrecht von Württemberg eine längere Unterredung zu führen. Als nun der Kaiser S. wieder verließ, wurde er von den anwesenden Stabsärzten, Offizieren und Soldaten begrüßt. Unter diesen be-

fand sich auch der Franziskaner P. Florian Schoch aus dem Kloster Frauenburg bei Fulda, der zurzeit daselbst in dem Reservelazarett **, das aus fast lauter katholischen Rheinländern und Westfalen bestand, den im Kampfe fürs Vaterland schwerverwundeten und sterbenden Soldaten im letzten Kampfe beistand und sie mit den heiligen Sterbesakramenten versah. Als nun der Kaiser im Vorbeigehen diesen Ordensmann in seinem Ordenskleide mit der violetten Armbinde des Feldgeistlichen und dem Roten Kreuze sah, schritt er sofort auf ihn zu, gab ihm in der allerfreundlichsten Weise die Hand und sagte zu ihm: „Sie haben hier wohl viele Wünsche zu erfüllen an meinen sterbenden Kameraden. Ich danke Ihnen. Guten Morgen." Gewiß verdient diese edle Gesinnung des Kaisers alle Anerkennung und Hochachtung. Diese Tatsache ist geeignet, manches Vorurteil zu beseitigen und zu zeigen, wie sehr es dem Kaiser ernst ist mit dem Worte, das er bei Ausbruch des Krieges in Berlin gesprochen: „Ich kenne keinen Unterschied der Religion und der Partei."

Die Hochachtung des Kaisers vor dem geistlichen Stande gab sich auch in der Bevorzugung kund, die er auf Kardinal von Hartmanns Bitte den kriegsgefangenen französischen Priestern zu teil werden ließ. „Mit Freude, so schrieb auf die Mitteilung hiervon Papst Benedikt am 18. Oktober 1914 an Kardinal von Hartmann, hat Uns Deine Nachricht erfüllt, wonach Se. Majestät der Deutsche Kaiser auf Deine Bitten hin bestimmt hat, daß die in deutscher Kriegsgefangenschaft befindlichen französischen Soldaten, welche Priester sind, als Offiziere behandelt werden sollen. In dieser herben Zeit, da wir fast ganz Europa mit Feuer und Schwert verwüstet und mit dem Blut der Christen gerötet sehen, und da das Schauspiel dieses furchtbaren Krieges unser Herz mit unbeschreiblichem Schmerz erfüllt, hat Deine Mitteilung Uns einen außerordentlichen Trost bereitet . . ."

Mit um so größerer Zuversicht konnte sich nach diesem Vorgang der Papst mit dem Vorschlag eines Austausches von Kriegsgefangenen an Kaiser Wilhelm wenden, indem er ihm am 1. Januar 1915 folgendes Telegramm sandte:

> An Se. Majestät Wilhelm II., Deutscher Kaiser! Im Vertrauen auf die Gefühle christlicher Nächstenliebe, von der Ew. Majestät beseelt sind, bitten wir Ew. Majestät, dieses unheilvolle Jahr zu beenden und das neue zu eröffnen mit einer Handlung kaiserlicher Großmut, indem Ew. Majestät unseren Vorschlag annehmen, daß zwischen den kriegführenden Staaten ein Austausch der für den Militärdienst künftig als untauglich anzusehenden Kriegsgefangenen stattfinden möge. Papst Benedikt XV.

Noch am gleichen Tage antwortete der Kaiser:

> An Se. Heiligkeit den Papst, Rom! Indem ich Ew. Heiligkeit für Ihr Telegramm danke, ist es mir ein herzliches Bedürfnis, zu versichern, daß Ew. Heiligkeit Vorschlag, das Los der für den ferneren Militärdienst untauglichen Kriegsgefangenen zu lindern, meine volle Sympathie findet. Die Gefühle christlicher Nächstenliebe, von der dieser Vorschlag eingegeben ist, entsprechen durchaus meinen eigenen Ueberzeugungen und Wünschen.
> Wilhelm.

Kardinal von Hartmann übermittelte dem Kaiser aus Anlaß des Jahreswechsels die Glückwünsche der Kölner Erzdiözese. Darauf lief aus dem Großen Hauptquartier folgendes Antworttelegramm ein:

„Ich danke Ihnen herzlich für die Mir zugleich im Namen der Katholiken des Erzbistums Köln zum Jahreswechsel dargebrachten Segenswünsche. Gott der Herr schenke unseren zum Schutze des überfallenen Vaterlandes erhobenen Waffen auch ferner den Sieg und tröste alle an den schweren Opfern des Krieges Beteiligten mit himmlischem Troste. Wilhelm I. R."

Dem Kaiser Wilhelm reichen wir die Hand.

Von **Luise Schulze-Brück.**

Nach der Erzählung eines Landwehrmannes.

Aus den Schützengräben kamen sie — aus den vordersten — Lehmklöße, weiter nichts, meinte einer, dem der Humor noch nicht verdorben war durch Regen, Kälte, Hunger, Rheumatismus. Ja, viel mehr nicht als Lehmklöße. Manch' einer auch mit Blutspritzern; es machte nicht so viel aus, ob die Granatsplitter oder die Kugeln mal gar zu dicht an Gesichtern oder Händen vorbeistreiften, auf solche Kleinigkeiten achtete man schon lange nicht mehr.

Zurück ins Quartier. Abgelöst, für eine unendlich lang dünkende Spanne Zeit. Schlafen können im Stroh, am warmen Ofen, ein Dach überm Kopf, warmen Kaffee am Morgen. Sich waschen können, vielleicht irgendwelche Liebesgaben vorfinden, frische Strümpfe, ein frisches Hemd. Ausschweifende Phantasien! Ein Fahnenjunkerlein, ein Kind fast noch, sagte auf einmal in eine Stille hinein in zweifelndem sehnsüchtigem Tone: „Baden!" und verriet so seine geheimsten Wünsche. Aber der Kompagnieführer lachte: „Bescheiden, bescheiden mein Sohn," und das Junkerlein errötete und schämte sich.

In unendlichem Schlamm wateten sie bis über die Knöchel. Wateten in einer Richtung, in der früher einmal etwas wie eine Straße gewesen war. Zur Seite Konservenbüchsen, Tornister, Lederzeug, Fetzen, Lumpen. Kadaver von Pferden, seltsam die Beine verrenkt ausgestreckt, Kadaver von Rindvieh... Gräber mit weißen Birkenkreuzen, Helmen, Käppis, mit Granatsplittern eingefaßt, mit verfaultem Grün bedeckt, frische Gräber mit rührend ungeschickten Kränzen darauf. Fern am Gesichtskreis Brandwolken, in der Luft da und dort weiße Wölkchen, die den Tod bergen. Ueber allem ein tiefer grauer Himmel und eine schwere drückende Luft und ein dumpfes unausgesetztes Dröhnen, Bumm — bumm, bumm und ein Knattern und ein Sausen: „S-s-s-s-it." Und ganz fern die Dächer des Dorfes — zerschossen und zerrissen, aber doch Dächer und die Mauern, zerpflügt von Granaten, aber doch Mauern, und die Wärme vom Ofen, und die Gulaschkanonen, die Feldpost, der Marketender!

Sie trotteten dahin und die Bewegung verjagte den Frost, das stockende Blut begann zu kreisen, die Augen belebten sich. Der Witzbold der Kompagnie wurde munter, ein Lachen schlug auf, erklang, wiederholte sich. Die Augen

leuchteten auf, die fahlen Backen färbten sich. Ja, das waren mal wieder Tage, die letzten. Den Franzmännern, denen hatte man es mal wieder ordentlich besorgt! Lange konnte es nun nicht mehr dauern da vorne. Einmal kam doch die Stunde, daß man heranburfte, heraus, hinüber auf den Feind. Und nun war's auf einmal allen warm, allen wohl. Und nun fingen sie an zu singen: Erst: Lieb Vaterland kannst ruhig sein. Ja, die konnten ruhig sein, die daheim! Dafür war gesorgt! So lange wir da vorne liegen, da ist dafür gesorgt! Und dann: Nur am Rhein da will ich leben! Wie das aufklang! Rheinländer, alle, rheinische Jungen! Ja, nur am Rhein da will ich leben — und Nur am Rhein da will ich lieben — und Nur am Rhein begraben sein. — Ja das auch, aber wenn's anders kommt, nur zu — ein Grab auf dem Schlachtfeld ist das schönste Soldatengrab . . .

Dann eine Pause, und dann auf einmal eine starke Stimme zuerst, und alle, alle einfallend: „Zum Kampf sind wir geboren," und „Dem Kaiser Wilhelm haben wir's geschworen, dem Kaiser Wilhelm reichen wir die Hand!"

Und da geschah es! Geschah das!

Ein Auto, und drin zwei Männer — und laut und brausend: „Dem Kaiser Wilhelm reichen wir die Hand."

Das Auto hält, und der Eine steht drin, und sein helles, scharfes Auge geht über die singenden Männer, und alles ist auf einmal still. Ein Ruck und Zuck geht durch die Reihen und wie Eisenmauer stehen die müden, schmutzigen nassen Menschen und in die Stille sagt eine starke, eherne Stimme, die wie ein Schwertschlag ist und wie ein Degenstoß:

„So gebt mir also alle die Hand!"

Ueber das Gesicht des Kaisers geht ein Lächeln, dann wird es wieder ernsthaft, während alles so still ist, daß der Donner der Geschütze plötzlich verzehnfacht erscheint. Die Augen der Zweihundert werden groß und blank und schimmernd, und die Lippen der Zweihundert zittern, und der Kompagnieführer schaut starr, starr, starr auf das, was da geschieht, und der kleine Fahnenjunker ist unter seinem Lehmüberzug schneebleich geworden.

Und dann noch einen Wink mit der Hand und ein „Guten Abend, Kameraden!" und aus zweihundert Kehlen wie aus einer einzigen ein brausendes „Guten Abend, Majestät!" Und dann ging in das Rattern des Autos ein gewaltiger Schrei — ein Hurra — dreimal Hurra, daß der Geschützdonner plötzlich still zu sein scheint und niemand sich wundern würde, wenn der graue Himmel aufberstete und irgendein Unerhörtes geschähe . . .

Weiter durch den Lehm, weiter unter dem grauen Himmel, unter Kanonendonner und Granatensausen und Schrapnellplatzen. Aber wenn es auch in den gewissen Tod ginge, jetzt mußten sie noch einmal singen! Noch einmal: Zum Kampf sind wir geboren, und laut und übergewaltig aus zweihundert Kehlen: Dem Kaiser Wilhelm reichen wir die Hand! Mit blitzenden Augen mit zitternden Lippen: Dem Kaiser Wilhelm reichen wir die Hand! Denn sagen können sie nicht, was in ihnen reißt, und Worte können das auch gar nicht aussagen. Die lehmigen Handrücken streichen über Stirn und Augen, die Kehlen sind

gepreßt und möchten doch schreien und fast zittern die Knie, die doch längst schon nicht mehr zittern, wenn's zum Sturm geht und wenn vorn, und rechts und links die guten Kameraden fallen, und wenn die Füße stolpern über den gemähten Feind und Freund.

Sie wissen, daß, wenn der gute Gott sie gnädig aus dieses furchtbaren Krieges Schrecken heimführt zu Weib und Kind, zu Vater und Mutter unters heimisch Dach und zu des Friedens Segnungen, daß das herrlich und prächtig sein wird, wie nichts anderes, was sie je erlebt, aber daß es doch nicht sein wird, wie diese Stunde! Und wenn die Kugel morgen oder in drei Tagen, oder wenn sie auch die andere Stunde kommen sollte — mag sie kommen! — Eine Kugel kam geflogen, gilt sie mir oder gilt sie dir? — Laß sie kommen . . .

II. Von deutschem Soldatengeist und Heldenmut.

Fahnengebet.

Stillgestanden! Präsentiert's das Gewehr!
Und Präsentiermarsch — Sie kommt daher,
Die Fahne.
Helm ab zum Gebet! — Ein Schweigen schwer,
Die alte Seide nur knistert fein,
Die gold'ne Spitze nur funkelt drein
Der Fahne.

Voll Narb und Wunden ist sie jetzt:
Am Schaft ha'n Säbel sich gewetzt
Der Fahne.
Das Tuch zerschossen und zerfetzt:
Von Leipzig stammt der lange Schlitz.
Ein Loch holt schon der alte Fritz
Der Fahne.

Und das da kam bei Waterloo,
Das, eh' der Feind nach Sedan floh
Vor der Fahne.
Eins, als nach Paris sie dreizehn kam,
Eins, als man's siebzig wieder nahm,
Eins holt' sie sich gar auf dem Marsch gen Bordeaux,
Die Fahne.

Zwanzig Wackre färbten sie selber rot,
Dreitausend sanken rings in den Tod
Für die Fahne.
Wo das Schwerste und das Größte sich bot:
Im heiligsten Leuchtpunkt der Gefahr,
Da war
Die Fahne.

Gebet . . . Die Spitze gibt Sternenschein
Und sie, sie selber flüstert drein,
Die Fahne . . .
„Kameraden, sind wir nicht mehr allein?
Das Eiserne Kreuz, das schimmert so licht!
Mit den silbernen Ringen, sprüht da nicht
Die Fahne?"

Die Seide rauscht! Die Spitze glüht!
Und plötzlich weiß jeder das im Gemüt:
Du Fahne,
Die Geister der Toten — Seide flieg! —
Sie folgen dir weiter in jeden Krieg!" . . .
Helm auf! Die Fahne voran! Zum Sturm,
Zum Sieg!

Ferdinand Avenarius.

Vom Rhein zur Marne.

Von einem Reservisten
eines Kölner Regiments.

Am 13. August, in frühester Morgenstunde, stand unser Regiment zum Abmarsch auf dem Sammelplatz in Köln bereit. Unter munterem Gesang marschierten wir durch das noch in tiefer Stille liegende Köln zum Bahnhof. Eine ziemlich lange Eisenbahnfahrt, verkürzt und gewürzt durch Kölsche Krätzcher, brachte uns nachmittags an die Mosel. Der nächste Tag wurde eine Vorübung im Marsch. Gegen 5 Uhr morgens ging's über Trier, Wasserbillig, nach Mompach bei Echternacherbrück. Hier vier Tage Ruhe. Der 20. bis 22. August waren beschwerliche Marschtage. Für uns, die wir meistens sechs Jahre und länger die aktive Dienstzeit hinter uns hatten, waren sie eine nötige Vorbereitung für die kommende Zeit, in der wir durch unsere guten Marschleistungen so Vorzügliches erreicht haben. Am 21. August überschritten wir die belgische Grenze. Von hier ab näherten sich die Anzeichen des Krieges. Die Wege waren durch umgefällte Bäume versperrt und teils aufgebrochen, um den Transport der Fahrzeuge zu erschweren. Hin und wieder sahen wir ein eingeäschertes Haus. Unser Weg führte uns durch Bastogne, ein Städtchen im Südosten Belgiens, St. Hubert und weiter in westlicher Richtung.

Der 23. August sollte unser erster Ruhmestag werden. Den ganzen Tag über waren wir in der glühendsten Sonnenhitze marschiert, durch Wald und Feld, über Berg und durch Tal, bis wir endlich in die Gegend von Bertrix kamen. Da heißt es auf einmal: die Franzosen sind im Anmarsch im Osten. Unsere Aufgabe sollte es sein, sie aufzuhalten und in die Flucht zu schlagen. Wie es hieß, wollten die heranmarschierenden französischen Streitkräfte sich mit der belgischen Armee vereinigen, um den Anmarsch der Deutschen bei Namur aufzuhalten. Gegen Abend erhielten wir zuerst Fühlung mit dem Feind. In der Ferne dumpfer Kanonendonner. Immer näher heran zogen sich unsere Reihen. Es dauerte nicht lange, so waren wir mitten in einer Schlacht. Ein sonderbares Gefühl für den Anfang, aber keine Unruhe machte sich in unseren Reihen bemerkbar. Wie bei einer gewöhnlichen Felddienstübung schwärmten wir gleich aus, ohne jedoch etwas von dem Feinde zu sehen. Es sollte nicht lange dauern, da schickte er schon Willkommengrüße in Gestalt von Granaten und blauen Bohnen zu uns herüber.

Unsere Artillerie ließ es sich nicht nehmen, die gar zu aufdringlichsten Grüße zu erwidern. Wir aber gingen gedeckt vor, unsere Offiziere an der Spitze, bis fast dicht an den Feind heran, der sich in einem gegenüberliegenden Walde verschanzt hatte. Neben uns kämpften Truppen eines anderen Armeekorps, und wie ich am anderen Tage erfuhr, bereits schon den ganzen Nachmittag mit großer Tapferkeit und zäher Ausdauer. Sie hatten zuerst Fühlung mit der feindlichen Armee bekommen und auch gleich den Kampf aufgenommen, obwohl die Franzosen an Zahl weit überlegen waren. Erst der Abend brachte die Entscheidung. Nachdem unser Korps auf dem Kampffeld eingetroffen war,

gelang es uns mit vereinten Kräften, den Feind zu werfen, der, alles hinter sich lassend, die Flucht ergriff.

Mittlerweile senkte sich die Nacht hernieder, jeder von uns dachte an die wohlverdiente Ruhe. Aber es sollte anders kommen. Hatten wir während der letzten vier Nächte schon keine Scheune oder sonst ein schützendes Dach — an ein Bett gar nicht zu denken — als Nachtquartier gehabt, so sollte uns in dieser Nacht noch ganz anderes beschieden sein. Plötzlich ertönte das Kommando: „Mäntel anziehen! Seitengewehr aufpflanzen! — Auf Vorposten ziehen!" Vorposten beziehen auf freiem Feld, unter freiem Himmel, auf demselben Platz, wo eine Stunde vorher noch ein heißes Ringen stattgefunden hatte! An Schlaf war nicht im geringsten zu denken, denn jeder stand noch unter dem Eindruck des voraufgegangenen Kampfes, der auf unseren seelischen Zustand nicht ohne Einwirkung geblieben war. Gott sei Dank war unser Bataillon mit wenigen Verlusten davongekommen. Die beiden anderen Bataillone unseres Regimentes hatten mehr gelitten. Aber alles ward vergessen, denn der Sieg war unser. „Immer feste druff", war unsere Parole, und daß wir sie wahr gemacht haben, können am besten die Franzosen erzählen.

Die Nacht war furchtbar für uns. Weit und breit hörte man nur das Stöhnen der verwundeten Franzosen, die aus Mangel an Zeit und der Nacht wegen nicht alle sogleich in Pflege genommen werden konnten. Unsere Verwundeten waren inzwischen alle aufgesucht worden und befanden sich schon in bester Pflege. Das Stöhnen und Klagen der verwundeten Franzosen drang uns so zu Herzen, daß ich und mehrere Kameraden uns freiwillig auf die Suche nach diesen Verwundeten begaben.

Ein Erlebnis aus dieser Nacht möchte ich erzählen. Vom Posten zurückgekehrt, hörte ich in einem Gebüsch etwas rascheln. Entschlossen sprang ich hinzu, und mein Erstaunen war groß, als ich zwei unverwundete Franzosen auf mich zukommen sah. Schnell brachte ich mein Gewehr in Anschlag und rief ihnen zu: „Déposez les armes!" (Die Waffen nieder!) Aber die beiden hatten schon keine Waffen mehr. Sofort hielten sie beide Arme in die Höhe als Zeichen, daß sie gefangen sein wollten. Ich natürlich packte die beiden Rothosen beim Kragen und brachte sie zu unserm Hauptmann, der mir befahl, sie weiter zur nächsten Wache zu führen. Unterwegs nun war ich, da ich geläufig französisch spreche, mit den beiden eifrig ins Gespräch geraten. Sie bestürmten mich weinend mit Fragen und glaubten, es koste ihnen nun ihr Leben. Beide waren überglücklich, daß sie jemand gefunden hatten, der sie verstand. Ich vernahm, daß sie von Toulouse, also aus Südfrankreich, kamen. Wir waren noch keine hundert Schritte weiter marschiert, da ließ mir der eine von den beiden keine Ruhe und rief andauernd: „Mon frère!" Jetzt erst erfuhr ich, daß sein Bruder heute zugleich mit ihm gekämpft hatte und verwundet worden sei. Er aber war mit einem anderen Kameraden, der jetzt sein Mitgefangener war, nach ihm auf der Suche gewesen. Ich tröstete ihn, so gut es ging, und sagte ihm, sein Bruder sei wohl aufgehoben. Er beruhigte sich denn auch schließlich. Eine halbe Stunde waren wir über das weite Feld

marschiert, als wir an der Wache ankamen. Diese hatte es sich an einem großen Feuer gemütlich gemacht. Kaum war ich mit den beiden Gefangenen in den Kreis getreten, da sprang einer von ihnen auf die Seite und man hörte ein lautes Schluchzen. Er hatte seinen Bruder, der verwundet war, gefunden. Dank der Fürsorge und aufopfernden Tätigkeit unserer braven Soldaten, die gleichfalls wie meine Kameraden und ich, die ganze Nacht das Schlachtfeld nach Verwundeten absuchten, war es gelungen, ihn zu retten, und nun waren beide Brüder in sicherer Obhut. Wie Gott doch manches fügt! Unwillkürlich gedachte ich bei dieser Szene meines Bruders, der ebenfalls in meiner Armee kämpfte, wenn auch nicht in meinem Regiment. Ob er noch unter den Lebenden weilt? Vielleicht hat ihn schon ein feindliches Geschoß erreicht.

Wir teilten, so gut es ging, das Wenige, was wir an Eßwaren besaßen, mit den gefangenen Franzosen, und der Inhalt unserer Feldflasche erquickte beide Teile. So ging die Nacht auch ohne Schlaf vorüber. Hatten wir doch alle das Bewußtsein, unsere Pflicht getan zn haben, unsere Pflicht gegenüber dem Vaterlande — und unsere Pflicht gegenüber unserem Nächsten, auch wenn er jetzt unser Feind war.

Der Morgen brach an. Die Sonne sandte ihre ersten Strahlen hernieder. Jetzt erst trat uns der Schrecken der Schlacht so recht vor Augen. Der Boden war aufgewühlt durch geplatzte Granaten; tote Pferde, Wagen, zerschossene Kanonen und vieles andere bildete ein wüstes Durcheinander. Haufenweise bedeckten tote französische Soldaten das weite Feld. Aber auch unsere Reihen hatten sich gelichtet. Mancher junge und lebenslustige Kamerad mußte in den Staub sinken. Noch sehe ich die gebrochenen Augen so vieler deutscher Landsleute. Ehrlich und tapfer mit dem Siegesbewußtsein haben auch sie gekämpft, und dennoch sollte ihnen die Siegesfreude nicht beschieden sein. Schweigend ziehen wir in Marschkolonnen an ihnen vorüber. Jeder verrichtet sein stilles Gebet. Wir mußten sie liegen lassen, denn unsere Aufgabe war es, dem Feinde immer auf der Ferse zu bleiben und ihm keine Ruhe zu lassen. Das Begraben unserer Toten besorgt die rückwärts liegende Etappentruppe.

Immer weiter geht's. Der ganze Marschweg ist mit französischen Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken bedeckt. Wagen und sonstige Geräte zeigen uns an, daß der Feind Hals über Kopf im Rückzug begriffen ist. Rechts neben uns liegt eine Waldlichtung. Was uns bislang an Schrecklichem zu sehen erspart geblieben war, hier konnte auch das härteste Gemüt sich des Mitleids nicht erwehren. Hier sahen wir die Arbeit unserer vorzüglichen Artillerie. Ein grausames, und doch auch wieder beruhigendes, die Zuversicht auf unsere Waffen stärkendes Bild. Zwei französische Artillerieregimenter waren mit Mann und Troß buchstäblich zusammengeschossen. Reiter lagen neben ihren Pferden, Bedienungsmannschaften saßen noch auf ihren Protzen — alles tot. Ihre bleichen Gesichter schauten uns an, als ob sie noch lebten und fragen wollten: Weshalb führten wir Krieg?

Wir ziehen weiter. Vor uns her liefen herrenlos zahlreiche gesattelte Pferde herum. Wie viele stolze Reiter mögen sie gestern noch mit Schmeichel-

namen bedacht haben? Heute aber suchen sie vergebens ihre Kavaliere, und bald müssen sie sich, ob willig oder nicht, an deutsche Kommandoworte gewöhnen. Es dauerte nur wenige Minuten und ein Teil unserer Infanterie war beritten. Es hätte jetzt nur noch des Signals: „Die berittenen Herren Offiziere!" bedurft und unsere halbe Kompagnie wäre dorthin gestoben. Aber die Freude sollte nicht lange dauern. Schon kam der Befehl, daß die überzähligen und eingefangenen Pferde an die Bagage abgegeben werden sollten. Mancher sah wehmütig seinem kurzen Glück nach.

Immer weiter schlängelte sich unsere große Heeressäule in Feindes Land, bis wir endlich hinter Bouillon (Belgien) die französische Grenze überschritten. Wir waren bis in die Gegend von Sedan gekommen. Hier hatte sich das französische Heer gesammelt und holte zu einem neuen Schlage gegen uns aus.

Sedan! kam es von unseren Lippen. Sedan! war unsere Parole. Welches ergreifende Wort! Wie viele Erinnerungen enthält es. Betreten wir doch den Boden, auf dem unsere Väter gekämpft hatten. Wo so mancher Heldenvater sein Blut vergossen, da sollten auch die Söhne für das Vaterland kämpfen. Wo unsere tapferen Väter ruhmvoll von Sieg zu Sieg geeilt waren, da sollten wir uns unserer Väter würdig zeigen.

Drei Tage lang dröhnte die Erde wider von mörderischem Granatenfeuer; drei Tage lang bedrohten wir den Feind von allen Seiten. Sturmangriff auf Sturmangriff folgte, Verderben und Panik in die feindlichen Reihen bringend, bis endlich am 25. August die Meldung eintraf: Der Feind ist auf der ganzen Linie im Rückzug. Welcher Siegesjubel pflanzte sich da durch unsere Reihen fort! Nichts konnte unseren von Tapferkeit und Siegesbewußtsein durchglühten Soldaten widerstehen.

Am 25. August, nachmittags gegen 4 Uhr zogen wir mit fröhlichem Gesang in Sedan ein. Ueberall erscholl aus frischen deutschen Männerkehlen das herrliche Lied: Es braust ein Ruf wie Donnerhall. Eine mustergültige Ordnung herrschte in unseren Reihen: tadelloser Gliederabstand, als ging es zum Paradefelde. Die in der Stadt zurückgebliebenen Einwohner starrten uns an. Welchen überwältigenden Eindruck müssen wir wohl auf sie gemacht haben? Am Vormittag sahen sie ihre eigenen Soldaten in wilder Unordnung fliehen, und jetzt schauten sie kraftvolle, zuversichtliche, kernige Gestalten durch die Straßen Sedans ziehen. „Jetzt fängt für uns erst das Elend an", mögen die Bewohner wohl gedacht haben. Aber was taten wir „Barbaren" den Bewohnern? Ueberall auf den Straßen begrüßten wir sie mit einem freundlichen „Bon jour, madame, mademoiselle!" oder „Bon jour, monsieur!" Die kleinen Kinder hoben wir auf die Arme und streichelten sie, und es dauerte nicht lange, so wurden groß und klein zutraulich.

Hier glaubten wir nun unter schützendem Dach die Nacht verbringen zu können. Doch unsere Brigade mußte weiter marschieren, bis etwa 15 Kilometer hinter Sedan, wo wie gegen Abend die Höhen von Vendresse erreichten. Hier sollten wir als Vorhut Biwak beziehen. Der Abend war kalt,

es regnete ununterbrochen. Gerade im Begriff, zur Ruhe überzugehen, wurden wir durch heftiges Gewehrfeuer überrascht. Unsere vorgesandten Patrouillen meldeten, daß sich vor uns starke feindliche Kräfte festgesetzt hätten. Also hieß es zunächst abwarten.

Die ganze Nacht hindurch waren wir in steter Gefechtsbereitschaft, jede Minute erwarteten wir einen feindlichen Vorstoß. Aber der Feind dachte daran anscheinend gar nicht. Was überhaupt allgemein bei uns schon auffiel: niemals wurden wir angegriffen, immer waren wir die Angreifer. Nur überschüttete er uns stündlich mit einem Hagel von Geschossen, aber ohne Wirkung, denn wir hatten in dieser Nacht auch keinen einzigen Verlust zu verzeichnen. So erwarteten wir mit Sehnsucht den kommenden Morgen, um aus dem Ungewissen herauszukommen. Gegen 4 Uhr morgens entwickelten sich in aller Stille die ersten Züge der Kompagnien, denen immer mehr und mehr folgten, bis wir schließlich die ganzen Höhen, so gut es ging, besetzt hatten. Wie erstaunt müssen die Gegner gewesen sein, als sie bei Tagesanbruch die vorliegenden Höhen von einer so starken Kette besetzt sahen. Es war aber nur eine deutsche Brigade. So lagen wir da und hielten die ganze Schlacht, bis gegen 10 Uhr vormittags unsere Verstärkung in Eilmärschen heranrückte. Ohne Artillerie und ohne Maschinengewehre vermochten wir den Feind in Schach zu halten. Todesmutige Sturmangriffe und wiederholtes Vorschieben unserer Schützenlinien, inmitten von feindlichen Schrapnells und Granatenhagel, verhinderte ein Vorgehen des weitaus an Zahl überlegenen Gegners. Minuten wurden zu Stunden, aber ausharren mußten wir. Durften wir doch unter keinen Umständen die Höhe preisgeben. Wie eine eiserne Kette lagen wir da und richteten unsere Gewehre, wie auf dem Schießstand.

Da endlich kamen unsere anderen Regimenter. Wie hatten wir sie herbeigesehnt! Welche Wirkung muß unser wohlgezieltes Feuer gehabt haben? Ich habe es mit eigenen Augen am folgenden Tage sehen können. Die Franzosen lagen Mann neben Mann, wie sie ausgeschwärmt waren, in der Schützenlinie; teils noch im Anschlag, teils kniend hatten unsere Kugeln sie erreicht. Doch auch in unsern Reihen hat der Schnitter Tod seine Ernte gehalten, ein großer Teil unserer tapfern Offiziere sollte fortan nicht mehr unser Führer sein. Manch braver Kamerad, der noch in frühester Morgenstunde freudig das Kommando: „Auf die vorliegenden Straßendeckungen schwärmen, marsch, marsch!" vernommen hatte und unentwegt seinem Zug- und Gruppenführer gefolgt war, war nicht mehr unter den Lebenden.

In lebhaftem Andenken lebt bei mir die Heldengestalt unseres Kompagniechefs, ein Muster von Soldat bis ins kleinste. Fest aufrechtstehend, wie auf dem Exerzierplatz, erteilte er seine Befehle in der Schützenlinie. Uns aufmunternd, und immer wieder an ruhiges Zielen erinnernd, verfolgte er mit eiserner Ruhe den Fortgang des mörderischen Kampfes, derweil Feuer und Blei rechts und links, hinten und vorne uns umstoben. Allein mit Gottes Hülfe konnte er seine wenigen Getreuen, die noch geblieben waren, gegen Abend zum Sammelplatz führen. Das Eiserne Kreuz schmückte fortan seine Brust. Große Freude

herrschte in der Kompagnie, als wir es vernahmen; war es doch auch eine Auszeichnung für uns.

Die Nacht brach an. Zelte wurden aufgeschlagen und bald hielt uns bleierner Schlaf umfangen. Am anderen Morgen trat die Kompagnie und das ganze Regiment an. Doch fehlte so mancher beim Verlesen. Vorgestern noch waren sie unter unbeschreiblichem Jubel durch die Straßen Sedans gezogen, heute aber beim Appell konnten sie nicht mehr das Lob unseres Brigadekommandeurs vernehmen, der im Auftrage des Oberkommandos der Truppen für die beispiellose Tapferkeit, für den bewiesenen Mut und für die zähe Ausdauer dankte, und uns gleichzeitig den glänzenden Verlauf des Kampfes mitteilte. Mächtig ertönte das alte Lied: „Großer Gott, wir loben dich!", und ein dreifach donnerndes Hurra auf unsern höchsten Kriegsherrn bildete den Abschluß des denkwürdigen Vorgangs. Alle Strapazen, alle Entbehrungen, alles Leid war mit einem Schlage vergessen. Jeder sorgte nun für sein leibliches Wohl, und bald entwickelte sich ein munteres Lagerleben.

Doch horch! Was scholl aus der Ferne zu uns herüber? Immer näher und näher. Deutlich vernahmen wir die ergreifende Melodie des früher so oft gesungenen Liedes: „Ich hatt' einen Kameraden!" Ein kleiner Zug, mit Blumen und Sträuchern fast überdeckt, kam dort von der Höhe und bewegte sich langsam durch die Wiesen. Bald zogen sie an uns vorüber und mit einem Schlag war alle Fröhlichkeit verschwunden. Entblößten Hauptes stimmten wir in den Choral ein, und kein Auge blieb trocken. Sie trugen die sterblichen Ueberreste ihres Kompagniechefs. Er hatte mit seiner Kompagnie eine Schlucht besetzt. Dreimal wagte sie einen todesmutigen Vorstoß, dreimal mußte sie Deckung suchen vor dem gerade auf diesen Punkt heftig konzentrierten feindlichen Feuer, und beim drittenmal traf auch den Führer das tödliche Blei. Ein Schuß in den Unterleib machte seinem Leben ein jähes Ende. „Kinder ..., wir müssen siegen!", waren seine letzten Worte. Doch diese Siegesfreude sollte er nicht erleben. Mit Anspannung seiner letzten Kräfte reichte er seinem Nebenmann einen Brief an seine Lieben — und — hatte ausgelitten. Ein Hügel mit einem einfachen Kreuz im feindlichen Lande zeigt, daß hier ein deutscher Held seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Am 30. August kam der Befehl zum Weitermarsch über Boulson, Chatillon, Petites Armoises, Richtung auf Reims. Eine wunderbar schöne Gegend, überreich ausgestattet mit landschaftlichen Reizen; herrliche Schlösser zu beiden Ufern der Maas gelegen. Die französische Armee war ständig vor uns im Rückmarsch. Ab und zu hatten wir kleine Vorhutgeplänkel, sonst aber ließ sich der Gegner auf ein größeres Gefecht nicht ein. Nur jeden Abend sandte er uns einige Granatengrüße, die jedoch stets ohne Wirkung blieben.

Am 3. September kamen wir in die Gegend von X. Hier bezogen wir Alarmquartier und sicherten uns durch Posten und Wachen nach allen Seiten. Am anderen Morgen gegen 5 Uhr wurden Patrouillen vorgeschickt, die, wie unsere „Heinrichs" (dies war der allgemeine Name für unsere Kavallerie), meldeten, daß sich der Feind vor uns verschanzt hätte und jedenfalls wieder

unseren Angriff abwarte. Einzelne Gewehrschüsse waren für uns das Zeichen, daß unsere voraufgegangenen Patrouillen schon in Fühlung mit dem Feinde waren. Es dauerte nicht lange und der Kampf entbrannte wieder mit aller Heftigkeit auf der ganzen Linie. Unsere Kompagnie hatte den Befehl erhalten, das gestern Abend von uns besetzte Dorf im Falle eines feindlichen Angriffs zu halten. Im Nu waren wir bei der Sache; jeder wollte die günstigsten Posten besetzen. Wir brannten vor Kampfbegier.

Doch wer nicht kam, das waren die Franzosen. Gegen 8 Uhr morgens kam der Befehl, das Dorf zu räumen und die vorderen Linien zu verstärken. Ein anderes Bataillon unseres Regiments hatte inzwischen das weiter vor uns liegende Dorf im Sturm genommen. Dabei war es auch nicht allzu glimpflich wegekommen, denn es verlor neben einer Anzahl Offiziere und Mannschaften auch seinen Kommandeur durch einen Schuß durch die Halsschlagader. Er starb auf dem Wege zur Verbandsstelle. Durch diesen Erfolg war aber für uns der Weg gebahnt zum weiteren Vorgehen. Ungeachtet des feindlichen Kugel- und Schrapnellregens entwickelten wir dünne Schützenketten, die durch weitere anschwärmende Truppen immer mehr verstärkt wurden, und warfen die feindlichen Linien unter großen Verlusten weit hinter die Marne zurück.

Schon vom frühen Morgen an spien die Feuerschlünde unserer wackern Artillerie in die zurückflutende feindliche Armee. Von manchem gefangenen und verwundeten Franzosen hörte ich später, welche Wirkung unsere Artillerie bei ihnen hatte; mit Grausen erzählten sie die haarsträubendsten Sachen von der Panik, die, hervorgerufen durch unsere deutschen Geschosse, in ihren Reihen geherrscht habe. Mancher Franzose soll durch die Kugeln seiner eigenen Kameraden, die ganz kopflos drauflos schossen, getroffen worden sein. So endete der heiße Tag, und die Nacht ließ den Höllenlärm, der den ganzen Tag über getobt hatte, etwas verstummen.

Jetzt erfuhren wir, daß der Feind in stark befestigte Stellungen, die schon wochenlang vorher angelegt worden waren, sich zurückgezogen hatte. Unsere gut arbeitende Aufklärung hatte es ausgekundschaftet. Noch während der Nacht schlichen wir leise und vorsichtig bis dicht an den Feind heran und arbeiteten die ganze Nacht hindurch emsig an dem Auswerfen von Schützengräben. So hatten wir eine gute Deckung gegen Sicht und eine vorzügliche Stellung gegen feindliche Angriffe. Bald wurde es Morgen. Totenstille herrschte. Ringsum dasselbe schauerliche Schlachtfeldbild, wie nach dem Kampfe hinter Sedan.

Behutsam und geräuschlos entstiegen wir unseren Schützengräben und schoben unsere Linien immer vor, stets wieder Patrouillen vorschickend. Plötzlich fiel ein Schuß; das Signal zum allgemeinen Angriff war gegeben. Salve auf Salve rollte über das weite Feld und fand ihren Widerhall in den nahen Bergen. Nichts konnte das Vorwärtsstreben unserer vom Geiste Friedrich des Großen beseelten Truppen hemmen. Wir waren mitten in unserem Element. Der alte bewährte Sturmangriff, das schon so oft dem Feinde so schrecklich in den Ohren geklungene deutsche Hurra verfehlten auch diesmal ihre Wirkung

nicht. Ich muß sagen: die Franzosen haben sich immer tapfer geschlagen; aber dem aus Tausenden deutschen Kehlen brausenden Hurra konnten sie nicht widerstehen. Als wenn die ganze Unterwelt gegen sie losgelassen würde, so liefen die Rothosen in heilloser Flucht zurück, und unsere Artillerie hatte große Arbeit. So eilten wir in raschen Schritten voran. Doch unser rasches Voreilen und die unvergleichliche Tapferkeit unserer Soldaten hatte manche Lücke in unseren Reihen verursacht, und unser vor wenigen Wochen noch so starkes Regiment war merklich zusammengeschrumpft. Doch der alte Geist war geblieben. Vor uns lag in mit allen Mitteln der Technik ausgestatteten schweren Feldbefestigungen unserer Gegner und überschüttete uns Tag und Nacht aus unsichtbaren Stellungen mit Feuer und Blei. Aber auch wir blieben nicht untätig. Wir errichteten Verschanzungen — die, wie ich später hörte, selbst den Feind in Erstaunen setzten — mit Hülfe unserer Pioniere, die stets unsere Begleiter waren, und deren eisernen Fleiß im Bauen von Brücken und ähnlichen Arbeiten wir so manchmal bewundert hatten. Sie halfen uns in treuer Waffenbrüderschaft. Wie wir, so schlugen auch sie sich mit zäher Ausdauer, und mancher Sieg konnte in erster Linie ihren vorzüglichen Leistungen zugeschrieben werden. Im Felde sieht man so recht, mit welcher Genauigkeit die einzelnen Truppengattungen zusammenarbeiten. Wie die Räder einer Maschine ineinandergreifen, so wirken Infanterie in Verbindung mit Artillerie und beide wieder mit Kavallerie und anderen Spezialwaffen, alle nur mit dem einen Ziele im Auge, dem Gegner empfindliche Schlappen zu bereiten. Welche großzügige Organisation ist hierzu notwendig! Die Erfolge unserer Heere können hierauf die Antwort geben.

Am 7. September besetzten wir die Stellungen jenseits X. Wie eine unüberwindliche eiserne Mauer trotzten wir den feindlichen Geschossen. Es gelang uns an einzelnen Stellen, den Feind zum Schweigen zu bringen und ihn zurückzuwerfen. Jedoch hatte sich die französische Artillerie auf der ganzen Linie in dem ihr genau bekannten Gelände so vorzüglich eingeschossen, wozu noch ihre unsichtbar verdeckten Stellungen kamen, daß es fast als unmöglich galt, sie zu nehmen. Dennoch fiel eine große Anzahl von Kanonen in unsere Hände, und wiederholte Vorstöße unserer Truppen durchbrachen die feindlichen Linien.

So lagen wir Tag und Nacht in den Schützengräben. Nachts fuhren unsere Feldküchen vor und brachten das Allernotwendigste zu unserer Stärkung. Tagsüber bestand unser Essen aus Obst, Möhren und Rüben; war es doch ganz ausgeschlossen, irgendwelche Versuche zum Abkochen zu machen, denn sofort blitzten drüben Gewehrschüsse. Glücklich derjenige, der ein Brot erobert hatte; rasch war er von allen Seiten umringt, es wurde kameradschaftlich geteilt. An manchen Tagen hatten wir Essen und alles andere in Hülle und Fülle, und wieder an anderen Tagen mußten wir mit wenigem vorlieb nehmen. Das ist der Krieg mit seinen Wechselfällen.

Am 11. September nachts wechselten wir unsere Stellung. Was alles hatten wir nicht in dieser kurzen Zeit geleistet! Wie Brüder sind wir zu

einander geworden, einer für alle und alle für einen. Rühmliche Beweise von echter Kameradschaft könnte ich aufzählen. Während dieser ganzen Zeit herrschte kein einziger Mißton bei uns. Willig und freudig kam jeder den Befehlen der Vorgesetzten nach. Wie oft schon hatten wir den sicheren Tod vor Augen, jedoch die göttliche Vorsehung wachte über uns. Die moralische Haltung unserer Truppen ist eine vorzügliche. Ich darf mit Stolz sagen, mancher von uns, der früher Gleichgültigkeit gegen alles zeigte, was ihm im Elternhause und in der Schule eingepflanzt worden ist, hier im Felde ist er auf den rechten Weg zurückgekehrt. Was sonst zu Hause den Kindern und Frauen überlassen blieb, hier lernten sie beten. Mehr wie einen meiner Kameraden kenne ich, welchem der Rosenkranz ein unzertrennbarer Begleiter geworden ist. Möge es so bleiben während des ganzen Krieges. C. T.

Im Feuer des Feindes.

Von Offizierstellvertreter Dr. W. Th.

25. August 1914.

Gefechtslage: Feind aller Waffen in Richtung C.—J. gemeldet. Das Bataillon greift an!

Zu beiden Seiten der Chaussee nach C. seitwärts gestaffelt nähert sich das dritte Bataillon dem Orte C. Die zehnte Kompagnie, auf der Straße marschierend, erhält den Auftrag, Höhe 204 zu besetzen und zu halten. Der dritte Zug folgt als Unterstützung. Kaum, daß wir den Eingang des Dorfes erreicht haben, prasseln die ersten Geschosse von Höhe 204 auf uns nieder. Eine abgesessene Kavalleriepatrouille schickt uns ihre Bohnen zum Gruße. Der erste Zug nimmt einen Moment das Feuer auf. Dann geht's vorwärts die Anhöhe hinan. Die französischen Kavalleristen haben das Feld geräumt, und im Nu befinden sich unsere beiden ersten Züge im Infanteriefeuer. Aus den Hecken auf der Höhe speien bald hundert Gewehrläufe Hagel und Blitz zur gegenüberliegenden Pappelallee hinüber. Einen Moment stockt der Gegner. Bald jedoch nimmt er den Angriff wieder auf. Links und rechts vor uns und unten im Tale wimmelt es von Rothosen. Die beiden Züge der zehnten Kompagnie sehen sich einer gewaltigen Uebermacht gegenüber.

Mir hatte der Major den Zug aus der Hand genommen und ihn selber in Stellung gebracht links seitwärts im Rechtswinkel zur Kompagnie. Von hüben und drüben sausten die Geschosse über uns weg. Wir sahen keinen Gegner, da er in guter Stellung lag. Vor uns wirbelten die französischen Granaten hohe Staubwolken auf oder krepierten über den Dächern von V. Noch immer war kein Feind zu sehen. Der Bataillonskommandeur hatte sich, um die nachfolgenden Kompagnien heraufzuholen, entfernt, nur der Adjutant liegt noch in meiner Linie. Ich höre deutlich, wie mein Hauptmann melden

läßt, er sehe sich einer großen Uebermacht gegenüber und bitte dringend um Unterstützung. Ich frage an beim Adjutanten, ob ich liegen bleiben muß. „Ja, vorläufig!" Er erhebt sich und geht ins Dorf zurück. Kaum ist er meinen Blicken entschwunden, da war ich mir schlüssig, daß ich handeln müsse. Zwei Mann vom rechten Flügel zum Herrn Hauptmann, ob ich ihn unterstützen solle. Bange Minuten vergeblichen Wartens! Die Patrouille kommt nicht mehr zurück. „Liegen bleiben!" Nun sause ich selber los zu meinem Chef. Unterwegs erhalte ich Befehl: „Dritter Zug soll links verlängern und Feind abhalten!" Nie bin ich so schnell über die Stoppeln gesaust. „Zug auf! Rechts um, marsch, marsch! Folgen!" Heraus fährt der blanke Stahl aus der Scheide. Ich sehe eine Lücke in der Gartenmauer: „Hier herein! Die Hecke besetzen! Löcher schlagen! . . . Herr Hauptmann, welches Visier?" — „Visier 700!" — „Halblinks vor uns in der Pappelreihe Schützen! Visier 700! Schützenfeuer!"

Gerade macht der Gegner einen Sprung. Aber nur einige Schritte, und wie vom Donner betäubt schlägt die vorspringende Linie zu Boden. Unsere Leute haben gut gezielt. Wie erstarrt liegt die Linie am Boden. Allmählich beginnt es erst drüben: Täck, täck! Zischend und surrend umsausen uns die Geschosse.

„Herr Zugführer, von links feindliche Schützen!" (Die Gefechtspatrouille bringt die Meldung.) Donnerwetter, links in der Flanke! Der Zugführer springt hoch, mit ihm sein Schätzer und noch fünf bis sechs Mann. Mühsam zwängen die Leute ihre Gewehrläufe durch die meterdicke Hecke. Sie rufen: „Wir sehen nichts!" — „Gewehr her!" Dem nächststehenden Manne das Gewehr entreißend, kniet der Zugführer am Boden. Die Mündung fest gegen den armdicken Heckenstamm gedrückt, kracht die Waffe wie berstend auf. Die Schulter schmerzt ob der Wucht des Gegenstoßes. Aber wie vom Blitze geschmettert hängt der Stumpf in der Lohe. Exempla trahunt — im Nu haben die Leute die Situation erfaßt. In weniger als fünf Minuten sind auf die gleiche Art zwei mächtige Oeffnungen eingesprengt.

„Achtung! Zweiter Halbzug zur Besetzung des Ackerterrains links um, marsch, marsch! Hier durch diese Löcher — links herausschwärmen!" Die Wackersten eilen voraus. Fünf bis sechs Säumige holt der Führer, sie etwas unsanft anfahrend, persönlich herüber. Die grüne Hecke im Rücken, vor uns eine Talsenke, überragt von der Pappelreihe — ein Schußfeld von 1800 und mehr! Ein wütendes Gewehrfeuer zeigte uns, daß der Gegner unsere Bewegung erkannt hatte. Aber bald war er merkwürdig still geworden. So wie wir lagen und unsere Geschosse ihm um die Ohren pfiffen, verstummte sein Feuer fast ganz. Im trockenen Ackerboden war die Lage unserer Geschoßgarbe tadellos zu beobachten. Sie saß!

Da, was ist das?! Inmitten der feindlichen Schützenlinie steigt eine gewaltige schwarze Rauchsäule auf. Wir sahen, wie die Franzosen meterhoch geschnellt wurden. Ein furchtbarer Schlag traf unser Ohr. „Hurra, unsere Artillerie!" Und nun hub ein Schauspiel an, das zu schildern mir in Anbetracht mancher Leser unmöglich ist. Granate auf Granate grub sich ein, manche

wie abgezirkelt mitten in die Linien. Was nicht dem Eisenregen unserer schwarzkragigen Kameraden zum Opfer fiel, erlag unseren Infanteriegeschossen.

Ich kann diese Zeilen nicht schreiben, ohne einer Szene Erwähnung zu tun. Die Panik des Gegners war unbeschreiblich. Ein Halten gab es nicht mehr! Da, mit hochgeschwungenem Degen stellt sich ein französischer Offizier seinen weichenden Leuten in den Weg. Sie machen auch kehrt und nehmen das Gefecht wieder auf. Ein neuer Sprung führt sie bis auf 500 Meter an uns heran. Unsere Leute räumen furchtbar unter ihnen auf. Neuer Schrapnellhagel prasselt nieder. Zurück gehen die Rothosen abermals in wilder Flucht. Nur einer bleibt stehen, der Offizier. Nicht lange . . .

Halb links im Haferfelde feuert eine feindliche Batterie, jedoch nicht auf uns, sondern nach J. herüber. Bald wurde ihr Feuer langsamer, bald hörte es ganz auf. Wir wußten kaum noch ihren Stand. Da . . . „Herr Zugführer, auf der Höhe Artillerie!“ Das Glas hin! Eine mächtige Staubwolke wälzt sich dort vor, daraus ragt hier und da ein Pferdekopf oder eine halbe Reiterfigur. „Stopfen!“ Lautlose Stille. Wie erstarrt liegen die Schützen da, den Kopf gewandt zum Führer. Gerade aus am Ende der Pappelreihe anfahrende Artillerie! „Visier?“ „1500, 1600, 1700!“ hallt es wider. „Visier 1400 und 1600! Legt an! Feuer!“ Ratsch!!! Zum Teil zu kurz. „1400 in 1700 umstellen! Schützenfeuer! Patronen heraus!“ „Ah . . . ah!“ gellt es durch unsere Feuerlinie, denn deutlich sehen wir die Wirkung unserer Geschosse. Kaum 25 Sekunden dauerte unser Schnellfeuer. Drüben ein Durcheinander von Pferden und Fahrgerät, dann ist alles verschwunden.

„Artillerie verschwunden! Visier 900! Der linke Flügel: rechts schwenkt, marsch, marsch! Auf den abziehenden Gegner dort drüben in den Hafergarben Schützenfeuer!“ Wie auf dem Exerzierplatze ruhig wird die Richtung aufgenommen, und bald strecken unsere Schützen auch dort im goldenen Fruchtfelde manchen nieder. Haufenweise fand man am anderen Morgen die Gefallenen hinter den Garben geschichtet!

Der hereinbrechende Abend fand unser Korps auf der ganzen Linie siegreich. Es ist ein eigenes Gefühl, sich sagen zu können: All das hast du selber mit erstritten, — erhebend zu sehen, wie Männer sich todesmutig dem Eisenhagel entgegenwerfen! Ja, des Vaterlandes Not wirkt Wunder von Stunde zu Stunde.

Als die Garde über die Grenze ging . . .

Aus einem Kriegstagebuch.

In unaufhaltbarem Siegeszuge waren wir in anstrengenden Eilmärschen durch Belgien marschiert; galt es doch, dem Gegner möglichst zuvorzukommen, ihn möglichst weit von den Grenzen unseres Vaterlandes abzuhalten und so diesem die Kriegsgreuel zu ersparen. Die große Schlacht bei Namur war geschlagen, die Feste gefallen. Unsere besondere Aufgabe war es gewesen, den zum Entsatz der Festung mit starker Macht heranrückenden Truppen, Teilen des belgischen Heeres, die durch französische Korps unterstützt wurden, ent-

gegenzutreten und sie zu schlagen. Trotz der großen Uebermacht war es unseren wackeren Soldaten dank ihrer bewundernswerten Tapferkeit und ihres unwiderstehlichen Draufgängertums gelungen, diese Aufgabe zu lösen. Der Feind war so vollständig geworfen, daß es am Abend unter den Mannschaften hieß: Die Feinde laufen so schnell, daß wir ihnen kaum zu folgen vermögen.

Nun galt es, die Früchte dieses so schönen Sieges noch weiter zu ernten und dem geschlagenen fliehenden Gegner keine Zeit zur Sammlung mehr zu lassen. Große, oft fast übermenschliche Anforderungen mußten an die Kräfte der Mannschaften gestellt werden. An eine gewiß wohlverdiente Ruhe nach der Schlacht konnte und durfte unter diesen Umständen nicht gedacht werden. Unter fortwährenden Plänkeleien mit der sichernden Nachhut des Feindes ging es unentwegt weiter. Wie oft wurden wir, kaum daß wir ein paar knappe Stunden im Quartier eingerückt waren, mitten in der Nacht wieder alarmiert und mußten sofort abrücken. Und dann ging es in glühendstem Sonnenbrand auf den oft schattenlosen Straßen — da die prachtvollen alten Bäume zum größten Teil niedergehauen waren, um als Sperre zu dienen und uns aufzuhalten — in dichtem, die Kehle austrocknenden Staub immer weiter, unablässig verfolgend. Nur kurzdauernde Halts durften gemacht werden.

Aber es war, als ob auch in jedem Manne die unbedingte Erkenntnis dessen lebendig wäre, was da von ihm gefordert wurde und gefordert werden mußte, als ob er sich bewußt wäre, wie er sich und seinen Kameraden noch viel Schwereres ersparte, wie manches Leben er retten könnte, wenn dadurch eine neue Schlacht vermieden würde, wie er sein bestes Können einsetzen müsse, um dieses Ziel zu erreichen. Was nicht nur in diesen Tagen, was auf allen solchen Märschen von den Leuten geleistet wurde, das beansprucht Bewunderung im höchsten Grad und ist vielleicht von manchem im Heimatlande nicht so unbedingt gewürdigt worden, wie es verdiente, weil über diese stillen, doch darum nicht minder großen Heldentaten keine Zeitung, kein Siegesextrablatt berichtete.

Die richtige Marschstraße einzuhalten, erschien uns nicht sehr schwierig, überall fanden wir zu beiden Seiten der Wege die Anzeichen, daß wir auf der richtigen Fährte waren. Leere Konservenbüchsen lagen in großer Anzahl zerstreut umher. In den Straßengräben sah man viele der in aller Eile und dabei doch ganz kunstvoll gebauten Feuerstellen, in den Ortschaften lasen wir oft an den Häusern und Scheunen die Kreideaufschriften der mitunter erst am Tage vorher dort gewesenen französischen Einquartierung. Ab und zu zahlreiche Tornister und größere Kochgeschirre, deren sich die Fliehenden entledigt hatten. Zwischen dem Grün der Felder und des Waldgesträuches leuchtete — uns stets ein fröhliches Gelächter entlockend — im farbenprächtigen Kontrast zur Umgebung manche der fast rockartig zugeschnittenen roten Hosen, die von ihren Besitzern als lästig bei dem so schnellen „siegreichen" Rückmarsch empfunden sein mochten, ebenso fanden wir auch öfters die ganz neue kurze blaue Quartierjacke des französischen Soldaten.

So ging es mehrere Tage hindurch. Wir näherten uns immer mehr der französischen Grenze. Seit wir an unserem Bestimmungsort in der Eifel nach der zweitägigen Bahnfahrt von der Garnison ausgeladen worden, waren gerade vierzehn Tage vergangen, und schon hatten wir ganz Belgien kämpfend, siegend und verfolgend durchquert. Von unserem letzten Quartier erstreckte sich zur belgisch-französischen Grenze hin ein dichter prächtiger Hochwald. Es war uns für die Nacht größte Wachsamkeit empfohlen worden, weil in dem Walde starke feindliche Patrouillen gesichtet worden seien. Das Gehöft, in dem wir unterkamen, lag am weitesten zum Walde vorgeschoben und ziemlich exponiert. So legten wir uns, den gespannten Revolver in möglichster Nähe bei unserem Lager, mit etwas geteilten Gefühlen zur Ruhe, trotzdem ein Husarenoffizier, der noch spät abends, von seinem Patrouillenritt zurückkehrend, bei uns als Gast aufgenommen war, uns etwas beruhigendere Auskunft gegeben hatte. Wir hatten denn auch eine ungestörte, wenn auch nur kurze Nachtruhe. In aller Frühe, zwischen drei und vier Uhr — keine ungewohnte Aufbruchsstunde für uns — ging's weiter.

Dämmerung lag noch über Feld und Wald. In möglichster Stille zog die Truppe auf der Marschstraße dahin. Ein eigenartiges Gefühl beherrschte uns bei dem Marsch durch den Wald, wo man nicht sicher sein konnte vor einem plötzlichen Ueberfall und eine etwas lebhafte Phantasie hinter den Baumstämmen schon die Gewehrläufe blitzen sah, das Ohr schon die feindlichen Kugeln pfeifen hörte. Einmal gab's denn auch wirklich mitten im Wald einen längeren Halt, eine Batterie wurde vorgezogen. Voller Spannung warteten wir auf das Kommando, daß wir uns zum Gefechte bereit machen sollten. Aber es war nur blinder Lärm gewesen.

Nun traten wir wieder ins Freie hinaus, die Sonne war mittlerweile höher gestiegen und sandte ihre noch rötlich glänzenden Strahlen über die Fluren. Frisch und munter marschierte die Truppe jetzt einher. Die Straße machte hier einen ziemlichen Bogen nach Süden. Ein kleines Dorf wurde durchschritten, an dessen letztem Scheunentor ein Generalstabsoffizier unseres Korps gerade die Nachricht von einem großen Sieg im Elsaß und an der luxemburgischen Grenze anheftete. Das ließ die Herzen höher schlagen und schwellen vor Stolz.

Da treffen abgerissene Klänge unser Ohr. Das klingt ja wie Musik! Aber Musik hier mitten in Feindesland, wie ist das denkbar, wie ist das zu erklären? Sollte es nicht eine Täuschung sein? Wir kommen näher. Es ist wirklich so: Militärmusik! Und bald erkennen wir auch unsere Regimentskapelle, die eine Wegbiegung bisher noch unseren Blicken entzogen hatte. Nicht weit davon, hart am Wege, steht der Kommandierende General, umgeben von seinem ganzen Generalstabe. Ein Staunen geht durch die Reihen: *Wir kommen über die französische Grenze*, gleich müssen wir sie passieren!

Dann ein fast hörbarer Ruck, alle Muskeln spannen sich an, straff richtet sich alles auf, die Gewehre werden angezogen, peinlichste Richtung eingenommen. Ein kleiner Bach wird überschritten, mit festem Tritt und „Augen links" wird

an dem General, der uns die auf den anderen Schlachtfeldern errungenen großen Siege noch einmal zuruft, vorbeimarschiert. An dem französischen Grenzpfahle steht die Regimentsmusik und empfängt uns mit der Nationalhymne und der Wacht am Rhein. Ein donnerndes Hurra erklingt aus unseren Reihen und setzt sich weiter fort zu den hinter uns folgenden Bataillonen, Batterien und Schwadronen.

Ein unbeschreibliches Gefühl der Erhebung, des Stolzes durchbebt uns, ein Gefühl, das sich kaum in Worte kleiden läßt. Zurück fliegen die Gedanken zu der glorreichen Zeit vor 44 Jahren, wo unsere Väter in gleichem Siegeszug in dieses Land eingezogen waren. Jetzt erleben wir es, was wir bis jetzt nur aus ihren Erzählungen, aus den Schilderungen der damaligen großen Zeit kannten; jetzt empfinden wir selber in uns diesen unbeschreiblichen Stolz, diese glühende Begeisterung, die sie damals gepackt hatte.

Es waren Augenblicke, die wohl keiner von uns jemals vergessen wird, Augenblicke, die man selbst miterlebt haben muß, um sie in ihrer ganzen Größe verstehen und empfinden zu können. Uns alle aber, die wir sie erleben konnten, durchglühte nur ein Wunsch, wir alle erneuerten den heiligen Schwur, den wir uns beim Ausmarsche gegeben hatten: unser geliebtes Vaterland zu schirmen und zu verteidigen bis zum letzten Blutstropfen, uns würdig zu erweisen der Helden von 1870/71, wie sie heimzukehren siegreich und ruhmgekrönt.

Das war der Einzug der preußischen Garde in des Erbfeindes Land, in Frankreich! A. H.

Das Lied von Donchery.

(26. August 1914.)

Das war der Tag von Donchery,
Und wer es sah, vergißt es nie,
Das todbereite Ringen!
Da lag die Maas, ein Silberband;
Und drüben hoch die Hügelwand,
Von Schützengräben überspannt,
Die sollten wir bezwingen.

Noch schläft die Sonne hinterm Hang,
Da treten an zum schweren Gang
Von Goebens Musketiere.
Die Schützen schwärmen Glied um Glied,
Und hoch zu ihren Häuptern zieht
Der Brandgranaten grausig Lied
In feindliche Reviere.

Und vorwärts ging's wie Wetterwind,
Da mußte mancher Mutter Kind
Das junge Leben lassen.
Die Brücken fort? Nun, Leitern dran!
Und vorwärts, vorwärts, Mann für Mann
Die Wiesen durch, den Hang hinan,
Den zähen Feind zu fassen!

Ihr dunklen Wälder von Paré,
Ihr brachtet uns das schwerste Weh:
Der Oberst mußte sterben.
Und manchem tapfern Offizier
Und manchem braven Musketier
Zerbrach auf blut'gem Felde hier
Das helle Glück zu Scherben.

Und der das Lied gesungen hat,
Der lag vor Donchery, der Stadt,
Im heißen Kugelregen.
Er trug im Herzen ein Gebet:
Du Geist, der durch die Welten weht,
Verleihe, daß im Kampf besteht
Alldeutschland allerwegen!

Wilhelm Hermanns.

Eine deutsche Heldentat.

Von einem als Unteroffizier
im Felde stehenden Lehrer.

Sedan, 29. August 1914.

Endlich nach Tagen anstrengender Märsche und Gefechte kommt man einige Stunden zur Ruhe. Wir liegen hier in dem berühmten Gelände von 1870/71. Die letzten Tage werde ich nie vergessen. Jeden Morgen um vier Uhr war Antreten, dann Marsch bis mittags zwei bis drei Uhr, sodann Ruhe bis 8.30 Uhr. So ging es die ganze Woche bis am Samstag. Die Bagage mit den Lebensmitteln konnte uns so rasch nicht folgen; daher waren wir drei Tage ohne Brot. Wir aßen Rüben, Möhren und so allerlei treffliches Zeug vom Felde. Um 4.30 Uhr Sonntagsmorgens stießen wir auf den linken Flügel des Feindes, der schon seit Samstag im Kampfe mit anderen Truppenteilen lag und diese wahrscheinlich umgehen sollte.

Wir bekamen jetzt mit den Kameraden eines anderen Regimentes den Auftrag, die rechte Flanke der Franzosen anzugreifen. Wir gingen in großem Bogen rechts herum. Gegen 10 Uhr gewannen wir Fühlung. Unsere Maschinengewehre konnten gerade in die feindlichen Schützengräben hineinfeuern. Beim Durchzuge nachher ergab sich uns ein furchtbares Bild: Keiner von denen in den Gräben entkam, die anderen liefen, was sie konnten, in die nächsten Dörfer.

Am Nachmittag gelang es uns endlich bis auf 400 Meter heranzukommen; da wirbelten die Trommeln, Hörnersignale erschallen, ein löwengebrüllartiges Hurra bricht aus tausenden von unseren Kehlen. Ohne Deckung zu suchen, ohne kleine Sprünge, von 400 Meter an, läuft einfach alles in Schützenlinien durch Korn-, Hafer- und Kleefelder auf den verschanzten Gegner los. Der vergißt die Visiere herunterzustellen, schießt zu hoch. Wir erhalten daher nur einige Leichtverwundete. Da aber verließen jene ihre Stellungen: Tornister, Gewehre, alles Gepäck von sich werfend. Wir mit gefälltem Gewehr hinterher. Wir konnten ihnen gar nicht so schnell folgen. In die Kornkasten, in Haferfelder verkrochen sie sich und riefen beim Heraneilen: „Pardon, Monsieur“, hielten die Hände hoch und ließen sich fangen. Wir verloren einige Mann, aber alle waren nur verwundet. . . .

Die Hauptsache aber kam für mich erst Dienstag — ein Gedenktag meines Lebens. Da wir bei der Verfolgung des Feindes am weitesten vorausgeeilt waren, erhielten wir Befehl, die Brücke bei N. über die Maas zu nehmen, falls sie noch nicht gesprengt wäre. Wir sind zu zwei Kompagnien; vor uns ist eine Husarenpatrouille und eine Kompagnie Pioniere. Wir kommen geschlossen unbehelligt durch, sehen vom Feinde nichts, nur daß er am Wege alles Ueberflüssige weggeworfen hatte. So gelangen wir bis vor N. Da meldet die Patrouille, ihre beiden Leutnants seien im Dorfe gefallen. Die Pioniere gehen vor, kommen durch den Ort an die Brücke und sehen sie ge-

sprengt. Sie geben sich ans Aufrichten. Wir gehen rechts auf eine Höhe zur Deckung, von der wir das Ganze übersehen. Da lagen auf der andern Seite die Feinde in verschanzten Stellungen. Sie überschütten uns sofort förmlich mit Feuer. Wir erwidern. Da geht's unten auch los. Aus den Häusern unten werden die Pioniere von Soldaten und Zivilisten beschossen. Ihr Oberleutnant fällt gleich. Sie müssen weichen. Die bleibenden Verwundeten fallen den Elenden in die Hände und werden zermetzelt. Das Herz empört sich bei einem solchen Anblicke. Einige von uns werden abgeschickt, das Nest in Brand zu stecken. Sie können es nur teilweise. Auch sie müssen zurück. Da werden die Franzosen etwas kühner. Ihr Vordringen weisen wir jedoch schnell zurück. Aber da erscheinen sie wieder in einer ungeheuren Ueberzahl. Deshalb entschließt sich unser Hauptmann, zumal wir nur zu zwei Kompagnien waren und jegliche Fühlung mit dem Gros verloren hatten, zum Rückzuge. Auf der Höhe rücken wir ab.

Da kommt die Meldung: „Unser Leutnant von K. liegt am Fuße der Höhe, im Dorfe an einem Garten, schwer verwundet.“ Ich erhalte den Befehl, ihn zu holen. Ich nehme noch fünf Mann mit. Gerne eilen wir zurück. Wir verabschieden uns von der Kompagnie in dem Bewußtsein, in den sichern Tod zu gehen. Zu sechs sind wir, indessen die Kompagnie weiter zurückmarschiert. Wir eilen an die bezeichnete Stelle und finden unsern Leutnant. — Gott, welch ein Wiedersehen! Er liegt auf dem Bauche mit einem Schuß im Rücken, vollständig gelähmt. Frei, ohne Deckung, nähern wir uns ihm. Da er uns erblickt, zuckt es freudig über sein bleiches Gesicht. Doch abwehrend bittet er: „Kinder, geht weg, es ist aus . . . Ihr werdet sonst noch geschossen. Geht . . . Geht doch! . . .“ Aber daran hatten wir als deutsche Jungen nicht gedacht. „Hier bleiben wir, ihn retten oder zusammen in den Tod!“ Das war unsere Antwort. Wir betteten ihn auf einen Mantel.

Das erregte jedenfalls die Aufmerksamkeit der nächsten Hausbewohner, und im Nu kracht es um uns wie wild — eine Salve, eine zweite, eine dritte, vierte, aus nur 20 Meter Entfernung. Mein Gewehrriemen, mein Kolben werden durchlöchert, buchstäblich. Die Kugeln durchdringen den Mantel mit der teuren Last. Doch, o Wunder, ohne zu treffen. Zwischen Armen, Beinen, Kopf und Hals pfeift es durch und sausen die Kugeln. Da ward's höchste Zeit. Auf die Schulter nehmen wir den Leutnant nun zu sechs, tragen ihn weg, während fast neben uns, aus Häusern, Gärten, Hecken auf uns geschossen wird.

Ich fühle mir nach Kopf, Ohren, Gesicht — kein Blut ist da, ich glaube es nicht, fühle noch einmal und wieder merke ich nichts, ich bin noch nicht getroffen. Weiter eilen wir mit unserer Last, wie Siegfrieds Mannen in der Götterdämmerung, während sich allmählich der Abend senkt, doch anstatt von Mondeslicht, von zischenden Geschossen verfolgt. Der sichere Wald empfängt uns und entzieht uns den Blicken der Feinde. Auf der Höhe angekommen durchsuchen wir ein verlassenes Wirtshaus. Jeder füllt seine Flasche mit Rotwein und labt sich. Wir verbinden nun den Leutnant, machen eine

Tragbahre aus einer Leiter und betten unseren Verwundeten auf weiches Bettzeug. Bald mehrt sich unser Häufchen. Versprengte finden sich ein, und wir sind nun zu 23 Mann, bereit, uns mit der teuren Bürde durch dick und dünn zu schlagen. Unsere Kompagnie ist drei bis vier Stunden weit fort, Dämmerung senkt sich hernieder, ist es doch schon 8.30 Uhr geworden. Den Berg hinan steigen schon zwei feindliche Infanterie-Patrouillen, wie Hyänen uns langsam folgend.

Wir brechen auf. Mit aufgepflanztem Seitengewehr, einige vorn, einige hinten und zu beiden Seiten als Deckung geht's fort. Den Hauptstraßen dürfen wir nicht folgen, da die Dörfer ringsum in Flammen hell aufleuchten, ein Zeichen, daß beim Rückzuge vorher auf die Kompagnie geschossen ward. Wir wären im Dorfe ein guter Fang geworden, zumal der Hauptmann vorher, wie ich später hörte, zwei Mann des Dorfes standrechtlich hatte erschießen lassen. Also durch den Wald. Bei dunkler Nacht auf unbekannten Stegen durch dichtes, dunkles Gestrüpp — man weiß, was das heißt. Wir merkten jedoch, daß wir so zu langsam fortkamen. Deshalb gingen wir ins nächste Dorf hinein. Beim ersten Hause machten wir Halt. Ich ließ zunächst die Straße oben und unten absperren, daß keine Patrouille uns überraschen konnte. Mit drei Mann ging's ins erste Haus hinein, wir trommelten den Bauer heraus. Knurrend und murrend erhob er sich bedächtig und wollte noch lamentieren. Das half ihm aber nichts. Er mußte anspannen und den Leutnant aufladen. Dann ging's weiter. Nach anderthalb Stunden pochte unser Herz ganz gewaltig, aber vor Freude. Eine Kompagnie des N. N.-Regiments, beauftragt, uns zu suchen, rief uns plötzlich mit einem lauten: „Halt" an. Nach kurzer Erklärung waren wir dann glücklich geborgen. Der Leutnant kam ins Lazarett nach V. an der Maas.

Ich bin jetzt seit einigen Tagen wieder bei unserer Kompagnie, die uns schon als vermißt beim Regiment angemeldet hatte. Noch jetzt weiß ich nicht, wie wir dem Kugelhagel entkamen. Nur ein Wunder erhielt uns am Leben. Ihr müßt also dem Herrgott danken. Möge er auch ferner bei uns sein! Lebt wohl!

[Der brave Unteroffizier ist später in einem Gefecht bei Vitry an der Marne durch fünf Granatsplitter schwer verwundet worden.]

Ein Gefechtstag unserer Feldartillerie.

Aus den heftigen Kämpfen an der
Maas in den ersten Septembertagen

Wir waren an der Maas angekommen. Zwei Tage schon standen wir hinter den Höhen des rechten Ufers und warteten, daß wir eingreifen könnten. Endlich wurden wir abends vorgezogen und gruben uns nachts ein, um eine Infanterie-Brigade zu unterstützen, die in den ersten Morgenstunden den Uebergang erzwingen sollte. Es war eine schöne, laue Sommer-

nacht. Nur zwei Kilometer vor unserer Front floß die Maas, und vom stark befestigten linken Ufer blitzten von Zeit zu Zeit feindliche Scheinwerfer auf. Wenn uns der Lichtkegel traf, erstarrte jede Bewegung. Immer wieder erschallte der Geschützdonner der schweren Geschütze, und gegen Morgen wurde der Ort V. vom Feind in Brand geschossen, wohl weil er fürchtete, daß dort die Uebergangsstelle sei. Voll Aufregung und Arbeit verstrichen die letzten Nachtstunden. Es wurde 5 Uhr. Noch lag dichter Nebel in den Tälern, als wir das Feuer eröffneten, und bald zeigten uns aufsteigende Leuchtkugeln an, daß der Uebergang gelungen war und die Unseren vordrangen. Also: Stellungwechsel vorwärts, zum wirkungsvolleren Eingreifen. Beim Einfahren in die Stellung gerieten wir in flankierendes starkes Artilleriefeuer, aber obgleich der Gegner vorzüglich schoß, hatten wir keine Verluste. Unsere Geschützschilde sind doch ein vorzüglicher Schutz!

Nach mehrstündigem Kampf waren die gegenüberliegenden Höhen genommen, und nun kommt der Befehl: „Vorgehen über die Maas!" Die sehr geschickt ausgesuchte Brückenstelle bot ein buntes Bild, und mitten in dem Wirrwarr von Fahrzeugen, Fußtruppen und Berittenen saß unser Graf Haeseler und schaute zufrieden in das Vorfluten der Bewegung. Dicht hinter der Brücke liegt eine Ebene, starkem französischen Feuer ausgesetzt. Geschützweise, im schärfsten Galopp, geht's durch die feindlichen Geschosse, ein schützender Berghang wird gewonnen. Südlich bei S. liegt das Tal von D., ein Name, der für immer mit den Ruhmestaten des ** Armeekorps aufs engste verknüpft sein wird. Ich war als Ordonnanzoffizier vorgeschickt. Bald stehen einige Batterien unseres Regimentes im Feuer am Ausgange des Tales und unterstützen den Angriff der Brigade. Nach erbittertem Kampf wird das Dorf D. genommen. Die Infanterie dringt weiter vor, aber von den Höhen, die das Tal umsäumen, deckt sie ein starkes Artilleriefeuer zu, so daß alleiniges Vorgehen ausgeschlossen ist. Schon kommt in höchster Eile die Meldung nach rückwärts zu uns: „Sofortiges Vorgehen der Artillerie zur Begleitung des Infanterieangriffs dringend nötig!" Eine Abteilung erhält den Befehl, mit zwei Batterien in Richtung auf D. vorzugehen.

Ich war mit einem Befehl zurückgeschickt worden und muß allein den Batterien nach. Das Tal ist in seiner ganzen Breite vom feindlichen Feuer zugedeckt, rechts und links krepieren dröhnend die Geschosse, als ich auf dem einzigen Wege vorpresche. Vor dem Dorfe treffe ich unsere sechste Batterie. Sie soll auf dem Hange links des Dorfes in Stellung gehen, aber ein Graben, der nicht zu passieren ist, hindert sie. Also heißt es: Durch das Dorf! Da ich keinen Auftrag mehr habe, stelle ich mich dem Batterieführer zur Verfügung, und zusammen reiten wir in das brennende Nest, in das von allen Seiten die Kugeln einschlagen. Das Dorf ist leer und scheint von den Bewohnern verlassen. Ein paar französische Verwundete starren uns haßerfüllt an, als wir an ihnen vorbeitraben. Links geht ein steiler Pfad bergan, da heißt es 'rauf. Halt! Am Ende steht, aus Wagen und Maschinen zusammengefahren, eine Sperre. Schnell haben die Kanoniere das Hindernis

beseitigt, und wieder geht es vorwärts. Da plötzlich schlägt von allen Seiten Gewehrfeuer auf uns ein. Aus allen Türen und Fenstern knallt es, Kalk und Stein spritzen auf. Es sind Franzosen, die mit einigen Dorfbewohnern ihre traurigen Lorbeeren ernten wollen. Wir haben keine Zeit, sie zu strafen. Im Galopp geht's die schmale Gasse hinan. Ich bin mit dem Batterieführer auf dem Hang angelangt. Ein Blick zeigt uns alles: Deckung ist unmöglich, also offene Feuerstellung, wenn nur die Infanterie entlastet wird! Unsere ersten Geschütze kommen, und schon schlagen die ersten Kugeln vor uns ein.

Jetzt ist auf allen Höhen vom Feinde unsere Batterie erkannt. Alle Rohre richten sich auf die kühne Batterie. Garbe auf Garbe saust auf uns nieder, kaum, daß wir abprotzen konnten. Die Munitionswagen konnten wir noch teilweise einfahren; wild bäumen sich die Pferde auf vor dem Auffliegen der Erde, vor dem Getöse der Geschosse und den dichten Rauchwolken. Jedes Geschütz protzt ab, wo es kann. Schnell haben wir uns über das Ziel verständigt. Laßt die Artillerie ruhig auf uns schießen, jetzt muß die feindliche Infanterie niedergekämpft werden, also: „Schützen im vorderen Waldstück, 1400 feuern!" Und unser eiserner Gruß prasselt dem Feinde entgegen. Als hätte der Schuß ins Pulverfaß geschlagen, so bricht es jetzt über uns herein. Die Erde scheint zu bersten, der Himmel über uns zusammenzubrechen. Man hört sein eigenes Wort nicht mehr. Eine Rauchwand hüllt uns ein. Vor, über, hinter und neben uns krepiert Geschoß auf Geschoß. Das laute Karatsch der Granaten scheint alles zerreißen zu wollen. Steine und Rasenstücke umfliegen uns. Es müssen zwei Regimenter sein, die uns mit Feuer überschütten. Die ganze Artillerie auf den Höhen schießt auf uns....

Gottlob, unsere Infanterie ist entlastet, das Feuer ist von ihr auf uns abgelenkt. Aber hinter unsern Schilden wird es immer fürchterlicher. Stehen wir Sekunden oder schon Stunden da? Lebt überhaupt noch jemand? Da geht hinter uns in eiserner Ruhe der Batterieführer aufrecht von Geschütz zu Geschütz, erklärt das Ziel, gibt die Entfernungen an. Die Tollkühnheit gibt jedem wieder erhöhten Mut. Mit Ruhe und Sicherheit wird gerichtet. Schuß auf Schuß sitzt. Glänzend bewähren sich unsere Schilde: Geschoß auf Geschoß prallt gegen die Schilde, sie prallen alle zurück. Aber nach oben können sie nicht decken: Da stürzt ein Mann von meinem Geschütz, Blut quillt ihm unter dem Helm hervor. Schnell schicke ich ihn in einen kleinen Hohlweg rechts. Dorthin begeben sich noch mehrere Verwundete, auch ein Zugführer mit Schenkelschuß. Nur der Batterieführer scheint unverwundbar. Aufrecht stehend ohne Deckung, erteilt er seine Befehle. Da stürzt auch er. Aber lachend springt er wieder auf. Der Luftdruck einer hinter ihm krepierenden Granate hatte ihn zu Boden geworfen. Auch wir andern Offiziere geben jetzt die Deckung auf. Es ist eine solche Todesgewißheit über uns, daß es auf einige Minuten früher oder später nicht ankommt. Wir ordnen das Feuer unserer Züge, und unsere Leute schießen brillant. Der Feind scheint außer sich, daß wir ihm soviel Mühe machen, das Feuer wird noch stärker. Es platzen zeitweise sechs Schüsse gleichzeitig über mir! Ich hätte ein solches Feuer nie für möglich

gehalten. Unsere Munition geht zur Neige und hört ganz auf, während das feindliche Feuer noch an Stärke zuzunehmen scheint. Es wäre nutzlos, die braven Leute dem Feuer weiter auszusetzen, da Munition noch nicht herankommt.

Endlich befiehlt der Batterieführer: „Die Leute in den Hohlweg, decken!" Und wer noch kann, eilt hin bis auf einige Tapfere, die ihre Geschütze nicht verlassen wollen. Wir Offiziere treffen uns hinter dem Beobachtungswagen, der in der Feuerlinie steht. Der zweite Zugführer eilt auch zum Dorf. Seine rechte Seite ist von Blut überströmt. Der dritte Offizier hat einen Schuß im Arm. Kaum habe ich mein Geschütz verlassen, da schlägt ein Volltreffer in dasselbe ein. In ziemlicher Ungewißheit vergeht eine Spanne Zeit. Der Feind, der merkt, daß wir schweigen, schleudert immer noch mit gleicher Heftigkeit ungeheure Geschoßmengen auf die arme Batterie. Wir können kaum glauben, daß wir noch leben. Rauchgeschwärzt, heiser und atemlos drücken wir uns die Hand. Jeder liest in den Augen des andern die furchtbaren Minuten und sieht, daß jeder seinem Herrgott ein Stück näher gekommen ist.

Nach langer Zeit ebbt das feindliche Feuer etwas ab. Da naht auch Infanterieunterstützung und geht vor. Es ist höchste Zeit, denn die vorderen Linien erscheinen ziemlich erschöpft. Da kommt auch wieder Munition für uns. Sofort werden unsere Geschütze wieder besetzt, es sind aber nur noch drei zu gebrauchen. Es war Zeit, denn gerade setzt der Feind zum Gegenstoß ein. Wohl begrüßt alsbald wieder heftiges feindliches Artilleriefeuer unser Eingreifen in den Kampf, aber es ist ein Kinderspiel gegen vorhin. In einer Stunde — es dunkelt schon — ist die schwerste Arbeit getan und der Feind geschlagen. Nur noch vereinzelte Schrapnells explodieren über uns und dem unglücklichen kleinen Dorf. Wir können uns sammeln und um uns blicken. Der Boden scheint gepflügt, Loch an Loch von Granaten gebohrt und besät mit Eisenstücken. Drei Mann sind tot, 21 zum Teil schwer verwundet, außer den zwei Offizieren. Da die kämpfende Batterie 56 Mann stark ist, bedeutet dies die Hälfte vom Bestand. Außerdem sind zwei Geschütze gänzlich zerschossen und ein drittes stark beschädigt. Die Leute sind still, die Stunden, die hinter uns liegen, waren zu schwer. Aus dem Dorf werden einige Eimer Wasser und Wein geholt, um den furchtbaren Durst zu löschen.

Die zurückkommenden Infanterieoffiziere drücken uns die Hand in stummem Dank. Alles ist gänzlich erschöpft. Wir bestatten unsere Toten an der Stelle, wo sie den Heldentod fanden. Diesen Tag bei D. wird keiner vergessen, der ihn miterlebt hat. Noch spät im Dunkel kommt der Regimentskommandeur, beglückwünscht die Batterie und ihren Führer — Oberleutnant Georg Hartmann, der mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet und zum Hauptmann befördert wurde — zu ihrer Leistung und spricht mit uns ein Gebet für die Toten. . . . Es wird still im Tal. Ganz fern verhallt das letzte Hurra der vordersten Schützenlinien. Die Krankenträger und Aerzte beginnen ihre Arbeit. Im Schutze der Dunkelheit kommen unsere Protzen, um unsere Lafetten zurückzubringen.

J. M.

Der Ordensnovize im Heer.

Aus der Zisterzienserabtei Echt in Holländisch-Limburg wurde der Kölnischen Volkszeitung geschrieben: „Beiliegender Feldpostbrief eines unserer Novizen, dessen Brust das Eiserne Kreuz schmückt, dürfte beweisen, daß die Zisterzienser nicht nur dem Gebete und der Wissenschaft obliegen, sondern auch ihren Mann zu stellen wissen, wenn das Vaterland ruft, oder um mit Fr. W. Weber zu sprechen, daß sie nicht nur sind:

Ernste Männer, vielgeprüfte,
Die in harter Weltverachtung
Einsam sich der Arbeit weihten,
Dem Gebet und der Betrachtung,

sondern

Auch zu rauherem Dienste stählten
Die Geschorenen ihre Kräfte:
Schicklich wußten sie zu führen
Bogen, Beil und Lanzenschäfte.

Mehrere unserer Novizen stehen vor dem Feinde und nicht wenige ehemalige Schüler unseres Collegium Bernardinum haben sich vor dem Feinde ausgezeichnet. Wieder ein Beweis, daß auch in den katholischen Ordensschulen des Auslandes die Zöglinge zu wahrer Vaterlandsliebe erzogen werden."

Heute, am 8. November, am Tage der Rekrutenvereidigung, wo Tausende und Tausende ihrem Kaiser den Treueid leisten, denke auch ich zurück an die schöne, herzerhebende Stunde, wo ich meinem König die Treue schwur. Die heutigen freien Augenblicke will ich benutzen, Ihnen einige meiner Erlebnisse der letzten Monate schildern.

Es war in der Nacht vom ** August. Alles lag in stiller Ruhe. Plötzlich gegen 1 Uhr werde ich in meinen Träumen gestört und zum Kommandanten, General **, befohlen. Rasch sprang ich auf, Toilette braucht man nicht zu machen, oder besser gesagt, kann man nicht machen; man schläft in voller Rüstung, um stets bereit zu sein, wie man es ja auch daheim im trauten Klösterlein tut, um auf den Klang des Nachtglöckleins zur Mette zu eilen. Der h. Benedikt schreibt zwar seinen Mönchen vor, das Arbeitsmesser, das tagsüber am Gürtel befestigt ist, vor der Nachtruhe abzulegen, wogegen wir im Felde mit umgeschnalltem Säbel schlafen. . . .

Rasch eile ich, mich beim Kommandanten zu melden. In seiner Miene lese ich die Worte: „Jetzt gilt es!" Nur eine Weile stehe ich stramm vor meinem Vorgesetzten, der mir gütig auf die Schulter klopft zum Zeichen, daß ich mich rühren darf. Ohne Umschweife teilt er mir mit, daß meiner eine schwere Aufgabe warte. Gleichzeitig gibt er auch der Hoffnung Ausdruck, daß ich diese Aufgabe gut lösen werde. Mein Herz schlägt höher vor Freude über das mir geschenkte Vertrauen. Es handelte sich um einen Patrouillenritt. Ich soll den von Franzosen besetzten Donon hinauf, um die Hauptstellung und Stärke der französischen Gebirgsartillerie auszukundschaften.

Ich eile, meinen Gefährten zu wecken. In wenigen Augenblicken sind die Pferde gesattelt und vorwärts geht's dem nächtlichen Walde zu. „Tod oder Sieg" war unsere Parole, darum mutig voran! Bald ist der Wald erreicht. Die Pferde wurden angebunden. Vorsichtig pirschen wir uns voran. Wir müssen bald in nächster Nähe der ersten Postenkette der Rothosen sein. Kaum hatten wir diesen Gedanken ausgesprochen, da klingt's an unser Ohr: „Halte là! Qui vive?" Wir sind am ersten französischen Doppelposten angelangt. Wir drauf los. Zwei dumpfe Schläge mit dem Karabiner und der Doppelposten wird unsern Besuch nicht melden. Es mußte so sein, wollten wir unser eigenes Leben retten. Näher geht's dem Ziele. Nicht ohne große Mühe umgehen wir die feindliche Feldwache und nun befinden wir uns mitten in der feindlichen Stellung. Wie klopft unser Herz! Welchen Dienst können wir dem Vaterlande erweisen, wenn wir zurückkehren! Auf Händen und Füßen kriechen wir weiter, und nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse erreichen wir die am Kamm des Berges tief eingegrabene Batterie. Wir merken uns genau Stärke und Stellung der Geschütze und treten alsdann den Rückweg an. Er sollte meinem Freunde verhängnisvoll werden. Er wagte sich zu nahe an eine feindliche Beobachtungsstation. Eine Kugel machte seinem jungen Leben ein Ende. Nun mußte auch ich Fersengeld geben. Eine Dragonerpatrouille wurde mir nachgesandt. Die Kugeln pfiffen und es ist ein Wunder, daß ich, wenn auch nur mit äußerster Mühe, unsere Schützenlinie erreichte. Das Wagestück war gelungen! Ich teilte meine Beobachtungen mit, wurde gelobt und für das Eiserne Kreuz in Aussicht genommen. Schon bald konnte ich die Frucht meiner Erkundigung genießen. Unsere Artillerie beschoß mit bestem Erfolg die feindlichen Stellungen und nach sechsstündigem Artillerieduell kam für uns das Zeichen zum „Sturm"! Der helle Stahl blitzte in der Mittagssonne und mit kräftigem „Hurra" ging's ran an den Feind. Links und rechts fielen die Kameraden, denn die Franzosen wehrten sich tapfer. Jeder Schritt mußte teuer erkauft werden. Doch uns beseelte nur ein Gedanke: „Der Berg muß unser werden!" Wir gerieten in Maschinengewehrfeuer. Die Opfer fielen zahlreicher, doch nichts vermochte den Lauf unserer Tapferen zu hindern. Nach vierzehnstündigem blutigen Ringen war der Donon erkämpft. Bei dem Vordringen war ich Gefechtsordonnanz und wurde beim Hin- und Hersprengen von einer Granate getroffen. Schwer verwundet wurde ich später zur Verbandstelle gebracht.

Nach meiner Genesung durfte ich wieder ins Feld und wurde dem Armeestab der ** Armee als Depeschenreiter zugeteilt. Infolge des aufgetretenen Nervenleidens konnte ich diesen Dienst nicht lange versehen und wurde nach hier beordert, wo ich mit der Ausbildung von Rekruten beschäftigt bin.

C. G.

Auf den Pappeln.

Von einem stellvertretenden Wachtmeister eines Ref.-Feld-Art.-Regts.

23. September 1914.

Heute ist schon der vierte Tag in diesem Granatfeuer, unangenehm deshalb, weil man die Batterie des Gegners nicht entdecken kann. Unsere Infanterie kann nicht von der Stelle kommen. Unter großer Munitionsverschwendung streuen die feindlichen Batterien beim Vorrücken aus den Schützengräben und Batterie-Stellungen jedes Plätzchen ab. Aber trotzdem, kein Stück des gewonnenen Bodens geht verloren. Am Abend geht unserm Regiment folgender Befehl zu: „Das Reserve-Feldartillerie-Regiment . . . sendet eine Schleichpatrouille (freiwillig Meldende) gegen das Dorf N. zur Erkundung der feindlichen Artillerie-Stellung. Die Leute sind sorgsam auszusuchen und auf die Gefahr ihres Auftrages aufmerksam zu machen."

Bei sämtlichen Batterien hieß es nun: „Freiwillige vor!" Da ich mir vorstellte, daß der größte Teil meiner Kameraden verheiratet ist, meldete ich mich und mit mir zu meiner Begleitung ein Gefreiter Braun und der Mittelreiter Schunck, der schon den Boxeraufstand in China mitgemacht und daher unbedingt zuverlässig war. Nachdem wir uns beim Regiments-Kommandeur vorgestellt hatten, der uns auf die Gefahr, zugleich auf die Wichtigkeit unserer Patrouille aufmerksam gemacht hatte, durften wir nach Empfang einer guten Zigarre abtreten.

Ich verabredete mit meinen Kameraden, daß wir morgens gegen 3 Uhr abreiten wollten. Dann versuchten wir, noch einige Stunden auf dem naßkalten Boden zu ruhen. Um halb drei Uhr hatten wir frisch gesattelt, und nachdem wir eine Zigarette kameradschaftlich zusammen geraucht hatten, jeder vier gute Züge als Morgenkaffee, ritten wir in die naßkalte Nacht hinaus. Kurz hinter dem Dorf N. passierten wir unsere Vorpostenlinie.

Nun hieß es, vorsichtig zu sein. In weiten Bogen ritten wir auf die feindliche Stellung zu, jeden Augenblick bereit, dem Feinde mit dem Revolver in der Faust die erforderliche Antwort auf seinen Anruf zu geben. Aber kein solcher erfolgte. Wir kommen in die Nähe großer Pappeln. Da ich vermute, daß hinter diesen Pappeln der Eingang des Dorfes liegt, hinter dem eine fragliche Batterie Stellung genommen haben soll, sitzen wir in einer Bodensenkung ab. Noch dämmert kaum im Osten der Tag; wir müssen uns bis zum Tagesanbruch gedulden.

Braun und ich ersteigen eine Pappel bis zur Krone. Im Geiste fließt schnell noch einmal alles vorüber, was lebenswert war, der Gedanke an Braut und Eltern will uns weich stimmen. Doch weg mit solchen Gedanken! Für das, was uns jetzt bevorsteht, brauchen wir eiserne Nerven und alle Sinne. Unten ein kurzes Geräusch mahnt uns zur Besinnung. Schunck ruft uns zu, daß er mit den Pferden in das Gebüsch geht, wo sie weniger

auffallen. Allmählich fangen die Vögel in dem taufrischen Morgen an zu singen — welcher Gegensatz zu dem Gedanken, daß in wenigen Stunden hier die blutige Schlacht toben wird.

Ich nehme mein Notizbuch zur Hand und das Fernglas an die Augen. Da huscht der erste volle Sonnenstrahl über das Gelände. Vor uns liegt ein Dorf und zeigt, daß meine Schätzung richtig war. Braun macht mich auf einige, etwa 1000 Meter vor uns seitlich liegende Striche aufmerksam. Deutlich kann ich durch mein gutes Görzglas erkennen, daß es französische Schützengräben sind, an denen die Franzmänner noch am arbeiten sind. Da steigt plötzlich aus der vor uns liegenden Pappelgruppe, etwa 600 Meter entfernt, Rauch auf, und gleich darauf hören wir den Kanonenschuß. Da hatten wir also die Stellung der Batterie entdeckt. Ein Hurra möchte ich fast ausstoßen! Schnell eine Skizze entworfen und mit rohen Strichen Schützengräben und Batterie eingezeichnet.

Erst jetzt bemerke ich zu meinem Schrecken, daß etwa 400 Meter vor uns hinter Gebüschen die Beobachtung der Batterie aufgeschlagen hat — zu unserm Verhängnis. Braun macht mich auf das Zischen von Infanteriegeschossen aufmerksam. Schon kommen französische Infanteriepatrouillen aus dem Dorfrande und feuern. Wir beide rasch von den Pappeln herunter! Unsern Schunck unten verläßt die Ruhe nicht. Durch Halsklopfen beruhigt er die Pferde und sorgt somit, daß wir in den Sattel kommen. Jetzt wird's aber auch die höchste Zeit, daß wir verschwinden, denn die Franzmänner sind erschrecklich nahe gekommen. Wir jagen im Galopp auf unsere Stellung zu. Die Kugeln zischen, keiner ist verwundet.

Nachdem ich unseren vordersten Schützenlinien von dem soeben Gesehenen Mitteilung gemacht, reiten wir zu unserem Regimentsstab. Dem Kommandeur scheint unsere Mitteilung wichtig. Ich werde mit meiner eigenen Meldung zur . . . Division geschickt. Hier erhielten wir eine Belobigung und wurden noch am gleichen Tage zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen. Die fragliche Batterie ist am gleichen Tage zum Schweigen gebracht worden. N.

Von unseren Fliegern.

Unsere Flieger haben an manchen Husarenstückchen, mit denen man dem Feinde übel mitgespielt hat, nicht geringen Anteil, und wiederholt haben sich die Wackeren, wenn sie in Feindeshand fielen, durch eine kluge List ihrem Geschick zu entziehen gewußt. Von der Geistesgegenwart zweier Flieger wird in einem Feldpostbrief berichtet:

„Heute vormittag habe ich mit L. ein Abenteuer erlebt, das zwar »nicht ganz ohne« war, das aber hier im Lager den Kameraden willkommenen Anlaß zu allerlei Witzen über die Unkenntnis unserer Gegner bot. Wir hatten den Auftrag erhalten, die gegen Norden vorgeschobenen Stellungen der Verbündeten

festzustellen, und hatten uns mit dem alten, braven Doppeldecker, der nun schon manche ehrenvolle Narbe aufzuweisen hat, auf den Weg gemacht. Da es höllisch kalt war, zogen wir uns die Lederjacken über und packten uns warm ein. Endlich sprang der Motor an, und über den holperigen Boden ging es in die Höhe. Die Luft war däsig, und über dem Boden lagerte ein Nebel, daß man ihn mit einem Messer hätte durchschneiden können. Das konnte uns aus zwei Gründen wenig angenehm sein, denn erstens war es fraglich, ob wir überhaupt etwas sehen würden, und dann mußten wir tief gehen, um die Stellungen des Feindes festlegen zu können. Also los, immer nach dem Kompaß steuernd, der uns öfter richtig geführt hatte.

Nach einer halben Stunde wurde die Luft etwas sichtiger, und so kamen wir aus 2000 Meter Höhe in vorsichtigem flachen Gleiten tiefer. Richtig! Da unten bewegten sich schwärzliche Striche und Punkte auf hellem Untergrund. Das mußten also Truppen auf der Landstraße sein. Ich kreiste in weitem Bogen über dem Feind, während L. Aufzeichnungen machte. Inzwischen aber hatte man uns unten gesehen, und bald erschienen die bekannten weißen Wölkchen. Also Geschützfeuer! Mein Beobachter zeichnete mit Seelenruhe weiter. Wir hatten Glück gehabt, und so hieß es ausharren. Hinter einem Walde sehen wir mehrere Kolonnen. Tiefer gehen, lautet die Losung. Jetzt fängt auch die Infanterie zu bummern an. Zu hören ist natürlich bei dem Motorgedonner nichts, aber einige Treffer haben die linke Fläche getroffen. Plötzlich kommt vom Benzinreservoir ein matter Knall. Ehe ich über die Ursache klar bin, sinkt der Zeiger der Benzinuhr und das Druckmanometer zeigt 0.

Alle Wetter, der Benzinkasten ist angeschossen, fährt es mir durch das Hirn. Im nächsten Augenblick verlangsamt sich die Tourenzahl des Motors. Aber schon habe ich die Benzinpumpe gefaßt und presse, so schnell es nur gehen will, neue Luft in das Reservoir, um den Motor in Gang zu halten. Gott sei Dank, der Motor erholt sich wieder. Aber nun zurück, das ist die Losung. Etwa 50 Kilometer trennen uns von unserem Start. Ich bringe den Doppeldecker in die Kurve und gebe dann Höhensteuer, was das Zeug hält. Wir steigen. Immer ängstlich die Benzinuhr beobachtend, die den Verlust des kostbaren Betriebsstoffes kündigt, sausen wir mit etwas Rückenwind dahin. Hundert Liter hatten wir beim Aufstieg, da wir nicht allzuweit fliegen wollten. Fast 20 Minuten flogen wir so mit Anspannung aller Nerven dahin. Da plötzlich das bekannte Puffen im Vergaser. Der Motor bekommt kein Benzin mehr! Zwar waren wir hoffentlich über den Feind hinweggekommen, aber unsere Lage, inmitten feindlicher Bevölkerung zu landen, war nicht beneidenswert.

Vorsichtig stoße ich durch den Nebel durch und lande bei einer größeren Stadt. Was nun? Da kommen schon die ersten Neugierigen herbeigeeilt, und von weitem klingt uns das »Vive l'Angleterre« entgegen. Ich tausche mit L. einen Blick. Man hält uns offenbar für Engländer, und wenn wir diese Rolle durchhalten, können wir davon kommen. L. fängt also an, wie ein richtiger Engländer französisch zu radebrechen und verlangt einen

Klempner, sowie Benzin. Beides ist schneller da, als wir gehofft, und nach 20 Minuten Aufenthalt, der durch die Gegenwart einiger Zuaven angenehm gekürzt wurde, konnten wir wieder Benzin auffüllen. Das Leck war verlötet und hielt. Bereitwillig half man uns beim Start, und bald konnten wir davonsausen, so schnell der Motor lief. Aus der Höhe warfen wir den Braven noch eine Meldekarte hinunter, auf der wir für die erhaltene Hülfe bestens dankten — allerdings in deutscher Sprache."

Eine Heldentat im Zeppelinluftschiff.

Ein Zeppelinluftschiff, das an der Beschießung der Festungen Namur und Lüttich erfolgreich teilgenommen hatte und auch die Antwerpener Forts wiederholt mit Bomben bewarf, geriet auf einer Fahrt in den Bereich der Scheinwerfer der Festung, und es wurde sofort aus allen Geschützen ein furchtbares Feuer darauf eröffnet. Eine Granate zertrümmerte das Gerüst, an dem eine der hinteren Schrauben befestigt war. Die schwere Schraube neigte sich unglücklicherweise nach hinten und drohte, in die Gondel zu stürzen. Es galt, während der Fahrt hoch in der Luft das Gerüst abzusägen und gleichzeitig die Schraube ohne Gefahr für die Mannschaft zu beseitigen. Der Obermaschinist Richard Luickardt aus Wilhelmshagen bei Berlin meldete sich freiwillig zu der gefährlichen Aufgabe und löste sie bei rasender Fahrt. Der Held im Zeppelin hat zum Lohne für sein tapferes, opfermütiges Verhalten das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten.

Das Eiserne Kreuz.

Auf jedem Hügel, an jedem Hang
Und jedem Weg nach Paris entlang,
Da hängt es von Eisernen Kreuzen voll,
Die warten nur, daß man sie holen soll.
Wohlauf, Kameraden, drauf und drein!
Das Eiserne Kreuz muß unser sein!

Es hat die Väter im Donner der Schlacht
Zum Siege gelockt, zu Helden gemacht,
Und stürmisch brandet und braust im Blut
Auch uns, den Söhnen, der gleiche Mut,
Wohlauf, Kameraden, drauf und drein!
Das Eiserne Kreuz muß unser sein!

Es ist kein Kleinod auf weiter Welt,
Das deutschen Herzen so wohl gefällt,
Als schlicht das Kreuz am schlichten Band,
Des Mannesmutes Unterpfand
Wohlauf, Kameraden, drauf und drein!
Das Eiserne Kreuz muß unser sein!

Und starren die Waffen, und drängt und droht
Aus tausend brüllenden Schlünden der Tod —
Besser gefallen auf blutigem Plan,
Als feige die Ehre verspielt und vertan!
Wohlauf, Kameraden, drauf und drein!
Das Eiserne Kreuz muß unser sein!

Und kehren wir heim aus dem heiligen Krieg,
Frohlocken die Glocken im Lande Sieg,
Dann schlagen die Herzen in stolzester Lust
Wohl unter dem Kreuz auf uns'rer Brust.
Wohlauf, Kameraden, drauf nnd drein!
Das Eiserne Kreuz muß unser sein!

Wilhelm Hermanns.

Die Feuertaufe der Kriegsfreiwilligen.

Von Paul Ammeloanx.

Als anfangs August d. J. unser Kaiser gezwungen wurde, das Schwert aus der Scheide zu ziehen, ging ein Sturm der Begeisterung durch die deutschen Lande. Viele, die nicht durch ein Militärverhältnis gezwungen waren, eilten freiwillig zu den Fahnen. Unendlich groß war der Andrang, unzählige mußten wieder zurückgewiesen werden. Von Regiment zu Regiment strömten die Scharen der zurückgewiesenen Kriegsfreiwilligen, bis einer oder der andere endlich eingestellt wurde. Mit stolzer Entschlossenheit tat jeder seine Pflicht während der kurzen Ausbildungszeit. Die Stunde zum Ausrücken ins Feld wurde mit Sehnsucht erwartet . . .

Endlich waren die Wochen der militärischen Ausbildung vorüber. Lange Züge fuhren über die belgischen Schienen den Schlachtfeldern zu. Vorbei ging unsere Fahrt an eroberten Festungen und Städten. Grüßend standen die bärtigen Männer des Landsturms an den Schienensträngen, wenn ein Truppentransport vorbeifuhr.

So kamen wir nach dreitägiger Fahrt an der Endstation an. Vor zwei Tagen, so sagte man uns, waren die Engländer noch die Herren hier. Zersprengte Brücken und Wegesperrungen bestätigten die Wahrheit der Aussagen. In Zugkolonnen stellten wir uns auf, das Kommando Laden und Sichern ertönte, und dann ging der Marsch hinaus in die dunkele Nacht, ins Ungewisse. Mit Sang und Klang marschierten wir so noch drei Tage und Nächte durch belgische Städte und Dörfer, vorbei an herrlichen fruchtbaren Landschaften. Hier und da begegneten uns Scharen von Flüchtlingen, Männer, Frauen und Kinder mit Sack und Pack. Dann ging auch wohl ein mitleidiges Raunen durch die langen Züge der Soldaten, denn wenn wir auch Krieger sind, so haben wir doch ein Herz im Leibe . . .

Ein wunderbarer Herbstmorgen war's, als wir uns am 18. Oktober auf der Landstraße nach R. in Divisionen sammelten. Unser Divisionskommandeur begrüßte uns mit den Worten: „Kinder, heute geht's heran an die Engländer!" Ein brausendes Hurra ging durch die lange Kette der Freiwilligen. Wir reichten uns begeistert die Hände, trafen gegenseitige Abmachungen für alle Fälle, kurz, wir machten unsere Testamente. Da rollte aus der Ferne der Donner der Kanonen. Ausgeschwärmt in Schützenlinien zogen wir dahin über Wiesen, Sümpfe und Felder. Die Granaten unserer Artillerie sausten surrend über unsere Köpfe weg, aus dem nahen Walde hörte man das Knattern des feindlichen Gewehrfeuers. Aus Hütten und Ställen kamen die feindlichen Kugeln herangepfiffen, aus Bäumen und Sträuchern, von links und rechts. Aber unaufhaltsam gingen wir vorwärts, und als die Sonne am Abend ihre letzten Strahlen einzog, hatten wir 130 Franzosen gefangen genommen, darunter 3 Offiziere und einen Kapitän. Bei dem flackernden Licht der Häuser und Scheunen begruben wir unsere toten Kameraden, sandten

den letzten Gruß in die Gruft, dann zogen wir weiter. Die Sichel des Mondes spendete ihr mildes Licht, als wir durch die Straßen der beschossenen Stadt kamen.

Wir unterhielten uns lebhaft über den günstigen Ausgang unseres ersten Gefechtes, in welchem wir die Feuertaufe erhalten hatten, als wir plötzlich aus vielen Häusern Gewehrfeuer bekommen. Ein regelrechter Straßenkampf entspann sich und rief erschütternde Szenen hervor. Frauen und Kinder stürzten mit verzweifelndem Jammern aus den beschossenen Häusern, die wir gezwungen waren anzuzünden, um das hinterlistige Franktireurgesindel auszuräuchern. Straßenweise stiegen die Flammen lichterloh empor zum Firmament — große brennende Totenfackeln für unsere auf solch hinterlistige Weise gefallenen Kameraden. Der Abendhimmel färbte sich glutrot, ein schaurigschönes Bild bot die brennende Stadt. Durch die Nacht tönte das Brüllen des Viehs, hier und da schmiegte sich in ihrer Verlassenheit eine Ziege oder ein Kalb vertraulich an uns. Die Kommandorufe wurden übertönt von dem schaurigen Lärm des entsetzlichen Schauspiels.

Nach langen Stunden des Kampfes erhielten wir Quartier in der Stadt, nachdem wir den Bürgermeister als Geisel gefangen genommen hatten. Unsere von Strapazen und Entbehrungen ermüdeten Körper streckten sich behaglich aus auf den Strohlagerstätten. Da träumten wohl viele von der Heimat und fühlten sich wohlgeborgen im Schoße des elterlichen Heimes. Für manchen vielleicht der schönste und — letzte Traum! Jedoch nicht lange gewährten uns unsere Feinde diese Ruhe. Um 2 Uhr nachts wurden wir alarmiert, todesmutig traten alle wieder zum Gefecht an.

An diesem Tage wütete die Schlacht furchtbar. Die feindliche Artillerie sandte unaufhaltsam ihre Grüße zu uns herüber und riß große Lücken in die Reihen der Unsrigen, aber immer weiter ging es, immer entschlossener dem Feinde entgegen. Wohin die Freiwilligen kamen, haben sie gezeigt, daß mit ihnen nicht zu spaßen ist. Der Feind hatte sich bis zur Unsichtbarkeit verschanzt, die Bodenverhältnisse bereiteten uns gewaltige Schwierigkeiten. Aber ungebrochenen Mutes stürmten die Freiwilligen im feindlichen Granaten- und Schrapnellfeuer darauf los, viele Kameraden fielen, aber wir kamen vorwärts. Wir spürten keinen Hunger, keinen Durst wir empfanden keine Müdigkeit, wir waren nur von dem einen Gedanken beseelt: Deutschland über alles!

Der blutige Kampf währte eine Woche. Der uns zahlenmäßig weit überlegene Gegner machte die äußersten Anstrengungen, unsere Linien zu durchbrechen. Doch wir hielten uns, bis unsere Artillerie-Verstärkungen eintrafen. Blutig flossen die Minuten, die Stunden, die Tage dahin. Und dann kamen sie eines Morgens angefahren, die schweren Mörser. Das 20 Kilometer vom Schlachtfeld entlegene Feldlazarett erzitterte noch unter dem Donner dieser Geschütze. Ueber den Gesichtern aller Verwundeten schwebte dann ein zufriedenes Lächeln.

Die Sprache dieser Kanonen echote noch hinter uns her, als wir als Verwundete im Zug schon hinter Brüssel waren. Und die Grüße der donnern-

den Freunde haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Als der Verwundeten-transport dann endlich nach langer Fahrt in unserem geliebten Vaterlande einfuhr, verschlangen wir gierig die deutschen Zeitungen, welche uns Bericht gaben von der hartnäckigsten aller Schlachten. Inzwischen donnern die Kanonen und pfeifen die Kugeln weiter ihr Totenlied. Wir verfolgen die Schlachten im Geiste und beten zu dem Lenker aller Schlachten um einen baldigen Sieg.

Zwei „Anarchisten" im Argonnenwalde.

Von einem Feldgeistlichen.

Es ist ein grauer Novembermorgen, der Nebel wallt schwer und muffig hin und her. Trübes Tageslicht vermischt sich allmählich mit den Nebelwolken. Ich besteige das Pferd, reite erst im Trab, dann, als der holperige Argonnenwald kommt, im Schritt.

Es ist heute morgen ziemlich ruhig, ein Artillerieduell geht über meinen Kopf hinweg. Endlich bin ich beim Regimentsstande. Hier nimmt mich ein Soldat, von den braven Westfalen einer der bravsten, in Empfang, um mich in die Schützengräben seines Regiments zu geleiten. Einige Flintenkugeln klatschen in die benachbarten Bäume, zwei Granaten schlagen weit abwärts ein. Mein Begleiter schlägt nun einen kleinen Trab vor, und schon springt er in den Schützengraben hinein. Ich sause nach und krieche in die Erdhöhle eines Kompagnieführers hinein; wir bilden eine Abendgesellschaft zu fünf Mann. Die Gewehre sind ununterbrochen in Tätigkeit, Granaten heulen bisweilen, dazwischen knattert ein Maschinengewehr, eine Symphonie von eigenartiger Schönheit. Plötzlich ein, zwei, drei unbekannte Aufschläge — ein wütendes französisches Gewehrknattern antwortet. „Aha," sagt man lachend, „unsere Bombenwerfer sind an der Arbeit."

Und nun folgt die Erzählung von dem berühmtesten Bombenwerfer, der in acht Tagen wegen seiner Erfolge vom Gefreiten zum Vizefeldwebel befördert und mit dem Eisernen Kreuze ausgezeichnet wurde. Er ist Bergmann im Kohlenrevier von Saarbrücken. Wenn es dunkel geworden ist, schwingt er sich kühn mit Handgranaten über die Böschung des Schützengrabens. Das wagen selbst die Pioniere nicht, die sonst Tod und Teufel im Argonnenwalde nicht fürchten. Sie helfen dem Regiment Seitenstollen an den Feind herangraben; sie sind augenblicklich 25 Meter von dem französischen Schützengraben entfernt und werfen aus der Deckung die Handgranaten. Sie sind kühn, aber wie unser „Bombenwerfer" mit der Schleuder frech sich vor den Feind zu stellen, nein, das wagen sie nicht. Unser Mann tut's. Noch mehr. Erst nimmt er einige Steinchen und kleckert damit nach dem feindlichen Graben. Er hat die Entfernung jetzt im Handgelenk. Rauchend ist er aus dem Graben gestiegen. Nun nimmt er die Handgranate, hält die Zündschnur an die brennende Zigarre, schleudert die Granate, und im nächsten Augenblick schlägt es dumpf auf im Schützengraben der Franzosen. Sein

Schlachtruf im Werfen ist: „Jetzt kriegt ihr Buko.“ (Buko, verderbt aus dem französischen beaucoup, ist allgemeines Sprachgut in der Armee geworden.)

Lachend erzählt man sich von diesem „Anarchisten“. Wie seltsam sticht dagegen die folgende Mitteilung ab! 50 Meter und näher am Feinde darf natürlich in der Dunkelheit kein Lichtschimmer sich mehr zeigen. Unser „Anarchist“ wird ertappt, wie er in seinem Unterstande eine Kerze anzündet. „Mensch, sind Sie denn plötzlich verrückt geworden?!“ schreit ihn ein Vorgesetzter an. Der Bombenwerfer versucht durch eine umgestülpte Zigarrenkiste sich eine gedämpfte Lichtquelle zu verschaffen. Wieder wird er angepfiffen. Nach einer Weile erklärt er: „Entschuldigen Sie, bitte, Sie haben recht. Aber es wird jetzt so früh dunkel, und ich bin gewöhnt, jeden Abend aus dem Gebetbuche zu beten. Dazu war ich heute noch nicht gekommen.“

Der Mann, der fast in demselben Atemzuge so morden und beten kann, interessierte mich. Am folgenden Morgen treffe ich ihn. Ein Gesicht von kindlicher Harmlosigkeit strahlt mir entgegen, schalkhaft lächeln seine Augen. Wohl hundert Granaten hat er schon geworfen. Ich glaube, er hat ein Herz weich wie ein Mutterherz; im Frieden würde er keinen Regenwurm ohne Gewissensbisse zertreten können.

Er spricht mir von seinem Kollegen. Sie sind regelmäßig zusammen, wenn zwei an der Handgranate arbeiten müssen. Der ist auch Bergmann, aber aus dem rheinisch-westfälischen Kohlengebiete. Auch hier ein Gesicht von typisch-deutscher Gutmütigkeit. Auf meine Bitte zeigt er mir die Granaten. Die einfachste sieht aus wie ein Stück Kernseife, heraus ragt die Lunte. Einmal war die Zündschnur noch nicht abgebrannt, als sie bei den Franzosen ankam. Ein entschlossener Mann von drüben schleuderte die Gabe dankend zurück. Seitdem beschneiden unsere beiden „Anarchisten“ die Zündschnüre, bis auf einen kleinen Rest. Die andere Granate in Format einer Apfelsine verlangt zwei Leute. Der eine zündet an, der andere muß innerhalb fünf Sekunden abschleudern.

Etwas wehmütig betrachte ich die zwei Helden. Drei deutsche Kameraden liegen noch unbeerdigt zwischen den feindlichen Gräben. Ob nicht einmal eine französische Kugel auch diese beiden mit ihren brennenden Zigarren hinstrecken wird? Es wäre schade um diese Prachtgestalten. Vertrauen wir: Dem Mutigen hilft Gott! Dr. K.

Deutsche Landwehr auf der Vogesenwacht.

Von einem rheinischen Offizier.

Ueberaus anstrengend und voll von Aufregungen sind die Grenzkämpfe hier im Oberelsaß, und sie stellen, was Ausdauer, Wachsamkeit und Pflichttreue anbelangt, an Offiziere wie Mannschaften die höchsten Anforderungen. Jeden Augenblick muß man gewärtig sein, alarmiert zu werden, und sei es auch nur, um die Schützengräben zu besetzen, wenn der Feind Unruhe zeigt

und man einen Angriff befürchtet. Der einzige Wunsch aller Offiziere wie Mannschaften ist der, daß es doch bald losgehen möge, daß die ewige Liegerei und das Herumkriechen in den Schützengräben aufhören möge. Dabei richtet sich die Sehnsucht jedes einzelnen auf Belfort, das „Unbezwingliche", wie die Franzosen behaupten. Doch wäre ich wirklich gespannt, wie sich das angeblich unbezwingliche Belfort unseren großen Brummern gegenüber verhalten würde, und ob dann das Lied nicht in einer anderen Tonart gesungen würde.

Einer Patrouille von drei Mann unter Führung eines Gefreiten gelang es vor etwa zwei Wochen, auf einem Erkundigungsgang bis ganz in die Nähe von Belfort vorzudringen, die geheimnisvolle, heißbegehrte Feste aus geringer Entfernung zu sehen und wertvolle Nachrichten zurückzubringen. Ueberhaupt zeichnen sich unsere Leute durch großen Wagemut aus, und wenn es gilt, Patrouille zu schieben, will keiner zurückbleiben, obgleich die Geschichte oft sehr gefährlich werden kann. Von einer unserer Batterien weiß ich ein recht nettes Stückchen zu erzählen, das beweist, mit welcher Ruhe unsere Leute hier arbeiten. Die Franzosen zeigten eines Morgens wieder mal besondere Unruhe, alle Anzeichen deuteten auf ihren Besuch hin. Eine feindliche Batterie, die wahrscheinlich frischer Nachschub war und die deutsche Treffsicherheit noch nicht kannte, fuhr in aller Gemütsruhe auf einem Höhenrücken spazieren und schien nach einer geeigneten Stellung zu suchen. Unser Batterieführer saß ganz vergnügt beim Kaffee und strich mit Liebesgabenbutter, die er von Muttern bekommen hatte, sein Kommißbrot. Ein Unteroffizier tritt herein, ruhig wie sonst: „Herr Hauptmann, die Franzosen scheinen uns besuchen zu wollen, eine Batterie fährt auf Höhe X. auf!" „Noch zu weit, laß sie nur ruhig noch näher kommen," und kaut weiter. Fünf Minuten später kommt ein Offizierdiensttuer schon etwas aufgeregter herein: „Herr Hauptmann, feindliche Batterie auf Höhe Y.!" „Noch zu weit. Näher kommen lassen!" Der Hauptmann kaut weiter. „Wollen Sie übrigens eine Tasse Kaffee mittrinken? Er ist heute ausnahmsweise gut," sagt der Kompagniechef zu dem schon ganz zappeligen Herrn. — „Danke schön, Herr Hauptmann, die feindliche Batterie . . ." „Schon gut, mein Lieber, werden's schon machen. Nur immer gemütlich! . . . So, das war gut, jetzt noch eine Zigarre, und dann kann's losgehen!" — Ein Gefreiter stürzt herein, mit allen Zeichen der Aufgeregtheit: „Herr Leutnant B. lassen Herrn Hauptmann sagen, daß die schon gemeldete französische Batterie sich da und da befindet. Ob Herr Hauptmann nicht den Befehl geben wollte zu feuern?" — „Einen Augenblick, mein Sohn," sagt seelenruhig der Chef, „ich habe mein Zigarrenetui liegen gelassen. Das muß ich erst holen. Die Geschichte kann heute länger dauern, und ich möchte doch gern rauchen!" — Das Zigarrenetui wurde geholt, und dann erst begibt sich der Hauptmann in die Batteriestellung, wo die Offiziere und Mannschaften wie auf Nadeln stehen. Ein Blick durchs Glas, ein froh gemurmeltes: „So, nun habe ich euch da, wo ich euch haben wollte!" und dann kommen klar, messerscharf die Befehle. Die feindliche Batterie war in wenigen Minuten total zusammengeschossen, nur zwei Protzen gelang es den

Franzosen zu bergen. Die feindliche Infanterie hatte bei dieser Gelegenheit scheint's auch etwas mitbekommen, denn wir sahen sie zurückfluten, natürlich nicht, ohne ihr noch einige Abschiedsgrüße nachzusenden. In knapp einer Viertelstunde war die Geschichte erledigt, und wir hatten wieder Feierabend.

Bei den Franzosen allerdings ging die Knallerei nun los, sie konnten sich gar nicht beruhigen, und haben an diesem Tage bis spät in die Nacht hinein herübergeböllert, ohne uns Schaden zu tun.

Jetzt beim Eintritt der kalten Witterung wird die Geschichte wohl hier noch unangenehmer werden, und da man in den Schützengräben nicht genug Bewegung hat, wird es wohl kalte Füße geben. Doch wenn es auch noch zehnmal schlimmer käme, nichts würde uns hindern, freudig unsere Pflicht zu tun, weiter getreue Grenzwacht zu halten, bis es endlich allgemein vorwärts geht. W. B.

Ein unerwarteter Erfolg.

Von einem Oberleutnant d. L.

Aus Russisch-Polen, 10. November 1914.

Unsere Truppen sind aus strategischen Rücksichten zurückgenommen worden. Die ganzen Operationen bis an die Weichsel waren eine Kette schöner Erfolge, und nur wegen dieser Erfolge war es überhaupt möglich, die Verschiebungen der Armeen vorzunehmen, ohne daß die Bewegungen vom Feinde gestört wurden. Die Russen, mit denen wir Fühlung hatten, waren so erschöpft, daß ihnen ein wirksames Nachdrängen nicht möglich war. Von der Wacht an der Weichsel vor New Alexandrya wurden wir durch österreichische Truppen abgelöst. Wir kamen weiter nördlich und verschanzten uns zwischen Radom und Warschau in der sogenannten Pilicalinie, einer ausgedehnten Höhenstellung. Aus dieser Stellung heraus wurden dann die Russen beunruhigt und durch gewaltsame Vorstöße längere Zeit gezwungen, ihre Kräfte bald hierher, bald dorthin zu zersplittern und sich eine Schlappe nach der anderen zu holen. Diese Vorstöße sind so lange fortgesetzt worden, bis die Räumung des weiten deutschen Etappengebietes in aller Ruhe erfolgt war. Einer dieser Vorstöße, die von unserer Division vorgenommen wurden, brachte mir persönlich einen schönen Erfolg und die hervorragendste Erinnerung des Feldzuges.

Eines Abends wurden wir alarmiert und marschierten feindwärts aus der Pilicastellung nach Norden. Ein Dorf, etwa 15 Kilometer entfernt, sollte von einer feindlichen Abteilung besetzt sein. In stockfinsterer Nacht wurde das Dorf umzingelt. Auf ein Signal drangen wir ein, bereit, alles, was uns entgegenkäme, aufzuspießen. Aber das Dorf war leer, kurz vor unserem Eintreffen geräumt. Also verschanzten wir uns für die Nacht in dem Dorfe, und am anderen Morgen ging's weiter. Jeder Augenblick konnte den Zusammenprall mit dem Feinde bringen. Um 7 Uhr donnerten uns denn auch die ersten feindlichen Schrapnells in die Flanke. Der Feind hatte in starker Zahl eine ausgedehnte Stellung besetzt, und unsere Abteilung marschierte auf. Ich kam

mit meiner Kompagnie auf den rechten Flügel. Bald war unsere ganze Linie auf etwa 500 Meter an der feindlichen Stellung und ein stundenlanges starkes Feuergefecht im Gange. Ich war beim Vorgehen durch eine Bergkuppe von der anderen Linie getrennt und beschäftigte mich auf eigene Faust mit dem Feinde, den ich gegenüber hatte. Vor mir im Grunde lag ein Tannenwäldchen, das mit feindlichen Maschinengewehren besetzt war und uns ein verderbenbringendes Feuer entgegenspie. Ich war mir klar, daß ein längeres Verweilen in diesem Feuer Untergang bedeute, und deshalb beschloß ich, ganz unabhängig von der mir verborgenen Schlachtlinie der Unseren zum Sturmangriff auf das Wäldchen vorzugehen. Meine braven Landwehrmänner folgten. Während wir mit Hurra in das Wäldchen eindrangen, machten die Russen kehrt und flohen ungestüm zurück. Mit höchstens acht Mann, die mir zunächst schnell genug folgen konnten, drang ich nach, nahm den Russen zwei Maschinengewehre ab und stand dann in dem hinter dem Wäldchen liegenden Dorfe Z. plötzlich etwa 200 Russen gegenüber, die kopflos umherrannten, und als wir hineinknallten, sofort die Hände hochstreckten. Bald kamen mehr meiner Landwehrleute nach, so daß ich zuletzt eine Heeresmacht von vielleicht 50 Gewehren in dem Dorfe versammelt hatte.

Zunächst ließen wir die Russen, die sich ergeben hatten und nicht gefallen oder verwundet waren, einige 100 Meter zurückschaffen. Es waren 80 Mann und 2 Offiziere, bewacht von 3 Landwehrleuten. Die anderen pfefferten unterdessen in die aus ihren ganzen Stellungen zurückflutenden Russen. Wie die Fliegen sah man die Russen hinsinken. Wir waren direkt in die Flanke der Hauptstellung der Russen geraten, konnten der Länge nach in die Schützengräben hineinfeuern. Mein Erstaunen war groß, als ich auf meinem vorgeschobenen erkämpften Posten allein blieb und auf der ganzen Linie nur zurückflutende Russen, aber keine nachfolgenden Deutschen zu sehen waren. Ich ließ meine Leute in dem eroberten Dorfe in Stellung und rannte zurück, um den Erfolg zu melden, mich von der allgemeinen Gefechtslage zu überzeugen und Unterstützung für die gewonnene Stellung zu erbitten. Da — weit und breit nichts mehr von unseren Truppen zu sehen! Nur mein treuer Bursche folgt in einiger Entfernung mit meinem tüchtigen „Manes". Ich schwinge mich auf den Gaul und galoppiere weiter zurück, bis ich nach etwa sechs Kilometern den Obersten und einige Kompagnien finde. Da höre ich denn: „Divisionsbefehl, den Angriff nicht durchführen, sondern vorher vom Feinde ablassen." Der Zweck war, wie so oft, den Feind zu veranlassen, seine Kräfte nach verschiedenen Seiten zu zersplittern.

Dieser Divisionsbefehl hatte mich nicht erreicht. Meine Kompagnie lag jetzt mutterseelenallein mitten in einem russischen Detachement von vielleicht einem Armeekorps und schien verloren, denn die Russen mußten doch inzwischen merken, daß unsere Truppen zurückgenommen waren. Ich mußte also schleunigst zurück zu meinen Leuten. Also gestreckter Galopp und Befehl zum Rückzug. Natürlich schüttelten meine Leute verwundert den Kopf.

Die Russen kehrten inzwischen links von uns schon wieder in ihre Stellungen zurück, so daß wir nicht zaudern durften, wenn wir nicht abgeschnitten

werden wollten. Also los! Wir setzten die Gefangenen vor uns in Marsch, ließen sie die beiden Maschinengewehre schleppen und zogen bekümmerten Herzens ab. Ich habe noch nie in meinem Leben eine so unangenehme Stimmung gespürt, wie in diesem Augenblick. Der Rückmarsch gelang. Ein paar Schrapnells sandten uns die Russen nach, die aber üblicherweise nichts als einen lauten Knall verursachten, und schließlich waren wir, eine Stunde nach allen anderen, im Quartier, hinter der Pilicalinie.

Als ich meine Gefangenen und die Maschinengewehre beim Divisionskommandeur ablieferte und Bericht erstattete, wurde ich gar sehr gelobt. Aber ich glaube, es herrschte wohl überall Aerger darüber, daß mein Erfolg nicht vor dem Befehl der Zurücknahme der Kräfte bekannt geworden war. Der schönste und wertvollste Erfolg meiner Sonderaktion war aber der: Die deutschen Truppen waren, als sie ihre Stellungen verließen, nicht beschossen worden, konnten sich das allerdings nicht erklären. Des Rätsels Lösung war aber, daß die Russen, als sie von mir flankiert waren, ihre Hauptstellung verließen, ohne daß die ihnen gegenüberliegenden bezw. gleichzeitig abziehenden deutschen Truppen es merkten.

Diese Geschichte wird mir unvergeßlich bleiben. Ich habe von der Feigheit der Russen in diesem Fall einen so überwältigenden Eindruck erhalten, daß ich wegen des endgültigen Ausganges unseres Feldzuges keine Besorgnis habe. Uebrigens haben wir außer den erbeuteten Maschinengewehren sechs weitere bei der Gelegenheit unbrauchbar gemacht, da wir die Dinger, bei der Wendung, die die Sache nahm, nicht mitkriegten . . . Wie es auch kommen mag, die Landwehrleute sind bereit zu neuen Mühen und Kämpfen! V. H.

Da hab' ich einen wirklichen wahrhaften Helden gesehen!

Von einem Offizier.

Die vergangene Nacht durfte ich mal wieder unter Dach auf Stroh schlafen. Als ich heute früh aus dem Fenster sah, wurde gerade ein junger Dragoner-Offizier, anscheinend schwer verwundet, auf einer Karre vorbeigefahren. Er sah furchtbar elend im Gesicht aus und schien gänzlich erschöpft. Der beisitzende Sanitäter fragte, ob ich nicht einen Kognak oder etwas Milch hätte. Ich konnte, Gott sei Dank, beides bringen und ging selbst hinaus, um mit dem Kameraden zu reden.

Man denke: Bei einem Patrouillenritt kriegte er einen Schuß durch beide Oberschenkel; links Fleischwunde, rechts Knochensplitter. Er fällt vom Pferde, das, auch verwundet, wegrast. Seine drei Begleitdragoner sofort tot. Er liegt da, unfähig, sich fortzubewegen. Anderen Morgens hört und sieht er, daß er zwischen zwei Fronten liegt. Vorn sitzen die Franzosen fest im Schützengraben und hinten die Deutschen. In der Nacht hatten die Parteien diese Stellungen eingenommen. Aber das Furchtbare ist, daß er 100 Meter

nahe bei den Franzosen liegt und etwa 600 Meter von den Deutschen entfernt. Nun geht von beiden Seiten das Schießen los. Die Infanteriekugeln sausen dicht über ihm weg; auch die deutsche Artillerie beschießt den französischen Schützengraben. Nun weiß er genau: Wenn unsere Artillerie nur 100 Meter zu kurz schießt, was bei Entfernungen von 4000 Meter vorkommen kann, dann liegt er mitten im Feuer der eigenen Truppen. Richtig reißt eine deutsche Schrapnellkugel ihm ein lächerlich winziges Stückchen aus dem rechten Ohr. Vorwärts- oder Rückwärtsbewegen ist unmöglich, weil er den Schenkel nicht bewegen kann. Er muß also warten, bis eine von beiden Parteien den Gegner zurückwirft, vorgeht und ihn findet. Und gerade an dieser Stelle dauert die Sache sechsmal 24 Stunden.

Man denke: Sechs Tage und sechs Nächte liegt der Leutnant da bei ununterbrochenem gegenseitigem Schießen. — Ich fragte, wovon er gelebt hat. „Ab und zu an einem Rübenblatt geknabbert." Wenn man das überlegt, welche Leistung für Körper und Seele — einfach nicht zu beschreiben. Am siebenten Tage machten dann unsere Truppen einen Sturmangriff und warfen die Franzosen. Das war morgens früh 5 Uhr. Dabei wurde er gefunden und sofort zurücktransportiert. Also der junge Kamerad konnte weder das Gläschen noch die Milchtasse zum Munde führen und war rührend dankbar, als ich es tat. Dabei weder gejammert, noch renommiert — einfach Tatsachen berichtet mit eiserner Ruhe. Da hab' ich einen wirklichen wahrhaften Helden gesehen . . .

Die letzte Meldung.

Er wurde vor Lüttich halb totgeschossen,
Als er mit den kühnen Kampfgenossen
In Reih und Glied, zum Waffenprall,
Im Laufschritt stürmte den Festungswall,
Er stand im sprühenden Kugelregen,
Bis daß, getroffen vom tödlichen Segen,
Er sank im wildzerwühlten Grund,
Mit siegverkündendem offenen Mund,
Und über sich sah er die Sterne blinken,
Die Hufe blitzen, die Säbel winken,
Er sah, aufstöhnend, im wirren Knaul
Sich bäumen den scheu gewordenen Gaul.
Er hört das Schreien, das wilde Stürmen,
Wo, in zuckender Wehr, sich Leichen türmen.
Sein irres Aug' hat den Kampf beachtet,
Bis es sich schloß, von Leid umnachtet.

So lag er, verblutend, im Gräserwogen,
Bis des Krieges Engel vorüberzogen,
Da sang eine Lerche im Buchenstand,
Und die Erde strahlte im Sonnenbrand.
Er wurde, bewußtlos, vom Felde getragen,
Und lag nun reglos und ohne Klagen
Viel Nächte lang im Lazarett,
Bis eines Tages an seinem Bett,
In sinkender, heiliger Abendhelle,
Zum letzten Beschreiten der ird'schen Schwelle,
Der erlösende Tod leis zu ihm trat.
Da richtet sich auf der wunde Soldat,
Und im verklärten Fieberwahne
Glaubt er, beim Weh'n der Landesfahne,
Daß er zum Ruf sich stellen muß.
Er hebt die bebende Hand zum Gruß,
Und halberstarrt, wie aus Erz gegossen,
Das Antlitz fahl, das Aug' geschlossen,
So lispelt er, ernst und feierlich:
„Herr Leutnant . . . Herr . . . ich melde mich!"
Und harrt in diensttreuer Stellung aus,
Bis die Seele flog ins himmlische Haus.

Und alle, die still sein Bett umstanden,
Des Toten letzte Geberde verstanden,
Erwiesen bewegt ihm die letzte Ehr',
Da sprach der Arzt, eindringlich-hehr:
„So laßt uns stets der Pflicht nur leben,
Auf daß wir einst vom Ruhm umgeben,
Am Richterstuhl, im Todesweh'n,
Gleich diesem jungen Helden steh'n.
Und beim Appell, ernst-feierlich,
Laut rufen: »Gott, ich melde mich!«"

Isabelle Kaiser.

III. In den Schützengräben und hinter der Front.

Im Schützengraben.

In der **Champagne**, 2. Nov. 1914.

Nach dem siegreichen Vorgehen unserer Armee im August bis in die Linie von Vitry-le-François mußte sie bekanntlich wegen der drohenden Umfassung des rechten Flügels zurückgenommen werden. Unser Regiment bezog eine Stellung vor dem Dorfe S. Schnell grub es sich hier ein, rechts und links von uns die übrige Infanterie des Korps in langer Front. Und so liegt das Regiment jetzt schon fast sieben Wochen hier an derselben Stelle, um den Gegner festzuhalten.

In den weißen Kreideboden der Champagne poudreuse, der staubigen Champagne, haben die Mannschaften sich immer tiefer und tiefer eingegraben, sie haben es sich so wohnlich wie möglich gemacht, und mancher Krieger könnte uns um unsere gemütlichen Behausungen beneiden. Denn die Unterstände in den Gräben sind nicht nur mit praktischem, sondern auch, man möchte fast sagen, mit kunstverständigem Sinn von unseren wackeren Leuten gebaut und ausgebaut worden. In regelmäßigen Abständen sind Höhlen für je zwei, drei oder mehr Mann geschaffen, mit Holz und Stroh ausgestattet, teils mit Dachpappe und Wellblech gedeckt; darüber Erde und Rasen. Und darin ist's schon auszuhalten in Gesellschaft der Mäuse, die über und unter uns im Stroh rascheln und piepsen. Nischen in den Wänden nehmen allerhand Vorrat auf, sind praktischer als mancher Wandschrank; jeder Stecken und jeder Pfosten wird zum Verstauen der Sachen ausgenutzt. Ein Geflecht aus Reisig und Stroh ist ein „weicher Pfühl". In solch behaglichem Unterschlupf wird abends beim Schein der Kerze geplaudert, das Pfeifchen geraucht, zur Mundharmonika gespielt und gesungen oder ein Briefchen an die Lieben zu Hause geschrieben. Der Krieg aber wird dann ganz vergessen in diesem Universalraum, der, eng und niedrig, Eß-, Rauch-, Schreib-, Schlafzimmer und Vorratskammer zugleich ist.

Im Ausschmücken der Höhleneingänge herrscht ein edler Wetteifer. Aus grünen Tannenzweigen sind dichte Türen geflochten, mit grünem Moos ist die Umrahmung bekleidet; hier und da durchkreuzen es weiße Birkenstämmchen, wie bei schmucken Sommerhäuschen. Aus den schneeweißen Kreidestücken werden in den Mußestunden allerhand Zierate geschnitzt, kleine reizende Kaiser- und Kriegerdenkmäler, zierliche Platten mit ernsten und heiteren Inschriften; feingeschnittene Buchstaben lassen im dunklen Moos ein „Gott mit uns" hervorschimmern, und manches Häuschen trägt, wie zu Großvaters Zeiten, da es noch keine Hausnummern gab, ein sauberes Hausschild: Veteranenheim,

Zum Felsenkeller, Städtisches Tiefbauamt, Pariser Hof, Asyl für Obdachlose, usw. in bunter Folge. Die Herrensitze haben ein Gärtchen auf der Böschung, mit Moos und schneeweißen Zwergbauten künstlerisch geschmückt. In den Hütten und Gräben wird auf peinliche Sauberkeit und Ordnung gehalten, wie in der Kaserne.

In unseren Revieren leben wir Höhlenbewohner fast weltabgeschieden, jetzt, bei trockener Witterung, weiß wie die Müllersknechte, bei Regenwetter aber kleben wir fest in dem tonigen Brei. Fast idyllisch und friedlich mutet uns das Dasein hier an. Wenn wir nur nicht dann und wann an die Nähe der Rothosen erinnert würden, die uns auf kaum 1500 Meter gegenüberliegen, einem benachbarten Regiment stellenweise gar nur 70 Meter! Zuweilen wecken sie uns etwas unsanft und senden schon beim Morgengrauen ihre Granaten („Liebesgaben" sagt der Musketier) herüber, zum Teil aus den schweren englischen Schiffsgeschützen. Ihre Infanterie kann uns hinter den schützenden Wällen nicht viel anhaben, die Granaten aber haben den Vorzug, daß sie sehr oft nicht krepieren; vor und hinter den Gräben schlagen sie ein, ohne uns allzu große Sorgen zu machen. Freilich, Gott behüte uns, wenn mal so ein englisches „Brummerchen" uns in unserm schönen Graben aufsucht. Dann geht es ähnlich, wie die Franzosen die Wirkung unserer Geschosse schildern; die Dinger reißen tiefe Löcher, werfen Erde und Steine in die Luft und überschütten die Umgebung mit einem Regen von Kalk. Mit ihrer Munition sparen die da drüben nicht. Haben wir doch an einem Nachmittag nicht weniger als 230 Granatschüsse gezählt, die unserem Bataillon galten! Vergebliche Liebesmüh! Unsere Artillerie greift selten, dann aber um so kräftiger ein. Das Sausen und Schwirren der Geschosse über unseren Köpfen wird begleitet von dem eintönigen Surren der Flieger. Soeben holte unsere Artillerie wieder einen feindlichen Vogel aus 2000 Meter Höhe herab!

Um uns vor dem Feind zu verbergen, holen wir unsere Hauptmahlzeit wie Diebe in der Nacht bei der Feldküche, die heimlich in ein nahes Wäldchen herangeführt wird. Da gibt's Schlemmermahlzeiten! Nicht einmal versalzen durch die Salven der französischen Infanterie, die ja doch zu hoch schießt. Bei Nacht gehen die Leute auf den Kartoffelfeldern und spärlichen Gemüsepflanzungen der öden Gegend auf „Raub" aus. Keine Angst! Auf einem Acker haben einmal Deutsche und Franzosen gemeinsam an den beiden Enden reiche Beute gemacht und sich erst erkannt, als sie beim Scheine des brennenden Dorfes S. die gefüllten Zeltbahnen in entgegengesetzter Richtung fortschleppten. „Gesegnete Mahlzeit!" dachte der deutsche Michel. Ein Soldat trieb gar im feindlichen Feuer eine Kuh vor sich her, abwechselnd sich duckend vor den Kugeln und sich erhebend, um dem Hornvieh klar zu machen, daß es zu den Deutschen überzulaufen habe. Dieses Fleisch hat besonders gut geschmeckt. Wäre ein Stall fertig gewesen, wir hätten jetzt eine erträgliche Milchwirtschaft.

Anscheinend schicken die Franzosen keine nächtlichen Patrouillen heraus. Nicht einmal ihre eigenen Toten begraben sie, die vor ihren Linien liegen, dort in der „Schlucht des Schrecken", wo sie einmal einen Angriff gewagt hatten.

Aber unsere bärtigen Jungens im grauen Rock! Sie sind nicht unterzukriegen. Mein Bursche, erst seit wenigen Wochen Soldat, brennt nur darauf, einen Franzosen zu fangen. Keine der gefährlichen nächtlichen Patrouillen geht ihm weit genug; bis an die feindlichen Stellungen will er heran, um dort die Telegraphenleitung — er behauptet schon zu wissen, wo sie ist — durchzuschneiden oder andere Streiche zu vollführen.

So machen uns die Tage des Stilliegens in den Gräben eigentlich wenig Schmerzen. Wenn sie nur mal angriffen, die Franzmänner! Sonst wird's allmählich langweilig. Gestern, am Allerheiligentage, hätte das schöne Sonntagswetter uns so gerne herausgelockt aus den feuchten Mauern unserer unterirdischen Stadt. Es war unmöglich, doch haben unsere Leute den Tag gefeiert; nur das Notwendigste wurde gearbeitet. Oefters ist Feldgottesdienst beim Regimentsstab. Ein Jesuitenpater bewegt sich mit Todesverachtung unter uns und spendet im Graben die h. Sakramente. Gottvertrauen und Zuversicht beseelt den deutschen Soldaten. Dr. F. C.

Das Lied vom Schützengraben.

's gibt kein schöner Leben, als in Schützengräben
Vor dem Feind zu liegen Tag und Nacht,
Wenn die Kugeln singen und Granaten springen,
Daß die ganze Gegend ringsum kracht.
Und dann die Schrapnelle, die mit Windesschnelle
Heulend, sausend kommen durch die Luft.
Ist das Dings zersprungen, und der Knall verklungen,
Ist der ganze Schuß doch meist verpufft!

Keine Federbetten, keine Toiletten
Sind des Krieges täglicher Bedarf.
Wer sich will rasieren, braucht nur gehn spazieren,
Den rasiert sogleich der Russe scharf.
Auch das Mittagessen, wird gar oft vergessen,
Ja die Küchen bleiben gar so fern,
Denn die Erbskanonen scheu'n die blauen Bohnen
Und der Koch verwertet sie nicht gern.

Wenn dereinst der Frieden uns wird sein beschieden
Und wir kehr'n ins Vaterland zurück,
Wenn wir dann bei Muttern wieder richtig futtern
In der warmen Stube, welches Glück!
Bei der Gläser Klingen werden wir dann singen,
Was wir alles haben durchgemacht:
's gibt kein schöner Leben, als in Schützengräben
Vor dem Feind zu liegen Tag und Nacht!

Ein deutscher Kämpfer in Russisch-Polen, der Regierungsbaumeister W. Zimmermann aus Naumburg, hat dieses Lied an seine Freunde gesandt.

Vom „Positionskrieg“.

Von einem Kölner Fußartillerie-Offizier.

Vor Verdun, 25. Nov. 1914.

Das Wirtshaus im Spessart — so könnte man das einsame Forsthaus nennen, in welchem wir, etwa 25 Kilometer südöstlich von Verdun jetzt seit Wochen mitten im tiefsten Wald, auf dem Grunde eines reizenden Tales liegen. Außer unserm Bataillonsstab der schweren Artillerie liegen in den fünf Räumen dieses gastlichen Hauses noch die Stäbe einer leichten Feldhaubitzbatterie und einer 10-Zentimeter-Kanonenbatterie. Oben auf dem Speicher schlafen wie die Heringe nebeneinander die Kanoniere. Da der Platz nicht ausreicht, werden jetzt für den Winter Blockhäuser gebaut. Die Pferde sind teils in Blockhäusern, teils in großen Stallzelten untergebracht.

So entsteht ein richtiges kleines Lager, aber alles tief im Walde unter Fichten versteckt, damit die bösen Flieger — die hier übrigens fast alle heruntergeschossen sind — uns nicht entdecken. Einmal nur haben die Franzosen aus der Festung mit schwerem Kaliber auf unser Heim geschossen, offenbar nach der Karte. Der erste Schuß fiel hundert Meter vor das Forsthaus an die Quelle, der zweite dicht vor das Haus. Die dritte Granate schlug durch das Dach des Pferdestalles, krepierte an einem dicken Balken und spritzte an die hintere Wand, zum ungeheuren Schrecken der Pferde. Merkwürdigerweise wurde nur eines, und zwar gerade das meinige, durch einen Splitter am Bug getroffen, ist aber jetzt schon wieder in Heilung begriffen. Seitdem haben die Herren Franzmänner uns in Ruhe gelassen, wohl in der Meinung, alles umgebracht zu haben. Wehe uns, wenn sie wüßten, welchen Schaden gerade wir wenigen Offiziere ihnen zufügen.

Morgens in der Dämmerung ziehen wir mit zwei paar Strümpfen und einem Extra-Unterhemd ausgerüstet durch hohen Buchenwald, und steil den Berg hinan auf die Bataillons-Beobachtungsstelle. Solch ein Platz erinnert an die Behausungen von Höhlenbewohnern aus vorgeschichtlichen Zeiten. In ein finsteres Loch steigt man hinab in einen durch eine Kerze erleuchteten kleinen Raum, dessen Möbelausstattung in einem Tisch und Bänken an den Wänden besteht, dann etwas Stroh für die Füße. Neuerdings steht auch ein Ofen drin, der morgens in aller Frühe angeheizt wird, denn bei klarem Wetter darf sich kein Wölkchen Rauch zeigen, sonst würden wir wieder wie vor Wochen mal mit schweren Granaten bedacht werden, die ringsum dicke Bäume abgeschlagen und Mordstrichter in den Boden gerissen haben.

Neben unserem „Wohnungsunterstand“ liegt der „Telephonistenunterstand“, durch einen unsichtbaren Gang mit ersterem verbunden. Hier geht's zu wie in einem großen Geschäftsbetrieb. Sechs Leitungen laufen da zusammen. Eine von der Regimentsbefehlstelle, eine von der leichten Feldhaubitzbatterie, wieder eine in unser Forsthaus, die anderen zum vorgeschobenen Beobachter im Wäldchen, drei Kilometer vorwärts, schließlich eine zum Fesselballon. Außerdem

sind Anschlüsse zu erreichen zur Infanterie vorn in den Schützengräben, zu den einzelnen Batterien, sogar nach Metz kann gesprochen werden.

Wenn dann mal eine lebhafte Feuertätigkeit herrscht, die Herren Generale und sonstigen Kommandeure in Bewegung geraten, entsteht eine so lebhafte Auseinandersetzung, daß man oft sein eigenes Wort nicht versteht. Hier ist eine feindliche Artillerie entdeckt und muß beschossen werden, dort erbittet eine vorgeschobene Infanterie gegen feindlichen Angriff dringende Unterstützung. Der Ballon meldet feindliche Flieger — wir haben auch eine Flieger-Abwehrkanone unter uns — so geht es in einem fort.

Alle zwei Tage wechsele ich mit dem Adjutanten. An dem Zwischentage stopfe ich meinen Beutel mit Brot und einem Ende Wurst, nehme einen langen Stecken in die Hand und wandere zu Fuß durch dichtes Unterholz — ein Pferd kommt hier gar nicht durch — durch Schluchten und steile Höhen in die vorderste Linie zum Beobachten, wo die Infanterie in den Schützengräben ein wenig beneidenswertes Dasein führt. Man merkt die Nähe des Feindes, es wird nur geflüstert. Von hinten führt ein Zick-Zack-Graben in die vorderen Gräben, alles mannstief gegraben, oben mit den dicken Stämmen an den Rändern. Läßt man seinen Rücken an weniger geschützten Stellen sehen, gibt's einen scharfen Knall und ssssst — peng sitzt eine Kugel im Holz.

Durch einen Schlitz blinzelte ich hinaus auf den feindlichen Schützengraben, der sich 80 Meter vor uns von Holz und umgestürzten Baumstämmen nur undeutlich abhebt. Jetzt hört man drüben schaufeln. Aha — sie wollen näher heran. Das soll ihnen versalzen werden. Neben mir liegt der getreue Telephonist, den Mund am Kasten. Ich flüsterte ihm zu, die Feldhaubitzbatterie, die schon auf den Schützengraben tadellos eingeschossen ist — möge einige leichte Granaten hineinbesorgen. Die schweren Granaten heben wir für eine bessere Gelegenheit auf. Schon kommt's durch den Fernsprecher zurück: „Schuß ab". Ein Rauschen über uns — ein Krach, daß wir platt liegen. Aeste und Dreck fallen herab. Schnell durch den Schlitz geschaut. Dicker Rauch steigt aus der Stelle, wo der Graben liegen muß. Gut, schnell noch drei Schuß, aber etwas der Seite nach verteilt ... Vom Schaufeln hört man nichts mehr, aber lautes Jammern dringt herüber ... Von einem Gefangenen hörten wir später, daß gelegentlich eines solchen Schießens, als die Franzosen gerade beim Mittagessen im Graben saßen, zwölf Mann durch eine Granate getötet wurden.

Für diesen Tag hatte unsere geplagte Infanterie Ruhe. Aber nachts gräbt der Feind weiter. Unsere Leute gehen dagegen mit Sappen vor, und wenn sie ihre eigenen Schützengräben verlassen haben, fliegt die ganze französische Pastete mit einer Mine in die Luft.

Die soeben geschilderte Stelle ist eine von den brenzlichsten. Natürlich ist man nicht überall so nahe aneinander herangekommen, aber obwohl wir noch weit von der eigentlichen Festung Verdun entfernt sind, beginnt hier doch schon der richtige Festungskrieg. Alles ist bis über die Ohren eingegraben; der Fesselballon sieht wenig, wie ich mich selbst überzeugte, darf auch nicht nahe

heran wegen Schrapnellfeuers aus weittragenden Geschützen; die Flieger aber sehen in ein Meer von Wald und Scheinstellungen. Das Vorwärtsdringen ist hier ohne Frage außerordentlich schwierig. Aber vorläufig liegt es auch gar nicht im Programm des Oberkommandos, Verdun zu forcieren; wir sollen nur „beobachten“. Zunächst muß im Norden der Feind zurückgetrieben sein, damit auch von Westen her der letzte Lebensnerv der Festung abgeschnitten wird. Unser Kreis zieht sich schon vom Norden und Osten nach dem Süden bis über die Maas bei St. Mihiel, wo die tapferen Bayern die fortwährenden Ausfälle der Franzmänner zurückschlagen. A. K.

Der Winter im Felde.

Aus der Front, 25. Nov. 1914.

In der Gegend von Laon überraschte uns der Winter. Am 15. November, morgens 10 Uhr, fiel der erste Schnee. Am Tage darauf setzte der Frost ein. Bis zu diesem Zeitpunkte waren die täglichen Beschwerden des Felddienstes erträglich; oft stahl sich die Sonne aus dem Wolkenschleier hervor und sandte ihre milden Strahlen zur Erde herab. Der Frost und die langen Nächte machen die Beschwernisse eines so großen Feldzuges jetzt doppelt fühlbar. Wir sind seit einigen Tagen an der Front in Reservestellung und haben Muße, alles ruhig und bedachtsam zu betrachten, was man die eigentlichen „Schrecken des Krieges“ nennt. Hier in dieser Gegend, am Schauplatz unerhört heftiger Kämpfe um den Besitz einzelner Ortschaften, wirken die Zeugen der Kriegsschrecken wahrhaft erschütternd. In allernächster Nähe unserer Stellungen sind uns als Quartiere Dörfer angewiesen, die den Kelch des Leidens bis zur Neige ausgeleert haben. Um jedes Haus, fast um jeden Stein war gekämpft worden und zwar in wiederholten Stürmen, Tag und Nacht. Granaten, Schrapnells und Gewehrkugeln haben Türen, Wände, Dächer und Fenster oft siebartig durchlöchert. Einzelne Häuser, die vor dem Kriege schmucke Wohnsitze gewesen sind, gleichen heute Feldscheunen und Schuppen. Seitdem der Frost herrscht, verschwindet eine dieser Häuserruinen nach der anderen; das Gebälk wandert in die Kaminfeuer, an denen wir uns wärmen und uns vor dem Frost in den kalten Nächten schützen. Ueber 400 Einwohner zählte das Dorf, in dem wir für einige Zeit Standquartier bezogen haben — heute irren zwischen den Trümmern etwa zwanzig Menschen umher, die frierend, jammernd und hungernd zu uns kommen. Diese Unglücklichen genießen unseren Schutz, mit ihnen teilen wir Brot, Kaffee und das Mittagessen.

Die Kälte zwingt zu lebhafter Tätigkeit in der Sorge für das Quartier. Da sind denn eigenartige Bilder zu schauen. Unsere Leute turnen auf den von Schrapnells zerfetzten Dächern umher und decken sie mit Brettern, Balken, Wellblech oder Dachpappe ein. Die Seitenmauern werden mit Lehm und

Stroh verpliestert, die Fensterhöhlen mit Sackleinen und Zeltbahnen verhängt. Hier suchen einige aus einem großen Trümmerhaufen Oefen hervor, dort sind andere mit Holzspalten und mit Zersägen von Balken beschäftigt. An den Ortsausgängen und da, wo Wachen stehen, flackern große Feuer auf. Alle diese Dinge sehen sich am Tage harmlos an, bei der Nacht ist dies alles grauenvoll. Grauenvoll, wenn die Ruinen vom Mondlicht schwach beschienen sind und zwischen ihnen die vermummten kriegerischen Gestalten einhergehen. Da hört sich der Geschützdonner, der aus allernächster Nähe kommt, unheimlich an. Die finstere Nacht verzerrt alles in Gespensterhafte. Der kurze Marsch zur Nachtzeit aus dem Quartier zur Stellung im Schützengraben vollzieht sich still. Lautlos ziehen wir auf den hartgefrorenen Wegen einher. Das Tabakrauchen und Entzünden von Licht ist bei der bedrohlichen Nähe der feindlichen Artillerie streng verboten. Der Haltruf der Posten erfolgt gedämpft. In den Laufgräben und in den Stellungen herrscht Ruhe, ab und zu kommt ein dumpfer Ton aus ihnen empor, wenn die Ablösungen sich treffen. Die Zahl der Kanonenschläge ist zur Nachtzeit gering, Gewehrfeuer entbrennt nur dort, wo Patrouillen aufeinander geraten.

Wenn man beim Morgengrauen ins Quartier zurückkehrt, werden die vielen Gräber sichtbar, in denen unsere Helden zur irdischen Ruhe gebettet sind. Diese Stätten sprechen eine ernste Sprache, und so oft man sie auch sieht, immer wieder stimmen sie wehmütig durch die schlichte, rührend einfache und doch sinnige Art ihres Schmuckes.

10. Dez. 1914.

Bei trockenem Wetter fühlt man sich recht heimisch zwischen den Lehmwänden und in den Unterständen, bei Regenwetter freilich . . .! Aber jeder einzelne ist mit Eifer auf den Ausbau der Stellung bedacht. Es findet bei der Ablösung eine förmliche Uebergabe des Inventars statt. Hier gebe ich die Anweisung wieder, die unser Kompagnieführer in seinem Unterstand, genannt Haus Schönblick, niedergelegt hat. Es heißt da: „1. Die Stube dient lediglich dem Aufenthalt des Kompagnieführers. 2. Beim Eintritt der Dunkelheit bis zum Tagesanbruch kann geheizt werden. 3. Jeden Abend gegen 9 Uhr muß der Bursche den Kohlenbestand ergänzen. Kohlen befinden sich in P . . ., dort, wo die Gefangenen bewacht werden. 4. Sorgfältige Behandlung der Lampen! Jede Ablösung muß Petroleum mitbringen. 5. Auf die fortgesetzte weitere Einrichtung und Verschönerung der Stube ist besonderer Wert zu legen, namentlich die hintere Bretterwand ist zu verdichten. 6. Die Lampe sowie die Decke auf dem Strohlager sind Eigentum des Führers der 2. Kompagnie. Falls die Stellung endgültig aufgegeben wird, wird der letzte Bewohner gebeten, diese Sachen mitzunehmen und dem Eigentümer zurückzuerstatten. 7. Die Eingangstür ist stets unter Verschluß zu halten. Bei dem Hinausgehen und beim Eintreten ist auf den schönen, weißen Vorhang acht zu geben. 8. Ich bitte, von dem Inhalt der Stube nichts abzugeben.

Die Hölzer dürfen nicht verbrannt werden, da diese zu eventuellen Verdichtungen und Stützen notwendig gebraucht werden müssen. Brennholz kann in P. geholt werden."

In den Unterständen und Gräben läßt sich am Tage gemütlich rauchen und plaudern und Karten spielen. Das frohe Lied, das auf Märschen und in den Quartieren so oft erschallt, ist hier verpönt. Der Humor aber versiegt nicht. Manchmal treibt er sonderbare Blüten. Ja, es ist wahr, was vom Verhältnis zwischen hüben und drüben oft erzählt wird, wie es sich während der letzten Monate entwickelt hat: man ulkt sich gegenseitig an. Da spazierten neulich ein paar Franzmänner am Vormittag lustig auf dem Grabenrand umher. Einige der unserigen schossen hinüber, die Kugeln gingen fehl und prompt quittierte einer der Franzosen die Fehlschüsse durch lebhaftes Schwenken seines Käppi.

So sind die Tage. Die Nächte sind ganz anders geartet; sie sind so beschaffen, daß sie die Anstrengungen und die großen Gefahren dieses Feldzuges doppelt deutlich offenbaren. Gegen 5 Uhr dämmert die Nacht heran. Um 6,30 Uhr ist's so dunkel, daß man die Hand nicht vor dem Auge sieht; das ist buchstäblich zu nehmen. Mit der Dunkelheit wächst die Spannung auf beiden Seiten, das ist verständlich: Zwischen den beiden Linien — meist in 500—700 Meter Abstand — liegt in tiefstes Dunkel und in unheimliches Schweigen gehüllt das Schußfeld mit seinen Geheimnissen und seinem Grausen. Die Geheimnisse sind die Minen, die Drahtverhaue, die Lauscherposten und die Fernpatrouillen, das Grausen sind die verwesenden Leichname, die seit Tagen und oft seit Wochen da draußen liegen. Es packt die Nerven, wenn eine Fernpatrouille zurückkehrt und den Körper eines vor Wochen auf Nachtpatrouille gefallenen deutschen Soldaten mitbringt. War er, als ihn die Kugel getroffen, sofort tot oder hat er lange gelitten? Er hatte seinen Mantel über den Kopf gezogen, gleichsam wie zum Schutz gegen die Unbill des Wetters, und seine ganze Haltung zeigte die Merkmale langen Kampfes mit dem Tode. Wir bereiteten diesem einsam und verlassen Gestorbenen vor unserer Linie ein christliches Grab — —

Oft ist's in der Nacht totenstill; meist aber wird diese Stille durchrissen von dem scharfen Knall der Gewehre, wenn Patrouillen aufeinander geraten. Neulich waren einige hundert Meter rechts von uns etwa hundert französische Pioniere unter Führung eines Offiziers mit zwei Maschinengewehren bis an den Drahtverhau herangekommen; aber sie wurden von unseren wachsamen Linien niedergemäht. Dreißig Leichname bezeichneten am Morgen die Stätte dieses Kampfes; der führende Offizier war vornübergefallen, sein blanker Degen hatte sich bis zur Hälfte in die Erde gebohrt.

Die Morgendämmerung begrüßt man mit einem Seufzer der Erleichterung. Am Tage verliert das Gefechtsfeld die Schrecken, die während der Nacht die Nerven peitschen. Im übrigen werden während der Nacht in bestimmten Zwischenräumen Leuchtkugeln abgeschossen, die mit ihrem wunderbaren Licht das Feld weithin bescheinen und alles Verdächtige grell beleuchten; alsbald

löst sich die nervöse Spannung und das Schießen läßt nach. Vor drei Tagen hatten wir Feuer von vorne und von der Seite bekommen und zwar so heftig, daß die Kugeln auf die Deckungen prasselten, wie der Hagel auf die Fensterscheiben. Unsere Schützen standen aber wie die Mauern und verloren die Ruhe nicht; wunderbarerweise wurde bei unserer Kompagnie niemand verletzt, bei der benachbarten Kompagnie gab's einige Verwundete; die Verluste in den französischen Gräben sind uns unbekannt geblieben.

Die Rückkehr vom Schützengraben bei der Ablösung hat oft etwas Sensationelles. Der Gegner kennt die Abmarschwege und „befunkt" sie trotz dem Dunkel der Nacht nicht selten mit Schrapnells. Das ist ungemütlich, und man freut sich, wenn man aus dem Feuerbereich ist. Diese nächtlichen Grüße aus der feindlichen Stellung herüber werden von unserer Artillerie meist prompt erwidert.

M. H.

Der Landwehrmann.

Stumm wartend steht ein Weib am Dorfesrand
Und blickt, das Auge von der Hand beschattet,
Die Gasse abwärts, wo am nächsten Eck
Der Bote kommt, der Feldpostbriefe bringt.
Ihr Kindlein nimmt sie auf und eilt
Dem Träger in dem blau und roten Rock
Entgegen, der die Karte schwingt und ruft:
„Frau, freut euch, euer Mann ist unversehrt!"
Den Blick nach oben, wo der Ew'ge thront,
Nimmt sie die Karte hin und murmelt leis
Ein Dankgebet dem Schlachtenlenker zu.
Dann liest sie rasch: „Der Tag war heiß und schwer,
Das Morden schrecklich, Freunde fielen rings,
Den traf's am Arm und den am Bein, und Fritz,
Mein Bruder, liegt mit einem Kopfschuß tot.
Doch ich, mein teures Weib, Gott Dank, ich lebe!"
Da jauchzt das Weib, und noch ein heißes Fleh'n
Steigt auf zum Himmel für des Mannes Wohl;
Dann herzt und küßt ihr einzig Kindlein sie
Und eilt froh mit der Nachricht heim:
Ihr Mann, der lebt! —

Weit drauß' im Feindeslande
Auf Posten steht der Landwehrmann und späht
Ins ungewisse Dunkel finstrer Nacht,
Dem Heer zum Schutz, das müd in Zelten schläft,
Da denkt er heim an Weib und Kind, und leis
Schleicht eine Träne sich ins Männerauge.
Wie wird sein Weib sich bangen jetzt um ihn!
Dann geht durchs Antlitz ihm ein Freudenschein:
Jetzt hat sie wohl die Karte, die er schrieb,
Und ist beruhigt, da sie weiß: er lebt.
Was war das dort? Ein Feuerblitz! Ein Schuß —
Der Landwehrmann sinkt lautlos in das Gras — —
Und in der Heimat liest das treue Weib:
„Doch ich, mein teures Weib, Gott Dank, ich lebe!"

Otto Wolf.

Der Pionier in der Front.

Die Nacht will dem Tage weichen. Die ersten Lichtstrahlen zeigen sich am Horizont. Da regt es sich im Pionierkasino zum Spanischen Reiter, so heißt nämlich das Quartier der zwanzig Pioniere, die dem **Regiment zur Verfügung stehen. Punkt 8 Uhr geht es in die Stellung. „Ah, unsere Pioniere," so werden sie von der Infanterie begrüßt; man weiß, was man an ihnen hat. Jeder geht zu seiner Arbeit. Die einen fertigen „spanische Reiter", die nachts vorgetragen werden, andere machen Unterstände oder leiten die Infanteristen dazu an. Wieder andere werfen Laufgräben auf oder pumpen die Gräben aus. So vergeht der Morgen und der Nachmittag. Die Nacht senkt sich herab. Jetzt beginnt die eigentliche Arbeit des Pioniers. Nach einem kurzen Imbiß aus dem Brotbeutel geht's an die Arbeit. Ein Schützengraben steht unter Wasser. Es soll ein neuer geworfen werden. Sobald das feindliche Feuer etwas nachgelassen hat, stehen die Pioniere mit dem Spaten auf der Deckung. Schnell macht sich jeder ein Loch, um nötigenfalls Deckung zu haben. Husch — husch, da ein Scheinwerfer. Alles liegt am Boden. Die Infanteristen halten den Atem an. Ob die eifrigen Arbeiter wohl bemerkt worden sind? Es scheint nicht, denn der Feind läßt nichts von sich hören. Der Lichtstrahl sucht weiter, und die Pioniere arbeiten weiter. Einige Male müssen sie noch von der Bildfläche verschwinden; doch gegen Mitternacht ist die Arbeit getan.

Eine kurze Pause, das letzte Stück Brot wird verzehrt; dann wieder an die Arbeit. Drahtverhaue müssen gezogen werden, und zwar so schnell wie möglich, denn der gute Mond hat auch sein Erscheinen schon angesagt, — Pfähle — Draht — Axt — alles zur Hand. Befehl für die Kompagnie: Nicht schießen, Pioniere sind bei der Arbeit! Schon hört man dumpfe Schläge. Gespensterhaft huschen die Gestalten über die Deckung. Kreuz und quer wird der Stacheldraht angezogen. Da eine Leuchtkugel. „Die armen Pioniere", denkt mancher aus dem Schützengraben. Doch diese haben die Leuchtkugel bemerkt. Alles liegt regungslos am Boden. Krach — eine Salve hallt übers Feld, eine zweite folgt. Dann wieder tiefe Stille. Schon sind die Drahtzieher wieder auf den Beinen und ruhig, aber schnell setzen sie ihre Arbeit fort. Hin und wieder fällt ein leises Wort zur Verständigung, und schon naht sich das Werk seiner Vollendung. Doch man hat das „ewige Licht" vergessen. Unerwartet hat der Mond sich zu seiner ganzen Größe gerundet. Da heißt es: Schluß machen! Alle springen in den Schützengraben, wo sie mit Fragen bestürmt werden. Keiner ist verwundet, und alle danken Gott, daß sie mit dem Leben davongekommen sind.

Der Morgen dämmert und die Pioniere rüsten sich zum Rückmarsch. Ungern sieht die Infanterie sie scheiden, doch sie weiß, bald kommt die Ablösung. Die Pioniere ziehen ihrem Heim zu, um sich am Tage von der Arbeit auszuruhen.

Am nächsten Tage gibt's andere Arbeit. Eine „Sappe“ (Laufgraben) soll bis zu einer Hecke 30 Meter vom Feind vorgetrieben werden. Da gibt es schwere Arbeit. Auf dem Bauche und auf den Knien muß gearbeitet werden. So vergeht der Tag, und der Abend zeigt sich schon. Da ein Donnern und Blitzen, als sei die Hölle los, die Engländer senden ihre Grüße. Sonst hört es immer bald auf, doch heute will es nicht enden. Wir können nicht weiter arbeiten und kriechen zurück. In der neuen Sappe liegen wir auf dem Boden und warten das weitere ab. Da ertönt der Ruf: Pioniere zurück! Auf Händen und Füßen geht's zurück. Eine kurze Strecke müssen wir über die Deckung. Ein Sprung — und schon sind wir im Schützengraben. Jeder ergreift sein Gewehr, pflanzt das Seitengewehr auf und stellt sich an die Schießscharte. Da kommt die Nachricht: die Engländer sind durchgebrochen. Genau beobachten, nach vorwärts und rückwärts!

So stehen wir zu zehn Pionieren an der gefährlichsten Ecke und erwarten von vorn und hinten den Feind. Jeder fleht im stillen zu seinem Herrgott und wartet dann in Ruhe das weitere ab. Doch vom Feinde wenig zu merken. Da — 30 Meter vor uns erhebt sich aus einem feindlichen Horchposten eine dunkle Gestalt. Ein Krach — zehn Schüsse trafen ihr Ziel. Trotz aller Gefahr sind wir neugierig geworden: Wer mag der kühne Gegner sein, der sich so nahe heranwagte? Zwei Mann schleichen sich vor und bringen das Koppel und das Gewehr eines Engländers mit. Allmählich erhalten wir Verstärkung auf unserem gefährlichen Posten. Doch die Engländer sind noch im deutschen Schützengraben. Am Morgen sollen sie durch Handgranaten hinausgetrieben werden. Kaum ist die Nacht dem Tage gewichen, da ertönt der Befehl zum Angriff. Handgranate auf Handgranate fliegt in den Schützengraben und die Engländer müssen heraus. Sie müssen über eine Straße. Da sind sie ein sicheres Ziel unserer Infanterie. Wohl kaum einer ist da von ihnen mit dem Leben davon gekommen. Die Pioniere haben ihre Arbeit getan und ziehen ihrem Heim zu, um die verdiente Ruhe zu genießen. So geht es Tag und Nacht. Das ist Pionierdienst in der Front.

„An der Weichsel gegen Osten“ . . .

Von einem Garde-Oberjäger.

L., 29. Nov. 1914.

Die tägliche Kilometerfesserei hat aufgehört, wir sind jetzt schon bald vierzehn Tage hier in dieser Gegend. Gestern Abend 6 Uhr kamen wir aus dem Schützengraben. Ich bezog mit meiner Inspektion eins von den kleinen dreckigen Häuschen, wir nennen sie Panjabuden, wo an den Wänden und in den Fugen und Ritzen Tausende von Schwaben oder Russen saßen. In einer Ecke steht ein gemauerter polnischer Herd. Alles Inventar, Bett, Schrank, Bank, Tisch, wurde rausgeschafft, damit mehr Platz zum Schlafen

ist. Dann wird Stroh geholt und einer legt sich in einer Reihe dicht neben den anderen. An jeder Seite der Stube liegt so eine Reihe, in der Mitte die Füße. So schlafen in der kleinen Stube 24 Menschen, im vollen Schmucke eines deutschen Kriegsknechts, angezogen mit Mantel, Leibriemen und Patronentaschen, und die Schwaben laufen einem über den Körper und die Läuse und Flöhe machen sich bemerkbar. Ich konnte es, nachdem ich eine Nacht da geschlafen hatte, hier nicht mehr aushalten und habe mich mit zwei Kameraden bei einem anderen Panje im Nebenhause einquartiert. Da haben wir drei auf dem Fußboden geschlafen, während der alte Panje mit seiner Matka in derselben Stube im Bett schliefen . . .

Im Schützengraben habe ich mit zwölf Mann keinen sehr angenehmen Posten. Es werden immer vier Mann zwei Stunden lang 1000 Meter vor unserer Stellung auf den vorliegenden Hügel gestellt, um den Feind zu beobachten, eine sogenannte Horchpatrouille. Wenn wir etwas unvorsichtig sind und die Nase etwas zu weit hinausstrecken, schicken uns die Russen gleich einige Bohnen rüber. Ich habe die Aufgabe, diesen Posten aufzustellen und zu instruieren. Die übrigen acht Mann und ich, wenn alles im reinen ist, liegen im Unterstand — eine unter dem Schützengraben befindliche Erdhöhle, die wir mit einem Ofen und Fenster recht wohnlich eingerichtet haben. Da müssen wir 24 Stunden aushalten. Das Abendbrot besteht aus Kommißbrot und Speck.

Am vorigen Dienstag hatten wir hier im Schützengraben ein Gefecht. Am Montag hieß es im Divisionsbefehl, die Russen zögen sich auf der ganzen Linie zurück. Infolgedessen wurde der ganze Graben nur vom 2. Zuge besetzt, während der 1. und 3., zum letzteren gehörte ich, im nahen Dorfe Alarmquartier bezogen. Um 4 Uhr morgens ruft einer in die Stube hinein: „Vierte Kompagnie, um 5,20 Uhr antreten zum Abmarsch." Wir hatten also gemütlich Zeit zum Essen. Da fallen ab und zu in der Gegend von unserer Stellung einige Schüsse, aber es wird immer stärker, schließlich schlagen die Kugeln auch schon im Dorfe ein. Wir traten in aller Eile heraus, nichts Gutes ahnend. Im Laufschritt ging es zur Stellung, die kaum 400 Meter hinter dem Dorfe liegt. Im Laufen steckten wir das Seitengewehr auf und wir kamen gerade in dem Augenblicke, wie die Russen unseren Graben stürmen wollten. Die Russen schrien beim Sturmangriff hussa oder husse, sie schossen wie besessen in das Dunkel hinein. Als wir die Russen alle an einem Felsen zusammengedrängt hatten, und für sie kein Ausweg mehr war, nahmen wir sie gefangen. Ich habe mit 12 Schützen 280 Mann nach Zarki gebracht. Von der Kompagnie haben 15 Kameraden dabei den Heldentod gefunden, über 20 wurden dabei schwer verwundet. Unsere Toten haben wir an derselben Stelle begraben, daneben die Russen. Die anderen Kompagnien kamen erst, als alles vorbei war, und mittlerweile war es auch hell geworden. Am anderen Tag fiel der erste Schnee, und jetzt liegt schon auf den Gräbern eine dicke Schneedecke. [Schreiber dieses Feldpostbriefes wurde für seinen Russenfang mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.] P. Sp.

Die Etappe.

Nicht ganz Krieg und nicht ganz Friede,
Eignes Land mit eignem Liede,
Schlachtlust nicht, nicht Heimatglück,
Und von beiden doch ein Stück,
Liegst du an der Kriegsflut Strand,
Freundliches Etappenland.

Ziehn und stampfen die Kolonnen,
Stehst du oft von Traum umsponnen,
Schaust den jungen Kriegern nach,
Wie sie ziehn zum Erntetag . . .
Reichst noch einen Blumenstrauß —
Zimmerst dann ein Totenhaus.

Wenn die Donner draußen dröhnen,
Lauschst du deiner Kranken Stöhnen . . .
Hörst des Sieges Hurra nicht,
Nur den Ruf der ernsten Pflicht:
Stille Arbeit Hand in Hand,
Ist dein Los, Etappenland.

Horch, ist das ein Zimmern, Bauen,
Wirst du deinen Augen trauen?
Was des Krieges Sturm verweht,
Aus den Trümmern aufersteht.
Feindesland und Schlachtgefild
Wandelt sich zum Friedensbild.

Und dann wieder Stampfen, Schreiten,
Ewiges Vorübergleiten,
Menschen, Pferde, immerzu.
Vaterland, wie groß bist du!
Und das Lied im Echowehn:
„Heimat, gibt's kein Wiedersehn?"

Draußen wild die Autos tuten,
Auf zum Kämpfen, auf zum Bluten!
Schallt's Etappe auf und ab,
Ueber Leben hin und Grab,
Jugendfroh und todesbleich
Für den Kaiser, für das Reich!

Friedrich Muckermann.

Aus Der Landsturm, Feldnummer 4 vom 1. November 1914, in Bouziers erscheinend. (Vergleiche Seite 172.)

Beim Kölner Landsturm.

Anfang Oktober 1914.

Samstagabend 7 Uhr; da meldet das Telephon: „Das Bataillon steht Sonntagmorgen 6 Uhr zum Verladen am Bahnhof." Das schlug wie eine Bombe ein. Am Morgen hatte ich mit meiner Landsturm-Kompagnie noch eine Felddienstübung abgehalten, alles im schönsten Frieden, und nun sollte das Bataillon ganz plötzlich in elf Stunden schon am Bahnhof sein, der zwei Marschstunden entfernt war. Unsere Kompagnie erhielt erst um 2.30 Uhr den einzigen Dienstanzug, den wir mitnahmen, geliefert; noch nichts war angepaßt, und doch waren wir um 4 Uhr in der Nacht marschbereit. Wir hatten uns den Auszug aus unserer guten alten Vaterstadt so schön vorgestellt. Wir hatten Geld für vier Trommeln und vier Pfeifen gesammelt, und mit Sang und Klang wollten die alten Landstürmer — es sind alles „Jungens" von 39 bis 45 Jahren — nach Frankreich ziehen, und nun schlichen wir im Dunkel der Nacht über die Brücke; die Scheinwerfer arbeiteten fieberhaft und gespenstig am pechschwarzen Himmel; empfindlich kalt war es und die Stimmung entsprechend; aber dennoch: alle hatten Blumen und Fähnchen am Gewehr, und der Jubel war unbeschreiblich, als es sicher wurde, daß wir nach Frankreich sollten.

Am Bahnhof war das Leben bald recht „kölsch“. Man sollte nicht glauben, daß Familienväter ins Feld rückten, vielleicht für viele Monate, wenn auch nicht direkt in die Front, so doch gleich dahinter. Ein paar Jungens von der S . . . straße nahmen ein ganzes Kölner Hänneschen mit: der Bestevader, der Tünnes, der Schääl, et Hännesche, der Mählwurm un et Marizzenbell — alle waren da, und vom Waggon aus gaben sie die erste Vorstellung. Et Hännesche erzählte, was es alles mit den Franzosen anfangen wolle, daß es aber, wenn es mit denen fertig sei, unbedingt nach England wolle, um endgültig Ruhe zu kriegen. Das Publikum war äußerst dankbar. Nach und nach kamen ganze Prozessionen von Frauen, Kindern, Müttern und Großvätern, um den stolzen Kriegern Lebewohl zu sagen; viele weinten, wenn sie aber zu unserem Hänneschen kamen, dann war die Trauer vorbei, und alles lachte sich den Trennungsschmerz fort. Endlich war alles verpackt, und der riesige Zug, der über 1000 Menschen mit der ganzen Bagage fortbrachte, zog langsam an, wohin, wußte noch niemand, auch der Bataillonskommandeur nicht.

Den ganzen Tag keuchte die Maschine bergauf, bergab. Gegen Mitternacht ging es über die erste Grenze; endlich um 6 Uhr überschritten wir im dicksten Nebel die französische Grenze bei der Festung Longwy und waren sofort im Kriege. Von der Bahn aus sahen wir ein zusammengeschossenes Fort und verbrannte Häuser; wir hielten aber nicht hier, sondern erst um 9 Uhr in der Stadt Longuyon, wo wir blieben.

Der Dienst ist stramm, aber die Landstürmer sind mit Freude bei der wichtigen Arbeit. Trotzdem es diese Nacht ganz bitter kalt war und niemand eine Decke hatte, war doch alles um 6 Uhr zur Stelle und kräftiger deutscher Gesang schallte durch die Wälder. Heute mittag teilte mir ein aus der Stadt kommender Offizier mit, daß zwei Forts der Stadt Antwerpen gefallen seien. Sofort rufe ich über den weiten Arbeitsplatz: „Achtung, zwei Forts von Antwerpen sind gefallen!“ Und dann erschollen sofort aus 200 Landsturmkehlen die Hurras durch das Flußtal über die Waldberge hinweg, wie sie begeisterter auf Frankreichs Erde nicht erdröhnen können.

19. Oktober 1914.

Das ist aber mal ein Festtag, fast möchte ich sagen ein richtiges, großes Bescheerungsfest; die Leute haben Tränen vor Freude geweint. Seit drei Wochen sind wir Landstürmer von Köln fort und noch keiner von den Mannschaften ist aus den Kleidern gekommen, noch keiner hat in warmem Wasser seine paar Sachen waschen können. Tagtäglich wird morgens um 6 Uhr zum Bahnbau eine Stunde weit fortmarschiert und abends um 6.30 Uhr kommen die Mannschaften erst wieder zurück; sie sehen die Baracken nur bei Dunkelheit. Nur Sonntags kommen sie gegen 4 Uhr nachmittags nach Hause, und gestern an einem Sonntag, kamen glücklich die Sachen an. Ich benutzte die

erste Gelegenheit, um zum Bahnhof zu kommen, und sah nun die vollen Waggons, welche Decken, Leibbinden, Handschuhe und auch andere Sachen brachten. Schleunigst lief ich zu meiner Baracke und ließ einen Handwagen für die Offiziere, die hier zusammenwohnen, heranschleppen. Das Bataillon hatte schon zwei Pferdewagen herangeholt, und es wurden über 650 Pakete ausgeladen. Im Trabe ging es zum Lager, wo jedem sein Paket auf seine Schlafstelle aufgebaut wurde. Dann ging ich hinaus zum Bahnbau und verkündete, daß die Pakete und die Decken angekommen seien. Das Hurra war genau so kräftig und begeistert, wie bei der Einnahme von Antwerpen. Die Arbeit „fluppte“ nur so und das Mittagessen schmeckte schon im voraus besser. Das Essen hatte sich um eine Stunde verspätet, weil die Eßwagen zuerst die Pakete befördert hatten. Das wurde natürlich großmütig verziehen. Um 3 Uhr ging es im Laufschritt zum Lager. Während es sonst von hinten immer schallt: „kurztreten“, hieß es heute in einem fort: „aufgehen“.

Oben im Lager war die Freude unbeschreiblich. Sofort wurde ausgepackt und nun begann das große Geschenkfest. Viele Kerzen waren mitgekommen, die außerordentlich angenehm waren, weil kein Petroleum mehr vorhanden ist. Ueberall wurden die einzelnen Sendungen besichtigt, besprochen, vertauscht und geteilt; die armen Kerle, die nichts gesandt erhalten hatten, bekamen von den andern mit und ganz besonders von den Liebesgaben. Die einzelnen Liebesgaben sind ganz rührend, besonders die von den Schulen. Auf jedem Paar Strümpfe steht der Name des kleinen Mädchens, das sie strickte, mit einem famosen Spruch und dem Versprechen, für den tapferen Soldaten zu beten und dann der Bitte um eine Feldpostkarte. Jeder Empfänger wird sie gerne senden. In manchen Strümpfen und in den Leibbinden sind die Gedichtchen im Innern angenäht, womöglich noch mit einem Päckchen Tabak; die kleinen Jungens haben Zigarren in Bläschen gespendet. Einer legte seinem Bläschen einen halben Bleistift und einen Radiergummi bei. Die Schulen haben uns manche Tränen gestohlen und die Gedichtchen sind ganz köstlich. Eines heißt:

Diese Socken schick' ich ein,
Sie sollen für einen tapferen Krieger sein.
Täglich bet' ich zum Schöpfer der Welt,
Daß er dich und deine Kameraden erhält,
Daß er dich führe in die Heimat zurück,
Zu deinen Lieben ins häusliche Glück.

Und ein anderes:

In diesen Socken
Wirst du die Feinde locken,
Verhaue ihnen die Sohlen;
Du aber sei Gott befohlen.

Ganz rührend schickte eine Lehrerin ein Dutzend schöne, teure Handschuhe; sie will nicht einmal ihren Namen verraten. Allen Spendern wurde ein kräftiges, dankbares Hoch dargebracht.

Der gestrige Sonntag ist leider zu Ende. Heute geht die Arbeit noch einmal so gut von statten, und alles ist noch glückselig. Bei der sehr harten

und anstrengenden Arbeit, die tagaus, tagein gleichmäßig ohne Pause fortgeht, leiden die Leute fast genau soviel, wie die in der Front und in den Schützengräben; dabei haben wir aber nur die älteren Leute von 40 bis 45 Jahren. Ein Glück, daß jetzt Decken da sind und dadurch nachts ein Entkleiden möglich ist, solange die augenblickliche Witterung noch anhält. Die Mannschaften liegen dichtgedrängt aneinander, 200 bis 300 Mann in den paar zerschossenen Baracken, die allmählich wieder benutzbar gemacht worden sind. Der Fußboden ist aus Stein, und Oefen kann man wegen der üblen Gase nachts nicht brennen. Heute morgen zogen wir wieder mit Musik um 6 Uhr aus durch die zerstörte Stadt.

Wir arbeiten unverdrossen an dem recht schwierigen Bahnbau, der einen zerstörten Tunnel ersetzen soll, zwei Brücken über die Ch. und kolossale Erdbewegungen verlangt. Das Tal liegt mitten in den Schlachtfeldern, wunderbar idyllisch. Schwere Granaten haben allenthalben in den Fluß und in die Wiesen anderthalb bis zwei Meter tiefe Löcher gerissen, dicke Bäume umgeschossen und den Bergabhang ganz besät. Oben geht die Chaussee nach M. und S. vorbei. Fortwährend ziehen dort neue Landwehrbataillone vorüber, und ohne Unterbrechung keuchen die schweren Autos den Berg hinauf. Wenn wir abends an den Massengräbern vorbei in das Lager marschieren, scheint der Mond wieder wie morgens beim Ausmarsch. Heute gegen Abend kam gerade das neueste Extrablatt mit einem Auto an. Ich ließ die Kompagnie halten und las ihr das Telegramm über die Niederlegung der Kölner Domtürme und die Zerstörung des Kölner Hauptbahnhofes vor! Riesiges Gelächter folgte. Der erste Witzbold der Kompagnie fragte: „Jo, Herr Leutnant, wo steige mir dann uhs, wammer no Huß kumme?“ Als ich meinte „in Nippes“, lachte wieder alles, und für den Abend war Gesprächsstoff da.

Dr. E. W.

Proviant- und Munitionszufuhr im Felde.

„Keine Suppe im Magen, kein Pulver im Wagen, die Gewehr' ohne Schuß, das gibt nur Verdruß.“ Dieses alte Soldatenlied kennzeichnet, wie wertvoll eine geregelte Zufuhr von Munition und Proviant für die kämpfende Armee ist. Einer der wichtigsten Teile in der Verwaltung einer Armee ist nun der, der sich mit der Lebensmittelzufuhr befaßt, die Intendantur. Soweit nicht die Vorräte aus der Heimat nachgeschoben werden, müssen sie aus den Produkten der eroberten Gebiete ersetzt werden, und so gehört es zu den ersten Aufgaben der Intendanturbeamten, Lebensmittelvorräte in eroberten Städten und Festungen aufzusuchen, selbst wenn der betreffende Ort noch unter schwerstem feindlichen Artilleriefeuer steht. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß der Feind die ihm abgenommenen Stellungen, soweit sie im Bereiche seiner Artillerie stehen, stark beschießt. Viele Intendantur-

beamten sind denn auch schon in Ausübung ihrer Pflichten den Tod fürs Vaterland gestorben, und so mancher unter ihnen ist auch schon Ritter des Eisernen Kreuzes beider Klassen geworden.

Sämtliche Vorräte werden alsbald in festen Proviantämtern untergebracht, die in Ortschaften errichtet werden, welche bereits seit langem in unseren Händen sind. In solch einem festen Proviantamt befinden sich nun ungeheure Vorräte von Mehl, Fleisch- und Gemüsekonserven, gedörrtem Obst usw. Eigens errichtete Feldbäckereien sorgen für Ergänzung der Brotvorräte. In früheren belgischen Garnisonen sind aber auch noch gut erhaltene Garnisonbäckereianlagen gefunden worden, die wieder instand und in Betrieb gesetzt wurden, so beispielsweise in Löwen, Brüssel, Gent usw.

Den festen Proviantämtern sind sogenannte fliegende Proviantämter unterstellt, die aber oft selbst noch in der Feuerzone liegen, und die noch oft genug Verluste bei Ausübung ihrer wichtigen und unentbehrlichen Tätigkeit erleiden. Die Aufgabe dieser fliegenden Proviantämter besteht darin, den schweren Proviantkolonnen die verlangten Vorräte zuzuweisen, die ihrerseits diese dann auf die verschiedenen leichten Kolonnen verteilen. Weiterhin müssen auch die oft sehr zahlreichen Gefangenen gespeist werden, die auf dem Abtransport sich befinden. Die fliegenden Proviantämter sind meist auf Bahnhöfen untergebracht und versehen da auch noch den Verpflegungsdienst der Verwundeten und durchfahrenden Ersatztruppen.

Ziehen die Proviantkolonnen durch größere Städte, so ergänzen sie ihre Vorräte durch baren Einkauf, und da ihre großen Bagagewagen noch mancherlei mitnehmen können, so werden noch „Luxus-Artikel“, wie Seifenvorräte, Toilettenartikel, Handtücher und vor allen Dingen Tabak und Zigarren angekauft, die dann draußen in der Gefechtsfront den ihres „Habs und Guts“ beraubten Kriegern gegen billige Münze abgetreten werden. Mit welcher Ungeduld eine solche Kolonne erwartet wird, kann nur der ermessen, der schon einmal, abgeschnitten von jeder Zufuhr, zwölf Tage Wasserrüben gegessen hat, und zwar als einzige Nahrung, und sich ebenso lange den Luxus einer Zigarre verkneifen mußte. Daher erscheinen die gedeckten Planwagen, wenn sie in der Ferne auftauchen, als Erlösung, und Wetten werden abgeschlossen, ob sie für die Abteilung bestimmt sind oder, ob sie, gleich einer schönen aber grausamen Fata Morgana, weiterziehen werden, um andere zu beglücken. „Sie kommt doch nicht zu uns,“ wagt einer wehmütig zu unken. Sofort wird der „Miesmacher“, je nach Rang und Stand, zurechtgewiesen. Aber sie kommt und sie ist da und „freudig umringt sie die jubelnde Schar“. Und trotz des feindlichen artilleristischen Nachmittagskonzerts werden die guten Gottesgaben abgeladen und bald in Angriff genommen.

Die gesamte Organisation der Zufuhr, sowohl für den Proviant als für die Munition, untersteht dem Kommandeur der Munitionskolonnen und Trains. Wenn auch die Proviantzufuhr, wie geschildert, zu den wichtigsten Dingen einer kämpfenden Armee gehört, so ist der Munitionsersatz, und zwar vornehmlich für die Feldartillerie, fast noch wichtiger. Während für die großen

Mörserbatterien die Munitionszufuhr je nach Kaliber und Beschaffenheit der Batterie erfolgt (bei der festen Batterie der 42=Zentimeter=Gamma=Geschütze beispielsweise auf Feldbahnen wie die Geschütze selber), vollzieht sich die Ergänzung der Munition für die Feldartillerie in der Art, daß die Munitionskolonnen an den Panzer= und Munitionszügen die Stückkästen in Empfang nehmen und von da sofort in die Feuerstellung bringen. Die genauen Angaben, wo die Munition abgeholt und wohin sie gebracht wird, erhält der Befehlsempfänger bei der Division. Sobald die Munition telephonisch oder durch Motorfahrer angefordert ist, wird der Kommandeur der Munitionskolonne, der seinen „Amtssitz" gewöhnlich im Generalkommando des betreffenden Armeekorps hat, telephonisch sofort benachricht, der gleichfalls drahtlich sofort alle erforderlichen Maßnahmen trifft. Die Munitionskolonne, die dann den Auftrag erhält, rückt sofort ab und versucht auf schnellstem Wege zur Feuerstellung vorzudringen. Es kommt oft vor, daß durch Verrat der feindlichen Bevölkerung mittels unterirdischer telephonischer Leitungen dem Feinde das Herannahen einer starken Munitionskolonne gemeldet wird, und schon nach kurzer Zeit wird die Straße unter schweres feindliches Artilleriefeuer genommen. Nun heißt es, aus dem feindlichen Feuerbereich zu gelangen, um die wertvolle Ladung zu retten. Also querfeldeinwärts! Die Pferde eines Munitionswagens werden durch ein Schrapnell getötet; kurz entschlossen werden die Stränge durchgehauen und der Wagen an den vorderen angekuppelt und ins Schlepptau genommen. Nur schnell vorwärts! Auf dem weichen Wiesenboden sinken die Wagen ein. Menschen und Tiere arbeiten furchtbar. Aber es muß gehen; endlich erspäht man die in Feuerstellung aufgefahrenen Geschütze. Mit letzter Anstrengung hin und abgeladen. Kaum fertig, und sofort wieder umgekehrt und frischen Vorrat geholt. Es heißt nun, alle Gefahren und Beschwerden noch einmal durchmachen ohne jedes Verschnaufen. Von den Munitionskolonnen wird das Schwerste verlangt, denn schon so manches Gefecht und so manche Schlacht sind durch das rechtzeitige Eintreffen der Munition entschieden worden.

G. G.

Feldzeitungen.

Am Sonntag, den 11. Oktober 1914 erschien auf erobertem französischem Boden, in Vouziers, die Nummer 1 des „Ersten und letzten Jahrganges" einer Feldzeitung, betitelt: „Der Landsturm. Einziges deutsches Militärwochenblatt auf Frankreichs Flur. Satz und Druck von der Landsturmfirma Berger, Rauch, Vogt und Ludwig, sämtlich aus Leipzig."

Die Erklärung dieser überraschenden Vermehrung des deutschen Blätterwaldes gibt folgende Mitteilung des in Köln und Leipzig bestens bekannten Rechtsanwalts Dr. Schrömbgens: „Die von mir geführte 3. Kompagnie des 1. sächsischen Landsturm=Bataillons Leipzig ist unter die Verleger und Redakteure gegangen. Es wird Sie gewiß interessieren, dieses Zeitungskuriosum zu erhalten."

Der Inhalt dieser vierseitigen ersten Feldnummer besteht zunächst aus einem begeisterten Leitartikel über den Landsturm, von weiten geschichtlichen und staatsrechtlichen Gesichtspunkten ausgehend, in dem wir wohl den Schwung des Herrn Kompagnieführers wieder zu erkennen glauben. Der Schluß sei angeführt:

Diese große Zeit, die mit ihrem Sturmesbrausen allen Staub und alle Asche von unserem Herzen blies, sie hat uns aber nicht nur das unüberwindliche, weil seiner selbst und seiner Kraft bewußte Volk in Waffen, sie hat uns auch das einige Volk in Waffen gebracht. Wie halten sie zu Hause alle zusammen, Reich, Gemeinden, Geschäft und Einzelne, um alle Not zu lindern, die den oder jenen aus den unausbleiblichen vorübergehenden Unbilden des Krieges treffen könnte! Und wir vom Landsturm! Was hat sich nicht alles von Berufen in unseren Kompagnien versammelt! Hier der Jurist, da der Fabrikant, hier der Photograph, da der Kaufmann, hier der Professor, da der Arbeiter. Und was sind wir jetzt? Kameraden! Kameraden schlechthin!

Ein einig Volk auch von oben bis unten! Herr Gott, seht doch hin auf die anderen Völker! Wo seht ihr deren Fürsten in der Front? Und bei uns! Wie einst in den größten Zeiten Deutschlands, als die Herzöge mit eigener Hand die Sturmfahne des Reiches im Kampfgetümmel vorantrugen! Ja, das ist ja alles wieder da, es ist kein Märchen, kein Traum, es ist die wunderbarste, wunderschönste Gegenwart. Unsere Fürsten in vorderster Kampflinie. Ihr Blut vermischt sich mit dem des Volkes. Blut ist der festeste Kitt, und in den Wehen dieser Schlachten wird geboren das ganze einige Volk auch im Frieden.

In einem Aufsatz „Stille Helden" beschreibt einer der „Redaktöre" Erlebnisse mit durchpassierenden Verwundeten, ihre Kampfbegeisterung, ihren forschen Mut, ihren Wunsch, rasch wieder zur Front zu kommen. Aber auch wertvolle Kleinarbeit leisten sie selbst, die trefflichen Landsturmleute. Sie haben dort in Vouziers (es liegt an der Aisne, etwa 53 Kilometer vor Reims) eine private Verpflegungs- und Verbandsstation eingerichtet. Was sie leistete, zeigen mit berechtigtem Stolz die nachstehenden Ziffern auf Seite 4 des Blattes. Vom 9. bis 30. September erhielten 47 794 (!) Personen eine aus Fleisch, Gemüse und Kartoffeln bestehende Mahlzeit. Im selben Zeitraum wurden dort 2457 Leichtverwundete verbunden.

Ein Bravo den wackeren Sachsen und unseren kollegialen Glückwunsch für das kräftige Gedeihen des neuen Pressesprößlings, der laut Wortlaut einer Anzeige „unter schmierigen Verhältnissen" erscheint!

Nach späteren Mitteilungen erschienen bis zum 8. November 1914 fünf Nummern des „Landsturm" in Auflagen von 3000 bis 8000 Stück. Der Druck erfolgte in einer verlassenen Zeitungsdruckerei von Vouziers; die Schriftleitung besorgten die Oberleutnants Schrömbgens und Mayer und Leutnant Singer. Das lebhafte Interesse, das dem Blatte entgegengebracht und das u. a. auch vom Kronprinzen von Sachsen geteilt wurde, hatte zur Folge, daß ihm auch nach Verlegung der Kompagnie an einen anderen Standort das Weitererscheinen ermöglicht wurde. Der „Landsturm" fand auch auf dem östlichen Kriegsschauplatze und im Reiche zahlreiche Leser, sogar in Oesterreich, der Schweiz, den Niederlanden und Amerika erwarb er sich Freunde. (Bis zum 1. April 1915 konnten fünf weitere Nummern erscheinen, die letzte in einer Auflage von 13000 Stück.)

Am 11. Oktober 1914 erschien auch die erste Nummer einer anderen sauber gesetzten und gut gedruckten Feldzeitung, betitelt: „Der Landsturm-Bote von Briey. Kriegszeitung. Herausgegeben von Hauptmann Rolfs I. Landsturm-Bataillon Metz. Setzer und Drucker: die Landsturmleute Gefreiter Alexander und Musketier Dorvillé. Erscheint ziemlich unregelmäßig und so lange wir hier sind. Preis der Nr. 5 Pfg. (zur Deckung der Papierkosten; Ueberschüsse sind für milde Zwecke bestimmt). Nr. 1. Briey, Sonntag den 11. Oktober 1914." Das Blatt trägt am Kopf die Bemerkung: „Wir würden lieber mit deutschen Buchstaben drucken, aber die Franzosen haben keine und das Bataillon liefert keine." Der Inhalt der vier Quartseiten bringt amtliche Kriegsberichte und einen die Kriegsbegeisterung der braven Landsturmleute anfeuernden Leitartikel. — Von sonstigen Feldzeitungen sind uns noch bekannt geworden die Liller Kriegszeitung und eine Kriegszeitung für das ** Armeekorps, gedruckt in Menin an der belgisch-französischen Grenze, nördlich von Tourcoing-Roubaix, vier Seiten stark und dreimal wöchentlich erscheinend. Alle diese kleinen Preßerzeugnisse, die den Geist der Kameradschaftlichkeit pflegen und dem ersten Bedürfnis nach neuen Nachrichten bis zur Ankunft der Zeitungen aus der Heimat dienen, sind ein erfreuliches Zeichen für die geistige Regsamkeit unserer Truppen im Felde.

IV. Die Stimmung im Heere.

Zuversicht.

In roten Flammen steht der Wald,
Der wilde Wein in Gluten,
Nun kommt das große Sterben bald ...
Das herbstliche Verbluten.

Und mag's! Es bleibt doch nimmer so,
Wir werden's überdauern;
Es kommt der Frühling finkenfroh
Nach Sturm und Regenschauern.

Ein Symbolum! — Auf Gott wir bau'n
In dieses Weltbrands Brünsten,
Durch Blut und Eisen wir uns hau'n
Trotz List und Lügenkünsten.

Kosaken, Turkos, Sikhs zum Trotz,
Zuaven und dergleichen ....
Im Schutze unser's alten Gott's
Steh'n stolz die deutschen Eichen.

Sinkt Blatt und Zweig und mancher Ast
Gefällt von Blitz und Schlossen ....
Dennoch! Germania, du hast
Gott selbst zum Bund'sgenossen.

Dein Recht, sein Recht! So muß der Sieg
Aus deinen Schwertern sprühen,
Ein Reicheslenz nach heißem Krieg
Um deine Stirne blühen.

Wigbert Reith.

Die seelische Kraft als Voraussetzung des Sieges.

23. November 1914.

In dieser ernsten Kriegszeit, da das deutsche Volk sich gezwungen sieht, unter höchster Kraftaufbietung die Grenzen und die Weltaufgabe seines Vaterlandes, die im Frieden erworbenen geistigen und materiellen Güter gegen

eine Uebermacht ränkevoller Feinde zu verteidigen, gewinnt eine fortgesetzte Reihe merkwürdiger Erscheinungen aus der Kriegsgeschichte der letzten zwanzig Jahre eine lehrreiche und darum besondere Bedeutung. 1896 in der Erythräa unterlagen — genau wie elf Jahre früher in Tonking — moderne Repetiergewehre uud Geschütze gegenüber verrosteten Steinschloßgewehren, Pfeilen und Lanzen, deren Träger entflammt waren von der Begeisterung, mit der sie den heimischen Boden verteidigten. 1899 in Südafrika traf das gleiche Schicksal wohlausgebildete, von tapferen Offizieren befehligte Berufssoldaten gegenüber oft an Zahl geringeren, eilig zusammengerafften, bewaffneten Bürgergarden, deren vom Pflug geholte Anführer sie im Wirtschaftskittel zum Sturme führten, wiederum vermöge der Kraft, die ihnen die Liebe zu Vaterland und Freiheit einflößte.

1904 ergriff eine kleine Armee von zunächst nur 33 Bataillonen, 9 Eskadrons und 23 Batterien eines bis dahin kaum beachteten asiatischen Inselvolkes, dessen Soldaten schon hinsichtlich ihrer physischen Unansehnlichkeit vielfach als minderwertig angesehen wurden, die strategische Offensive gegen eine europäische Großmacht, die um diese Zeit bereits mehr als 200 Bataillone, 178 Eskadrons und 68 Batterien mobilisiert hatte. Die tollkühne Offensive des Schwächeren führte zur schließlichen Vernichtung des Gegners, dem es allzusehr an den moralischen Faktoren zum Siege fehlte.

1911/12 vermochte auf dem blutgetränkten Saume der tripolitanischen Küste eine bis zum Aeroplan modern ausgerüstete Armee trotz ihres hervorragend tüchtigen und schneidigen Offizierskorps in einem einjährigen Ringen mit schlecht bewaffneten und ausgerüsteten Stämmen Afrikas, die aber für ihren Glauben und ihre Freiheit zu kämpfen glaubten, nur wenig über den Wirkungsbereich ihrer schweren Geschütze vorzudringen.

Endlich in den letztjährigen Kriegen auf dem Balkan ergaben sich Ueberraschungen, welche wahrlich nicht allein auf das jeweilige Maß der militärisch-organisatorischen Vollkommenheiten der Gegner zurückzuführen sind.

Und doch haben alle diese Kampfentscheidungen im wesentlichen nichts Neues gebracht, sondern stets nur von neuem den schon von Napoleon I. so überaus hoch eingeschätzten Wert der moralischen Faktoren im Kriege bestätigt. In all den Jahrtausenden, in denen wir vom Kampf und Streit der Menschen historische Kunde haben, sind von allen auf die Kampfentscheidung Einfluß nehmenden Faktoren nur die Waffen andere geworden. Die übrigen Faktoren, wie das Gelände, die Einflüsse von Wind und Wetter, von Tag und Nacht und vor allem der Mensch selbst, sind im großen und ganzen unverändert geblieben. Der römische Legionär, der deutsche Landsknecht, der friderizianische Grenadier, der Kanonier Nelsons, der moderne Infanterist und Matrose, sie alle werden in den gleichen körperlichen Organen von den Anstrengungen, Leiden und Schrecken des Krieges betroffen, die an ihren Nerven, richtiger an ihrer seelischen Kraft rütteln. Das Schlachtenglück wird stets jenem Volke lächeln, dessen Herren bis zum Schluß die höhere seelische Potenz innewohnt. Darum gehen auch, hauptsächlich im deutschen

Heerwesen, alle Lehren der Taktik stets darauf hinaus, diese innerliche Kraft der eigenen Truppen zu heben und die der Gegner zu mindern oder zu brechen.

Die höchste seelische Rüstung kämpfender Völker umfaßt zunächst den gerechten Grund des Kampfes und den unbedingten Glauben daran, auf dem das zuversichtliche Vertrauen auf Gottes Hülfe begründet ist, das aber seinerseits wieder einen lebendigen Gottesglauben voraussetzt; daneben heiße Liebe zum Vaterlande und felsenfestes Vertrauen auch in die eigene Kraft. Daraus erwächst das nicht zu erschütternde Pflichtgefühl und der eiserne Wille zum Sieg.

Diese Bedingungen sind gewiß nicht überall gleichartig entwickelt, sie sind verschieden namentlich nach Rasse und Religion, nach Geschichte und Staatsordnung. Aber im ganzen genommen müssen sie vorhanden sein. Und wo die seelische Kraft, die zur Selbstaufopferung befähigt, jeweils am größten ist, da ist die wichtigste Voraussetzung des Sieges gegeben, und die Geschichte zeigt, daß diese innere Rüstung und Stärke bis zu einem gewissen Grade die äußere Ueberlegenheit auszugleichen vermag.

Eines ist sonnenklar: die seelischen Kräfte einer Truppe auf dem Schlachtfelde halten um so länger stand, je eherner die Bande der Manneszucht, der Disziplin und des Pflichtgefühls sind, die in den jeweiligen Krisen der Gefechte die Massen zusammenhalten, je fester der Kitt der Zusammengehörigkeit und der Ueberlieferung in den Regimentern Mann an Mann fesselt, und schließlich, je hingebungsvoller und begeisterter die Herzen für das Vaterland schlagen. Unsere modernen Kampfmittel und ihre Anwendung haben die Welt in Erstaunen gesetzt. Doch nicht sie allein sichern uns den Sieg. Nur wenn wir uns das seelische Uebergewicht, auf dieser Grundlage den eisernen Willen zum Sieg bis zum Ende erhalten, dann siegen wir. Keine Wechselfälle, keine Unbilden, auch nicht langwierige, nur mühsam mit geduldiger Beharrlichkeit zu besiegende Schwierigkeiten dürfen uns erschüttern, dürfen unsere Spannkraft lähmen; wir müssen aushalten und dazu besonders die seelische Kraft in stählerner Härte behalten. Dazu beizutragen ist Pflicht eines jeden einzelnen, sei er daheim oder im Felde. Auch daheim ist man in der Lage, durch geeignete Einwirkungen die seelische Stärke unserer tapferen Krieger zu erhalten und so beizutragen zu dem glücklichen Ausgang des Kampfes, den wir nicht allein erhoffen und ersehnen zur Erhaltung unseres alten Waffenruhmes, den wir auch erzwingen müssen, wenn wir unsere ererbten und errungenen Güter, sowie unsere Weltmachtstellung erhalten wollen. Darum ihr, die ihr Einfluß habt auf unsere Männer und Söhne, die vor dem Feinde stehen, tragt soviel ihr könnt bei zur Erhaltung ihrer seelischen Stärke, laßt nicht nach in der Fürsorge und Ermunterung, schickt ihnen geeignete, den Geist anregende, das Herz erfrischende, auch gesunde religiöse Lektüre; quält sie nicht durch Klagen und Sorgen, die ihr Herz erweichen und ihre seelische Spannkraft erschüttern können. Sittliche Größe zeigt jeder einzelne, welcher selbst im herbsten Schmerz in Selbstbeherrschung stark ist. Laßt auch

opferfreudig und stolz eure Söhne zum zweiten und dritten Male ins Feld ziehen, wenn sie, genesen von erster Verwundung, wieder zur Fahne gerufen werden. Ja, es sind Opfer, die ihr bringt, aber sie sind für euch selbst, für uns alle gebracht. A. O.

Die Stimmung im Heere.

Von Dr. Hemmann.

Von der lothringischen Grenze,
Ende Oktober 1914.

Ich werde in Briefen von Bekannten und Freunden aus Altdeutschland so oft gefragt nach der Stimmung im Heere.

Darauf gebe ich, gestützt auf die täglichen Beobachtungen, regelmäßig zur Antwort:

„Glänzend!“

Nicht etwa, um ängstliche Schwarzseher zu beruhigen oder anderen, die jedem Siegestelegramm entgegenfiebern, im voraus eine Abschlagszahlung auf ihre Rechnung zu machen — nein, weil einfach die ungemachte, natürliche Stimmung der Armee gar nicht anders bezeichnet werden kann!

In einem kleinen lothringischen Städtchen nahe der Grenze kam an einem total verregneten Septembertage eine Division durch, die, als die Franzosen nach der Schlacht in Deutsch-Lothringen mit ihrer geschlagenen Armee von acht oder zehn Korps abgezogen waren, auf einen andern deutschen Flügel geworfen wurde. Die Division hatte bereits am frühen Nachmittage einen Marsch von 49 Kilometer hinter sich — man sah in hochrote, schwitzende Gesichter, die nassen Uniformen klebten am Körper: noch immer aber zählte ich 112 Marschschritte in der Minute!

In jeder Miene drückte sich nur der Wille sprechend aus: Nicht zurückbleiben — nicht zusammenklappen!

Ein Zug von Kraftwagen nähert sich auf der Hauptstraße: „Im nächsten Wagen kommt der König!“ ruft aus dem einen ein junger Offizier.

So ein Wandel des Ausdrucks und in der Haltung dieser unabsehbaren grauen Reihen! Das sah ich noch nie zuvor.

Die Leute standen ohne Kommando — die Front richtete sich von selbst — die Augen leuchteten — es waren, den schwarzroten Kokarden nach lauter Schwaben — Nachkommen derer, die einst des Reiches schwarze Sturmfahne mit dem roten Kreuze vorantragen durften. . . . Ein Tübinger Reserveregiment und zwei Stuttgarter waren bereits vorbeigezogen.

„Hurra, Hurraa . . .!“ schallte es die Straße herauf — ein Strom schöner Begeisterung floß plötzlich durch alle Glieder. Die Mützen und Helme flogen von den dampfenden Köpfen — prachtvoll, wie diese überangestrengten, stoppelbärtigen Landwehrleute und Reservisten mit einem Schlage ihre 49 Kilometer vergessen hatten, sie gar nicht mehr spürten . . .

Und erhebend war es auch zu sehen, wie der nur von einem Adjutanten begleitete Monarch im langsamen Vorbeifahren am liebsten jedem seiner tapferen Söhne ins Auge gesehen hätte und offensichtlich gerührt, die Hand fast nicht vom Helme brachte.

Wie der Wagen vorbei war, schwenkten die Züge wieder ein — eine lebhafte Marschunterhaltung kam auf, eine Kompagnie sang, in einer anderen bliesen die Leute die Mundharmonika: „Jetzt gang i ans Brünnele . . .“ die Sänger — und: „Eberhard, der mit dem Barte . . .“ die Musikanten. Ob der König es wohl noch gehört hat?

So sind die Gemüter zu entflammen — im Augenblicke! Und so würden die Leute in der nächsten Minute auch trotz ihrer 49 Kilometer und des strömenden Regens in die Schlacht gehen. Ich frage mich immer, ob Engländer, Franzosen, Russen das fertig brächten — dessen überhaupt fähig wären!

Eigenartig ist, was ich durch so häufige Fragen immer und immer wieder festzustellen vermochte, daß gegen die Franzosen nach und nach mit einer gewissen Vornehmheit und Anerkennung gefochten wird; es ist, als ob die Leute nur von der strategischen Notwendigkeit durchdrungen wären, diesen starken Gegner unschädlich zu machen. Aber wenn die französische Armee zertrümmert ist, dann beginnt erst der eigentliche Krieg — der gegen die Engländer und, so Gott will, in ihrem eigenen Lande!

Jeder einzelne Mann sehnt leidenschaftlich den Augenblick herbei, in dem er gegen die Engländer das Bajonett und den Kolben gebrauchen darf.

Das ist für die Armee der Feind überhaupt!

Von welcher Kraft diese Stimmung ist, erhellen die vielen, vielen Beispiele von den zu früh wieder in die Front zurückkehrenden, nach ihrer Ansicht zwar genesenen, in Wirklichkeit aber erst genesenden Offizieren.

Es ist, als ob sie fürchteten, irgendwo zu spät zu kommen — besonders gegen die „Vettern“ von jenseits des Kanals.

Und die Mannschaften bleiben hinter den Offizieren nicht zurück! Es war ja im Anfange — gleich nach dem sehr blutigen Gefechte bei Lagarde — so schmerzlich, es mitansehen zu müssen, wenn dieselben Leute, die acht Tage vorher begeistert, strahlend in ihrem Ueberlegenheitsgefühl und des Sieges gewiß, in laubgeschmückten, langen Zügen durchgekommen waren, nun verbunden, bleich, fiebernd, zu Krüppeln geschossen, auf der gleichen Strecke in die nächsten Lazarette zurückgebracht wurden.

Ich bin dann manchmal in die Wagen geklettert und habe — gleich vielen andern — gefragt, ob man irgendwie helfen könne. Kann es nun etwas Bewunderungswürdigeres geben, als die einem so oft in aller Natürlichkeit auf gut Bayerisch gewordene Antwort: „Naa! I bedank' mi! 's wird so lang' nöt dauern, bis ma wieder komma dürf'n . . . aber nacha! . . .“

Das macht dem deutschen Soldaten jedenfalls kein anderer nach; dieses Nachhaltige an der einmal entfachten Kampfeslust zeichnet ihn vor allen aus.

Ich sage darum wohl kaum zu viel mit der Behauptung, daß die Stimmung in unserem Heere eine glänzende sei. Soll ich die Behauptung noch stützen

mit dem Hinweise auf das, ich möchte sagen, den Leuten zur zweiten Natur gewordene felsenfeste und nie zu erschütternde Vertrauen auf ihre Führer? Kein Mann, kein Unteroffizier, kein Feldwebel weiß, wohin man marschiert, warum die Truppe stilliegt oder gar zurückgeht — warum das so und nicht anders gemacht wird.

Sie können von keinem eine Auskunft erhalten — aber Sie können zur Antwort bekommen:

„Dös sieht mer na scho, wenn's drauf goht . . .“

Beobachtungen von Ende November 1914.

Daß Siege weit öfter als durch Ueberlegenheit an Menschenzahl und Waffen durch die bessere Stimmung der Truppen errungen werden, ist bekannt, so lange die Welt steht. Neu aber war es mir, daß auch heute in dem Zeitalter der gewaltigen Zerstörungswaffen zu Lande, zur See und in der Luft von unserer Heeresleitung ein sehr großes Gewicht auf die Stimmung der Truppen gelegt wird und als wichtiger Faktor in Rechnung gestellt wird.

Zufällig war ich Zeuge, wie auf dem Bahnhof einer größeren Festung Belgiens der Gouverneur, Exzellenz von . . . ., bei dem Bahnhofskommandanten sehr eingehende Erkundigungen über die Stimmung der damals gerade sehr stark stattfindenden Truppentransporte einzog. Da ich in diesen Tagen viel Gelegenheit hatte, mit den Truppen auf der Eisenbahn, in den Garnisonen und im Felde zusammen zu kommen, so interessierte ich mich begreiflicherweise von da ab ebenfalls sehr dafür, die Stimmung unserer Soldaten nach diesen vier Kriegsmonaten kennen zu lernen.

Wenn auch die deutsche Ausdauer und Kraft genügend bekannt ist und vom deutschen Volke wohl keinen Augenblick in Zweifel gezogen wird, so kann dennoch ein großer Unterschied darin bestehen, wie die Strapazen des Feldzuges ertragen und dieser gewaltige Kampf geführt wird.

Vor allem fand ich, daß die Stimmung aller Truppengattungen und aller Jahresklassen, von dem jüngsten Rekruten — und ich habe deren sehr junge gesehen — bis zum ältesten Landsturmmann, vom Eisenbahnwaggon an der deutschen Grenze bis zu den Schützengräben tief in Frankreich hinein überall von derselben Begeisterung, demselben Selbstvertrauen und sogar Humor getragen wird wie in den ersten und unvergeßlichen Mobilmachungstagen.

Die starken Truppenverschiebungen brachten es mit sich, daß die Züge stark überfüllt und oft mehrere Tage und Nächte ununterbrochen in Bewegung waren, so daß die größten Anforderungen an die Truppen gestellt werden mußten. Wer aber sah, wie die Leute, eingepfercht in die Güterwagen, auf den Plattformen und Sitzbrettern stehend oder sitzend bei jedem Passieren eines anderen Zuges in Hurrarufen ausbrachen und ihre Kameraden mit patriotischen Liedern begrüßten, der konnte unmöglich auf den Gedanken kommen, daß diese Soldaten jemals die Stimmung verlieren könnten. Manchen Zivil-

reisenden mag wohl auch bei diesem Anblick ein Gefühl der Beschämung überkommen haben, wenn er sich an eigene Reisen früherer Tage im bequemen D-Zug mit Speisewagen und Schlafwagen erinnerte und gern prahlte, daß er es so einige Tage und Nächte auf der Bahn „ausgehalten" hätte.

Charakteristisch für den Geist der Truppen sind auch die zahllosen drastischen Inschriften und Zeichnungen, mit welchen die Wände der Eisenbahnwagen geradezu überdeckt sind. Demgegenüber muß ich unwillkürlich an die von mir selbst gesehenen französischen Mobilmachungszüge denken, auf welchen höchstens einige wenige witzlose Worte standen, wie beispielsweise: à Berlin, oder gar Schimpfworte. Jene Inschriften wurden von den verschiedenen Transporten mit Eifer gegenseitig studiert und sicher auch bei der Weiterfahrt genügend verwertet, so daß die Stimmung auch nicht einen Augenblick nachlassen konnte.

Die geschilderten Eindrücke bezogen sich aber nicht allein auf die neu aus der Heimat kommenden frischen Truppen, sondern in weit größerem Maße auf die soeben aus den Schützengräben kommenden Leute. Daß diese schon wochenlang und monatelang Strapazen schlimmster Art — denn die Schützengräben sind nur selten so gemütlich, wie wir sie aus gelegentlichen Photographien kennen — und blutige Gefechte hinter sich haben, sieht man aber nur an den oft schwer mitgenommenen Uniformen und wohl auch an den unrasierten Gesichtern; aber die Begeisterung steht derjenigen der neuen Truppen nicht nach. Niemand von diesen Soldaten, das fühlte jeder leicht heraus, denkt auch nur einen Augenblick daran, ob er heil und gesund aus diesem Kriege heimkehren wird, sondern alle erfüllt nur der eine Gedanke, zu siegen; das spricht sich so deutlich in den leuchtenden Mienen, den Rufen und Liedern aus, daß auch der verknöchertste Pessimist von Bewunderung für solche Stimmung erfüllt werden muß.

Wenn ich mir dagegen das Bild vergegenwärtige, wie die französischen Truppen in den Mobilmachungstagen auszogen, stumpf und still, ingrimmig und verbittert mehr gegen die eigene Regierung, als gegen den Feind, dann fragt man nicht mehr, wie der endgültige Ausgang des Krieges sein wird.

Auch bei unseren Truppen dicht vor dem Feinde ist es nicht anders als auf dem Transport. Gehaßt wird nur lange Untätigkeit, wie sie der Kampf in den Schützengräben mit sich bringt. Das Leben steht bei unseren Soldaten nicht hoch im Preise. Die Offiziere haben die größte Mühe, die Leute von Sturmangriffen zurückzuhalten.

Wenn man aber solchen Riesengestalten unserer Leute begegnet, wie ich sie kürzlich bei unserer Marine-Infanterie die Straßen von . . . mit dröhnendem Schritt durchziehen sah, dann kann man die Verachtung der Truppen vor dem Gewehr und den Wunsch, mit dem Feinde handgemein zu werden, schon verstehen.

Schon öfters habe ich fragen gehört: Wo kommen solche Männer heute noch her? Genug für uns, daß sie existieren. Wie man täglich beobachten kann, werden auch die Rekruten mit kurzer Ausbildung so schnell von dem

Feuer der Begeisterung angesteckt, daß sie mit den altgedienten Soldaten im Ertragen der Strapazen und in Tapferkeit und Tollkühnheit beim Sturm wetteifern.

Und welche endlosen Züge gehen wieder an die Front mit Soldaten, die in den ersten Kämpfen verwundet waren und nun als geheilt entlassen sind! Die Aerzte haben die größten Schwierigkeiten, die Leute von zu früher Rückkehr zum Regiment zurückzuhalten. Denn als selbstverständlich gilt es für jeden, zur Front zurückzukehren, so selbstverständlich, daß man gar nicht erst darüber spricht.

Zu dieser heute vielleicht noch mehr als zu Beginn des Krieges ausgeprägt vorzüglichen Stimmung der Truppen trägt neben dem allgemeinen Bewußtsein von der Gerechtigkeit der deutschen Sache die Tatsache bei, daß auch unsere Offiziere bis zu den höchsten Stellen nicht nur genau dieselben Strapazen durchmachen wie die gemeinen Soldaten, sondern sich ebenso kühn dem feindlichen Feuer aussetzen wie ihre Untergebenen. Beispiele aufzuzählen und Beweise hierfür zu erbringen, erübrigt sich, da die Verlustlisten von dieser Tatsache jeden leicht überzeugen können.

Wer die Soldaten mit den Offizieren im Felde verkehren sieht, muß erstaunt sein, wie gut sich Disziplin und Kameradschaftlichkeit vertragen, diese Harmonie trägt nicht zum wenigsten vielleicht dazu bei, daß die Stimmung so beispiellos vorzüglich ist.

Ein Armeebefehl gegen die Engländer.

Oktober 1914.

Soldaten der 6. Armee!

Wir haben nun das Glück, auch die Engländer vor unserer Front zu haben, die Truppen dieses Volkes, dessen Neid seit Jahren an der Arbeit war, uns mit einem Ring von Feinden zu umgeben, um uns zu erdrosseln. Ihm haben wir diesen blutigen ungeheuren Krieg vor allem zu verdanken. Darum, wenn es jetzt gegen diesen Feind geht, übt Vergeltung für die feindselige Hinterlist, für so viele und so schwere Opfer. Zeigt ihnen, daß die Deutschen nicht so leicht aus der Weltgeschichte zu streichen sind, zeigt ihnen, daß deutsche Hiebe von ganz besonderer Art. Hier ist der Gegner, der der Wiederherstellung des Friedens am meisten im Wege steht. Drauf!

Rupprecht, Kronprinz von Bayern.

Ein verwundeter Leutnant erzählt . . .

Bei Chalons war's. Nachts kam der Befehl: Angriff auf der ganzen Front. Vor uns lagen die Schützenlinien, wir dahinter im Walde als Reserve. —

So begann er, der Leutnant, auf seinem weißen Bett im Lazarett. Vor sieben Wochen schüttelten wir uns noch zum Abschied die Hand. Dann riß ihn eine Kugel auf französischem Boden nieder.

Also Angriff auf der ganzen Linie. Wir lagen in einem Hohlweg, ich mit einem Zug. Da kam Flankenangriff. Bei Gott, waren das Schüsse. Die französische Artillerie schießt gut; in einer Schützenlinie waren mit einem

Schlage elf Kameraden schwer verwundet. Abends, als ich längst im Lazarett lag, hieß es, daß wir trotz alledem unsere Stellung behauptet und die Franzosen die ihrige verlassen hatten.

Also einer von uns nach dem andern sank zusammen. Wohin ich sah, alles weggemäht. Da höre ich auf einmal einen Schrei. Der Hauptmann neben mir schlägt auf den Rücken. Ich springe auf ihn zu und reiße ihm Rock und Weste auf. Wie ich über ihm liege, packt auch mich ein Schuß. Aber das merkt man kaum.

Hauptmann, rufe ich, was sollen wir tun? Hier müssen wir zurück. Es bleibt uns nichts anderes übrig. — Ja, Sie haben recht. Also zurück!

Hauptmann, schreit der Bursche (so was an Anhänglichkeit habe ich noch nie im Leben gesehen), Sie dürfen nicht sterben. Ich trage Sie gerne. Der Schwerverwundete und die ihn tragen verschwinden. Im Felde ist mir das immer nahegegangen, wenn ich bei den Sterbenden oder Verwundeten den Ring am Finger sah. Auch der Hauptmann trug den goldenen Ring.

Mir selbst war, als hätte ein Stein im Kreuz aufgeschlagen. Nicht mehr. Aber es blutete in Strömen. Eine Kugel war durch das Fernglas und durch die Kleider durchgeschlagen und hatte den ganzen Körper durchbohrt. Da kommt einer von unseren Leuten. Sind Sie der neue Leutnant, der gestern gekommen? Was ist Ihnen? Ich lege die Arme um seinen Hals. So geht's zum Lazarett.

Ueberhaupt (seine Augen glänzen) das Verhältnis zwischen Offizieren und Soldaten im Kriege! Wir lagen tagelang in den Kalkgruben dort in der Gegend. Das sind Löcher und wir legten uns krumm hinein. Hie und da steckt einer den Kopf hinaus. Dann geht's wieder hinein, weil die Kugeln fliegen und weil wir uns nicht verraten wollen. Alles liegt miteinander, Offiziere und Soldaten. Da gibt's keinen Unterschied. Keiner bekommt ein besseres Essen. Jeder teilt mit den anderen. Einer unserer Soldaten bekam eine Feldpostsendung Zigarren. Die erste bot er dem Oberst an, der neben ihm lag. Der nahm sie dankend an. „Wenn ich eine Sendung bekomme, bekommst du die erste mit." Zigarren waren überhaupt stets eine große Freude. Man lag oft tagelang da und hatte keine Abwechselung. Als ich ankam, stürzte alles auf mich zu und sagte: Sie kommen frisch her, „Sie haben sicher Tabak für uns, wenn wir auch nur ein ganz klein wenig bekommen." Die Leute hatten schon tagelang trockenen Klee und Stroh geraucht.

Der Leutnant griff zur Zigarre auf dem kleinen Tisch. Hier haben wir zu rauchen. Jawohl, aber draußen! Dann erzählt er weiter: von der herrlichen Gegend, den grünen Matten, den wunderbaren Landstraßen, von der reifen Frucht auf dem Felde, von den Dörfern rings im Lande. Prachtvolle Bilder. So viel Schmerz und so viel Sonnenglanz im gleichen Gemälde.

In Maure war's. Da lagen wir beim Pfarrer im Quartier. 36 Jahre stand der nun im Dienste seiner Gemeinde. Bei unserer Ankunft war er auf seinem Posten geblieben. Der Bürgermeister lief davon. „Ich hatte ihn so

gebeten zu bleiben, da die Gemeinde gerade in solchen Tagen der Führung bedarf. Aber er flüchtete."

Der Pfarrer gab uns sein letztes Stück Brot. Dafür teilten wir mit ihm unseren Kaffee. „Ich darf nicht daran denken, was das hier werden soll diesen Winter und das kommende Frühjahr. Die Frucht fault im Felde. Wenn nicht die deutschen Soldaten hier und da Kartoffeln ausmachen, bleibt alles liegen." Traurig starrte er vor sich hin. In seinen Zügen stand das ganze Elend geschrieben. Sonntags las er uns die hl. Messe. Ein solches Schauspiel hatte er in seinem Leben noch nicht erlebt. So viel Männer in seiner Kirche und diese Frömmigkeit der Soldaten! . . .

Nun noch eins, Herr Leutnant. Wie ist die Stimmung der Truppen nach solchen Tagen, nach solchen Strapazen und bei soviel Verlusten?

Der Kranke hob sich von seinem Lager und wendete sich lebhaft uns zu. Der Geist unserer Truppen ist bewundernswert. Es mögen fallen soviel wie wollen, der Mut wird nicht geringer. Ein Geist geht durch alle: Wir müssen die französische Feldarmee schlagen und vernichten. Wir müssen dann nach Paris und . . . London. M. N.

Deutschland muß Sieger werden!

Und starren Feinde rings umher
Mit wütenden Geberden,
Und dräuen sie auch noch so sehr —
Deutschland muß Sieger werden!

Und kommt aus West der Franzmann an
Mit Zuav' und Singalesen,
Die „fleiß'ge Berta" faucht sie an:
Es wär' zu schön gewesen!

Und tappt von Ost der russ'sche Bär,
Als sollt' ganz Deutschland wanken,
Der Hindenburg ist hinterher
Und klopft ihm auf die Pranken.

Uns schreckt auch nicht die Flottenmacht
Der feigen, falschen Briten;
Volldampf voraus! Eh sie's gedacht
Ist ihr der Kurs zerschnitten.

Kommt nur, ihr Feinde, dicht geschart
Von Nord und West und Osten,
Sollt kennen lernen deutsche Art
Und deutsche Hiebe kosten!

Und wenn uns oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut — —
Deutschland wird Sieger werden!

M. Robert.

Aus dem Gemütsleben der „Barbaren".

Nordfrankreich, November 1914.

Das Dorf St. Marie à Py, in welchem wir uns jetzt befinden, ist bis auf acht oder zehn Häuser abgebrannt, und es ist hier nichts mehr zu holen. Die Leute, die zurückgeblieben, sind zu 15 bis 20 Personen in den meist kleinen Hütten auf die Speicher zusammengepferchț.

Du wirst nun fragen, wovon leben denn die Leute in dem völlig abgebrannten Dorfe, wo in den Gärten schon alles geholt ist und auf den Feldern Pferde, Wagen und Menschen alles zermalmt haben. Ja, sie leben von uns, von der Mildtätigkeit der deutschen „Barbaren". So sind die „Barbaren", sie teilen ihr Brot und ihre Suppe mit den Unglücklichen. Wir haben gleich so angefangen, und ich veranlaßte unsere Leute, den Armen soviel abzugeben, als sie eben entbehren konnten. Ich selbst habe Brot an Kinder und Männer verteilt, und wirklich dankbar sind die Leute dafür. Unsere Leute hatten irgendwo aus einem verlassenen Hause ohne mein Wissen eine Puppe mitgenommen; als ich sie hier sah, gab ich sie drei kleinen Mädchen, die hier im Hause wohnen. Die Freude über die große Puppe hättest du sehen sollen. Die Großmutter sagte: „Embrassez ce monsieur!" Es war rührend, als die kleinen hübschen Mädchen ihre Hälschen streckten und Miene machten, in ihrer Freude mich zu umarmen. Ihr Vater ist auch im Krieg. Unter Tränen im Auge dankte mir abends die Mutter, als ich ihr von unserer Reissuppe eine ordentliche Portion gab. Ja, da draußen steht der Ernährer uns als Feind gegenüber und hier sorgt der Kamerad für das fremde Weib und Kind.

Zigaretten und Tabak haben wir an die alten Männer hier verteilt, und ihr krummer Rücken beugte sich mit den Worten: „Merci beaucoup, monsieur!" Und es war rührend zu sehen, wie fast jeder unserer Leute seine Rauchwaren teilte und einer den andern dazu ermunterte. Nicht genug damit, kaum waren wir eingezogen, als eine Frau mich bat, zu ihrem kranken Kinde zu kommen; sie hatte mich am roten Kreuz erkannt. Ich habe dem Kinde geholfen. Heute morgen wurde ich zu einem alten Manne gebeten, auch dem konnte ich helfen. So machen es auch sicherlich die übrigen Kameraden, und das nennt der Engländer und selbst der verblendete Franzose „Deutsche Barbarei". Gewiß, das Dorf hier ist von deutschen Soldaten in Brand gesteckt worden, aber warum? Weil aus zwei Häusern beim Einzug der Deutschen auf die Truppen geschossen wurde, und allen Häusern, in denen Waffen gefunden wurden, ging's so. Die anderen hat man geschont. Die ergriffenen Täter sind sofort erschossen worden. Jetzt, wo es zu spät ist, sehen die Franzosen es ein; sie nennen selbst ihre Tat eine große Dummheit und verurteilen das Schießen der Zivilisten auf deutsche Soldaten ganz und gar. Nun ist es aber zu spät. Jetzt sind sie froh, daß die Deutschen da sind und daß sie von diesen zu essen bekommen. Dr. B.

Aus der Front, 30. November 1914.

Wenn einmal die Geschichte dieses Krieges geschrieben werden wird, dann werden gewiß viele Dinge nicht in die Erscheinung treten, die heute bemerkenswert sind. Da ist z. B. das Verhältnis des deutschen Soldaten zum Tier. Notorisch und historisch ist die gemütlose Art des französischen Kavalleristen, mit seinem Pferd umzugehen, bekannt ist dagegen die manchmal rührende Sorgfalt, die der deutsche Reiter seinem Roß zuteil werden läßt. Aber nicht nur das treue Pferd, dieser stumme Märtyrer des Krieges, spielt im Feldzug eine Rolle, auch der Hund steht in einem besonderen Verhältnisse zum Soldaten. Viele Truppenteile führen Hunde mit sich. Unsere Kompagnie hatte auch so einen treuen Begleiter: Schääl genannt. Warum Schääl? Der arme Schlucker war auf einem Auge blind, und so mag's wohl gekommen sein, daß er in Belgien einen unserer Soldaten für seinen Herrn angesehen hat und ihm nun seit drei Monaten mit rührender Anhänglichkeit folgte. Aber nicht nur seinem Stiefherrn war er treu gefolgt, er folgte der ganzen Kompagnie. Immer dann, wenn wir die Eisenbahn bestiegen und am Marschziel die Wagen verließen, glaubten wir ihn verloren; aber diese Meinung war immer nur von kurzer Dauer: mit einem Male ertönte Schääls Stimme, und durch die ganze Marschkolonne, vom Kompagnieführer bis zur letzten Gruppe, klang freudig der Ruf: Der Schääl ist wieder da! Vor einigen Wochen schwärmten wir, auf der Suche nach versprengten Engländern durch den Wald von M . . . Fast fünf Stunden dauerte die Streife durch die hohen Brombeer- und Farnstauden. Nach den ersten beiden Stunden war unser Schääl verschwunden. Als wir nach dieser Streife, die am nächsten Tage mit Erfolg fortgesetzt wurde, wieder ins Standquartier einrückten, begrüßte uns die zurückgebliebene Wache mit dem hundertstimmig, freudig wiederholten Ruf: Dä Schääl is he! Er war, der mühseligen Arbeit in dem großen Wald überdrüssig, abgerückt und hatte den acht Kilometer langen Marsch ins Standquartier allein zurückgelegt. Aber dieser Marsch auf eigene Faust war die letzte Probe auf seine Findigkeit; als wir vor zwei Wochen in Automobilen schnell zur Front gebracht wurden, verloren wir ihn aus dem Auge, und niemand hat ihn seitdem wieder gesehen.

Könnte er sprechen, er würde erzählen von dem mildtätigen Sinn der deutschen Barbaren. Z. B.: An einem Tage hatten wir 41 Kilometer hinter uns. Gegen Abend war die Kraft der meisten erschöpft. Unser Schääl war unverdrossen den ganzen Tag über neben der Kompagnie, durch freundliche Zurufe ermuntert, hermarschiert. Aber beim Anbruch der Dämmerung begann er zu hinken. Das sah ein Mann aus der zweiten Gruppe; er hob den müden Vierfüßler auf die Arme und trug ihn bis zum Marschziel. Wer das Gewicht des kriegsmäßig bepackten Tornisters und seine Wirkung am Ende eines 40 Kilometer-Marsches für den Infantristen kennt, wird diese Tat rührender Tierliebe richtig einschätzen.

Der deutsche Soldat ist selbstverständlich auch gutmütig gegen die friedlichen Bewohner des feindlichen Landes. Das Elend der Bewohner ist an manchen Orten grenzenlos, namentlich die Angehörigen der eingezogenen Familienväter sind in der übelsten Lage. In den von uns besetzten Gebieten sind sie seit Ende August ohne jegliche Nachricht und ohne jeden Verdienst. Die Tage sind im allgemeinen für sie erträglich, unheimlich aber sind für sie die Nächte da, wo die Gegend verlassen ist. Hier ein Bild:

In der Gegend von R . . . steht ein großes Gutshaus. Nur zwei Räume und die Küche sind von Granaten und Gewehrkugeln verschont geblieben, alles andere im Hause ist zerfetzt oder verbrannt. In diesem Hause, in dem im August viele Verwundete gestorben sind, wohnt die Frau des Kastellans mit ihren vier Kinderchen allein. Der Park ist verwüstet, drei Gräber liegen in ihm. Die Mauern der abgebrannten Wirtschaftsgebäude ragen geborsten zum nächtlichen Himmel empor, der Mond beleuchtet alles gespensterhaft. Ein mächtiger Sturm hat sich erhoben, der Regen peitscht die Mauern und die wenigen Fensterscheiben. Drinnen im Hause sitzt am Küchenherd die Frau mit ihren Kindern in namenloser Angst und horcht gespannt durch die schaurige Nacht. Durchs Fenster betrachten wir dieses Bild des Jammers und zögern lange, ehe wir eintreten. Die Frau hat durch den Sturm unsere Tritte auf dem Flur überhört und starrt uns gleichsam hülfeflehend an, als wir den Raum betreten. Sie fürchtet für ihr Leben. Aber wir bringen ihr den Frieden. Wir teilen Speise und Trank mit ihr und ihren lieblichen Kindern und versichern sie unseres Schutzes während dieser unheimlichen Nacht. Sie schläft nicht, noch lange nach Mitternacht höre ich sie über uns durch die Stube gehen; sie wacht ängstlich, indes die müden Kleinen friedlich schlummern und vom Vater träumen, der in den Krieg gezogen. M. H.

Belgien, Dezember 1914.

Zum St. Nikolausfest sind auch wir vom heiligen Mann bedacht worden. Von der Kompagnie erhielten wir Aepfel und von den Schwestern — wir wohnen hier in einem Kloster, einem früheren Mädchenpensionat — bekamen wir alle Apfelkuchen. Am Samstag und Sonntag war ich von belgischen Familien zum Nikolauskaffee eingeladen. Wir leben gar nicht wie in Feindesland. Wir verstehen uns mit allen Leuten sehr gut, wenn man durch die Straßen geht, hat man immer Kinder um sich laufen. Sie wissen, daß hier und da ein Apfel oder ein Stückchen Schokolade für sie abfällt. Die Leute selbst sagen, daß die Kinder mit den belgischen Soldaten nicht so befreundet gewesen seien.

Vergangenen Montag rückte eine Kompagnie Infanterie, die seit drei Monaten hier im Kloster gelegen hat, aus. Da hätte man die Aufregung der Bevölkerung sehen sollen! Am Vormittag hatten unsere Soldaten Abschied getrommelt und am Nachmittag gegen 5 Uhr ging's los unter dem brausenden Gesang der zurückbleibenden Kameraden. Selbst auf seiten der Bevölkerung

wurde manches Auge naß, als sie unseren deutschen Freunden, die sie in der langen Zeit als Söhne und Brüder liebgewonnen hatte, Abschied zuwinkte.

In den Augen dieser Leute sind wir nicht die deutschen Barbaren, wie wir als solche von unseren Feinden geschildert werden. Manche Familie gibt's, die nur von unserer Feldküche lebt, und wie manches Brot und Stück Wurst, das wir uns abziehen, wandert in die Häuser der Armen! Das kennen die Leute schon. Mittags und abends stehen sie mit Töpfen vor der Küche, um Suppe, Gemüse und Kartoffeln zu empfangen. Und keiner geht leer zurück. Das ist ein ungefähres Bild von den „deutschen Barbaren".

Nach des Tages Dienst sitzen wir im geheizten Theatersaal und üben unter Leitung eines Unteroffiziers Kirchenlieder ein. Nach jeder hl. Messe empfangen wir den feierlichen Segen und singen dazu ein vierstimmiges: Tantum ergo. Die Schwestern und Geistlichen freuen sich natürlich sehr und gratulieren uns jeden Sonntag zum guten Fortschritt im Kirchengesang. Jetzt bereiten wir uns auf das hl. Weihnachtsfest vor. Wir üben eifrig Weihnachtslieder. Manchmal wird uns das Herz schwer bei dem Gedanken an unsere Lieben daheim. So lange uns jedoch die Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen blüht, müssen wir zufrieden sein und wollen das Christkindlein bitten, daß es recht bald der gesamten Welt den Frieden bringt.

Heiliger Abend.

Aus den dunklen Wolken quillt
Dämmergraue Seide.
Gläsern steht das Schneegefild,
Ward uns doch kein weißer Schild
Als die flaamsche Heide.

Abend kommt im Nebelrock,
Stiller Heiligabend,
Reitet über Stein und Stock,
Schleppt sein Kleid um Kreuz und Pflock,
Lautlos trabend.

Schaut des Volks einsamen Kampf
Um des Landes Schranken,
Posten steht im Abenddampf,
Horcht und späht ins Schneegestampf
Voll Gedanken.

Seine Stirn ist schwer und breit,
Vor den Sichelschanzen
Buntverträumte Felder weit,
Alle Sterne müssen heut
Wohl als Kerzen tanzen.

Hüttengrau der Tannenrand,
Glüht so heimlich, heiter;
Frauenlieder, Kinderhand, — —
Tiefer senkt sein Traumgewand
Leis' der Abendreiter.

Hans Fr. Blunck.

Weihnachten im Felde.

Aus der Front, 24. Dez. 1914.

Zum nicht geringen Teile haben wir's den jetzt so flotten und exakten Leistungen unserer Feldpost zu danken, daß wir seit etwa zwei Wochen uns einer echten, rechten Weihnachtsstimmung hingeben können. Die Feldpost allein war es indes nicht, die uns langsam auf das hochheilige Fest hinleitete;

mehr als sie war es der fromme Sinn unserer Krieger, die in Frankreich wohl auf der ganzen Länge der Front Gelegenheit erhalten hatten, beim Feldgottesdienst so recht aus dem Herzen das Lied des Advents: „Tauet, Himmel, den Gerechten“ zu singen. Aber da seit vierzehn Tagen in fast stündlich steigender Flut die Weihnachtspostsendungen kamen, gab's im täglichen Gespräch „zu Hause“ und im Schützengraben nichts anderes mehr als die Frage: Wo und wie feiern wir Weihnachten? Wenn die Pakete geöffnet wurden, entströmte ihnen ein gar würziger Hauch von Tannenreisern, Printen und Spekulatius, die Zigarren und Pfeifen glühten in lückenloser Kette und viele niedliche Fläschchen kreisten beständig. Aus der Tiefe der schier unerschöpflichen Weihnachtspakete tauchten, von allgemeinem Jubel begrüßt, zierliche Christbäumchen, Kerzen, goldene Nüsse, Flitter und alle jene lieben süßen Sachen auf, ohne die wir uns deutsche Weihnachten nun einmal nicht denken können.

Da war's verständlich, wenn die kühnsten Pläne für Weihnachtsfeiern geschmiedet wurden. Viele glaubten, daß wir Glück hätten und just am Abend des 24. aus dem Schützengraben ins Quartier heimkehrten; aber sie hatten die Rechnung ohne die Herren Kommandeure gemacht, deren Befehle uns am 24. vor den Feind schickten, andere Kompagnien aber in den Stand setzten, den Heiligen Abend im Quartier zu verbringen. So ist's im Felde: Heute mir, morgen dir! Da war denn der Vorabend, der Abend des 24., für eine Feier in der Kompagnie gegeben. Ein edler, ein rührender Wetteifer hatte zuwege gebracht, daß um 8 Uhr abends zwei prächtige Christbäumchen im Glanze der Lichter erstrahlen konnten. Die Umgebung dieser beiden Bäumchen war so, wie sie idealer nicht gedacht werden kann: eine große Scheune, aus deren Gebälk Strohhalme in den freien Luftraum herniederhingen, und es fehlten nur die beiden bekannten lieben Haustiere, um das Bild, das wir vom Stalle zu Bethlehem im Sinne tragen, vollständig zu machen. Die Kompagnie scharte sich um den Baum. Ohne daß auch nur irgend jemand ein Zeichen gegeben hatte — mit einem Male erklang das Weihnachtslied: Stille Nacht, heilige Nacht. Dann trat aus der Männerschar, deren Augen in tiefinnerster Freude dem Glanz der Lichter zugewandt waren, ein Sprecher hervor und würdigte in schlichter Rede die weihevolle Stunde.

War es die stürmisch aufquellende Erinnerung an die liebe Heimat, die Sehnsucht nach den Lieben im Vaterlande oder der erschütternde Eindruck des Augenblicks — unaufhaltsam rollten die Tränen, und jeder gab sich lange, lange dieser beglückenden Wehmut hin. Dieses Schweigen brach eine kurze, zu Herzen dringende Ansprache des Kompagnieführers, und dann schallten in melodischem Strom die alten lieben Weihnachtslieder empor. Zeit und Raum versanken vor uns. In der Seele tiefbewegt schieden wir.

Drüben vom Feinde her grollte der Donner der Kanonen. Der milde Glanz der Sternlein, die uns auf dem Wege zum Quartier freundlich zublinkten — wie vielen leuchtete er in dieser hochheiligen Nacht zum frühen

Tode? Um 11 Uhr waren in dem Orte, in dem wir dieses unvergeßliche Weihnachtsfest verlebten, alle Lichter erloschen; totenstill lag das in Trümmer gesunkene Dorf — — M. H.

27. Dezember 1914.

Es war, als wenn der Himmel selbst für die Weihnachtstage ein Friedensgebot an die Kämpfenden gerichtet hätte, denn einen dichten Nebelschleier senkte er am 23. herab, der bis zum 25. hängen blieb. Und wie auf stillschweigende Verabredung schwieg in diesen Tagen der Kanonendonner, nur aus der Ferne ganz selten einmal ein vereinzelter Schuß. Und der Wald, dessen Echo sonst nur Tag für Tag der Knall aus dem Munde der Geschütze weckt, hallte wider von Weihnachtsgesängen: Stille Nacht, heilige Nacht! O du selige, o du fröhliche, Gnaden bringende Weihnachtszeit! Kein Konzert, keine Kirchenfeier, kein Familienfest so ergreifend wie diese Männerchöre, von rauhen Kehlen gesungen, zuweilen unharmonisch durcheinander wogend. Man sah Tränen in manchen Augen.

Und wie der Abend sich niedersenkt, beginnen die Lichter zu flammen. In allen Erdlöchern zündet man die Bäumchen an: Tannenbäumchen, auf französischer Erde gewachsen, aber hergerichtet für die deutsche Weihnachtsfeier, mit dem Flitter geschmückt, den uns die Liebesgaben-Pakete gebracht haben. Und wieder schallen die Weihnachtsgesänge. Man spricht von der Heimat, vom Frieden.

Die Vaterstadt hatte viele Liebesgaben-Pakete an meine Adresse gesandt. Die stärkere Hälfte habe ich meiner Kompagnie verteilt, den Rest dem Bataillon überlassen. Hier hat mancher reichere Gaben erhalten, als er sie wohl je zu Hause empfangen hat. Etwas wahrhaft Erhebendes hat doch diese allgemeine Opferwilligkeit an sich, diese Einheit von Volk und Heer, dieses Näherrücken von Mensch zu Mensch. Ich empfand das auch, als ich von verschiedenen Mannschaften zu ihrer Weihnachtsfeier gebeten wurde. Es wurde fidel. Die Spielleute kommen. Mund- und Ziehharmonika erschallen, ein Marsch, ein Walzer nach dem andern, und der Tambour tut sein Bestes. Drei Instrumente bedient er zugleich mit flinken Händen. Vor sich hat er seine Trommel gesetzt, rechts hat er ein Kochgeschirr hingepflanzt, links eine Flasche aufgehängt. Das sind die drei Instrumente, die er mit seinen Schlägern rührt: die kleine Trommel wird zur großen, das Kochgeschirr zur kleinen, und die Flasche zum Cymbalum.

Am Abend des 25. fanden wir Offiziere und Offizier-Stellvertreter uns zu einer letzten Feier zusammen. Unter dem niedrigen Balkendach saßen wir um den runden Tisch, Kerzen in Flaschenhälse gesteckt waren die Leuchter. Die Laute erklang, und die schönen alten deutschen Lieder schallten in die stille Nacht hinaus . . . Von einem Kölner Landwehroffizier.

Christbescherung französischer Kinder.

Von einem Artillerieoffizier.

Es ging zur Mannschaftsbescherung. Als ich an unser Kirchlein kam, war es 1/26 Uhr geworden. Nach Tisch hatten wir noch einen frischen Ritt gemacht durch die dämmerig und traurig daliegenden Wälder der recht niedergeschlagen aussehenden „Belle France“. Ich war überrascht. Zwei Tage hatten wir in dem Kirchlein geschmückt und aufgebaut, jedes Paket, jede Gabe kannte ich; aber sie alle hatten sich verändert, umstrahlt von den hell und goldig leuchtenden Kerzen. Zu beiden Seiten der Seitenaltäre standen unsere großen Weihnachtsbäume, sie strahlten und funkelten. Auf jeder Bank rechts und links war eine Kerze angebracht, um die Gaben zu beleuchten. Ueberreich hatte man gesandt; vom Wollhemd, der warmen Unterjacke bis zur elektrischen Taschenlampe, Schreibgerät usw., von all dem Trink- und Eßbaren abgesehen.

Dann griff St. ins Harmonium. Mir hat es selten freudiger geklungen: „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit!“ Das war das Zeichen für die Mannschaften, einzutreten. Die Tür flog auf. Ernst und doch mit strahlenden Kinderaugen traten die bärtigen alten Landwehrleute ein und fanden dann schnell ihren durch vorher ausgeloste Nummern gezeichneten Platz. Dann mußte ich ein paar Worte an sie richten. Ich hab's gern getan, mir war's Herz übervoll, und ich glaube, ich habe den richtigen Ton gefunden. „Weihnachten im Feld! Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind! Wie fremd, wie aus fernen Welten klingt dies Engelswort zu uns. Und doch: waren wir Deutsche nicht guten Willens? Wollten wir nicht den Frieden, zwang man uns nicht zu diesem Kampf ums Dasein? Der revanchelüsterne Franzose, das innerlich verrottete Rußland, das neidische England, vom hinterlistigen Japaner nicht zu reden! Wir Deutsche dürfen dies Friedensfest begehen, wir haben ein Recht dazu. Wir wollen den Frieden, aber einen solchen, dessen Bedingungen wir vorschreiben! Frei soll Deutschlands Handelsflagge in den fernsten Meeren wehen, und frei soll sich deutsche Geistesbildung entwickeln können und segenbringend allüberall sich verbreiten.“

Blitzende Augen dankten mir, und als ich zum Gelöbnis dessen zum Singen unseres „Deutschland, Deutschland über alles“ aufforderte, da fielen jubelnd Hunderte von Männerstimmen begeistert ein. Zwischendurch sang dann ein Männerquartett die alten lieben Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht“ und andere und entließ uns dann mit einem köstlichen Liedchen, das da erzählt, daß es nirgends so schön sei als in der Heimat.

Das war gestern. Aber so unvergeßlich dies Fest für uns sein wird, mich hat unser heutiges Kinderfest viel mehr ergriffen. Alle Bübchen und Mädchen von St. J. im Alter von drei bis vierzehn Jahren hatten wir unter unseren Christbaum geladen. Lange vor 5 Uhr, der festgesetzten Be-

scherungszeit, sauste und toste die wilde Schar vor und um die Kirche herum Die meisten kannte ich schon von den Tagen vorher, an denen sie, während wir die Mannschaftsgeschenke aufbauten, ihre Näschen überall hineingesteckt hatten und wir den hilfsbereitesten schon manch Teilchen ins Mäulchen gesteckt hatten. Als die Lichter brannten, wurde die Altarglocke geläutet, und da stürmten sie herein. Natürlich zuerst die größeren Buben und dann die Mädchen, meist noch ein kleines Schwesterchen oder Brüderchen an der Hand. Zum Schluß die Mütter, die Allerkleinsten auf dem Arm. Reinliche Scheidung zwischen Buben und Mädel rechts und links, dann erwartungsvolle Augen, als sie alle auf und in die Bänke geklettert waren. Ich erzählte ihnen, daß sie dem Christkind und der Liebenswürdigkeit und Güte unseres Kommandeurs dieses Fest zu verdanken hätten. Eifrig nickten da einige. Die Eltern erinnerte ich daran, stets an diesen Abend zu denken, wenn man ihnen Schlechtes von den Deutschen sagen würde. Mag mein Französisch schlecht gewesen sein, der Wille war gut. Dann kamen sie einzeln vor, immer ein Bub und ein Mädel Hand in Hand, und erhielten jedes ein Paketchen mit Spekulatius, Printen und Süßigkeiten, alles Sachen, die die Mannschaften und wir aus unseren Weihnachtsgaben ausgewählt hatten. „Merci, Monsieur," ein putziges Knixchen lohnt uns. Manchmal erstickte auch das Merci an dem Fingerchen im Schnabel. Ein gemeinsames Lied sangen sie dann auf Anweisung des Pfarrers, der sich inzwischen auch eingefunden hatte. Ich glaube, es war Ave maris stella. Als die hellen Kinderstimmchen ertönten und sie zum Schluß drei Vaterunser für „die braven Soldaten" beteten, die ihnen dieses Weihnachtsfest bereitet, da hat mancher von uns eine Träne zerdrückt, mancher Familienvater an seinen Jungen, an sein Töchterchen zu Hause gedacht, die auch Abend für Abend für den im Feld stehenden Vater ihr Gebet zum Himmel schicken.

Gefreut hat es uns auch, daß der französische Pfarrer zum Schluß seinem Dank unverhohlen Ausdruck gab und meinte, Kinderherzen seien empfänglich und vergäßen schwer. Dies Fest unter dem deutschen Lichterbaum werde sich für immer in die Kinderherzen eingraben und ihre Dankbarkeit gegen uns eine dauernde sein. Uns wünschte er dann, verschont zu bleiben von allen Fährnissen des Krieges und, wenn unsere Sache gut sei, den Sieg. Wir sahen ihn voll an, denn wir konnten vor den Worten des alten klugen Greises bestehen. Nicht besser kann ja unsere Sache sein! So mag das Segenswort des Pfarrers denn in Erfüllung gehen! Wir sind froh des Festes und überzeugt, daß hier in St. J. stets mit angenehmem Erinnern unser gedacht wird. Das ist die Hauptsache. Auch das gehört m. E. mit zur erfolgreichen Kriegführung, daß man die Bewohner der eroberten Gebiete versöhnt und ihnen ihr Schicksal leicht macht. K. B.

Ein Weihnachtsspiel in Westflandern.

Von P. **Robert Neumann**, Feldgeistlicher.

Am Abend des 28. Dezember 1914 war ich bei einem Krippenspiel zugegen, wie ich es rührender noch auf keiner Bühne erlebte. Ich versuche wiederzugeben, was ich sah und hörte.

Da lag auf einem einsamen Gehöft in A. in Westflandern eine bayerische Munitionskolonne im Weihnachtsquartier. Die Leute erfaßten die Weihnachtsstimmung, und einer von ihnen dichtete ein Krippenspiel. Was aus der Umgegend sich frei machen konnte, kam und sah es sich an, zu wiederholten Malen.

An den Wegewendungen standen Posten, die mit Fackel und Wort Autos, Wagen und Wanderer zum Ziele wiesen. Pechfackeln beleuchteten den Hof. Aus kräftigen Kehlen schallte die Wacht am Rhein den Ankommenden entgegen. Hofbühne aber war die Scheune. Die linke Hälfte bildete den Zuschauerraum, nur Galerie. Auf hochgetürmten weichen Strohbündeln saßen die Gäste — es war Galavorstellung für Exzellenz. Im Hintergrunde der Olymp, besetzt mit drei bis vier Dutzend Feldgrauen.

Die Vorbühne im Zwielicht der Stallampen stellte ein Stück Erdreich in Westflandern dar: Drei Feldgraue lagern sich um ein Tannenbäumchen, ein Rheinländer, ein Westfale und ein Bayer. Und wie sie sich das Tännchen schmücken, träumen sie heimwärts und sprechen von den Weihnachtsstunden vergangener Jahre. Als Hirten bestellt dem bedrohten Vaterlande, haben sie durch viele lange Tage und Nächte in Wasser und Feuer treue Wacht gehalten, und nun, da die heilige Nacht sich niedersenkt, gehen ihre Wünsche, geht ihr Sehnen heim zu Weib und Kind, zum stillen Herd des Vaterhauses. In bewegten Worten preist der erste sein sonniges Glück am grünen Rhein; ruhig und ernst sinnt und spricht der zweite vom Weihnachtsfrieden auf der roten Erde, und der dritte Bärtige läßt mit dem Wölkchen seiner Pfeife seine Gedanken preisend wandern in sein Bayernland. Sie öffnen ihre Weihnachtspakete, die eben recht von Hause gekommen waren. Der eine hat dies, der andere das, mit glücklichen Augen schauen sie auf die lieben Gaben, die die Heimat ihnen sandte. Und die Weihnachtsbriefe von daheim, von Weib und Kind, von Vater und Mutter — nun stille, sie lesen und lauschen den lieben Briefen. Vom Bäumchen aber schimmern und knistern die Kerzen . . .

Einsam steht ein Posten auf stiller Wacht, das Gewehr bereit im Arm. Die Nacht ist kühl und feucht, die Nacht in Westflandern. Aber auch für ihn zieht die heilige Nacht herauf, sein Herz wird warm, wie seine Gedanken auf tausend Schwingen heimwärts segeln. Mit heller, weicher Stimme hebt er es an: Steh' ich in finst'rer Mitternacht, So einsam auf der fernen Wacht . . . Und wie aus der Ferne stimmt beim dritten Vers ein Soldatenchor mit ein. Weiter singt der Posten leis und innig: Doch wenn du traurig bist und weinst, Mich von Gefahr umrungen meinst . . . und warm vertrauend verhallt der Soldatenchor: Sei ruhig, bin in Gottes Hut, Er liebt ein treu Soldatenblut.

Da zerreißt der dunkle Hintergrund. In lichtem Gewande steht ein Engel des Herrn vor den drei Feldgrauen und dem Feldposten. Und wie die Hirten der heiligen Nacht, stehen und knien sie, erschreckt und erfreut. Der Chorus aber kündet in flammender Sprache die herrliche Bedeutung dieser Kriegsweihnacht. Aus der gewaltigen Not der Gegenwart soll ein neuer, beglückender Friede den deutschen Landen geboren werden. Er meldet es mit heiligem Ernste: Das Volk, das stark an Kraft und im Gebet, Will Gott durch harte Not zum Siege führen. Doch nun, da sie mit gläubig-frommem Gemüte der Weihnacht gedachten, sollen sie zum Lohne die vergangene Wirklichkeit erschauen.

Auf des Cherubs Winken öffnet sich der Vorhang: Der Stall von Bethlehem! Licht aus vielen Enden erfüllt die Scheune. Da steht ein armes Krippchen, darinnen im Stroh liegt ein belgisches Kindchen, daneben kniet anbetend eine belgische Mutter, ein Esel zupft am Strohbündel und schaut verwundert in das Bild; davor in staunendem Entzücken drei Männer im Hirtengewande . . . Dürer oder Uhde, wer malt die Szene . . . ? Und wieder klingt wie aus der Ferne der Soldatenchor im dämmernden Hintergrund: Stille Nacht, heilige Nacht, weich und zart mit liebkosender Stimme gesungen. Bei der zweiten Strophe erscheinen in phantastischen Gewändern die drei Könige und opfern ihre Gaben, Gold, Weihrauch und Myrrhe: Treue, Gebet, Kriegsstrapazen.

Wie die dritte Strophe verklingt, stürzen, die Waffen sinken lassend, unsere drei Feldgrauen und der Posten vor und sinken anbetend ins Knie. Das Kindlein aber erhebt segnend die Händchen und segnet sie und ihre Kameraden, die vorne stehen am Feind, von wo dumpf der schwere Donner der Geschütze herüberrollt . . . Ueber die betenden Soldaten senkt sich der Vorhang.

Wir aber, die zuschauten und lauschten, wagten kaum zu atmen, um das Bild vor uns nicht zu stören. Und, soll ich es sagen, auf vielen Wangen rannen die Tränen nieder . . . Wer aber hat das Krippenspiel so wohl erdacht und gesungen? Sein Name verdient wohl genannt zu werden. Ein Mainzer war es, der Vizewachtmeister Westenberger, der in überaus edler, würdiger Sprache, mit anpassungsfähiger Kraft an Ort und Zeit, diese köstlichen Szenen geschaffen.

Lehrstand, Wehrstand.

Von Dr. **Rensing**, Kgl. Schulrat.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie heute mehr denn je ein Band der Einigkeit alle umschlingt, denen ein deutsches Herz in der Brust schlägt. Mann für Mann stehen wir gleich Brüdern ein für des Reiches Ehre und Wohl, stehen wir ein für alle, die draußen an den Marken unseres Landes für Deutschlands alten Ruhm, seine Macht und sein Wohl streiten. Für sie ist uns keine Zeit zu kostbar, kein Opfer zu groß. Gilt es doch, nicht allein

für die leiblichen Bedürfnisse unserer braven Krieger zu sorgen, sondern vor allem auch auf ihre seelischen Kräfte anregend und fördernd einzuwirken, namentlich ihr Vertrauen auf Gottes Hülfe und ihre Zuversicht auf einen glorreichen Sieg zu stärken und zu erhalten. Dies wird nicht an letzter Stelle erreicht durch die andauernde geistige Verbindung der Krieger mit denen, die ihnen in der Heimat nahestehen. Wie wertvoll den Tapfern unsere lebhafte Anteilnahme an ihrer hohen Aufgabe ist, zeigt ihre Dankbarkeit, die in manchem ihrer Briefe einen rührenden Ausdruck findet. Da viele der Soldatenbriefe, die ich von im Felde stehenden Lehrern erhielt, auch für weitere Kreise von Interesse sind, so möge eine Auslese von jenen hier in kurzen Auszügen folgen.

Der Deutsche ist bekanntlich gutmütig und hülfsbereit! Dafür sprechen beredt folgende kleine Züge:

Ich komme mit meinem Burschen in ein Bauernhaus der Vogesen, das von Wohlstand zeugt. Eine Mutter mit sieben Kindern erschrickt bei unserem Anblick. Ich bitte um Brot, denn der Magen stieg uns bald zur Halsbinde hinauf. Die Frau reichte mir ein Brot mit den Worten: „Lassen Sie mir doch nur eine Schnitte für meine Kinderchen!" Wer hätte das Brot wohl annehmen können! Freundlich reiche ich ihr meine letzte Mark und gehe ...

Schwer verwundet lag ich auf dem Schlachtfelde. Später schleppte ich mich in Deckung auf einen Rübenacker. Da kam ein verwundeter Franzose dicht an mir vorüber. Er wünschte zu trinken. „Dort drüben liegt meine Feldflasche mit Wein. Wohl bekomm's!" Er nahm einen herzhaften Schluck. Dann reichte er mir die Hand und ging weiter.

... Meine Kompagnie zählte noch 203 Mann, abzüglich aller Leicht- und Schwerverwundeten und fünf Vermißter. Da fiel gestern als unser erster Toter ein 27jähriger Arbeiter, Vater von sechs Kindern, allgemein beliebt wegen seines echt kameradschaftlichen, heiteren Wesens. War das ein Leid! „Kameraden," sage ich zu meiner Kompagnie, „wir haben in dem teueren Toten, das fühlen wir alle, gar viel verloren. Aber welch ein harter Schlag hat erst recht die vielen Seinigen getroffen! Ich will ihnen sogleich unser Mitgefühl ausdrücken, und ich denke, wir fügen ihnen neben der Versicherung treuesten Gedenkens zum Unterpfand unserer Teilnahme ein Scherflein zur Linderung der Not bei." Flugs wurden alle Brustbeutel geleert, und im Handumdrehen waren 587 M. gesammelt.

Daß die Krieger nicht nur für leibliche Erfrischung, sondern auch für gute geistige Kost sehr dankbar sind, beweisen viele Zuschriften:

Ihre Post empfangen. Danke Ihnen aufrichtig für Ihr wohlwollendes Gedenken!

... Auch Kriegsgebetbüchlein und Feldbrief habe ich erhalten. Von Herzen Dank für diese mir liebsten Liebesgaben! Die Feldbriefe wandern durch die ganze Kompagnie und werden mit sichtlichem Interesse gelesen. Sie

wirken erhebend und ermutigend. Von meiner Schule wird mir die von unserem Herrn Regierungsrat (Dr. Maskus) bearbeitete Kriegschronik zugesandt. Sehr interessant und vielseitig! . . .

Vielen Dank für Ihre herzlichen Wünsche und Grüße! Der Tag, an dem man ein Lebenszeichen aus der Heimat erhält, ist immer ein großer Freudentag. Gleichzeitig mit Ihren lieben Zeilen erhielt ich wiederum eine Karte von meinen Schülern. Wie ich schon mehrfach von Kameraden gehört habe, schicken die Kinder mit Vorliebe Witz- und Ulkkarten. Die Kleinen meinen es zweifellos gut; aber zu dem Ernste der gegenwärtigen harten Zeit passen solche Karten schlecht. Ein Kinderkriegsspiel ist das gewaltige Völkerringen wahrlich nicht! . . .

Ein Brief, dessen Verfasser Sinn für das Naturschöne verrät, schildert anschaulich das Lagerleben im Schützengraben:

Freitagmittag. Bank vor unserer Stroh- und Erdhütte. Etwas Herbstsonne. Vor mir ein schönes weites Tal. Herbstfarben. Efeuumrankte Bäume, weiße Birken. Auf einem Seil, von Baum zum Baum gespannt, schwarze Socken, rote Taschentücher, weiße Hemden usw. Essenholer mit Kochgeschirren, Kartoffelschäler . . . Hinter uns Lauf- und Schützengräben, Artilleriedeckungen, Beobachtungsstände. Griffeüben einer Kompagnie. Arrest-Erdhöhle mit einem Unteroffizier und drei Mann Posten. Kleine Feuer an Waldlichtungen. Briefschreiber, Halsbindenwascher, Brotesser. Gedanken an die Heimat, Wurst und Münchener Bier. Beinahe jeder dritte mit dem Eisernen Kreuz. Paketchen von Muttern gerade erhalten: Kakao, Zucker, Leckerbissen. Ein Brief! Daher von neuem Mut, Geduld und Ausdauer. Sechs Wochen auf einer Stelle. Von Bett nur noch eine schwache Ahnung in mir. Butter und Käse . . . o jeh! Sonst aber noch gesund und munter, weil guter Appetit. Lage unverändert!

Nicht ohne Rührung liest man die Schilderung über einen abgehaltenen Feldgottesdienst:

Sonntag ist's. Der h. Messe habe ich soeben auf einem großen freien Felde beigewohnt. Als die heilige Handlung begann, erklang es aus tausend Männerkehlen inbrünstig: „Hier liegt vor deiner Majestät“. Sichtlich gerührt standen die Kameraden dicht gedrängt umher, Kopf an Kopf. — „Verstoß uns Sünder nicht!“ Wie das heute packte! Wie fühlte man sich doch hier im Angesichte des Todes so ganz als ein Nichts in der gütigen Vaterhand Gottes! Die Einfachheit, richtiger die Dürftigkeit, die ringsum die gottesdienstliche Feier umgab, wirkte hier ergreifend schön. Hier betete, wer nie betete. In seiner Predigt verglich der Divisionspfarrer das Opfer des Gottmenschen mit dem Opferleben des Soldaten, „der sein alles opfert auf dem Altare des Vaterlandes, um mit Christus einzugehen in die ewige Seligkeit, eingereiht in die endlosen Reihen der himmlischen Heerscharen zu nie endendem Siegesjubel“. Sehr viele Soldaten empfingen die h. Kommunion. Nach beendigter Feier das „Großer Gott, wir loben dich“ durch die Luft, in den nahen Wäldern verhallend. — Unvergeßlich fürs ganze Leben!

Ein anderer Jugenderzieher läßt sich über das religiöse Leben jenseits der blau-weiß-roten Grenzpfähle folgendermaßen aus:

Das kirchliche Leben, soweit man von ihm sprechen kann (die Männerwelt ist im Kriege oder geflohen) fand ich wenig erbaulich. Nach meiner Beobachtung nahmen gewöhnlich fast nur einige alte Frauen am Gottesdienste teil. Und die Kinder? Gewiß, es waren ihrer wenige, wohin ich kam (das Zweikindersystem macht sich sehr bemerkbar), aber von ihnen wohnten nur etliche dem Gottesdienste bei. Sich die Feldgrauen in ihrem Treiben zu besehen, schien ihnen lieber zu sein, als für ihre kämpfenden Angehörigen die h. Messe zu besuchen. Religionslose Schule! — Wohl gibt es auch hier wirklich fromme Leute. Eine ältere, vornehme Dame, die sich voll Anerkennung über die religiöse Haltung deutscher Truppen äußerte, meinte, es sei unbegreiflich, daß die französische Regierung auch jetzt noch die Religion, ihre beste Hülfe und Verbündete, von sich weise. Joffre preise die Todesverachtung der deutschen Soldaten. Ja, woher haben diese sie denn anders, als durch das lebhafte Gottvertrauen, das sie beseelt, sie groß und stark macht! Noch zehrt Frankreichs Heer in etwa an dem religiösen Fonds der Schule vergangener Tage. Wie lange noch?

Stimmungsvoll wird ein zerstörtes Familienglück geschildert:

Ein heißer Tag geht zur Neige. Am fernen Westhimmel senkt still die Herbstsonne ihren müden Blick zur Ruhe. Wie unendlich viel des Grausens und Elends hat sie heute geschaut. Es ist, als wende sie sich nun mit Entsetzen weg von der Erde, wo der Krieg mit ehernem Griffel seine blutfarbenen Runen eingräbt in die Geschichte großer Völker. —

Im Argonnenwald legt der stille Mond seinen Silberschein gleich einem Leichentuche über das bleiche Antlitz eines jungen Helden. Noch im Tode umschließt seine Rechte ein schlichtes Kreuzlein und seine linke das Bild seines gütigen Weibes und seines unmündigen Sprößlings, in dessen Gesicht unverkennbar des Vaters Züge eingemeißelt sind. Was mag hier eines Mannes und Vaters Herz empfunden haben, da es sterbend brach? — Schweigsam, wie gebannt, umstehen die wettergebräunten Kameraden den teueren Verblichenen, bis sich ihr Schmerz Bahn bricht aus tiefbewegter Brust. Dann segnen sie mit Tränen die Leiche ein in der Erde Schoß. — Kriegszeit, harte Zeit!

Daß Lehrer auch ihre musikalischen Kenntnisse zu verwerten wissen, zeigt folgende Mitteilung:

Vor einigen Tagen habe ich einen Chor in meiner Kompagnie gegründet. Unser Hauptmann, dem wir ein Ständchen brachten, zollte uns viel Anerkennung und Dank. Er äußerte den Wunsch, wir möchten die Lieder am nächsten Abend Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kronprinzen vortragen. Am nächsten Tage entwickelte sich nun eine regere Ueberei, so daß meine Sänger bald um ihre schönen Stimmen kamen. Ich habe hier ein brillantes Stimmmaterial. Unser Revier, ein französischer Vereinssaal, wurde prächtig dekoriert. Seine Kaiserliche Hoheit freute sich, seine Wachtkompagnie singen zu hören und erschien pünktlich zur angesagten Stunde: Freitagnachmittag 5 Uhr. Ich

begann beklommenen Herzens zu dirigieren. Leise, wehmütig setzte das erste Lied ein, das an einigen Stellen zu freudiger Entschlossenheit wuchs, um ergeben zu enden. Die Sänger folgten meinem Stab, einem Stück Billardstock, genau. Die Erregung schwand. Sofort setzte ich mit dem zweiten Liede ein. Freudig, von edler Begeisterung getragen, durch den hohen Augenblick gesteigert, klangen die echt deutschen Worte, die durch den zeitgemäßen Inhalt und durch klangvolle Komposition zum Ausdruck gebracht, bei allen eine begeisterte Stimmung hervorriefen. Leise, fast resigniert rollten die Schlußakkorde durch den Raum: Fahr wohl, mein teures Heimatland, fahr ewig, ewig wohl! Nun noch das dritte Lied: Es braust ein Ruf, mit elementarer Wucht, hinreißend! Ich machte meine Ehrenbezeugung. Seine Kaiserliche Hoheit löste sich aus der Gruppe der ihn umgebenden Offiziere, kam auf mich zu, reichte mir, freudig winkend, die Hand und lobte vor allem die Auffassung der Gesänge und die herrlichen Tenöre. Dann wandte er sich freundlich grüßend und dankend zu den Sängern und verabschiedete sich mit: Ade, Kameraden! — Kurz nach 8 Uhr kam die Meldung, daß Antwerpen gefallen sei. Welch ein Jubel!

Wie ein junger kriegsfreiwilliger Schulamtsbewerber das Eiserne Kreuz verdiente, beschreibt er wie folgt:

Am 12. November mußte ich im Morgengrauen einen Patrouillengang machen. Ich kam an einer alten Bretterbude vorbei. Plötzlich hörte ich französische Laute. Ich horchte. Richtig, im Stalle wurde geplaudert. Kurz entschlossen öffnete ich eine baufällige Türe. Da sah ich sieben Rothosen. Sofort war ich schußbereit. Wie der Blitz flogen ihre Arme in die Höhe. Schon gleich beim Eintritt war mir aufgefallen, daß ihre Gewehre in einer Ecke standen. Darum stellte ich mich so auf, daß sie ihre Waffen nicht erreichen konnten. Als ich mit den gefangenen Franzmännern zur Kompagnie kam, wurde ich mit Jubel empfangen.

Die vorstehenden Auszüge sind ein schönes Zeugnis für den echt soldatischen Geist, der unsere Lehrer im Felde beseelt. Dem Lehrerstande fällt ein guter Teil an den herrlichen Erfolgen zu, die bisher errungen worden sind. Er hat in die Herzen der Jugend den Willen zur opferfreudigen Vaterlandsliebe gepflanzt, der über anderthalb Million Freiwillige auf den Plan rief. Die Krieger aus dem Lehrerstande tragen auch jetzt zum guten Geiste unserer Truppen wesentlich bei, wie mir bereits von mehreren höheren Offizieren berichtet wurde. Und die vielen Auszeichnungen von Lehrern mit dem Eisernen Kreuz beweisen, daß die Lehrerschaft an Tapferkeit hinter keinem anderen Stande zurücksteht. Treffend schreibt Major von Spiegel: „Der deutsche Lehrerstand hat 1914 die Feuertaufe erhalten und sie glänzend bestanden. Ob die Lehrer als Offiziere vor der Front oder als Unteroffiziere oder als Mannschaft in Reih und Glied in den heiligen Kampf zogen, in allen Lagen stellten sie ihren Mann, zeigten sie sich als Helden."

V. Vom religiösen Geiste unserer Krieger.

Neugeburt.

Von Dr. Carl Sonnenschein.

Es steht irgendwo im fremden Lande ein alter Tempel. In dunklen Grotten leuchten silberne Lichter. In hohen Fenstern bricht sich blaue Mystik. Es schwingt in tausend stillen Pendelschlägen der Kronleuchter aus lauterem Gold oben im Gehäng. Aber die Seelen sind ausgewandert aus diesem Tempel, flattern nächtens sehnsuchtsvoll um seinen Turm, sind in seinen Steinen irgendwo vermauert, oder tragen mit byzantischem Antlitz seiner Balken schwere Last.

Irgendwo in Deutschland brannten die ewigen Lampen und glühten die Herzen. Aber viele gingen vorüber und glühten nicht. Ihr Christentum war Ueberlieferung, ihre Tradition war konventionell, ihr Glaube war ein Glaube um der Mutter und der Braut willen, ihr Gottesdienst eine Gewohnheit vor den Augen der anderen, ihr Idealismus ein Taufschein und ihr Christentum ein Marmorbild im letzten Saale des Museums.

Der Krieg hat tausend Seelen zur Ergriffenheit des Idealismus gewandelt, zur Erhabenheit christlicher Tiefe, zur Tapferkeit vollen Lebens. Sie werfen alles, was sie an das Zeitliche bindet und im Rausch der Erde hielt, von sich weg. Der Himmel steht wieder über ihnen offen. Vom blauen Firmament der Mittagssonne glänzen die alten Sterne. Es gilt wieder Reinheit. Es gilt Treue. Es blüht wieder auf goldenen Feldern christliche Zucht. Es leuchten wieder ihre Panzer von übernatürlicher Pracht der Tugend und Weihe.

Wie aus neuerstandener Welt, wie aus tausendjährigem Wunderschlaf tritt aus der Tiefe der frühen Jugend das Echte und Große ans Licht. Die Blasiertheit blättert zu Boden. Es gilt das Alte und Starke. Es gilt Heimat, Gott und Seele.

Heimat. Unserer Eltern liebe Hände, unseres Vaters mutiges Bild; Lindenrauschen über dem Kirchhof; Kinderspiel das reinste, das es gibt, am grünen Raine; der Schwestern helles Auge; des Bruders treues Wort. Heimat.

Gott. Er wandelte wie von Ferne durch unsere Geschicke. Er wandelt heute in brennendem Purpur durch die Gluten am Horizont, schreitet durch die Schlachten und redet wie aus dem brennenden Dornbusch zu dem Volke, das sich vor seiner Majestät neigt. Er führt die Heere, er zerstampft die Welten, er zerknetet die Menschheit. Er gebietet, Gott.

Seele. Gewiß, es braust ein Lied toller Kraft durch die Welt, millionenschwer, rasseecht, jauchzend, siegesbrünstig, stahlstürmend, und doch ist das Zarteste, Feinste und Stillste auf dieser Welt auch im Kriege die überwindende,

die triumphierende Kraft. Der Geist trägt die Welt, in Stahl und Erz gerüstet, die Treue der Heere, die Sehnsucht der Menschen, die Liebe des Vaterlandes, die Gottesinnigkeit, die die Welt durchrauscht. Seele.

So steht ihr, Freunde, losgelöst von allem Leben im Kampfe um das Leben da. Jeder Morgen sagt mit kündender Sonne oder weichem Nebel, daß dies der Tag eurer Opferung sein kann, an dem das Vaterland auf gehobener Schale euer Blut dem Erfolge und dem Siege als Opfer entgegenhebt. Ihr steht in den Schlachten und wißt, daß die Kugel am Horizont vielleicht die eure ist. Ihr nehmt schon seit Wochen Abschied vom Leben mit beiden Händen, in denen ihr Deutschlands Zukunft tragen sollt, ob tot oder lebendig. Das ist des Krieges Neugeburt, daß wir alle vor der Größe des Lebens klar werden. Daß wir die Himmel sehen, wo sie wirklich blauen, und das zerreißen, was um uns Torheit und nichtig ist. Euer Fuß ist über die Grenze des Irdischen hinausgeschritten. Ihr steht bebend und entzückt vor den Ewigkeiten, die euch umspielen. Ihr achtet Schmerz für Pflicht und das Sterben für ein Leben um größere Dinge willen. Ihr seid bereit.

Man kann bereit sein in Stumpfheit. Ihr seid es in Reinheit.

So gib, o Gott, unseren Brüdern das Schwert in die feste Hand. Mit trotziger Faust recken sie es in den klirrenden Krieg. Hülle es, o Schlachtenlenker, in das Gold deiner Sonne, umwehe es mit der Fruchtbarkeit deiner Wolken, umspanne es mit deiner Hand. In deinem Namen laß sie, o Herr, für Deutschland siegen, siegen, siegen!

Lebendig oder tot, ihr seid die Neugeburt unseres Landes!

Gott wird uns nicht verlassen!

Es liegt so dumpf und wetterschwül
Ein Druck auf deutschen Landen,
Weil fern im dichten Kampfgewühl
Die Feinde uns umbranden;
Auf jedes Deutschen Lippe schwebt
Ein ernstes stummes Fragen,
Und manches zage Herz erbebt:
Ach, werden wir sie schlagen?

Getrost, mein Volk! und dulde still,
Was Gott auch wird uns fügen,
Es komme, was da kommen will,
Wir müssen schließlich siegen.
Wir kämpfen mit der alten Glut,
Wie einstmals uns're Ahnen,
Wir heften, strömt auch unser Blut,
Den Sieg an uns're Fahnen.

Und zittert dir auch bang das Herz,
So fürcht' dich doch mit nichten
Und lenk die Augen himmelwärts,
Der droben wird schon richten.
Es kann auch in der schwersten Zeit
Nicht Deutschlands Stern erblassen,
Getrost, gerecht ist unser Streit,
Gott wird uns nicht verlassen!

Otto Wolf.

Ein Sonntag im Felde.

Von Otto Griese.

In heftigem Granatregen und Infanteriegefecht hatte das Ersatzbataillon seine Feuertaufe ehrenvoll bestanden — ehrenvoll, denn die gestellte Aufgabe war glücklich und erfolgreich gelöst. Aber auch ziemlich Verluste mußten wir buchen. Was Wunder, wenn uns der Ernst dieses Kriegsbildes die Seele erzittern und in uns Empfindungen wach werden ließ, die sonst nur den beschleichen, der im Schatten des Todes seine Rechnung mit dem Herrn über Leben und Tod begleicht.

Nach anstrengenden Märschen und ruhelosen Nächten sollte das Bataillon einige Tage der Ruhe pflegen, dank der umsichtigen Führung unserer Division. Und so rückten wir in gehobener Stimmung auf das Gehöft in B. in Scheunenquartier. Samstag war's, ein Marientag im sonnigsten Lichte, und frühzeitig, weit früher als in Friedenszeiten, nahm uns der wohltuende Schlaf in seine Arme, um uns reichlich für die ausgestandenen Strapazen zu entschädigen ...

Am wolkenlosen Himmel zieht Frau Sonne auf, die schon herbstlich angehauchte Natur im majestätisch schönen Morgenrot begrüßend. Morgenrot — für manchen Kameraden von uns in seiner tragischen Bedeutung! Sonntag ist's, Bettag. Wie von einem innern, unwiderstehlichen Pflichtbewußtsein erfaßt, erhebt sich frühzeitg „ohne Wecker" fast die ganze müde Kriegerschar, sammelt sich um ihre Führer, und geht den 3 Kilometer weiten Marsch zur Kirche nach S. Da uns die Räumlichkeiten des Gotteshauses als ziemlich beschränkt bekannt sind, sichern wir uns schon eine Stunde vor Beginn der heiligen Handlung den Platz. In feierlicher Stille und Einkehr in uns selber erwarten wir den französischen Pfarrer, der uns bittet, zur stillen heiligen Messe deutsche Kirchenlieder zu singen — eine Bitte, die unserem eigenen Wunsche zuvorkam. Ein lieber Bekannter, Stabsarzt Dr. E., bestellt mich zum Leiter der Andacht, und alsbald durchbraust der schwere Gesang der im besten Alter stehenden Männer in dem Liede „Hier liegt vor deiner Majestät" wuchtig die einfachen niedrigen Hallen des Dorfkirchleins. Wie einen das packte!

Hallten — hier wohl zum ersten Male in deutscher Sprache — die goldenen Worte dieses schönen Kirchenliedes wieder in den Herzen dieser frommen Schar, so war erst recht die zu Herzen gehende Ansprache des Priesters geeignet, uns mit ernsten Gedanken, aber auch mit beruhigenden und erhebenden Empfindungen zu erfüllen. Er gemahnte uns, daß außer den soldatischen Eigenschaften auch das Gebet der beste, sicherste Begleiter im Bereiche der Kugel sei, und daß erst recht unsere Gottesmutter Maria eine wahre Beschützerin in Todesgefahr sei, wenn sie darum angegangen werde. Der feierliche Ernst des Augenblicks hatte den Gottesmann, der seit 25 Jahren nicht mehr die deutsche Sprache gebraucht hatte, zu einem wirksamen und ausgezeichneten Dolmetsch seiner tiefen Empfindungen gemacht, die in uns gewaltig und nach-

haltig zündeten. In dem folgenden Liede „Nimm an, o Herr, die Gaben" bringen wir mit dem Priester das heilige Opfer dar für unsere besonderen Anliegen, die wir als fromme Bitten wohl übereinstimmend hegen: glücklich heimzukehren, oder die Gnade einer seligen Sterbestunde mit den Kameraden zu teilen. Nach der heiligen Wandlung gedenken wir gemeinschaftlich im Gebete des Herrn unserer gefallenen Kameraden und nach der heiligen Kommunion danken wir in dem Ambrosianischen Lobgesang dem gerechten Gott für die vielen schönen Siege, die er unsern Waffen verliehen. Mit dem Schlußliede „Gelobt sei Jesus Christus" stellen wir uns in Ergebung unter den heiligen Willen unseres Schöpfers.

Tiefergriffen, und dennoch voll hoher Zuversicht verlassen wir das Gotteshaus, das uns zur Befriedigung unseres heiligsten Bedürfnisses an diesem Tage die Gelegenheit gegeben. Wohlgemut und voller Gottvertrauen betreten wir in seltener Stimmung den Weg zu unserem gastlichen Quartier. Es war für alle ein unvergeßlicher Sonntag im Felde!

Feldgottesdienst.

Am 4. Oktober 1914.

Gestern abend bei Ausgabe der Parole wurde bekanntgegeben, daß heute in der Frühe, 8 Uhr, ein Feldgottesdienst abgehalten werde, zu welchem jeder Truppenteil des ** Korps, der sich in der Ruhe befinde, eine Abordnung kommandieren könne. Weil ich mich gerade in der Nähe befand und erst um 9 Uhr abreiten konnte, habe ich mit Freuden dem Gottesdienste beigewohnt. Mit Freuden, sage ich! Wenn ich jemals Sehnsucht nach einem Kirchgange gehabt habe, dann jetzt. Und ich brauche wohl nicht daran zu zweifeln, daß so ziemlich jeder, der während dieser schweren Tage tagtäglich dem Tode ins Antlitz schaut, sich nach einer Aussprache mit dem Herrn über Tod und Leben sehnt.

Schon 7.15 Uhr war ich zur Stelle, um mir die Anlage der Feier in Ruhe anschauen zu können. Der Platz war wirklich schön gewählt. Die Freitreppe eines zusammengeschossenen und ausgebrannten Schlosses an der Aisne war gesäubert und durch Pioniere und Mannschaften mit Tannenguirlanden und Blumen geschmückt worden. Der Altar stand zwischen eroberten Geschützen, über die, gleichsam zur Huldigung, zwei französische eroberte Feldzeichen geneigt lagen. Hinter dem Altare die mit Lorbeer geschmückten Fahnen unserer Truppen, die sich mit ihren frischen blauen, grünen, weißen und goldenen Farben lebhaft von dem dunkeln und mit Efeu umrankten Portal abhoben. Durch die Fensterhöhlen grünte der Park, der sich an der Front des Schlosses in vier Baumreihen gleich vier Reihen riesiger Pfeiler, die das blaue Himmelsgewölbe tragen, um einen grünen Rasenteppich hinzog. Ein riesiger Dom, der wohl 10000 Menschen fassen mochte. Nicht lange Zeit blieb mir, dieses Bild auf mich wirken zu lassen. Der Anmarsch begann, und ich muß gestehen, daß ich unsere schönen alten blauen und bunten Uniformen

vermißte. Das Feldgrau ist ja sehr praktisch, aber die farbige Poesie, die dem früheren bunten Lagerleben anhaftete, ist geschwunden.

Punkt 8 Uhr betrat der Divisionspfarrer die Erhöhung und die heilige Messe begann. Zwei Musikkapellen, die, wie es schien, in der Hauptsache Waldhörner und gedämpfte Instrumente benutzten, spielten die „Orgel" und unter dem in der Ferne hallenden Donner der Geschütze stieg, von Tausenden andächtiger Krieger gesungen, das Lied: „Wir sind im wahren Christentum" zum blauen Himmelszelt empor. Die Verlesung des sonntäglichen Evangeliums vom Jüngling zu Naim folgte, darauf je ein Vaterunser für unsere Kämpfer in der Front, für die Seelenruhe der Gefallenen und eines für die aus unserer Mitte. Weitere Gesänge erschallen und mit dem Choral: „Großer Gott, dich loben wir", schließt die heilige Handlung. Ein tief ergreifendes Bild war's, als die Feldzeichen bei der heiligen Wandlung sich neigten, kein Laut außer dem Rauschen des Waldes und Aisne-Wehrs und dem dumpfen Grollen der Geschütze zu hören war.

Eine solche Armee, die solche Frömmigkeit, derartiges Gottvertrauen beweist, kann nicht verlieren und untergehen! F. H.

Eine Soldatenmesse in Antwerpen.

In der Kathedrale vollzog sich eine großartige Feierlichkeit, ein Dankgottesdienst für den Sieg. Als wir die große Kirche betraten, fanden wir das Mittelschiff schon voll von deutschen Soldaten. Im Chore saßen verschiedene Generale, Offiziere und beteten in ehrerbietiger Haltung. Im Schiffe knieten die jungen Soldaten, die älteren Männer der Landwehr, die Matrosen und folgten mit großer Andacht der feierlichen Messe. Die meisten beteten aus ihren Gebetbüchern.

Es war rührend zu sehen, wie diese Krieger, die noch vor wenigen Tagen vor Antwerpen standen, jetzt niederknieten vor Gott, der ihnen den Sieg geschenkt, und vor dem Altar, wo ihr Feldgeistlicher unter Assistenz der Kapläne der Kathedrale ein feierliches Meßopfer darbrachte.

Unvergeßlich war der Anblick dieser Krieger, die in diesem historischen Heiligtum Augenblicke des größten Friedens verbrachten. Kein Waffengeklirr jetzt, keine Kriegslieder, nur die Lippen flüsterten ein Gebet, um Gott für den Sieg zu danken. Wo war jetzt die stolze Haltung der deutschen Soldaten, welche Haltung wir im Felde und in der Stadt so bewundern? Keine Kriegsgewalt jetzt. Jede Brust, manche mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, beugte sich tief und atmete nur Gebet und Frieden. Auf einmal brach aber die deutsche Kraft sich Bahn.

Und es kamen Augenblicke, die ich nimmer vergessen werde. Es war nach der Messe. Da stimmt plötzlich von der Sängerbühne her die Musik der deutschen Armee an: Großer Gott, wir loben Dich! Kaum hatten Orgel und Trompeten eingesetzt, da klang aus Tausenden Kehlen der Sang der Krieger, die Gott Ehre brachten und seinen Segen herabflehten. Die Trom-

peten verstummten fast unter dem gewaltigen Sang der Krieger, und die Säulen, die in der vorigen Woche noch gebebt hatten unter der Wucht der in der Stadt sich entzündenden Bomben, bebten nun von der Gewalt des herrlichen, deutschen Lobgesanges.

Das waren Augenblicke, die ich nimmer vergessen werde. Schade war es nur, daß so wenige Bürger aus Antwerpen der Militärmesse beiwohnten, daß nur wenige Zeugen dieser begeisterten Aeußerung des tiefen deutschen Katholizismus gewesen sind, denn nun werden sie diese erhebende Feierlichkeit ihren eigenen Männern nicht als Beispiel vorhalten können.

Der Auszug des Militärs aus der Kirche vollzog sich in großer Ordnung. Neugierig sahen wir nach den Generalen und Offizieren, die in glänzenden Uniformen die Kathedrale verließen und in Autos wegfuhren, um ihren Kriegsbetrieb wieder aufzunehmen. Dann folgten die Mannschaften. Die Musik spielte einen Marsch, man hörte die kurzen Befehle der Offiziere und fast im selben Augenblicke zog der ganze Zug der Tausende wieder nach den Kasernen zurück. Es war ein überaus prachtvoller Anblick!

Meine erste Nacht auf Vorposten.

Von einem rheinischen Lehrer.

„Villa Eisenhagel", 3. November 1914.

Das alte Volkslied beginnt: Steh ich in finsterer Mitternacht, so einsam auf der stillen Wacht. Unwillkürlich fiel mir dieses Lied ein, als ich zum ersten Male von 12 bis 2 Uhr dicht vor dem Feinde auf Vorposten stand. In Gedanken sang ich mir alle Strophen des Liedes vor und staunte selbst darüber, welch unendliche Poesie in den einfachen Sätzchen enthalten ist. Nur wer in ernster Wirklichkeit die Ruhe und Sicherheit der Kameraden zu bewachen hat, kann es verstehen.

Lassen Sie mich Ihnen jene erste Vorpostennacht etwas näher schildern. Der Kompagnieführer befiehlt: „Der zweite Zug übernimmt die Sicherung." Der Zugführer gibt meiner Gruppe die dritte Nummer von 12 bis 2. 11¾ wecke ich meine Leute und ziehe hinaus, etwa 150 Meter vor die ruhende Truppe. Dunkeln Schatten gleich huschen die Leute lautlos hinter mir her, denn wir wissen: 400 Meter weiter steht der Feind und jedes Geräusch beantwortet er mit einem Hagel von Geschossen. Angekommen, stelle ich meine Leute auf, instruiere sie, wähle meinen Standort am weitesten rechts an einer vorspringenden Waldecke, wo der Feind am nächsten und die Gefahr am größten. Der Regen fällt in Strömen, der Wind saust in den Kiefern und läßt sie ächzen und stöhnen, zwei Käuzchen in nahegelegenen Waldstreifen lassen abwechselnd ihren Ruf ertönen, als ob sie den am Tage gefallenen Helden ein Klagelied sängen.

Ueber uns sausen und zischen die Geschosse der beiderseitigen Artillerie, die um Mitternacht zu feuern begann. Da sieh, nach den ersten Schüssen bereits ein Aufleuchten: Ein Dorf brennt! Bald ein zweites, drittes, viertes.

Unsere Artillerie ist die Brandstifterin, um die Ruhe des Feindes zu stören. Wagengerassel und laute Rufe verkünden, daß sie ihren Zweck erreichte. Der Himmel wird düsterrot. Meine Leute suchen Deckung. Der hinter einem Busche, jener hinter einem Baum, der dritte hinter einem Erdhaufen, der vierte in einer Ackerfurche. Ich selbst stehe wie gebannt da, vor dem großartigen Schlachtenbild. Siebzehn brennende Dörfer zähle ich. Im Vordergrunde dieses Bildes der Vernichtungen, nahe vor mir schimmert die rote Hose eines gefallenen Feindes, da noch eine, dort ein ganzer Haufe, dazwischen graue Mäntel der unsrigen, wie Kränze von Silberlorbeer. Tote Rosse, zerbrochene Wagen, weggeworfene Gewehre und Tornister, vervollständigen das schauerlich-schöne Nachtgemälde. Da, ein heftiger Windstoß, erneuter schwerer Regenguß. Die brennenden Dörfer erscheinen wie Irrlichter im Nebelgelände, bis sie ganz verschwinden.

Totenstille. Nur ein Käuzchen läßt noch die letzten Akkorde seines Klageliedes ertönen. Ich erwache wie aus tiefem Traum. Herr Gott, jetzt wird es aber Zeit, daß ich die Postenkette abgehe, ob keiner schläft! Ich kann mich zwar auf meine Leute verlassen, aber übergroße Ermüdung vermag alles. Ich komme zum ersten. Er flüstert mir zu: „Herr Unteroffizier, das ist furchtbar!" Der folgende stammelt ganz überwältigt von dem Eindruck: „Was war das?" So geht es weiter. Sie alle fühlen die Größe der Stunde, können sie aber nicht in Worte fassen. Ich kehre zu meinem Standorte zurück, und wieder kommt mir das Lied in den Sinn: „Steh' ich in finst'rer Mitternacht." Ich denke an meine Lieben alle. Eine heiße Träne rinnt und ein inniges Dankgebet steigt zum Himmel, daß sie die furchtbaren Schrecknisse des Krieges nicht zu schauen brauchen.

Da kommt die Ablösung. Eine kurze Meldung, und schweigend geht es zurück. Nun den Mantel fester um die frierenden Glieder geschlagen und geschlafen, denn wer weiß, was der morgige Tag bringt. Aber der Geist ist wach, er beherrscht den müden Körper. Immer wieder sehe ich das Bild vor mir . . . Auf einmal ändert sich die Szene. Ich sehe mein liebes Heimatdorf in Flammen stehen. Schuß auf Schuß kracht hinein. Neue Feuergarben, neue Brände. Ich sehe Weib und Kind notdürftig bekleidet, mit tränendem Auge flüchten. Wohin Ihr aber zieht, neue Greuel, neue Verwüstung! Die Erde flammt, der Himmel brennt . . . Ich entsinne mich der Wirklichkeit, ergreife meinen Rosenkranz und bete, bete. Ist es ein Dankgebet, daß Gott den frevelnden Feind im eigenen Lande die Schrecknisse des Krieges verkosten läßt? Ist's eine Bitte, unsere Waffen weiterhin zu segnen und zum endgültigen Siege zu führen?" Oder aber soll es ein Schwur sein: „So lang ein Tropfen Blut noch glüht, noch eine Faust den Degen zieht, und noch ein Arm die Büchse spannt" — betritt kein Feind anders denn als Gefangener unser teures Vaterland . . . Endlich siegte der übermüde Körper, die Augenlider sanken, und ich fiel in festen ruhigen Schlaf.

Das war meine erste Vorpostennacht als wachhabender Unteroffizier.

Pf. L.

Maria de Victoria.

Vorpostenstellung im Argonnenwald!
Herbst färbt das Laub, der Abendwind bläst kalt.
Durch Westgewölk huscht blasser Vollmondschein
Und dämmert grau ob grauen Kriegerreih'n,
Die eingegrabenen liegen, schußbereit. —
Dicht war die Bleisaat auf die Flur gestreut,
Und rote Blumen sproßen allsogleich,
Und reiche Garben mähte — still und bleich —
Der grause Sensenmann auf falbem Roß;
Doch Halm bei Halm die kleinste Lücke schloß,
Und über Tod und Leben sinkt die Nacht.
Was bringt der Morgen? — Eine neue Schlacht!

Ein Landwehrmann liegt vorn auf scharfer Schau,
Die Feinde drüben, — rückwärts Haus und Frau!
Auf Nachtgeräusch ist jeder Sinn gespannt,
Doch hoffend Sehnen geht ins Heimatland,
Wo schon das Morgen — Herz, bezwing den Schlag! —
Ein junges Leben ihm bescheeren mag.
Wie an der Wehr ihm matte Lichter blinken,
Zählt Perl' um Perl' er betend mit der Linken.

„— O blicke gnädig auf uns Beide hin,
Der Trauer Hort, der Christen Helferin!
Die reiner strahlt als hellster Sternenglanz,
Dir weih' ich, Königin, den Rosenkranz.
Hilf meinem Weibe, stets sei schirmend nah
Auch mir, Maria de Victoria!" —

Horch! Leise Regung! — Schau! Gespenstig Weben!
Nah'ts da? — Naht's dort? Scheint nicht der Wald zu leben?
Klirrt's raschelnd nicht im Vorland? — Birgt der Wind
Nicht dumpfes Raunen? — „Kamerad, geschwind
Die Büchse hoch!" — Ein Doppelblitz, ein Knall! —
Alarm! Alarm! — Und prasselnd fährt ein Schall
Aus tausend Rohren in die schwarze Nacht!
Das brüllt und pfeift, das stöhnt und gellt und kracht,
Das tobt und heult, das springt und wälzt sich her,
Wie ein vom Weststurm aufgewühltes Meer,
Wie wilder Brandung gischtbekrönte Wellen!
So tost's heran — und muß am Deich zerschellen,
Am Menschenwall, der Blitz und Feuer sprüht,
Es stockt der Schwall — rauscht rückwärts — schwankt — und flieht —
Und in das brausend wirbelnde Hurra
Klingt's leis: Maria de Victoria! — — —

Oktobersonntag war's. — Am gleichen Tag
Fernab ein neugeboren Mägdlein lag
In stiller Kammer in der Mutter Arm.
Die drückt es selig, hält es fest und warm,
Im Auge Tränen, kost sie lieb und lind
Ihr erstgeborenes, ihr Sonntagskind,
Schaut dann zur Ferne. — Wißt ihr, was sie sah:
Kampf! — Sieg! — Maria de Victoria!

Die Predigt eines französischen Pfarrers.

Aus dem Feldpostbriefe eines deutschen Geistlichen.

Der Curé von ... wohnt hier in dem verlassenen, 15 Minuten von der Pfarrkirche entfernten Schloß. Die Eigentümerin des Schlosses hat ihm einige Zimmer eingeräumt, nachdem bei der Trennung von Kirche und Staat das Gotteshaus und Pfarrhaus als Staatseigentum erklärt worden sind.

Der Staat läßt die Kirche zerfallen, das Dach ist ganz schlecht, die Decke zum Teil heruntergefallen, die Fenster zerbrochen; der Pfarrer darf nichts herstellen lassen. Von 3000 Seelen halten 300 bis 400 Osterkommunion und darunter 10 bis 20 Männer. Der Maire ist ein gehässiger Kulturkämpfer, die Arbeiterbevölkerung aus allen Nationen zusammengewürfelt, selbst Griechen fehlen nicht. Fürwahr, die Pfarrstelle von ... ist kein beneidenswerter Posten.

Ich habe am Sonntag in dieser Kirche Gottesdienst gehalten. Die ganze Kirche war bis zum letzten Platz gefüllt. Rechts die Soldaten mit ihren Offizieren an der Spitze, links Frauen und Kinder der Gemeinde. Ich hielt eine kurze Predigt und nachher die hl. Messe; während derselben sangen die Soldaten ihre deutschen Lieder mit einer Begeisterung, daß es eine Freude war. Am Schluß natürlich Großer Gott, daß die Fenster zitterten. Eine große Schar von Soldaten ging vor und während der hl. Messe zur hl. Kommunion mit ihren Offizieren. Hauptmann Dr. ... aus Freiburg allen voran mit dem guten Beispiel. Alles in schönster Ordnung; Pfarrer und Gemeinde wandten kein Auge von dem ihnen ungewohnten Schauspiel. Im festen Schritt und Tritt verließ die Mannschaft nach dem Gottesdienst die Kirche.

Als ich in die Sakristei trat, sah mich der französische Pfarrer groß an, sagte aber kein Wort und ging vor die Kommunionbank, um der Gemeinde die Messen der nächsten Woche zu verkünden; jeden Montag eine hl. Messe für die Soldaten im Felde, jeden Dienstag eine hl. Messe für die Gefallenen usw. Nun fuhr er mit etwas erhobener, scharf pointierter Stimme fort und sagte dann ungefähr:

„Meine lieben Pfarrkinder! Ich will euch nicht lange hinhalten, die Predigt haben euch die deutschen Soldaten gehalten. Die Deutschen sind unsere Feinde, es ist wahr. Aber ein Volk, Männer, Soldaten, die mit ihren Offizieren an der Spitze also den Sonntag heiligen, durch begeisterte Lieder, durch den Empfang der hl. Sakramente, durch ihre ganze Frömmigkeit und Haltung, frei vor aller Welt und ohne Menschenfurcht sich als Katholiken bekennen, so etwas zwingt uns Bewunderung ab und stimmt uns, wenn wir an unsere Verhältnisse denken, traurig. Armes Frankreich, einst so groß und jetzt so gedemütigt! Nein, wir dürfen nicht murren

und dürfen uns nicht beklagen, daß Gott mit dieser furchtbaren Kriegsgeißel Frankreich züchtigt. Wir müssen diese Strafe geduldig tragen, und wir müssen das Beispiel des deutschen Volkes nachahmen, wir müssen zurückkehren zum Gott unserer Väter, dann wird Gott Frankreich wieder segnen."

Aus einem deutschen Kriegslazarett in Frankreich.

Von P. Dr. **Raymund Dreiling** O. F. M.

Zu Beginn des Krieges zog aus Münster in Westfalen eine Anzahl freiwilliger Krankenpfleger aus. Sie bestand aus Sanitätsmannschaften vom Roten Kreuz und aus Ordensleuten, die von den rheinisch-westfälischen Malteserrittern ausgerüstet worden waren. Zu dem letzteren Teiltrupp, der später vom ersteren getrennt wurde, gehörten an 30 Klemensschwestern aus Münster, 30 Franziskanerinnen aus Kloster Mauritz in Münster, 15 Franziskanerinnen aus Olpe in Westfalen, 11 Kamillianer (3 Patres und 8 Kleriker), 15 Alexianer und 15 Franziskaner (5 Patres und 10 Brüder) aus den Klöstern Rheinlands und Westfalens. Nach einigen Irrfahrten übten diese Ordensleute ihre Tätigkeit aus in den Lazaretten von Guise, Beaumont, Avesnes, Fourmies, alles Kriegslazarette, und vor allem in St. Quentin, in dessen ausgedehnten Lazaretten ein großer Teil von Anfang an wirkte. Desgleichen setzten die an den erstgenannten Orten tätigen Kräfte nach Aufhebung der Lazarette ihre Wirksamkeit in St. Quentin fort.

Bei unserer Ankunft lagen in St. Quentin ungefähr 1600 Verwundete in 13 bis 15 Lazaretten. Zwei Drittel davon waren Deutsche, ein Drittel Franzosen. Von den Deutschen waren anfangs zwei Drittel evangelisch, meist Hannoveraner, ein Drittel katholisch, meist Westfalen, aus Münster, Paderborn und Umgegend. Nach drei Wochen ging die Zahl der Verwundeten etwas zurück, um bald wieder die alte Höhe zu erreichen. Dieses Mal waren es die zum größten Teil katholischen Bayern, die unsere Lazarette füllten, denen dann in letzter Zeit die vorwiegend evangelischen Hessen folgten.

In den ersten 14 Tagen lag die Seelsorge für die deutschen Verwundeten — da ein evangelischer Geistlicher noch nicht hier war, auch für die evangelischen — in den Händen des Franziskanerpaters Vigilius Henne und des Schreibers dieser Zeilen. P. Vigilius hat außerdem noch in einer dreitägigen Reise alle um St. Quentin gelegenen Lazarette besucht. Es war eine große Entlastung, als nach 14 Tagen der evangelische Pfarrer Treichelt aus Essen eintraf, der nach einigen Tagen bereits vom Lazarettpfarrer Mayer aus Hannover abgelöst wurde. Außerdem konnte die katholische Seelsorge noch besser organisiert werden, als die drei Kamillianerpatres Syring, Vischer und Hellrich, sowie die beiden Franziskanerpatres Felix Fobbe und Oswald Schlenger

hier ankamen, die bis dahin in den anderen Lazaretten gewirkt hatten. Der mit 30 Klemensschwestern zuerst in Fourmies und später in Le Breuil an der Marne tätige Franziskanerpater Beatus Alfter geriet in französische Gefangenschaft. Er hatte sich in der schwierigen Lage sofort aus freien Stücken bereit erklärt, bei den Schwestern und Verwundeten auszuharren, als alles den Rückzug antrat. Die Schwestern wurden verhältnismäßig schnell, P. Beatus erst nach zwei Monaten freigelassen. Die Strapazen und Leiden der Gefangenschaft waren groß.

Und nun zu meiner Hauptaufgabe: Am letzten August, dem Tage nach der mehrtägigen Schlacht bei St. Quentin, trafen wir hier ein, und sofort ging's an die seelsorgerlichen Arbeiten. Ich kam in den ersten Saal des Palais de justice, in dem etwa 60 Verwundete lagen. Der Bruder rief mich sofort zu einem schwer verwundeten und schon halb besinnungslosen Westfalen, dem ich soeben noch die h. Sterbesakramente spenden konnte. Ich will weiter eilen zu einem anderen Schwerverwundeten am Ende der Reihe, als der Nachbar des ersteren inständig bittet: „Herr Pfarrer, kommen Sie doch zu mir und beten Sie mit mir". Als ich auf eine freundliche Anfrage hin erfahre, daß er evangelisch sei, erkläre ich mich sofort bereit, den französischen evangelischen Geistlichen zu rufen. Aber er schüttelt den Kopf und hält inständig an: „Nein, Herr Pfarrer, Sie sollen bei mir bleiben und mit mir beten". Ich kniete nieder zu ihm auf seinem Strohlager, sprach zu ihm vom Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und den für uns leidenden und sterbenden Heiland, und betete mit ihm.

Ich will weiter gehen. Da richtet sich der dritte in der Reihe auf, der auch evangelisch war, und fragt: „Herr Pfarrer, was haben Sie mit meinen Kameraden gemacht?" Ich antworte: „Ich habe ihnen vom lieben Gott und vom göttlichen Heiland erzählt und mit ihnen gebetet". Da weint er bitterlich und als er wieder etwas beruhigt war, stößt er hervor: „Meine gute Mutter betet den ganzen Tag für mich, das hat sie mir beim Abschiede gesagt. Nun will ich auch wieder beten". Auch ihm habe ich zugesprochen und mit ihm gebetet. Wieder will ich weiter; da trifft mich ein bittender Blick des vierten in der Reihe, ich verstehe ihn, und es wird mir klar und es wurde einem jeden Seelsorger hier klar: allein unsere katholischen Soldaten hier pastorieren ist unmöglich, wir können und dürfen keinen von diesen bedrängten Seelen, die nach geistlichem Beistande rufen, übergehen. Wir gehen also der Reihe nach, und die lieben evangelischen Kameraden hören gern aus dem Munde katholischer Ordensmänner Gottes Wort, und diese wiederum helfen ihnen von Herzen gern in ihren körperlichen und seelischen Qualen.

Mit Freuden benutze ich diese Gelegenheit, auf das herzliche Einverständnis hinzuweisen, das hier immer zwischen den evangelischen und katholischen Geistlichen geherrscht hat und noch herrscht.

Bei meinen seelsorgerlichen Arbeiten unter den evangelischen Soldaten machte ich folgende schöne Beobachtung. Es waren Gründe des religiösen Taktes, die mich bewogen, bei unseren evangelischen Verwundeten anfangs mehr

die natürlichen Tugenden: Tapferkeit, Stärke, Mut, Liebe zu König und Vaterland zu betonen und die religiösen Gedanken erst später und mehr nebenbei anklingen zu lassen. Aber kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als es sich ganz von selbst und natürlich ihnen entrang: „Ja, das ist es ja gerade, was uns Mut und Kraft gegeben hat: der Gedanke an die göttliche Vorsehung, die alles zu unserem und unseres Vaterlandes Besten fügt! Das ist es, was uns auch jetzt noch zufrieden und geduldig ausharren läßt, der Hinblick auf unseren Herrn Jesus am Kreuze und die Hoffnung auf ein glücklicheres Wiedersehen in einem besseren Jenseits!"

Wenn ich an alles das zurückdenke, was ich in diesen ernsten und wehvollen Stunden von unseren evangelischen Verwundeten und ihren Angehörigen in der Heimat gesehen und gehört habe, so muß ich sagen: Die meisten von ihnen waren schon fromm und jesusgläubig vor dem Kriege; es war ihnen ganz natürlich und selbstverständlich, in dem Gedanken an die Vorsehung und die Ewigkeit ihren Trost, im Hinblick auf Jesus am Kreuze ihr Heil zu finden, von Herzen zu beten. Ein Teil dieser Soldaten freilich hat erst im Kriege wieder beten und glauben gelernt. „Als wir zehn Tage im Schützengraben lagen", so hörte ich da, „habe ich Gott zum ersten Male wieder um Verzeihung meiner Sünden gebeten. Ich will diese Tage im Lazarette zur Einkehr benutzen und muß mein ganzes Leben neu einrichten".

Und die Einkehr und Neueinrichtung, das kann ich bezeugen, ist ernst ausgefallen. Ein junger schwerverwundeter Offizier sagte mir so sinnig: „Ich bin eigentlich zweimal in meinem Leben getauft worden: das erste Mal als Kind, das zweite Mal auf dem Schlachtfelde. Das Christentum, das ich als Kind empfangen habe, habe ich leider verloren. Das Christentum aber, das mir Gott in jener schrecklichen Nacht verliehen hat, wird mir keine Macht mehr entreißen können." — „An der Kriegsakademie," sagte mir ein anderer sterbender Offizier, für den auch das Schlachtfeld sein Damaskus geworden war, „bin ich ein Heide geworden, jetzt hat mich der liebe Gott in seine Schule genommen, und ich glaube und bete wieder. Was meinen Sie zu folgendem Gedanken: ich will meinen Tod Gott aufopfern als Sühne für mein verfehltes Leben und" — da leuchtete es in des Sterbenden Auge — „für meinen König und mein Vaterland!" Und mit dieser Gesinnung ist der junge Held bei vollem Bewußtsein in die Ewigkeit hinübergegangen. Das war nicht Menschen- und Priesterwerk, das war Gottes Werk.

Ja, der liebe Gott ist durch das deutsche Vaterland gegangen und hat bei diesen Männern angeklopft und Einlaß begehrt. Da zerbrachen vor der Hand des Allmächtigen die Fesseln, in denen moderner Unglaube und modernes Heidentum die Seelen dieser Tapferen gefangen hielt, und es erstrahlte wieder in alter Pracht die anima Germanica naturaliter pia et christiana — die liebe deutsche Seele, zu deren innerstem Wesen es gehört, gottesfürchtig und gläubig zu sein. Für uns alle werden diese Tage, welche wir bei unseren lieben verwundeten und sterbenden evangelischen Soldaten verbringen durften, unvergeßlich sein.

Und nun zu unseren katholischen Soldaten aus Westfalen und Bayern. Zum ersten Male trafen wir die Westfalen in Lüttich. Wir standen 5 Uhr nachmittags zur Entgegennahme der Parole am Bahnhofe, als wir Patres plötzlich in die Kathedrale gerufen wurden, um deutschen Soldaten die Beichte zu hören. Sofort gingen wir hin. Welch ein Anblick: der prächtige fünfschiffige Dom vom Eingangsportale bis oben zum Hochaltare vom westfälischen Landwehrregimente 13 gefüllt und bereits einige zwanzig deutsche Priester, meist Samariter aus Paderborn und Münster, damit beschäftigt, ihre Beichte entgegenzunehmen. Wir freuten uns, ihnen noch einige Stunden helfen zu können. Wie waren die braven Westfalen auf den Krieg, seine Opfer und Gefahren vorbereitet! Alle hatten vor dem Kriege und die meisten schon wieder nach dem Auszuge aus der Heimat die h. Sakramente empfangen, und es war wirklich herzerquickend und geisterhebend zu sehen, wie diese Männer vor dem Allerheiligsten oder dem Muttergottesaltare knieten und beteten. Am anderen Morgen in aller Frühe empfingen sie in der Kathedrale die h. Kommunion, und zwei Stunden später rückten sie aus. Manchen von ihnen trafen wir wieder als Posten an Brücken, Eisenbahnen, Tunnels oder auf der Straße, an Lagerplätzen, in Scheunen, Ställen, Quartieren, und manche von ihnen benutzten selbst diese Gelegenheit, noch einmal die Sakramente zu empfangen. So zogen unsere katholischen Westfalen in den Kampf.

Wir kamen in St. Quentin an und erfuhren alsbald, daß ein großer Teil der Verwundeten des 7. Armeekorps in dem Pensionat de la Croix untergebracht sei. Ich betrete einen Saal, in dem an siebzig Verwundete liegen. Sie schauen mich verwundert und fremd an, sie halten mich offenbar für einen französischen Pater. Als ich ihnen aber Grüße aus der lieben westfälischen Heimat überbringe, ruft einer in unverfälschtem münsterschen Dialekte in den Saal hinein: „Use Pöterkes!“ Und dann ging's an das Erzählen und Schildern, Briefe und Karten schreiben, Klagen und Tröſten, Weinen und Beten. Ich lebe seit langem in ihrem Lande und kenne zur Genüge den frommen Sinn des Westfalen. Was ich aber hier an tiefem Glauben, herzinniger Frömmigkeit und heldenhaftem Opfermut bei ihnen getroffen, das hat mich in innerster Seele ergriffen. Die meisten von ihnen baten von selbst um die h. Sakramente, dasselbe taten später die Bayern.

Ich wurde u. a. zu einem Westfalen gerufen, dem das Bein amputiert werden soll. Als er die hl. Sakramente empfangen hat, sagt er lächelnd: „Nun kann ich ruhig in der Operation bleiben, ich fürchte den Tod nicht“. Und er diktiert mir seelenruhig seine letzten Wünsche an Vater und Mutter und Geschwister in mein Tagebuch hinein. Die Operation verläuft glücklich, kommt aber zu spät; es war schon eine allgemeine Vergiftung eingetreten. Der Arme weiß, daß er sterben muß, aber er sagt nur: „Ich sterbe ganz gerne. Ich möchte jetzt gar nicht mehr leben, und wenn man mir noch etwas dazu gäbe. Ich komme ja zu dem lieben Gott in den Himmel“. . .

Hier kann man wirklich mit dem Apostel fragen: Ubi est, mors, victoria tua, ubi est stimulus tuus? — Wo ist, o Tod, dein Sieg, und wo ist dein

Stachel? Als unsere Krieger unter den Geschossen zusammenbrachen, schienst du zu triumphieren — aber diese Helden lachen über dich und spotten deiner! Und die unversiegliche Quelle ihres übermenschlichen Heldentums finden sie in den göttlichen Lehren und himmlischen Gnadenmitteln unseres heiligen Glaubens.

In einem Saale liegen an zwanzig Bayern zusammen. Ein Schwerverwundeter bittet mich von selbst um die h. Sakramente. Da ruft sein Nachbar laut: „Das könnten wir halt alle tun“. Und alle der Reihe nach empfangen Bußsakrament und heilige Kommunion.

Ein schwäbischer Postbeamter, ein Opfer des Wundstarrkrampfs, diktierte mir kurz vor seinem Tode einen Brief an seine Mutter und seine Schwester, aus dem ich einige Stellen hier wiedergebe. Nachdem er seine schwere Verwundung und die liebevolle Behandlung hier im Lazarette erzählt hatte, fährt er fort:

> Nun noch eins! Meine Lieben! Ihr bedauert mich, aber leider komme ich nicht mehr wieder. Bitte, weinet nicht so sehr, denn ich habe den schönsten Tod erwählt, den Tod für Gott, König und Vaterland. Habe gestern abend noch die heiligen Sakramente empfangen und bin jetzt vollständig mit Gott dem Herrn versöhnt und ich sterbe deshalb mit Freuden. Dann kann ich bei meinem Vater und Bruder im Himmel weilen. O dieses Wiedersehen! Nun, meine Lieben, bitte ich euch, seid getrost! Vor allem wünsche ich euch tausendfaches Glück und Segen und ich werde für euch stets beten, damit es euch hier auf Erden stets gut geht und ihr dereinst zu uns in den Himmel kommt. Also nehmt meine letzten Grüße aus dem Feindeslande mit Zufriedenheit an. Noch einmal ein herzliches Lebewohl! Auf Wiedersehen im Himmel! Euer dankbarer Sohn und Bruder . . .

Und ich frage noch einmal mit dem h. Paulus: Wo ist, o Tod, dein Sieg, wo ist, o Tod, dein Stachel? Und antworte mit dem ergreifenden Worte, das die Karfreitagsliturgie den gekreuzigten Erlöser aussprechen läßt: O mors, ero mors tua — O Tod, ich werde dein Tod sein! Christi heiliges Kreuz, aufgepflanzt und tief gewurzelt in den Seelen dieser bayerischen Helden, haben dich, o Tod, zuschanden gemacht. Wir Priester haben in den Tagen der Mobilmachung und auf unserer Reise nach Frankreich erhebende Bilder der Religiosität gesehen. Aber was wir hier in den Lazaretten bei unseren verwundeten und sterbenden Soldaten erlebten, ist doch das gewaltigste religiöse Schauspiel, das uns seit Kriegsbeginn und vielen im ganzen Leben entgegengetreten ist. Nicht jeder kann sich zu gleicher Höhe der Gesinnung emporschwingen, aber das kann doch allgemein gesagt werden: bei der Mehrzahl unserer deutschen katholischen verwundeten und sterbenden Soldaten beherrschte der religiöse Ideenkreis alle anderen Gedanken, ja, viele von ihnen haben gelitten, wie die Märtyrer und sind gestorben, wie die Heiligen.

So schmerzlich es daher den Lieben in der Heimat sein mag, hier einen teuren Angehörigen verwundet oder tot zu wissen, so möge ihnen doch die geschilderte religiöse Gesinnung unserer Soldaten zur Beruhigung dienen und zugleich ein letzter liebevoller Fingerzeig sein, wo sie in so schweren Stunden ihren Trost finden können. Das Leben ist der Güter höchstes nicht. Nur soviel hat unser irdisches Dasein an innerem und dauerndem Wert, als es mit Gott in Verbindung steht, nicht mehr und nicht weniger. Und über all dem Herzeleid, das wir geschaut haben und noch schauen werden, erhebt sich des Welt-

erlösers heiliges Kreuz mit seinem trostreichen Ausblick auf ein frohes Wiedersehen in einer besseren Ewigkeit. Und noch eins: Wenn die Befestigung und Wiedererneuerung des religiösen Denkens und Lebens das einzige Gut wäre, das das liebe deutsche Volk aus dieser gewaltigen Prüfung davontrüge — ich meine, das Blut unserer Edlen wäre nicht umsonst geflossen.

Drei Kreuze.

Drei Kreuze uns begleiten,
In Glück und Lebensnot,
Drei Kreuze für uns streiten
In Leid und Sieg und Tod.

Das erste, weiß im Grunde,
In Purpurrot erscheint;
Es kühlt die heiße Wunde,
Und hilft, wo Kummer weint.

Voll Güte ohne Ende,
Umschlingt's die ganze Welt,
Reicht liebevoll die Hände,
Wo je ein Glück zerschellt!

Das zweite will uns weisen
An schwarz und weißem Band,
Daß in dem Kreuz von Eisen
Deutschland geeint erstand.

Am Herzen zeigt's der Krieger,
Der kühn den Degen trug;
Es schmückt den stolzen Sieger,
Der heiße Schlachten schlug.

Das schönste Kreuz, das dritte,
Wie ist's uns allen nah,
Es steht in Berges Mitte
Siegreich auf Golgatha.

Es steht im Sonnenglanze
In fernem Morgenland,
Wo einst im Dornenkranze
Das Heil der Welt erstand.

Es steht, wo Krieger liegen
Einsam in fremder Au,
Es steht, wo Herzen schwiegen,
Die brach das Schicksal rauh.

Drei Kreuze uns begleiten
In Glück und Lebensnot,
Drei Kreuze für uns streiten
In Leid und Sieg und Tod.

Jos. Schregel.

Friedensfahrten in Feindesland.

Von P. Impekoven S. V. D. (Bruder Gottwills)
Feldgeistlicher bei Emmanuel I (E. I.)

Desprez, 28. Dez. 1914.

Schon etliche Tage ist's her, seit ich auf rollendem Rad dem rheinischen Rom entflohen; darum wird ein Bericht all den Zehntausenden willkommen sein, die wie für Werden und Wachsen der Kapellen-Autos — siehe darüber IV. Teil S. 316 nun auch für deren Wirken sich interessieren werden.

Mittwoch, den 23. Dez., verließen wir das heilige Köln. Beim Weichbild der Stadt verabschiedeten sich die treuen Helfer. Ihnen allen sei an dieser Stelle noch ein herzliches Dankeswort gewidmet, vor allem dem unermüdlichen ersten Nothelfer in allen Baunöten, Kgl. Baurat Krings. Ueber Aachen gings nach Westen, fröhlich mit Gott in die dunkle Nacht hinaus.

Ein langerprobter Fahrer, kriegsfreiwilliger Unteroffizier L. Blees, sitzt am Steuer, ihm zur Seite als kundiger Maschinenschlosser und gleichfalls Kriegsfreiwilliger der Missionszögling Griese, als dritter der Bemannung im heimeligen Autostübchen der feldgraue Schreiber.

Lüttich im Sturm genommen! So ging die Siegesbotschaft vor Monden durch die Lande, so wurde es mir in anderer Bedeutung wiederum Wirklichkeit. Schon gegen 2 Uhr morgens leuchteten die Lichter Lüttichs vor uns auf. Vor dem Regierungsgebäude fuhren wir vor, sicherten den Wagen und erhielten von dem freundlichen wachthabenden Offizier die Margaretenschule als spätes Nachtquartier angewiesen. In einem früheren Schulsaal, rechts und links der großen Tafel, hüllten bald die warmen Decken müde Schläfer ein.

Weihnachtsvorabend. Ganz in der Stimmung der großen Erwartung, die diesem Tage eigen, richteten wir schon um die siebente Stunde alles zur h. Messe ein. Bereitwilligst war die Erlaubnis gegeben worden, an der Landungsstelle des Wagens dieselbe zu feiern, auf großem freiem Platz angesichts des wuchtig abschließenden Regierungsgebäudes. Gerade vor Beginn erloschen die vom städtischen Elektrizitätswerk her gespeisten großen Bogenlampen, und so ruhte auf der letzten Adventsmesse die rechte Adventsweihe winterlicher Morgendämmerung. Rings im Umkreis wohnten eine Reihe Soldaten dem hl. Opfer bei (für Zivilpersonen ist der Platz dauernd abgesperrt). Es war Donnerstag, daher gleich die erste hl. Messe für alle, die mit der Gabe der Hand und des Herzens den ersten Emmanuel bauen halfen. Mit dieser hl. Messe nahm auch der eucharistische König dauernden Besitz von seinem Galawagen, der von nun an als neuer Erweis der dürstenden rettenden Heilandsliebe hungernden Seelen künden wird: Siehe, dein König kommt zu dir! Doppelt hat es mich gefreut, daß gerade hier eine neue Ehrung des eucharistischen Heilandes begann, von wo aus einst eine h. Juliana von Lüttich den Welttriumph des Fronleichnamsfestes vorbereitete.

Wie die katholischen Soldaten sich freuten, läßt sich verstehen. „Großartig!" „Was man doch nicht alles macht!" „Dös isch aber schön!" So ging es von Mund zu Mund und rund um den Wagen herum. Ganz ungerufen fand sich auch aus Soldatenkreisen ein Lichtkünstler ein, der die Feldkapelle samt Begleitmannschaft mit seinem Dunkelkasten verewigte.

Gegen 10 Uhr sah E I mit Freuden auch den Bruderwagen für eine Weile neben sich; Msgr. Graf Spee, der mit seinem Kapellenauto auf der Reise nach Brügge, hielt zu kurzem Aufenthalt an.

11 Uhr: kaum gegrüßt, gemieden! Weiter nach Westen: Richtung Namur! Die Strecke Lüttich bis Mons war unsere Tagesleistung am 24. In Namur erquickte uns am Bahnhof das Rote Kreuz, indes E I von einer Menge Schaulustiger besichtigt wurde. Unter anderen äußerte auch ein katholischer General seine hohe Befriedigung über das Zustandekommen des Werkes.

Kurz vor der Abfahrt stellte sich ein neuer Fahrgast ein: Ein Sanitätsunteroffizier mit Weihnachtspaketen wollte zu seinem Lazarett, sah den Emmnuel stehen, hörte vom Reiseziel, bat bescheiden, bis Charleroi uns begleiten zu

dürfen. „Herzlich gern, wir tun's umsonst und noch billiger!" Dem Samariter einen Liebesdienst leisten, verwundeten Kameraden eine Weihnachtsfreude bringen — das mußte E I gelegen kommen. Der muntere Pfälzer und ich waren bald Freunde geworden. Das hatte er sich ja nachts nicht träumen können, daß gegen Mittag ein fahrbares Kapellchen seiner harre und er des eucharistischen Königs Fahrtgenosse sein sollte. Der Mann war tief bewegt. Und als ich mit einem Blick auf das Harmonium ihn fragte: „Sollen wir eins singen?", da schlug er vor: Auf zum Schwur mit Herz und Hand . . . Und nach dem ersten Lied folgte ein zweites, und noch eins, ein Dankgebet auch für alle Wohltäter des Kapellchens in der fernen, lieben Heimat — kurz, es war die erste kleine Anbetungsstunde, die dem Kindlein von Bethlehem unterm Hostienschleier in E I geopfert ward.

Das gemütliche Geplauder kam natürlich auch zu vollem Recht. „Umsonst ist der Tod, und der kostet noch das Leben", eröffnete ich meinem neuen Freund, „also werden Sie gleich angespannt". Und jetzt half er mir — wie es von Lüttich aus schon geschehen — literarische Liebesgaben den danach so dringend verlangenden Soldaten übermitteln. „Hier, mit den neuesten Nummern der Köln. Volkszeitung ihre schöne Weihnachtsbeilage samt der Weihnachtsnummer Leben im Bild, dazu das Kriegsgebetbüchlein für katholische Soldaten, einliegend Feldpostkarte mit dem eucharistischen Wappen und Gruß aus dem Felde von E I" — das alles mußte sich kunstgerecht ineinander finden und wurde von den Empfängern mit Jubel begrüßt. Gewiß auch eine Freude für die Geschenkgeber in Köln, nicht zuletzt auch für mich, der von Anfang an die Autos als „Wandervögel" auch im Dienste des religiösen und patriotischen Lesestoffes gedacht. In Charleroi verließ mich mein Gast, um einige Weihnachtsgaben für sein Lazarett, und viele Freude reicher. Gegen 6 Uhr langten wir in Mons an; ein unterwegs eingestiegener Stabsarzt nahm uns mit zum Lazarett, von wo uns aus festlich geschmücktem Krankensaal das einzig schöne Lied begrüßte: O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! Auf der Kommandantur saßen die Mannschaften beim Weihnachtsbaum, sangen die alten Weihnachtsweisen. Vom Himmel leuchteten hoch die Sterne, als auch uns am heiligen Abend der Schlummer umfing.

Weihnachtsglocken, Weihnachtsglocken,
Wie sie rufen, wie sie locken:
Kommt doch all zum Krippenkinde,
Daß ins Herz sich Frieden finde . . .

Gern wären wir in Mons ihrem Rufe gefolgt, allein die Pflicht zwang weiter. Unter Führung eines lieben Landsmannes aus Ahrweiler suchten wir schon beim grauenden Morgen unseren Emmanuel wieder auf, der uns bald wie im Flug Valenciennes entgegentrug. Ein Friedensbild bei der Ausfahrt von Mons sei noch wiedergegeben: arme Frauen und Kinder umringen deutsche Soldaten, die ihrem stummen Vaterunser Antwort geben: unser tägliches Brot gib uns heute!

Valenciennes war Etappen-Hauptort des Truppenteiles, zu dem wir wollten. Man sagte uns, daß er unmöglich noch am gleichen Tage zu erreichen sei, und so feierte ich denn meine drei Weihnachtsmessen in der Kirche Unserer Lieben Frau. Nach der mittäglichen Herzstärkung auf gen Lille. Hier Rast und Ruhe für den kommenden Tag.

St. Stephanstag. Bevor wir nach dem etwa 20 Kilometer entfernten Ziel aufbrachen, verlangte die Maschine ihren Proviant. So sahen wir im hellen Morgenlicht die Trümmerhaufen und ragenden Ruinen früher stolzer Bauten, sahen die Kinder der Stadt auf verlorene Kohlenstückchen eifrig Jagd machen, sahen wahre Elendsgestalten den Inhalt der Mülleimer nach etwas Eßbarem durchstöbern. Das Bild des verlorenen Sohnes stieg vor meiner Seele auf, das Bild des in der Zwangsschule der Kriegsbuße gedemütigten Frankreich! Einkehr in sich selbst, Abkehr von seinen atheistischen Verführern und Heimkehr zu Gott — das allein kann der ehemals „treuesten Tochter der Kirche" den wahren Frieden bringen.

Während ich so betend und sinnend meinen Gedanken mich überließ, waren die Räder nicht müßig. Der Etappenort der Division war bald erreicht, bald auch das kleine Dörfchen, wo Leutnant B. mit drei Kompagnien einquartiert war. Am Heiligen Abend kamen sie „wie die Lehmgötzen" aus dem Schützengraben; sie hatten von den vier Ruhetagen noch zwei bis drei zu verbringen, also prächtig, wie wirs nur wünschen konnten. Emmanuel I (E I) fuhr auf die Tenne des zum Quartier gehörigen Gutshofes. Während die Vorbereitungen zur heiligen Messe getroffen wurden, machte die Kunde von der neuesten großen „Liebesgabe" bei den katholischen Mannschaften bald die Runde, und so begann kurz vor 12 Uhr die erste Feldmesse in E I. Vor dem Wagen und seitlich desselben auf dem Strohlager standen und knieten die Soldaten und sangen mit wahrer Begeisterung die alten, lieben Weihnachtslieder. Ein Lehrer-Organist meisterte das kleine Harmonium, und so vereinte sich alles, die Feier in ihrer ärmlichen Einfachheit und deutschen Weihnachtsfröhlichkeit jedem Teilnehmer unvergeßlich zu machen. Für eine Anzahl von Soldaten war es die erste heilige Messe, der sie seit Kriegsbeginn beiwohnen konnten. Daß wir der Wohltäter in der fernen Heimat gedachten, brauche ich kaum zu erwähnen; dankbare Freude ließ alle beten:

Kindlein so arm, aller dich erbarm'!
Kindlein im Stroh, mache alle froh!

Seitens der Divisionsgeistlichkeit waren die Soldaten für den Nachmittag zu einer benachbarten Kirche zur Beichte bestellt. Hierbei und bei der Kommunionfeier am folgenden Morgen konnte ich Aushülfsseelsorge leisten. Zu meinem Beichtstuhl tanzten lustig die Schneeflocken herein. Schrapnellkugeln hatten ihnen durch die fast ganz zertrümmerten Fenster den Weg gebahnt. Meinem Beichtstuhl gegenüber stand eine Marienstatue an der Wand, eine Kugel hatte ihr buchstäblich den Kopf weggerissen.

Noch manches andere zeugte an heiliger Stätte von den Kriegsgreueln und der Verwüstung, und doch war diese Kirche noch ziemlich glimpflich davon-

gekommen. Der bei ihr amtierende französische Geistliche war des Deutschen ziemlich mächtig und äußerte seine unverhohlene Bewunderung über das Benehmen unserer Offiziere und Soldaten. Als er gelegentlich auch E I besichtigen konnte, brach seine priesterliche Freude fast in Flammen aus, die derart sich bekundende religiöse Sorge und Opferwilligkeit der Katholiken Deutschlands überwältigte ihn. „Ja," sagte er abschließend, „ich hatte mir von Deutschland doch ein ganz anderes Gedenken (er wollte sagen: Bild) gemacht."

Weil der Abend noch für die Soldaten frei, fand auf ihren Wunsch bei E I auch eine sakramentale Andacht statt. Es war ihre vorausgenommene Silvesterfeier. In unseren hohen Domen mag der Jahresabschluß bei Lichterglanz und Orgelbrausen äußerlich ergreifender sein, innerlich packender nicht als hier, wo bethlehemitische Armut den Gefangenen der Liebe umgab und Männer mit Hirtengesinnung ihm ihre Loblieder sangen, indes vereinzelte Kanonenschüsse als Ehrengruß erdröhnten.

Im Anschluß an die Andacht in der Scheune fand eine gemütliche Zusammenkunft der Soldaten in der „guten Stube" eines benachbarten Bauernhauses statt. Das Harmonium mußte natürlich mit. Ein prächtiger Christbaum mit brennenden Lichtern und die Herzen voll weihnachtlichen Frohsinns — mehr Zurüstungen brauchte es nicht. „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all" eröffnete die Reihe der Männerchöre. Ernst und Scherz wechselten ab, Liebesgaben aus der Heimat fanden ihre Liebhaber und eine kleine Verlosung mit einem großen Stück Kuchen als Hauptgewinn ließ keinen leer ausgehen. Und als ich einen unterwegs noch erhaltenen Missionsbrief aus Südschantung vorzeigte (er war kurz vor Beginn des Krieges geschrieben) und seinen Inhalt in die Sprache des Weihnachtserbarmens mit der Heidenwelt übersetzte, da gingen Hände und Herzen auf und die Brustbeutel lösten sich, und sogar noch eine goldene Gabe legte Zeugnis ab von der katholischen Nächstenliebe unserer braven Soldaten. Einer war wagefroh genug, sein Brustbeutelchen bis auf den Marienpfennig auszuleeren: „Morgen gibt's ja wieder Löhnung!" Sogar einen St. Wendeler Bekannten traf ich bei der Gelegenheit wieder, als echter „Tippelbruder" stellte er sich mir vor, der einmal in unserem dortigen Missionshaus beim Bruder Pförtner angeklopft und Kaffee und Butterbrot ausgezeichnet gefunden habe. „Wo hatten Sie denn übernachtet?" „In dem Heuschober da rechts vom Wege!" Ich schüttelte dem früheren „Bruder von der Landstraße" kräftig die Hand, mit dem Krieg hatte auch ihn ein anderer Geist erfaßt, seine Brust schmückte das ehrlich verdiente Eiserne Kreuz.

Das Fest der Unschuldigen Kinder war der letzte Ruhetag der Kompagnien. Von morgens 7 Uhr ab war das Auto Beichtkapelle; um 8 Uhr war ein Requiem für alle deutschen Soldaten, die nach Heldenkämpfen noch Helden im Sterben zur ewigen Ruhe eingegangen. Ihnen galt auch die heilige Kommunion, die viele der Kameraden in der Messe empfingen. Mittags zog E I von dannen, abends die Soldaten in den Schützengraben; beide froh und voll Dank gegen Gott, der sie beglückend erfahren ließ: Gott mit uns!

VI. Bei unseren Verbündeten.

An Oesterreich.

Geliebtes, Land, o Oesterreich,
Ist wohl ein Bund dem unseren gleich
In Freuden fest und Leiden?
Nun feiern wir bei Schwerterschlag
Und Pulverdampf den Hochzeitstag —
Uns kann der Tod nicht scheiden!

Die Gäste drängen sich zum Fest;
Von Norden, Süden, Ost und West
Zieht's her wie Sturmeswehen.
O freu' dich, meine Schlachtenbraut!
Es will, da du mir angetraut,
Die Menschheit Zeuge stehen.

Zurück wälzt sich der Zeiten Lauf:
Es steigt das alte Reich herauf
Im Glanze uns'rer Treue.
Wie's war, so wird es wieder sein:
Am Donaustrome und am Rhein,
Da wohnt ein Volk aufs neue!

H. M.

Deutschland und Oesterreich-Ungarn Hand in Hand!

Deutsche Donau! Deutscher Rhein!
Reicht zum Bunde euch die Hand,
Stimmt ihr Deutsche alle ein,
Schirmt vereint das Vaterland.
Kämpft verbunden Hand in Hand,
Deutsche Donau! Deutscher Rhein!
Eintracht hält allein Bestand,
Treue soll die Losung sein.

Guido Görres (Deutsches Hausbuch 1846).

Einigkeit macht stark! Kein strahlenderes Beispiel dafür im gegenwärtigen Augenblick als das völkerreiche Oesterreich-Ungarn. Alle Kassandrarufe der Neider und Nörgler, der Jahrhunderte alte Donaustaat werde im Kriegsfalle in seine verschiedenen Bestandteile auseinanderbersten, sind jählings zu Schanden geworden. Viribus unitis! Fester, entschlossener und stärker steht die Habsburgermonarchie heute da, ein und derselbe Geist für des Vaterlandes Ruhm und Größe und des angestammten Kaiserhauses Ehre erfüllt und durchdringt die Söhne der Alpen in Steiermark und Tirol und die der Pußta an der Theiß und Marosch. Was Jahrzehnte hindurch das Mühen und Reden der Diplomatie nicht zuwege gebracht, das hat die große Stunde der Gefahr wie mit einem Zauberschlage bewirkt: den Geist der Einheit und der Einigkeit, und dieser Geist verleiht dem ganzen Volke das sichere Vertrauen auf seine gerechte Sache und die starke Zuversicht auf den endlichen Sieg.

Mit Oesterreich-Ungarn verbindet uns eine mehr als dreißigjährige Bundesbrüderschaft. Was des Deutschen Reiches Herrscher und Kanzler gelobt und versprochen und was das deutsche Volk stets gern und freudig gutgeheißen, das gilt es jetzt zu halten und einzulösen. Heiligkeit geschworenen

Eiden! Bis in die letzten Tage vor Ausbruch des Krieges haben gewisse Blätter in Rußland und Frankreich ganz offen erklärt, der Sieg Oesterreich-Ungarns über Serbien — und sei es auch nur ein moralischer Sieg — müsse unter allen Umständen vereitelt werden; denn gelinge jetzt nicht, Oesterreich-Ungarn aus der Reihe der maßgebenden internationalen Faktoren auszuschalten, dann werde es auch nicht mehr möglich sein, nationale Forderungen an der Grenze des Deutschen Reiches geltend zu machen! Erst sollte also Oesterreich-Ungarn auf die Knie gezwungen und ins Mark getroffen werden, und wenn dieser Bundesgenosse Deutschlands aus tausend Wunden blutend am Boden liegt, dann hoffte man um so leichter zum offenen Angriff auf Deutschland selbst übergehen zu können. — Ein Oesterreicher sagte mir an dem großen Tage, als der Draht die deutsche Kriegserklärung an Rußland in alle Welt getragen hatte: „Was uns Oesterreicher in diesem Augenblicke ganz besonders tief bewegt, ist der ungeheure Beweis des Vertrauens, den ihr uns und unserer Wehrmacht gebt, indem ihr euch unverzagt an unsere Seite stellt gegen Rußland und damit gegen eine ganze Welt von Feinden. Wir könnten — trotz des Bündnisvertrages — so viel nicht von euch erwarten, wenn ihr nicht überzeugt wäret und überzeugt sein dürftet, daß ihr euch auch auf die Schärfe unseres Schwertes verlassen dürft; daß ihr euch darauf verlassen dürft, daß wir im Osten den gemeinsamen Feind erfolgreich stellen werden, während ihr im Westen dessen Helfershelfer niederringt."

So ist es in der Tat und schon die ersten Nachrichten vom Osten ließen ja auch erkennen, wie in wohlvorbereitetem Zusammenwirken der verbündeten Heeresleitungen auch dort die Offensive erfolgverheißend ihre Fühler in Feindesland streckte, und wir beobachteten dabei mit Freude, wie hier auch die österreichischen Truppen den gleichen kühnen Unternehmungsgeist bewiesen, den die Oesterreicher unseren eigenen Streitkräften zu Wasser und zu Lande nachrühmen.

Ein anderer Oesterreicher schrieb im weiteren Verlauf des Krieges an die Kölnische Volkszeitung: „Ganz besonders aber freut mich der Glückwunsch zu den Ruhmestaten der österreichischen Armee, in dem Augenblicke, da die ganze Welt mit Staunen auf die militärischen und wirtschaftlichen Erfolge Deutschlands blickt, das mit uns als Bundesgenossen den Kampf gegen eine ganze Welt von Feinden mit glänzendem Erfolge zu Ende ficht. Auch hier in Tirol ist Deutschlands Hindenburg der populärste Mann, und das felsenfeste Vertrauen, daß es ihm mit Conrad von Hötzendorf gelingen wird, die Russen auf die Knie zu zwingen, wurzelt tief im Herzen unseres Volkes, das seine Tapferkeit auf den Schlachtfeldern Galiziens und Serbiens in so glänzender Weise betätigt. Das Wort des deutschen Reichskanzlers: »Deutschland läßt sich nicht vernichten« kann auch auf uns ausgedehnt werden, und mit vereinten Kräften und Gottes Hülfe werden wir siegen."

Wenn Bismarck viel Großes vollbracht hat, so ist eines seiner größten Werke das Bestreben, nach einer notwendigen Trennung Preußens und Oester-

reichs eine Wiedervereinigung des neu errichteten Deutschlands mit Oesterreich herbeizuführen. Daß es ihm gelungen ist, haben wir außer der guten Absicht Deutschlands und seiner Kaiser der Einsicht und versöhnlichen Gesinnung Kaiser Franz Josephs zu verdanken.

Von Jahr zu Jahr hat sich die Bundestreue gekräftigt bei den Herrschern und dem Volk; sie war, man kann es wohl sagen, ein Herzensbedürfnis geworden. Wären wir jetzt so weit gekommen, wenn nicht Deutschland und Oesterreich zusammenhielten, jetzt, wo gegen das Deutschtum von allen Seiten gekämpft wird?

Ja, ihr lieben Oesterreicher, wir schätzen eure Treue und Tapferkeit! Habt ihr's nicht bewiesen, daß euer tapferes Mitkämpfen zu Wasser und zu Land uns überall wertvoll sein muß! Unser geliebter Kaiser schrieb am 28. August an Kaiser Franz Joseph: „Unsere begeisterte Waffenbrüderschaft, die sich auch im fernen Osten so bewährt hat, ist das Schöne in dieser ernsten Zeit. Inzwischen haben auch Deine Truppen im Siege von Krasnik Proben ihrer altbewährten Tapferkeit abgelegt." Und weiter: „Gott hat bis hierher geholfen; er segne auch weiter unsere gemeinsame gerechte Sache!"

Der edle Herrschergreis telegraphierte zurück: „Es bewegt mich die Anerkennung, die du den bisherigen Leistungen meiner Armee zollst. Gott hilft weiter!"

Kaiser Wilhelm besuchte am 3. Dezember 1914 Teile der in der Gegend von Czenstochau kämpfenden österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen. Vor Abordnungen dieser Truppen hielt er folgende Ansprache:

Kameraden! Ich habe Mir Abordnungen der im Osten kämpfenden Truppen hierherbestellt, weil es Mir nicht möglich ist, euch alle vorn in den Schützengräben begrüßen zu können. Ueberbringt euren vorn kämpfenden Kameraden Meine herzlichsten Grüße, sowie Meinen kaiserlichen Dank und den Dank des Vaterlandes für eure heldenhafte Haltung und Ausdauer, die ihr in den letzten drei Wochen der russischen Uebermacht gegenüber bewiesen habt. Bei uns zu Hause spricht man mit Recht, daß jeder im Osten kämpfende Mann ein Held ist. Ihr habt die Ehre, Schulter an Schulter mit dem Heere S. M. des Kaisers Franz Joseph, Meines Freundes und geliebten Vetters, zu kämpfen, für eine gerechte Sache, für Freiheit, für Existenzberechtigung einer Nation und einen zukünftigen langen Frieden. Wenn es auch noch lange dauern kann: wir dürfen dem Feinde keine Ruhe lassen. Wir werden weiter kämpfen mit Erfolg wie bisher; denn der Himmel ist auf unserer Seite. Mit Gott werden wir uns einen langen Frieden erkämpfen; denn unsere Nerven sind stärker als die unserer Feinde.

Mein kaiserlicher Freund hatte Mir schon mehrfach die Tapferkeit der mit euren österreichischen Brüdern zusammen kämpfenden Truppen, hervorgehoben und wie ich sehe, euch durch allergnädigste Verleihung von Auszeichnungen seinen Dank gezollt. Wenn ihr jetzt zurückkehrt in eure Stellungen, nehmt euren Kameraden Meine herzlichsten Grüße mit und sagt ihnen, daß, wenn Ich auch wieder nach dem Westen muß, Meine Gedanken stets bei euch sind und Meine Augen stets auf euch ruhen, als wenn Ich hinter euch stände. Und nun zum Schlusse laßt uns unseren brüderlichen Gefühlen Ausdruck geben, indem wir rufen: S. M. Kaiser Franz Joseph und sein Heer hurra, hurra, hurra!

Für die unüberwindliche Kraft und die Herzlichkeit der deutsch-österreichisch-ungarischen Waffenbrüderschaft zeugt ein Flugblatt, das zur Weihnachtszeit von den Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee an die Truppen unserer im Osten kämpfenden Heere gesandt und in vielen tausenden von Exemplaren verteilt worden ist. Das Flugblatt, das in seiner Schlichtheit den Eindruck tiefster, innerlichster Aufrichtigkeit hinterläßt, hat folgenden Wortlaut:

„Ein Gruß an Deutschlands Söhne!

Als Rußlands Heeresmassen sich über Galiziens Fluren wie eine böse Flut ergossen, stockte unser Atem, unser Herz krampfte sich zusammen, unser Antlitz erbleichte!

Unsere k. und k. Armee gab uns den Herzschlag wieder, und die Farbe kehrte in unser Gesicht zurück. Heldenmütig hielt sie stand und wehrte sich der Uebermacht! Solange, bis es euch gelang im Verein mit unserem Heere dem Feinde zu beweisen, was es heißt, mit Deutschland in Fehde zu liegen!

Ein Feldherr ward euch beschieden, wie ihn die Weltgeschichte nicht gesehen; ein Kaiser, zu dem wir Oesterreicher wie zu einem zweiten Vater emporblicken, der treueste Freund unseres ehrwürdigen, geliebten Monarchen.

So nehmt dies kleine Zeichen unserer bundesbrüderlichen Liebe an!

Wir bauen auf Generalfeldmarschall Hindenburg und seine Armeen, von den Masurischen Seen bis zu den Karpathen, ein Heer, ein Geist, ein einziger Herzschlag!

So wie euer großer Kaiser sprach: Durch Not und Tod zum Sieg!“

An Deutschland.

Von Richard v. Kralik.

Ueber Berge, Strom und Hügel
Rauscht auf tausendfachem Flügel
Oesterreichs Gruß dem Deutschen Reich.
Aus Millionen tapfern Herzen
Ringt sich's los in Lust und Schmerzen:
Heil dir, Deutschland, ruhmesreich!

Eine Lust ist es zu leben,
Wenn sich treu die Hände geben
Brüder ohne Groll und Neid.
Was sich nie im Ernst gemieden,
Soll nun fest zusammenschmieden
Ein gerechter, heil'ger Streit.

Alte Nibelungenlieder,
Sie vereinigen nun wieder
Rhein und Donau, Donau—Rhein.
Tausendjähr'ge Heldentreue,
Sie bewähret sich aufs neue
In des Rechtes Glorienschein.

Ja, ein Streit mit jenen Mächten,
Die das Recht des Mords verfechten,
Die bekämpfen gutes Recht,
Die die Treue und den Glauben
Nur zum Fälschen und zum Rauben
Frech benützen schlau und schlecht.

Oesterreichs und Deutschlands Aare,
Zu des Rechtes Hochaltare
Fliegt empor, mit Macht vereint!
Kämpfer für die höchsten Güter
Und gerechter Treue Hüter,
Werft ihr nieder jeden Feind!

(Aus der Wiener Reichspost vom 5. August 1914.)

„Echt österreichisch!"

Aus dem Tagebuch eines verwundeten
Offiziers eines Tiroler Regiments.

Seit drei Tagen liegen wir im Schützengraben. Manchmal kauern, manchmal stehen, manchmal liegen wir.

Es gibt nur einen Gedanken, wenn die Kugeln pfeifen. Und sie pfeifen sehr heftig, sehr zahlreich. Hunderte, Tausende. Mit ganzen Bogenketten von Kugeln ist der Boden gleichsam überspannt. Man liegt wie unter einem Gewölbe von blitzenden Geschossen, die in knappen, knatternden Abständen einander folgen, die sich unaufhörlich erneuern. Aus dem Ungewissen fliegen sie ins Ungewisse. Nur ab und zu, für den Bruchteil einer Sekunde, fährt drüben eine Russenmütze empor. Mehr nicht! Und unsere Leute, Tiroler sind es, murren, daß sie nicht zielen und nicht schießen können, wenn sie nichts sehen. Es ist das Schlimmste an dieser Kriegstaktik, die uns das zähe und lethargische, so überaus geduldige Volk der Japaner aufgehalst hat: man sieht den Erfolg nicht. Und meine Tiroler verlieren die Geduld. Sie wollen vor. Wir Offiziere haben alle Mühe, sie zurückzuhalten. Jeden Augenblick fragen sie: „Isch no net gnua? Gan mer no net?" Die Offiziere springen auf, sie eilen zum Regimentskommandeur und erbitten den Befehl: „Vor!" Einstweilen halten meine Leute den Schuß im Rohre zurück. Ihre Gesichter glühen. Auch drüben hat das Feuer nachgelassen. Wahrhaftig, es sieht so aus. . . . Hörbar rauscht das Blut. Da kommt der Befehl: „Stehenbleiben! Noch eine Stunde mindestens muß die Artillerie arbeiten."

Jetzt reißt es dem Hochhuber-Sepp den kleinen Finger von der Linken. „Sakra," schreit der Sepp und will, um gleich wieder zu feuern, die Wunde rasch mit seinem Taschentuche verbinden. Antiseptisch ist es gerade nicht geworden von Sterzing bis Rußland: „Zum Verbandsplatz, marsch!" Der Sepp schüttelt den Kopf. Er versteht das nicht: Geschichtenmacherei! Er ist entschieden bös auf mich. Und wenn er in einer Stunde nicht wiederum da ist, wenn er diese Stunde des Bajonettsturmes nicht erlebt, werde ich das verantworten können?

Getrost! Es dauert keine Stunde mehr. Der Kolmbauer rechts von mir schmaucht seine Pfeife. Den ganzen Tag (und vielleicht auch die Nacht) hängt sie zwischen seinen Lippen. Eine schöne Pfeife mit dem Andrä Hofer auf dem Kopf. Und just diese Pfeife sucht eine russische Kugel, just diese Pfeife schießt sie dem Kolmbauer von den Lippen, daß er zornwütig aufschreit: „Hiatzn is gnua! Hiatzn gan mers an!" Und springt aus dem Graben. Die anderen ihm nach. Ich rufe: „Halt!" Aber es gibt kein Halten. Ueberall zucken die Bajonette aus den Schützengräben empor, ein Flimmern, ein Funkeln, unabsehbar über Stunden und Wegstunden. Und mit gezücktem Bajonett, mit schwingendem Gewehrkolben setzt das Laufen ein, das große Laufen gegen die feindlichen Schanzen. Dieses unaufhaltsame, unabsehbare Laufen von Hunderten und Tausenden nach einem Ziele, das in der Geschichte der Sieg von Krasnik heißt . . .

In das Dorf, in dem wir biwakierten, waren zwei deutsche Offiziere gekommen. Prachtvolle Menschen sind diese Deutschen! Sie haben eine so feste Männlichkeit. Alles, was sie tun, alles, was sie wollen, alles, was sie sagen, ist ganz. Ich stand mit ihnen auf der Straße, die durch das endlose Dorf lief. Sie waren voll Bewunderung für unsere Leute. Der eine sagte: „Ihre Truppen machen alle Strapazen zuschanden. Bei dreißig Prozent Verlust gilt sonst eine Truppe als verloren. Da heißt es sonst: Rette sich, wer kann! Ich aber habe bei Ihnen manches Bataillon gesehen, das bei einem Verluste von fünfzig Prozent nicht nur festgestanden, die Kerls haben zu stürmen angefangen!" Der andere Deutsche lachte, daß man seine weißen, gesunden Zähne sah: „Echt österreichisch!" sagte er. Es gab mir vor Lust einen Stich ins Herz. Ich hätte aufschreien, ich hätte den Mann umhalsen mögen. Und meine Stimme zitterte, als ich hervorstieß: „Wirklich? Echt österreichisch? Ist das Ihr Ernst?" Erstaunt sah er mich an. Meine Erregtheit verblüffte ihn. Ich war ihm Aufklärung schuldig und sagte ihm: „Früher, bei uns in Wien, da hat man »echt österreichisch« gesagt, wenn ein Eisenbahnzug fünf Minuten Verspätung hatte. Man hat »echt österreichisch« gesagt, wenn ein Brief auf der Post verloren ging. Immer und überall hat man »echt österreichisch« gesagt, wenn es sich um eine Laxheit, eine Schlamperei oder eine Rückständigkeit handelte. Und jetzt sagen Sie es so! Denken Sie nur!" — Der Deutsche sah mich immer noch verwundert an. Er konnte den Jubel, der in mir war, nicht ganz begreifen. Kein Deutscher wird es können; denn er weiß nicht und wird es nie verstehen, wie grauenhaft wir alle in den Jahren des Friedens unter unserem eigenen Kleinmute gelitten haben. Aber mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die keinen Einspruch aufkommen ließ, versicherte er: „Man wird »echt österreichisch« künftig nur in diesem Sinne sagen!"

Ein österreichischer Offizier im Kampfe gegen Russen.

Mein Bataillon mußte bei L. einen Wald durchstreifen, und so kamen wir hart mit den Russen zusammen und vertrieben sie. Die Russen schossen sogar von den Bäumen auf uns. Am anderen Ende des Waldes machten wir halt und schossen hinter ihnen her. Plötzlich bekamen wir von der gegenüberliegenden Ortschaft ein lebhaftes Infanteriefeuer, die Geschosse gingen etwa zwei bis drei Handbreiten über unsere Köpfe hinweg. Brav schossen die Leute von meinem Zuge; sie gaben sich gegenseitig die Ziele an, und wehe dem Russen, der sich zeigte! Ich beobachtete mit dem Glase den Gegner. Auf einmal wurden wir von feindlicher Artillerie mit Schrapnells und Granaten überschüttet, und viele mußten es büßen. Zwei Schritte rechts von mir schlug solch eine Bestie ein, riß meinem Nebenmanne den Arm weg, ich wurde ganz mit Erde überschüttet, flach an den Boden gedrückt und für Minuten betäubt.

So glaubte man, ich sei gefallen. Doch rechneten sie nicht mit dem Sprichwort: Unkraut verdirbt nicht. Später dann wurde ich beim Regiment mit großem Jubel emgfangen, die Leute von meinem Zuge brachten mir Brot, Zigaretten, Schnaps usw., wollten mir so ihre Freude zum Ausdrucke bringen.

Bei S. wurde ich mit 110 Mann auf L. geschickt, um aufzuklären, was vom Gegner dort sei. Um elf Uhr nachts kam ich zu den ersten Häusern. Ich ließ halten, um Leute vorauszuschicken, doch kam ich nicht mehr dazu, wir wurden auf einmal derart beschossen, daß man die Geschosse hätte greifen können. Um anzugreifen, waren wir zu schwach, es war auch nicht meine Aufgabe! Zog mich daher zurück und erstattete die Meldung. Am nächsten Tage ging das Regiment zum Angriff auf H. und R. vor. Die feindliche Artillerie nahm uns gleich so unter Feuer, daß die Erde unter uns erzitterte. Die Geschosse fielen nur so ein! Die Verluste waren groß, das Bitterste aber für uns war, wir siegten und mußten dennoch zurück aus taktischen Rücksichten.

Am schlechtesten erging es uns bei Przemysl; meine Leute, was Strapazen und Witterungsverhältnisse anbetrifft, mußten hier viel aushalten. Die Russen mußten uns aber überall weichen. Von den ersten Höhen hatten wir sie bald herunter, doch bei U. und bei M. machte uns dies viel Kopfzerbrechen. Nachdem wir die ersten Höhen im Sturme genommen, gruben wir uns ein.

Volle achtzehn Tage verblieben wir in diesen Deckungen. Am letzten Tage wurde mir gemeldet, daß sich gegen meine Stellung zwanzig Russen unter Führung eines Offiziers heranschlichen, dahinter auch noch Truppen folgten. Meldete es sofort an das Bataillon, da ich mit meiner Kompagnie eine der wichtigsten Kuppen besetzt hatte. Deshalb auch griffen sie die Russen an. Bald wurde ich ruhig, kaltblütig ordnete ich alles an. Alle verhielten sich mäuschenstill! Wir ließen den Feind bis an unsere Stellungen herankommen, dann sprang ich auf, den Revolver in der Hand . . . Der russische Offizier (es war ein Leutnant) rief mir „Stuih!“ (Stehenbleiben) entgegen. Beide hoben wir den Revolver — zwei Schüsse — seine Kugel flog links bei meiner Kappe vorüber, er fiel! Ich warf mich dann sofort nieder, kommandierte „Schießen!“, und von den zwanzig Russen kam keiner davon. Auch die nachfolgenden beschossen wir so lange, bis sie sich zurückzogen. Dann gingen wir vor! Ich besah mir den Offizier, mein Schuß hatte ihm die Schläfe durchbohrt. Nahm ihm alles ab, eine Achselklappe behielt ich zur Erinnerung, Briefe und alles andere gab ich ans Bataillon ab. Am nächsten Tag erfuhr ich, daß u. a. ein Brief an seine Mutter dabei war, in welchem er zärtlichst Abschied nimmt. Er schrieb, er glaube nicht mehr nach Hause zu kommen, da die Oesterreicher so gut schießen. Vom rein menschlichen Standpunkt aus tat es mir ungemein leid, obgleich es nicht der erste Russe war, welchen meine Kugel getroffen. Doch dieser letzte Eindruck wurde bald verwischt, da wir am nächsten Tage schon die Ortschaft N. angreifen mußten. Als wir über die Höhe gingen, kam meine Kompagnie, linker Flügel, ins Maschinengewehrflankenfeuer. Meine halbe Kompagnie blieb liegen, um nicht mehr aufzustehen. Mein Säbel und Mantel wurden durchschossen. Aber vor,

immer weiter vor ging es in den Ort hinein, welchen wir erstürmten. Interessant war es: in der einen Hälfte der Ortschaft waren wir, in der anderen die Russen. Am anderen Tage kämpften wir weiter. Bis jetzt habe ich drei Schlachten und sechzehn Gefechte glücklich hinter mir.

H. W.

Ein braver österreichischer Husar.

Die Spitze der österreichischen Brigade hatte bereits Fühlung mit preußischen Vorposten gewonnen. Es waren Husaren, die mit lautem Hurra und herzlichen Zurufen die Infanteriepatrouillen begrüßten; die Offiziere reichten sich die Hände und tauschten schnell einige Nachrichten aus — man wußte ja auf dem jeweils engeren Kriegsschauplatz so wenig von dem, was in der weiten Welt vorging, in diesen waffenstarrenden, aus sonniger Ruhe zu blutigem Ringen aufgescheuchten Ländern.

Die Patrouille ging zurück, der Reitertrupp aber verschwand bald ostwärts. Schon längst waren die Husaren jenseits der Grenze auf russischem Boden, ohne daß ihnen ein Feind begegnet wäre.

Es war ein schwüler Nachmittag. Schwere Gewitterwolken hingen am Himmel.

„Wird leicht a Unwetter geb'n," meinte der Steyrerfranzl zu seinem Nebenmann, einem Tiroler Kind.

„Söll is möglich," lautete die lakonische Antwort.

Da galoppierten die am weitesten vorgeschobenen Reiter, welche aufgeklärt hatten, zurück mit der Meldung: „Zwei kriegsstarke feindliche Brigaden im Anritt!"

Schnell machten sich die Oesterreicher gefechtsbereit. Zurückgehen vor der Uebermacht? — „Wär' net übel," meinte der Leutnant. Und schon tauchten die dicht geschlossenen feindlichen Reiterlinien auf. Die Oesterreicher setzten sich in Galopp — und dann wogten auch schon die ineinander verbissenen Reitertrupps in wilder Jagd über das Feld, durch hohes reifes Getreide, in Kleeäckern umher . . .

Zum Feuern hatten beide Teile kaum mehr Zeit gehabt. Nur der Pallasch kam zu Wort, der Pallasch und die Lanze.

Die Kosaken hatten gedacht, im ersten wilden Ansturm die Oesterreicher zum Weichen zu bringen. Aber die Husaren, obgleich in der Minderzahl, richteten sie so übel zu, daß ihre Formationen alsbald in Unordnung gerieten, bis sie sich völlig auflösten und in wilder Flucht davonrasten. Die österreichischen Husaren hinterher, bis sie Infanteriefeuer bekamen. Da erst kehrten sie um.

Freilich, sie hatten manchen braven Mann verloren. Der Steyrerfranzl zum Beispiel war samt seinem Pferde zu Boden gekugelt, während rings um

ihn sich Feinde und Freunde tummelten. Ein Lanzenstich hatte seinem Fuchs den Garaus gemacht. und nun arbeitete sich der Franzl mit Händen und Füßen unter seinem Gaul hervor.

Kaum aber konnte er Atem holen, da fühlte er sich von einem halben Dutzend Fäusten gepackt und mitgerissen.

„Wollt's mi geh'n lass'n, ös Loder!" schrie der wie wild um sich schlagende Franzl, aber nur ein Grunzen antwortete ihm, und mit Entsetzen merkte der Husar, daß man ihn als Gefangenen mitnahm auf die Flucht.

Schweißtriefend mußte er mitlaufen. Einer der Kosaken hatte ihm eine Schlinge um den Hals geworfen und den Strick am Sattel seines Pferdes befestigt.

„Na, is dös a Schand, is dös a Schand!" keuchte der Steyrerfranzl. „Waßt, du Moskowit, bal i nur könnt, wi i möcht!"

Aber er konnte beim besten Willen nicht, wie er mochte. Schließlich machte die Reitergruppe Halt und bezog ein Biwak in enger Fühlung mit russischer Infanterie, die mit Maschinengewehren ausgerüstet war. Franzl wurde losgelassen und zwischen Pferden mit Stricken festgebunden. Ein Kosak zu Roß mit geladenem Karabiner bewachte den Gefangenen — den einzigen, den die Kosaken hatten machen können.

Da stand nun der Steyrerfranzl und murmelte: „Die Schand! — Was wird mei Rittmeister sagen . . . und 's Mareindl, bal 's heißt: der Franzl wird vermißt . . . Teifi, Teifi!"

Er sah sich um.

Es war Abend geworden. Die Wachtfeuer brannten, die Kosaken sangen freche Lieder, der Posten zu Pferde begleitete den Gesang durch das rhythmische Aufstoßen der Lanze. Hinter ihm war es dunkel. Dort lag das freie Feld — und dann kam lange nichts — und dann: das österreichische Lager!

Im Steyrerfranzl keimte ein kühner Entschluß. Die Stricke schob er von den Gelenken wie nichts. Und dann gab es auch kein langes Ueberlegen mehr. Wie eine Katze schlich er den Posten an — und plötzlich fühlte sich dieser gepackt, heruntergerissen — ein kurzes Geraufe, ein Faustschlag — und schon saß der Steyrerfranzl auf dem Kosakengaul, der, ohnehin scheu geworden, wie eine Kanonenkugel in die Nacht hineinschoß.

Die Kosaken waren aufmerksam geworden — Schüsse knallten, dann saßen ihrer hundert auf und jagten dem kühnen Flüchtling nach. Der hetzte und lockte das Pferdchen. Klein und struppig war es — man konnte unter seinem Bauche die Beine kreuzen! Aber dafür konnte man es mit den Schenkeln lenken, daß es eine Freude war. Und die Gräben nahm es im Flug.

Franzl hatte den Karabiner entdeckt, der am Sattel hing.

Mit dem feuerte er nun auf einen, der ihm allzu nahe kam. Der flog vom Pferd — die anderen blieben zurück, der Lärm verlor sich — und der Franzl jagte weiter mit Hussa und Heissa, bis eine helle Stimme rief:

„Wer da?"

„Der Steyrerfranzl — gut Freund!"

Oesterreichische Infanteristen eilten herbei — wahrhaftig, das war ein Husar — aber wie kam der zu einem Kosakenpferd?

Man führte den Franzl vor den Kommandeur der Husaren — und der lachte übers ganze Gesicht, wie er seinen Franzl — nebenbei: einen der besten Reiter vom Regiment — auf seinem struppigen Pferd ankommen sah.

„Franzl, bist ja rein verloren gegangen! Wo bist g'wesen die Nacht? Hast strabanzt?"

„Z' B'föll," sagte der Steyrerfranzl, während alle Offiziere ringsum zu lachen anfingen, „Z' B'föll; die Moskowiter ham mein Liesei erstoch'n. Aufhängen wollten's mi, meiner Söl. Aber i hab so an Loder, an Kosaken zeigt, wie der Steyrerfranzl russisch redt — is ihm leicht spanisch vorkommen — und dann bin i auf sei'm Gaul los. Is nöt schlecht, dös Pferdl, is rein nöt schlecht . . . z' B'föll!"

Dann war der Steyrerfranzl wieder bei seinen Kameraden, die ihn mit brausendem Jubel empfingen. Das Kosakenpferd bleibt beim Regiment, und der Franzl ist avanciert — und das Mareindl hat in ihrem stillen Dorf die G'schicht gelesen von dem Franzl und seiner Tat. Da hat sie sich eine Träne aus den blauen Augen g'wischt — dabei hat's ganz heimlich g'lacht — und hat g'sagt: „Ja, der Franzl, der Franzl — dös is halt a ganzer Kerl, a rechter Loder!"

R. H.

Rosa Zenoch.

Ihr Mütter und Frauen und Jungfräulein!
Ich seh' euch sitzen beim Lampenschein.
Die Nadeln klirren, ihr strickt behende
Den braven Soldaten als Liebesspende
Fein warme Binden, Socken und Stauchen,
Daß sie im Krieg nicht frieren brauchen.
Die Kleinen selbst mit den süßen Mäulchen
Hantieren mit Nadeln und Strickwollknäulchen.
Nur hurtig! Und während die Nadeln klingen,
Will ich von Rosa Zenoch euch singen.
An Oesterreichs Grenzen wogt die Schlacht
Um Rawaruska, schon Tag und Nacht,
Mit Rußlands teufelswilden Horden.
Es ist ein greuliches Menschenmorden.
Bei Kugelregen, Granatengeheule
Hält tapfer sich Oesterreichs Heeressäule.
Und im Feuer vorn, wo die Schützen steh'n,
Da sieht man Mädchenkleider weh'n.
Ein Kind, zwölf Jahre knapp, vom Kopf
Hängt ihm zerzaust der schwarze Zopf —
Das ist die Rosa, das Bauernkind,
Wie ein Engel schön und schnell wie der Wind,
Trägt Wasser den lechzenden Kriegern herbei,
Trotz Pulverdampf und tödlichem Blei.
„Kind, bleibe zurück, um Gottes willen!"

Es eilt schon wieder, den Becher zu füllen,
Reih' ab und auf — und immer wieder.
„Kind, hüte deine zarten Glieder!"
Da — ein Schrapnell! — die Kugeln fliegen—
Getroffen bleibt Klein-Rosa liegen.
Was rinnt das Blut, so rot und warm!
Ein Schütze trägt mit starkem Arm
Die Heldin aus der Schar der Streiter.
Und donnernd tobt die Feldschlacht weiter.
In Wien, auf blütenweißem Bett,
Liegt Rosa Zenoch im Lazarett.
Mit Blumen, Edelgestein und Gold
Hat Kaiser Franz ihr Ehre gezollt.
Doch über Gold und Edelgestein
Wird Rosas Name gepriesen sein.
In Oesterreich und im deutschen Land,
Vom Rheines- bis zum Donaustrand,
Wo hochgesinnte Herzen brennen,
Wird man dich, kleine Heldin, nennen!

Wigbert Reith.

Reichsdeutsche Truppen in Krakau.

Aus dem Briefe eines Polen.

Krakau, 3. Okt. 1914.

Die alte polnische Königsstadt Krakau war in den letzten Tagen der Schauplatz auch für die Kriegszeiten recht ungewöhnlicher Dinge. Da war zunächst die Massendurchfuhr der preußisch-deutschen Krieger nach dem polnisch-galizischen Kriegsschauplatz, die nach wohlerwogenem Kriegsplan dem verbündeten österreichischen Heere zu Hülfe geschickt wurden, um den gemeinsamen russischen Feind aus Ostgalizien hinauszuwerfen und für seine dort verübten Greueltaten zu bestrafen.

Die polnische Bevölkerung Galiziens, die mit unverbrüchlicher Treue sogleich beim Ausbruch des Krieges mit freudigem Herzen die Sache Oesterreichs für die ihrige erklärte, deren Söhne zu vielen Tausenden in den Reihen des österreichischen Heeres auf den Schlachtfeldern von Krasnik, Lublin, Zamosc, Krasny Staw, Rezwadow, Tarnopol, Lemberg usw. ihr Blut vergossen und zum Teil ihr Leben geopfert haben, die noch darüber hinaus, den Rest ihrer Jugend und der militärfreien Männer zu den eigenen Fahnen berief und polnische Truppenkörper, die Legionisten, geschaffen hat, um Seite an Seite mit dem österreichischen und dem mit ihm verbündeten deutschen Heere die russischen Barbaren aus dem schwer bedrängten Polen zu vertreiben und das arme, ausgesogene Land von dem russischen Joch zu befreien — sie hat die deutschen Gäste in den Tagen ihrer Durchfahrt durch Krakau mit Freude begrüßt und es an Aufmerksamkeiten ihnen gegenüber nicht fehlen lassen. Mit

Bewunderung betrachtete man hier die stämmigen Männer, die von Belgien über Ostpreußen hinaus nunmehr kampfes- und opferfreudig zum dritten Kriegsschauplatz eilten, erleichterte ihnen den Aufenthalt in der Stadt, zeigte ihnen und erklärte ihre prächtigen Baudenkmäler, das uralte Königsschloß auf dem Wawel, die Marienkirche, die von Kasimir dem Großen geschaffenen Tuchläden, Sukiennice genannt, die die Mitte des herrlichen und einzigartigen Ringplatzes zieren. In den ersten Hotels und in den Räumen des imposanten Hawelka-Restaurants wimmelt es von deutschen Offizieren aller Waffengattungen und jeden Ranges.

Die Mannschaften wurden in den Kasernen und in kleineren Restaurants beköstigt. Allgemeine Aufmerksamkeit haben die Träger des Eisernen Kreuzes, namentlich aus den Reihen der Mannschaften geweckt. Sie wurden auf der Straße von den Bürgern angehalten und in mühsamen Deutsch ausgefragt, wo sie dieses Ehrenabzeichen und für welche Taten sie dasselbe erhalten haben. Und die Freude war groß, wenn man unter denselben einen posener oder westpreußischen Polen entdeckte und sich mit demselben in der Muttersprache unterhalten konnte. Aber man machte bei den den deutschen Soldaten gezeigten Aufmerksamkeiten keinen Unterschied nach deren Herkunft oder Abstammung, man freute sich, daß man Krieger vor sich hatte, die auf zwei Kriegsschauplätzen ihre Schuldigkeit so ehrenvoll getan hatten und nun zum verbündeten österreichischen Heere stießen, und ließ sich gern ihre vielen Erfahrungen und Kriegserlebnisse erzählen. Namentlich die polnischen Freischärler, die Legionisten, von den neuen Abteilungen, welche erst für die Kriegstaufe vorbereitet wurden und in dem alten Krzysztofory-Palais am Ringplatz ihre Kaserne hatten, haben sich an die deutsche Mannschaften herangemacht, um aus ihren Erzählungen Mut und Wissenschaft für den baldigen Kampf um die heilige Sache zu schöpfen.

Der Schreiber dieser Zeilen hat einen jungen, 21 jährigen Infanteristen angehalten, der auf dem Ringplatz mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust einherwandelte. Der Mann freute sich, daß er in fließendem Deutsch angesprochen wurde und erzählte gern, was er in Belgien und Ostpreußen erlebt hatte. Er war ein Hessen-Nassauer und hat sich das Kreuz bei einem verwegenen Sturm auf eine russische Schanze verdient. Hessen-Nassauer waren auch die mit dem Eisernen Kreuz geschmückten drei Reserveoffiziere, mit denen ich mich im Hawelka-Restaurant unterhalten habe, und die mit Freuden auf den dritten Kriegsschauplatz zogen.

Auch das taktvolle Benehmen der deutschen Offiziere und Soldaten der polnischen Bevölkerung gegenüber wurde angenehm vermerkt. Der Pole ist stolz auf seine ehrenvolle Vergangenheit und freut sich, wenn gerade Reichsdeutsche und deutsche Offiziere die aus derselben stammenden Denkmäler besichtigen und ihnen die verdiente Achtung bezeugen. Das haben hier viele deutsche Offiziere während ihres Anfenthaltes in Krakau getan, namentlich der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha hat sich die Zeit genommen, das alte

Königsschloß Wawel, die Kathedrale und die in derselben befindlichen Königsgräber sowie die wundervolle Marienkirche einer genauen Besichtigung zu unterziehen. Ebenso Exzellenz von Hülsen, den der ehrwürdige Hof der Jagiellonischen Bibliothek geradezu entzückt hatte.

Folgender Vorfall hat hier die Sympathien für das verbündete deutsche Heer noch erhöht. Der Stab des über Krakau gezogenen Armeekorps hatte während seines hiesigen Aufenthalts in dem Pollerschen Hotel Wohnung genommen. Ihm zu Ehren hatte der Hotelbesitzer neben der österreichischen eine deutsche Fahne hissen lassen. Den kommandierenden General hat das sichtlich erfreut, er ließ den Hotelbesitzer zu sich rufen und befragte ihn, was für Heeresabteilungen in Krakau zurzeit stehen? Auf seine Antwort: „die österreichischen und die deutschen", bemerkte der General: „und die polnischen?" Nachdem ihm die Antwort zuteil wurde, daß hier auch die polnischen Legionisten stehen, veranlaßte er den Hotelwirt, auch die polnische Fahne in den rotweißen Farben zu hissen, und seit der Zeit zieren das Hotel in friedlicher Eintracht die österreichische, die deutsche und die polnische Fahne.

Möge diese durch den Ausbruch des Krieges mit dem russischen Feinde der westeuropäischen Kultur geschaffene Eintracht weiter standhalten und zu Taten führen, die das ganze Polenland von der russischen Knechtschaft befreien, was ja jetzt von den führenden Geistern im deutschen Volk und in seiner führenden Presse allgemein verlangt wird. Die Polen in Preußen haben auf den Schlachtfeldern in Belgien, Frankreich und Ostpreußen ihre volle Schuldigkeit getan. Das hat ihnen der Reichskanzler von Bethmann Hollweg rühmend vor aller Welt bezeugt in seinem Telegramme an den neuen Erzbischof von Posen-Gnesen, Dr. Likowski, dessen Ernennung auch von den galizischen Polen mit Freuden begrüßt wurde, und als ein Anzeichen einer Besserung der preußisch-polnischen Beziehungen angesehen wird.

Soeben hat ein neues Regiment polnischer Legionisten — zu den drei schon ins Feld gerückten —, feldmäßig ausgerüstet unter der Führung des österreichischen Feldmarschalleutnants von Durzki, eines Polen, unter klingendem Spiel und unter dem Jubel der Bevölkerung unsere alte Piasten- nnd Jagiellonenstadt verlassen und auf dem Krakauer Bahnhof von dem Zentralen Nationalkomitee verabschiedet, in einem Ergebenheitstelegramm an Kaiser Franz Joseph in flammenden Worten den ihm geleisteten Eid der Treue der Polen wiederholt.

Treue um Treue!

Auf den weiten polnischen Gefilden Russisch-Polens und Galiziens soll der gemeinsame Feind der westeuropäischen Kultur von reichsdeutschen, österreichischen und polnischen Kriegern niedergerungen werden. Das deutsche Militärkommando verkündet in seinem Kriegsblatt: „Der Sieg Deutschlands bedeutet die Freiheit Polens", und ein „unabhängiges Polen und eine Demütigung Rußlands liegt im politischen Interesse Deutschlands."

F. K.

In einem Krakauer Lazarett.

Ich wollte in Krakau Verwundete besuchen. Weit brauchte ich nicht zu gehen, denn gleich hinter meinem Zimmer in dem früheren Vorlesungssaale befinden sich 36 Betten mit Verwundeten. In dem ganzen geräumigen Kolleg [der Jesuiten in Krakau] haben wir augenblicklich 230 Kranke in unseren Ordenszellen untergebracht. Das große dreistöckige Haus, das vor dem Kriege der philosophischen und theologischen Ausbildung der Jugend diente, ist jetzt ganz in ein Militärlazarett umgewandelt.

Unter dem Arme trage ich einen Stoß Kalender, Bücher und Zeitungen. Auf dem zweiten Stockwerke betrete ich den Hauptsaal. „Gelobt sei Jesus Christus!" „In alle Ewigkeit. Amen!" erscholl es im ganzen Saale als Antwort auf meinen Gruß.

Der erste Kranke, mit dem ich mich in ein Gespräch einließ, war ein junger Slowake, dem eine russische Kugel eine Beinverletzung beigebracht hatte. Die Wunde war nicht schwer, heilte gut, und der Verwundete war in guter Verfassung.

„In welcher Schlacht wurdet Ihr verwundet?" „Bei Krasnik," lautete die Antwort. „Das war eine schreckliche Schlacht. Die Kugeln fielen wie der Regen. Am meisten Verletzungen richteten die Schrapnells an. Ohne Gottes Gnade wäre ich verloren gewesen, denn eine zweite Kugel traf mich gegen das Herz. Doch . . . " hier griff mein Slowake in den Rock und zeigte mir zwei kleine, ziemlich dicke Bücher. „Sehen Sie, bitte!" Das eine war ein dickes Notizbüchlein, welches die Kugel durchschlagen hatte, das andere ein slowakisches Gebetbuch, von dem der Deckel und ein paar Seiten ebenfalls durchlöchert waren; die folgenden Blätter aber waren ganz unversehrt. Augenscheinlich hatte die Kugel ihre Kraft verloren und war abgefallen. „Diesen beiden Büchlein, die ich in der Brusttasche trug," erzählte der Soldat weiter, „verdanke ich mein Leben. . . . Gott gebe, daß ich möglichst bald das Bett verlassen und wieder gegen die Russen ziehen kann!" So lauteten die letzten Worte des geretteten Slowaken.

Ein anderer Verwundeter, zu dem ich herantrat, antwortete auf meine Frage: „Woher seid Ihr?" — „Ich bin ein Masure aus der Gegend von Rzeszow." — „Und wo ward Ihr im Felde?" — „Ich bin nicht verheiratet, Hochwürden, ich bin ein Junggeselle, Sie brauchen mich nicht zu siezen." — „Wo hast Du dich also geschlagen, mein Lieber?" — „Bei Goraj, noch vor Krasnik." — „Woher hast Du die Wunde an der Hand?" — „Das kam so. Ein Russe wollte mich mit dem Bajonett durchbohren. Ich griff nach dem Bajonett und verletzte mich so; aber gleich entriß ich ihm den Kolben und schlug ihn selbst damit nieder." — „Ist denn neben Dir niemand gefallen?" — „Doch, unser Herr Major. Das war ein edler und gutmütiger Herr! Mir brach fast das Herz vor Schmerz, als ein Schrapnell ihm beide Beine wegriß und er uns sterbend zurief: »Brüder, kämpft für das Vaterland . . . Gott segne euch!«" — „Und wirst Du nach Hause gehen, wenn Du wieder

gesund bist?" — „O, niemals! Ich habe mich schon wieder gemeldet, denn ich fühle mich gut und meine Hand ist schon wieder gesund. Ich sehne mich wieder nach dem Kampf. Zu Hause weinen zwar der Vater und die Mutter um mich. Aber wenn ich gesund zu meinen Eltern zurückkehre und ihnen vom Kriege erzähle, werden sie ihre Freude an mir haben." — „Nun, so lebe wohl, mein tapferer Masure!" — „Denn der Masure ist stets wohlgemut, wenn auch . . ." und er stimmte das bekannte Liedchen an.

Kasimir Waszłyga, S. J. in der Posener Praca, Nr. 41.

Mit Weihnachtsgaben zur österreichischen Armee.

Reiseerinnerungen von Prof. Dr. Martin **Faßbender**.

Die Organisation der Weihnachtszüge mit Liebesgaben für die deutschen Truppen, wie sie der Kriegs-Ausschuß für warme Unterkleidung (Berlin-Reichstag) E. V. in die Wege geleitet hatte, kann als vollständig gelungen bezeichnet werden, indem von dieser gemeinnützig sich betätigenden Körperschaft rund 850 Güterwagen mit Weihnachtspaketen beladen an die östliche und westliche Front der kämpfenden Truppen geführt worden sind. Bei dem Verhältnis der Bundesgenossenschaft, in dem Deutschland und Oesterreich zu einander stehen, aber auch Weihnachtsgeschenke zwischen den beiden Armeen der Bundesbrüder auszutauschen, war sicherlich ein sinniger Gedanke. So ist denn von Wien aus ein Weihnachtszug für unsere Truppen, die mit den Oesterreichern zusammenstehen, gestiftet worden, und von Berlin ein Zug von neunzehn Güterwagen mit Gaben für 60 000 Mann und 5000 Offiziere der österreichischen Armee, und zwar je vier und je zwei Wagen nach russischen Stellungen, und dreizehn Wagen nach Krakau in Galizien gesandt worden.

Der Deutsche Kaiser und der Reichskanzler hatten in hochherziger Weise aus den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln Spenden zur Beschaffung von Weihnachtspaketen gestiftet. Außerdem beteiligten sich an den Stiftungen das Zentralkomitee vom Roten Kreuz und das Rote Kreuz von Berlin, der Kriegsausschuß für warme Unterkleidung und vor allem in reichlichem Maße der Verband der deutschen Tabakindustrie.

Auf eine kurze Aufforderung des Vorsitzenden dieses Verbandes, Kommerzienrat Leonhardi (Minden) hin stellten die Tabakfabrikanten für den beregten Zweck nicht weniger als 50 000 Zigarren für Offiziere, 1 181 000 Zigarren für Unteroffiziere und Mannschaften, 937 000 Zigaretten, 121 Zentner Rauchtabak, 75 Zentner Kautabak, 30 000 Päckchen Schnupftabak, zusammen im Werte von ungefähr 120 000 Mark unentgeltlich zur Verfügung. Außer diesen

Tabakwaren enthielten die in den 19 Wagen verstauten 35 751 Pakete noch Dauerwurst, Schokolade, Kakao, Taschenlampen, Taschenmesser, Eßbestecke, Strümpfe, Handschuhe, Hosenträger, Briefpapier, Bleistifte, Notizbücher, Seife, Sardinen, Liköre und — Mundharmonikas. Bei der Beschaffung dieser verschiedenen Gegenstände, die mit einer außerordentlich großen Schnelligkeit zusammengebracht werden mußten, hat sich das Rote Kreuz von Berlin mit dem Kommerzienrat Bamberger an der Spitze große Verdienste erworben. Die Begleitung des Zuges übernahm unter Leitung des Fürsten Salm-Horstmar eine Vereinigung von Vertretern Berliner Großbanken, der deutschen Tabakindustrie, des Zentralkomitees vom Roten Kreuz, des Roten Kreuzes von Berlin und des Kriegsausschusses für warme Unterkleidung. Als Mitglied des Vorstandes letztgenannter Körperschaft hatte ich Gelegenheit, die Reise mitzumachen.

Bei der Abfahrt des Zuges, dessen Wagen mit Kränzen aus Tannenzweigen und mit unzähligen kleinen Fähnchen in den österreichisch-ungarischen Farben durch die Mitglieder der österreichischen Kolonie in Berlin reizend geschmückt waren, erschien auch der österreichische Gesandte. Die Eisenbahnverwaltung hatte mit Rücksicht auf den Zweck der Veranstaltung als einer Aufmerksamkeit für unsere Bundesgenossen in liebenswürdiger Weise für die Begleitung des Zuges behufs würdiger Vertretung der Spenderabsichten zwei Schlaf- und einen Speisewagen zur Verfügung gestellt. So war Fürsorge getroffen, daß die Fahrt nicht so beschwerlich werden sollte, wie es bei den Wollzügen der Fall war, wo man sich nur aus seinem Koffer ernähren konnte, während einer Reihe von Tagen auch nicht aus den Kleidern und in kein Bett kam.

Die eigentliche Uebernahme des Zuges durch den Begleitungsausschuß erfolgte erst in Breslau. Von hier ging die Fahrt bei klarem, sonnigem Wetter über Oels, Rosenberg, Lublinitz, Tarnowitz nach Myslowitz, der Dreikaiserecke, wo Deutschland, Oesterreich und Rußland zusammenstoßen. Es war nur Güterzuggeschwindigkeit, mit der gefahren wurde, und an der Grenze, in Sczakowa (Galizien) hatten wir auch einen längeren Aufenthalt, weil die Geleise nicht frei waren. Auf galizischem Boden mehrten sich die Fahrthindernisse, und wir mußten öfters auf offener Strecke liegen bleiben. Man empfand aber die Länge der Fahrt gar nicht unangenehm, da die Reisegesellschaft sich aus Angehörigen der verschiedensten Lebensberufe zusammensetzte, und es infolgedessen nicht an fesselndem und spannendem Unterhaltungsstoff mangelte. Um so mehr, als eine Anzahl der Herren sehr weite Reisen gemacht und sich in dem Auslande viel umgesehen hatten, besonders auch in England und Rußland. Auch bot sich auf den einzelnen Bahnstationen willkommene Gelegenheit, mit österreichischen Offizieren Unterhaltung zu pflegen und Einblick in manche Dinge zu gewinnen, die aus den Zeitungen nicht zu erfahren sind.

Wenn ich aus unseren Unterhaltungen zwischen Leuten verschiedenartigster politischer und religiöser Richtung einen Punkt hervorheben soll, so möchte

ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß ich auch bei dieser Gelegenheit die Bestätigung einer in der letzten Zeit wiederholt gemachten Beobachtung fand. Ich meine die Tatsache, daß man seit Ausbruch des Krieges sich in immer weiteren Kreisen darüber klar zu werden beginnt, daß der Begriff der wahren „Toleranz" nur Takt, aber keinen Verzicht auf eigene Ueberzeugung verlangen kann. Man sieht immer mehr ein, was unser öffentliches Leben in Deutschland in politischer und konfessioneller Beziehung vor dem Kriege vergiftet hat; nicht die Gegensätze und Unterschiede, sondern die Art, wie die abweichende Anschauung vielfach zum Ausdruck gebracht worden. Vor jeder klar und offen zum Ausdruck gebrachten Ueberzeugung hat auch der Gegner Achtung, während schwächliche Verleugnung der eigenen Anschauungen stets verdienter Verachtung anheimfällt. Aber zwei Dinge sind für die Zukunft zu beachten: man soll sich daran gewöhnen, bei dem Gegner bis zur Erbringung des Gegenbeweises immer den guten Glauben vorauszusetzen und ihm nicht grundlos Arglist oder Böswilligkeit zutrauen, was ebenso in den politischen Parteikämpfen, wie auch in der konfessionellen Polemik doch keine seltene Erscheinung zu sein pflegt. Sodann soll man seine eigene Ansicht nur so zum Ausdruck bringen und Kritik an der fremden Anschauung nur in der Weise üben, wie es ohne Verletzung des Mitmenschen geschehen kann. Also alle hämische Nörgelei vermeiden! Die Nadelstrichkritik verbittert.

Bei der Unterhaltung mit österreichischen Soldaten erfuhren wir zu unserer großen Freude, daß die Cholera in Galizien fast vollständig verschwunden sei. Dabei wurde die Bemerkung gemacht, daß Tierkohle sich als das wirksamste Heilmittel bei der Bekämpfung der Cholera erwiesen habe. Das stimmt vollkommen mit einer Notiz überein, die ich am Tage nach meiner Rückkehr aus Galizien in der Aerztlichen Rundschau fand.

Die Fahrt bot viele künstlerisch wertvolle Vorwürfe für die Palette, die man mit dem Pinsel festgehalten wünschen möchte. Wir hatten einen Maler von Beruf unter uns, der ein über das andere Mal jammerte, nicht alles, was es zu sehen gab, seinem Skizzenbuch, wenigstens in flüchtigen Umrissen, einverleiben zu können. Ich erinnere mich besonders eines herrlichen Farbeneffektes auf dem Bahnhofe in Sczakowa: eine Gruppe wildbärtiger russischer Gefangener mit ihren weißen Schafpelzen in der spärlichen Beleuchtung eines Kerzenstummels neugierig aus der Türe eines Güterwagens stierend. Weiter boten einen malerischen Anblick die uns begegnenden großen Proviantkolonnen mit den kleinen galizischen Pferden. Ein buntscheckiges Bild gewährte die Bekleidung der verschiedenen Truppengattungen der österreichischen Armee in den Straßen von Krakau. Etwas ganz Eigenartiges in diesem Straßenbild ist der galizische Jude mit der Haarlocke und dem langen schwarzen Rock. Einen ergreifenden Eindruck machte auf mich, als wir auf dem Bahnhof in Krakau mehrere Juden im Wartesaal morgens, mit dem Gebetsmantel (einer farbigen umgehängten Decke) bekleidet, ihre rituellen Gebete, unbeirrt um Spott und Hohn, verrichten sahen. Dabei spielte der Gebetsriemen, im Talmud „Tephillin" genannt, eine besondere Rolle. Derselbe hat einen Kopfteil mit

einer viereckigen Kapsel, im Innern die Zehngebote bergend, und einen Handteil, der ebenfalls eine Kapsel besitzt für die vier Stellen aus den Büchern Moses, die den Hauptinhalt des Gesetzes enthalten. Der Kopfteil wird so um den Kopf gewunden, daß vorn auf dem Kopf die Kapsel aufgesetzt wird und der Handteil wird um die linke Hand geschlungen. Die Treue, mit der diese armen Juden ihre religiöse Ueberzeugung zum Ausdruck bringen, hat etwas Rührendes an sich und muß auf manche Christen, die sich ihres Glaubens schämen, geradezu niederschmetternd wirken.

Wer die Zeitungsberichte über die Karpathenkämpfe in der letzten Zeit (Dezember) gelesen hat, wird begreiflich finden, daß wir unsere Weihnachtsgaben nicht über Krakau hinausbringen konnten. Auch gewannen wir aus manchen Erscheinungen den Eindruck, daß ein längerer Aufenthalt in Krakau nicht empfehlenswert sein dürfte, vollzog sich doch auch die Abnahme unserer Gaben in aller Stille. Wir konnten uns dem Gedanken nicht verschließen, daß eine Belagerung der Stadt durch die Russen nicht gerade zu den Unmöglichkeiten zu gehören schien und, da wir insgesamt manche andere Lebenslage uns angenehmer vorzustellen imstande waren, als eine Belagerung von Krakau mitzumachen, beschränkten wir unseren Aufenthalt auf das kleinste Maß. Aber die Stadt uns anzusehen, konnten wir uns doch nicht versagen.

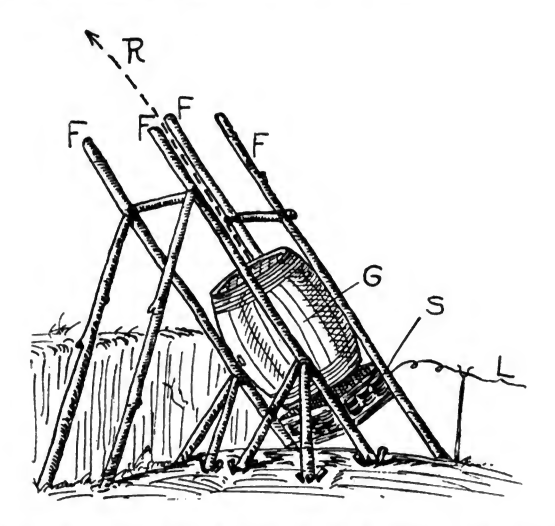
Nachdem wir einen oberflächlichen Eindruck gewonnen, eilten wir nach dem Bahnhof zurück und waren froh, als unsere Wagen sofort mit einer Lokomotive bis zur deutschen Grenze gebracht wurden. Von dort führte uns eine deutsche Lokomotive nach Breslau, wo wir dann Anschluß an den fahrplanmäßigen Nachtzug fanden, um am andern Morgen glücklich wieder in Berlin zu sein.

Die „Faßlkanone" oder der Krieg als Erfinder.

Irgendwo war's in Serbien, jenseits der Drina. Da mochte der Angriff gegen die betonierten serbischen Schützengräben nicht vorwärtsschreiten. Das Gelände vor den feindlichen Stellungen war glatt rasiert, der Ausschuß des Gegners ausgezeichnet. Ueberdies lagen seine Gräben etwas höher als die der kroatischen Infanteristen, die an dieser Stelle fochten. Tagelang schon lag man sich Auge in Auge gegenüber, nachdem Sturmversuche der Kroaten von den serbischen Büchsen und Maschinengewehren blutig abgewiesen worden waren. Weder Freund noch Feind konnte vorwärts.

Leise schimpfend betrachtete sich der Unteroffizier Mirko J. jeden Morgen die kaum merkliche Betonerhöhung, die in einer Entfernung von etwa 200 Meter dahinten lag. Mirko ist Zimmermann und baut in Friedenszeiten die schönsten Dachstühle. Nach seinem Ausspruche weiß sich ein kroatischer Zimmermann immer zu helfen, also muß es auch in dieser Lage gehen. Mirko hat

zwei Tage spekuliert. Aus Spänchen baut er auf dem Boden des Schützengrabens ein kleines Gerüst. Zur Menagefassung kommt Mirko, zum höchlichsten Erstaunen seiner Kameraden, zu spät, und eben, als man bereits beginnt, sein Treiben mit mißtrauischen und mitleidigen Blicken ob seines Geisteszustandes zu beobachten, da meldet sich Mirko strahlenden Auges beim Feldwebel. Der kennt Mirko zwar als nicht unklugen Kopf, doch er schüttelt zu Mirkos eifrigen und begeisterten Worten zweifelnd das Haupt. Aber der Bittsteller ruht nicht. Aus größeren Stäben baut er das Werk seines Nachsinnens auf, und als nächsten Tages der Herr Hauptmann erscheint, da sieht dieser, daß die Sache gut ist.



Mirko erhält den Oberbefehl über einige Kameraden. Sie wandern mit Aexten in den nahen Wald. Des Nachts wird eifrig gegraben und gezimmert. Mirko macht einige Besuche bei der nahen Pionierabteilung, und die Sonne des nächsten Morgens begrüßt an einer tiefer ausgehobenen, erweiterten Stelle des kroatischen Schützengrabens ein eigentümliches Gestell, das vier lange glatte weiße Holzstämme schräg gen Himmel reckt. Es ist Mirkos Erfindung: die erste „Faßlkanone", wie es von den niederösterreichischen Pionieren schlagfertig getauft wurde.

An diesem Tage hatten die Serben kein gutes Weilen in ihrer Stellung. Gleich nach Sonnenaufgang erscholl von einer Stelle des österreichischen Schützengrabens ein matter, gar nicht heftiger Knall, eher wie das Zischen von an freier Luft entzündetem Schießpulver. Aus dem Dampfe, der sich darauf erhob, kam etwas langsam geflogen; wie zögernd segelte ein leibhaftiges Faß mit unheimlicher Genauigkeit auf die serbische Betonfestung zu. Doch ehe die überraschten Feinde sich vom Inhalte des Fasses zu überzeugen vermochten, lehrte sie ein furchtbarer Blitz, ein dröhnender Krach, daß es schrecklicher Ernst sei. Als sich die Staub- und Qualmwolke verzogen hatte, da gab es auf dreihundert Meter keinen serbischen Betonschützengraben mehr. Nur Staub und Brocken zeigten seine Stelle an. Er war fast vollkommen eingeebnet, und dazwischen lagen Tote, Verbrannte und Verwundete. Die Kroaten drangen unter Hurra und gefälltem Bajonett vor und setzten sich durch ein heftiges Flankenfeuer in den Besitz des übrigen Grabenteiles.

Mirkos Kanone gelangte zu hohen Ehren. Mirko selbst ebenfalls. Er wurde noch am selben Tage befördert und der Hauptmann schüttelte ihm die Hand. Seine Erfindung zeigt uns vorstehendes Bild: Die vier Führungen F wurden in einem von den Pionieren ermittelten Elevationswinkel im Boden fest verankert. Das Faß G, das Geschoß, lieferte die Requisition. Es wurde mit Ekrasit gefüllt und mit Aufschlagzündern versehen. Die Schußladung befand sich in S zwischen zwei starken Brettern lose untergebracht. Sie wurde nach Wegtreten der Mannschaft mittels der elektrischen Leitung L zur Explosion gebracht. Da die Ladung nach den vier Seiten frei lag, ging natürlich ein Teil der Stoßwirkung verloren. Der Stoß, den das Ekrasitfaß empfing, war also sozusagen nur „sanft" und verhinderte eine vorzeitige Explosion. Dagegen sauste das Faß in der starken Führung empor und nahm seinen Weg in der Richtung des Pfeiles R. Die Kraft der Pulverladung genügte, das Faß bis zu 300 Metern zu schleudern. Das eigenartige Geschütz wurde seither von den österreichischen Truppen oft und mit bestem Erfolg verwendet. J. H.

VII. Kriegsgefangen.

Selbsterlebtes und Selbstgeschautes.

Von P. **Brinkmann**, Redemptorist und Feldgeistlicher.

Es war am Montag den 7. September, als ich auf E. zueilte, um in T. und J. die deutschen Verwundeten zu suchen. In T. erschien plötzlich eine französische Kavallerie-Patrouille. Ich war gefangen. Ohne verhört zu sein, geht es ins Gefängnis, ein enges Verließ von vier kahlen schmutzigen Mauern. Ich saß da mit hungrigem und durstigem Magen. Allein nichts

wurde gereicht. Ebenso am folgenden Morgen. Ich fand noch etwa 38 gefangene Deutsche vor. Endlich erhielt jeder von uns ein Stück französischen Biskuit, natürlich steinhart und ohne Wasser. Die Gefangenen baten um Wasser. Der gestrenge Herr Kommandant erklärt kurz und bündig: nein.

Welch eine harte Lage. Hier an der Mauer des Gefängnisses sitzen am Boden die armen Gefangenen; sie verschmachteten bei der heißen Witterung und den gewaltigen Märschen, die sie gemacht, vor Durst. Ihnen gegenüber, höchstens vier Meter entfernt, ein Brunnen mit Wasser. Französische Soldaten kommen und schöpfen nach Belieben für sich und ihre Pferde. Der Deutsche bittet um einen Schluck und dann die barsche Antwort des Chefs. Als ein Soldat es wagte, aufzustehen, um sich dem gefüllten Eimer zu nähern, stieß man ihn zurück.

Auf meine Bitte, heute vernommen und entlassen zu werden, erhielt ich mit freundlicher Miene die bejahende Antwort. Ich sollte bald erfahren, wie es gemeint gewesen. Gegen 10 Uhr mußten alle antreten, vier und vier, ich als katholischer Geistlicher im katholischen Frankreich an der Spitze. Gendarmen umringen uns, und „vorwärts marsch“. Es geht an den französischen Truppen zu Fuß vorüber unter Hohn und Spott. Endlich nach einem Marsche von einer Stunde erhält jeder einen Schluck Wasser, dann nach weiteren zwei Stunden reichlich Wasser in E., wogegen die Wache sich reichlich labte mit Brot, Fleisch und Wein. Wir marschieren über das Schlachtfeld, wo viele Tote sich befanden. Zuerst kamen deutsche Tote. Mit Hohn wies man uns auf sie hin. Aber bald wurde es anders. Da lagen die Franzosen wie hingemäht. Die Gendarmen wurden ruhig. Die wackeren deutschen Krieger hatten sich tapfer geschlagen und gut gezielt.

Wir entdeckten noch einen verwundeten Deutschen. Er lag zweihundert Meter von der Straße auf freiem Felde. Er hatte eine schwere Schußwunde am Bein. Er lag bereits drei Tage dort unverbunden. Tags zuvor hatte er einen vorübergehenden Franzosen herbeigerufen, der auf seine Bitte hin ihm etwas Wasser reichte, ihn aber dann liegen ließ. Der arme Mensch hatte drei Tage nichts gegessen und getrunken. Er schien selbst unseren harten Gendarmen Mitleid einzuflößen. Wir durften ihn bis an die Straße befördern. Dort teilten wir mit ihm unser einziges Biskuit, reichten ihm Wasser, verbanden ihn und — mußten ihn dann liegen lassen.

Das Gegenstück dazu leistete der französische Sergeant in E. Im Vollbewußtsein seiner hohen Autorität trat er vor die Kolonne der wehrlosen, müden Schar und rief auf Deutsch: „Fuß rechts, Fuß links, Schuß im Kopf.“ Er wollte sagen: Ihr dürft euch weder nach rechts noch nach links bewegen, sonst werdet ihr sofort erschossen.

Endlich sind unsere 25 bis 30 Kilometer zurückgelegt. Es war gegen Abend, als wir in S. anlangten. Dort geht es zunächst unter Hohngelächter und schönen Titulaturen durchs ganze Städtchen. Was sich überhaupt an gemeinen Redensarten und Schimpfnamen nur finden läßt, wurde uns, und

namentlich mir geboten. Gemein und niedrig war es, daß man immer wieder unseren friedliebenden Monarchen hineinzog und beschimpfte. Das bereitete den Franzosen besonderes Behagen.

Es ging zum Kasernenschuppen, wo wir auf dem Boden logierten. Dort endlich erhielten wir zum ersten Male Brot, je vier Mann ein kleines rundes Brot und eine kleine Konservenbüchse Fleisch. Das mußte reichen für diesen und den folgenden Tag. Es sollte noch besser kommen. Am 9. September ging es auf die Bahn. Die Deutschen sind doch gefürchtet. Fast so viele Wachen mit aufgepflanzten Bajonetten um uns, wie wehrlose Gefangene. Für sechs deutsche Gefangene im Zuge vier französische Gewehre. So geht es vorwärts, nachdem der Befehl erteilt: nicht zu sprechen und nicht zum Fenster hinauszuschauen.

Nach einigen Stationen habe ich die Ehre, an eine neue Gendarmerie ausgeliefert zu werden (es war schon die dritte). Vier Mann mit Gewehr und Bajonett umringten mich, einer vor mir, einer hinter mir, je einer an jede Seite. Es geht los unter endlosem Toben der Bevölkerung. Dann zurück zur Bahn in einen anderen Zug. Dort treffe ich drei französische Zivilisten an der Kette. Man löste dem einen, dem schlimmsten unter ihnen, die Kette von der linken Hand und fordert meine linke. Ein leises „Ach“ von meiner Seite, ein Fluch, eine Drohung des gestrengen Herrn und die Kette ist geschlossen. An meiner Seite ein echter, französischer Stromer von etwa 60 Jahren mit struppigem Napoleonsbart, in zerlumpter Kleidung. Wir sind also an derselben Kette, und sind es geblieben drei Tage und eine Nacht hindurch. Als ich am Abend bat, die Kette für einen Augenblick lösen zu wollen, um meinen Mantel anzuziehen als Schutz gegen den feuchten Boden, dem wir in einem Schuppen die müden Glieder anvertrauen sollten, da hieß es: „Das ist nicht nötig.“ Der Schlüssel an der Türe drehte sich, es donnerte zu uns herein: „Ruhig, kein Geräusch mehr!“

Am folgenden Morgen wurden wir beizeiten geweckt. Ueber Essen und Trinken waren wir bereits erhaben: „es war für uns nicht nötig“, wenn nur die Gendarmen genug besaßen. Wir ziehen los, heute, dank der Müdigkeit unserer gestrengen Herren, im Wagen etwa 40 bis 50 Kilometer hin und her, kreuz und quer. Endlich am Abend trafen wir einen französischen General, ein kurzes Verhör, oder vielmehr bloß der Anfang desselben, und es geht weiter, wie ich aus den Aeußerungen unterwegs erriet, zum Kriegsgericht. Warum? wozu? Das wußte ich nicht, wurde mir auch stets sorgfältig verschwiegen. Die Gendarmen klärten die Leute leise auf und baten, wie ich mehrmals hörte, leise zu sprechen, ich verstände französisch. Die Wut und die Drohungen des Volkes und selbst vieler Offiziere ließen mich ahnen, ich solle ein Verbrecher sein, ein Spion und Gott weiß, was sonst noch.

Endlich am Freitagnachmittag kommt es in Ch. zum ersten Male am fünften Tage der Gefangenschaft zum Verhör. Es war spät abends, als ich im Gefängnis wieder anlangte. Die Sache war nicht abgeschlossen.

Man hatte mir schon vorher alle meine Sachen genommen. Messer, Papiere, Wäsche, Geld, sogar meinen Rosenkranz und mein Kruzifix mußte ich hergeben. Selbst meine Hosenträger schienen der Spionage verdächtig, ich mußte sie hergeben und ohne sie etwa 25 Kilometer weit zu Fuß gehen. Ja, sogar das abgestempelte rote Kreuz riß man mir vom Arm herunter. Am Samstagmorgen um 8 Uhr langte bei der Gendarmerie über mich ein Schreiben vom Kriegsgericht an. Es wurde mir verheimlicht. Es enthielt bereits meine volle Freisprechung, ich habe es bei meiner Abreise aus Frankreich erhalten. Interessant für diesen Bericht ist die Erklärung im Bericht des Untersuchungsrichters: il semble resulter, qu'il est de bonne foi. Das ist wohl die beste Legitimation für die Richtigkeit und Glaubwürdigkeit meines Berichtes. Der Richter formuliert das Ergebnis dahin, daß er überzeugt sei von meiner Unschuld, nichtsdestoweniger beantragt er für mich Kriegsgefangenschaft und zwar ohne alle Begründung. Allein der General dachte doch ein wenig gerechter. Er entschied die volle Freilassung. Trotz dieser Erklärung des Generals mußte ich zum Bahnhof wandern, um dort noch volle drei Tage bei Wasser und Brot mit den deutschen Gefangenen zu fasten. Dort schien ein Beamter mich besonders zu bevorzugen. Er bot alles auf, um mich zurückzuhalten. Am Montagabend sprach ich einen Kolonel an, der einen Gefangenentransport leitete. Ich bat, mitgenommen zu werden, um aus dem Schuppen herauszukommen. Unser Beamter sträubte sich eine Viertelstunde lang. Allein der Offizier dachte edler und erfüllte meinen Wunsch, so kam ich am Dienstag um 11 Uhr glücklich zu meinem Freipaß.

Am Bahnhof treffe ich etwa 300 deutsche Gefangene. Aber wie? Gefangene? Dieser trägt eine Binde am Kopf, jener an der Hand usw. Das sind ja alles Verwundete. Was war geschehen? Die „edlen, braven, französischen Soldaten" (wie mir so oft von ihren Landsleuten versichert wurde) rückten in Ch. ein, besuchten die Spitäler und Lazarette, wo sich deutsche Verwundete und Kranke befanden, visitierten liebevoll deren Taschen und nahmen für sich, was ihnen beliebte: Geld, wertvolle Uhren, Mützen, Epauletten; ich selbst habe gesehen, wie Franzosen den deutschen Gefangenen die Kokarden von ihren Mützen herunterschnitten, darum trugen einige ihre Mützen umgekehrt. Dann wurden alle Verwundeten zu Gefangenen gemacht, aus den Lazaretten in die Gefängnisse und ähnliche Häuser geschleppt; acht Verwundete in eine Gefängniszelle, die sonst für einen Franzosen diente, so daß nicht einmal alle bequem sitzen konnten, und so mußten sie zwei Tage und Nächte ausharren ohne Nahrung und Wasser. Die Betreffenden haben es mir selbst erzählt. Sie fragten ängstlich besorgt, ob man sie wohl leben lasse. Am Samstagmorgen wurden sie dann zum Bahnhof geführt, wo ich ihnen zugesellt wurde mit dem Bedeuten, nicht mit ihnen zu reden. Ich habe gewisse Augenblicke dann ausgenützt, um unbemerkt dem einen oder anderen ein Wort der Ermunterung und des Trostes zuzuflüstern.

Die armen Gefangenen! Welch ein Anblick! Die volle Entkräftung stand in ihren Gesichtszügen geschrieben. Sie suchten am Boden herum, um

ein Stückchen Brot zu entdecken, das den Franzosen entfiel, ein Leckerbissen für die Armen! Ich sah folgendes: Ein französischer Soldat schälte für sich eine Birne. Die Schale fiel auf den Boden. Ein deutscher bat ihn durch Fingerzeig um die Erlaubnis, die Schale für sich aufheben zu dürfen. Der „edle" Franzmann zertrat aber die Schale mit seinem schmutzigen Schuh. Ein anderes Mal warf ein Franzose ein Stück von seinem Brot auf den Boden. Es fiel in die Nähe der Gefangenen. Sofort kommt ein zweiter Franzose und stieß es mit seinem Fuß soweit weg, daß die Gefangenen es nicht mehr erreichen konnten. Ich selbst bin auch einmal Zeuge gewesen, wie ein Franzose ohne allen Grund einem deutschen Gefangenen einen Fußtritt versetzte. Ein andersmal boten drei französische Soldaten sich den Gefangenen an, ihnen im Dorfe gutes Brot zu kaufen. Vier Deutsche waren glücklich darob. Jeder zahlte einen Franken oder eine Mark und erhielt das Versprechen, daß jeder ein Brot dafür empfangen werde. Die Zahlung war pünktlich und richtig, auf die Brote warten sie heute noch.

Doch zurück zum Bahnhof. Nach mehrstündigem Warten auf dem Bahnsteig geht es zum Güterschuppen. Er sollte für etwa 300 Gefangene, die fast alle verwundet waren, als Wohnraum dienen für mehrere Tage und Nächte. Man denke sich einen größeren Raum von vielleicht sieben bis acht Meter Breite und ungefähr 15 Meter Länge, der, von einem Dache überragt, teilweise mit einer Wand versehen, aber nach allen Seiten für Wind und Wetter geöffnet ist. Am Boden lag hier und da ein wenig ganz zerknicktes Stroh, das unmöglich gegen den kalten Stein schützen konnte. Die verwundeten Gefangenen sind fast alle ohne Mäntel, manche sogar ohne Mütze. Es trat eine rauhe Witterung ein, Sturm und Regen. So mußten die Armen hier tagelang bleiben; mir wurde eine Ecke zugewiesen, um mich von den Gefangenen zu trennen. Zwei bessere Stellen im Schuppen, die mehr geschützt waren und mehr Stroh enthielten, nahm die französische Wache für sich. Unter den Gefangenen befand sich auch ein Leutnant aus Dortmund, der am Kopf verwundet war, ebenfalls ohne Mantel. Er zitterte wiederholt vor Kälte.

Und die Nahrung? Altes, verschimmeltes Kommißbrot, zum Teil so stark verschimmelt, daß es schwarz geworden, daß selbst einige Franzosen sich entsetzten. Aber in der Not lernt man Gottes Gaben schätzen. Man griff nach dem Brote, reinigte es nach besten Kräften, und dann spazierte es hinunter in den Magen. Etwas Wasser dazu, die Mahlzeit ist beendet. Diese Notlage trat um so greller hervor, als fast beständig neben dem Schuppen von unserer Wache gekocht und gebraten wurde. Wir Gefangenen hatten den Duft der Speisen und den Qualm des Feuers und das Nachsehen. An einem Tage erbarmte sich der Kapitän und gestattete den Deutschen, sich eine Suppe zu kochen mit Fleisch, es war für die Gefangenen ein Festtag, obschon das Fleisch so hart war, daß nur die festesten Zähne mit Aufbietung aller Kraft es zermalmten.

Ebenso schlimm war es mit der Pflege ihrer Wunden bestellt. Die meisten hatten seit acht Tagen keinen Verband mehr erneuert erhalten. Mehrere

baten darum. Es wurde abgeschlagen. Endlich, am Sonntag oder Montag gestattete man den Schwerverwundeten, zu den deutschen Aerzten zu gehen, die sich dort noch befanden. Diese mußten drei zurückbehalten zu einer sofortigen Operation, da bei ihnen Lebensgefahr vorhanden war.

Ein französischer Gendarm erzählte unserem Kapitän mit Entsetzen, daß ein deutscher Arzt protestiert habe wegen dieser Behandlung der Verwundeten. Der Kapitän entgegnete: Warum haben Sie den Arzt nicht sofort an die Wand gestellt und erschossen? Die Franzosen haben mir mit Hochgenuß erzählt, daß ihre schwarzen Soldaten mit dem Bajonett alles niederstechen, was ihnen von Deutschen in die Finger fällt, und daß gerade deshalb die Schwarzen in den vorderen Reihen der Franzosen sich befinden. Welch schöne Aussicht für die Verwundeten auf den Schlachtfeldern!

Noch ein ergreifendes Bild möchte ich beifügen, bei dem mir die Tränen in die Augen kamen. Die Verwundeten wurden in kleineren Trupps als Gefangene zum Schuppen herbeigeschafft. Unter ihnen habe ich wiederholt solche gesehen, die bloß noch auf einem Fuß stehen konnten. Die einen hatten sich einen längeren Stock gesucht, mit dessen Hilfe sie vorwärts humpelten, andere hielten sich mit einem Arm an einem Leidensgenossen fest, und wieder andere gingen zwischen zwei Kameraden, von beiden gehalten und gestützt, schleppten sie sich mühsam unter Leiden und Schmerzen vorwärts.

Doch genug. Das Bild ist zu traurig. Ich denke: das sind Tatsachen, die deutlich reden. Ich gebe zu, daß es Ausnahmen gibt. Ich selbst habe solche kennen gelernt, namentlich unter den höheren Offizieren. Es werden gewiß auch andere noch solche Tatsachen zu berichten wissen. Allein, ich darf vielleicht beifügen, daß ich überall einen tiefgreifenden Haß gefunden gegen alles, was deutsch ist und deutsch genannt wird. Es herrscht in Frankreich eine siegesgewisse Stimmung mit dem festen Entschluß, das Deutsche Reich und die deutsche Einheit von Grund aus zu zerstören.

Wie groß meine Freude war, als ich endlich am Dienstagvormittag in N. meinen Paß und mein Billett bis Delle erhielt, das läßt sich leichter denken als beschreiben. Nachmittags geht es still und vorsichtig in den Zug. Alles ging gut. In der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag kam ich in Delle an. Dort hatte ich morgens das Glück, mich endlich, nach zehn Tagen, wieder einmal waschen zu können. Eine wahre Wohltat. Dann wurde der Paß zum letzten Male revidiert. Es geht zur Grenzwache. Ich bin durch und stehe morgens um 8 Uhr vor der schweizerischen Wache. Im ersten Dorfe hatte ich noch Zeit zu einem Frühstück, das in den zehn Tagen mir ja stets gefehlt. Wie vortrefflich es gemundet auf freiem Boden, läßt sich denken. Es geht mit der Bahn nach Basel. Der nächste Aufenthalt dient dazu, um den struppigen Bart zu entfernen und die mir genommenen Sachen zu ersetzen. Ich fühlte mich wieder als Mensch. Dann wird die Reise frohen Herzens fortgesetzt. Endlich bin ich durch Basel. Da ist die Grenzwache, da steht der deutsche Posten. Es war 3 Uhr nachmittags, als ich den deutschen Boden betrat. Das Herz schlug freudig erregt. Es jubelte. Der Blick

wandte sich von selbst empor zum Lenker aller Geschicke, und der Brust entrang sich ein freudig bewegtes: Deo gratias! Gott sei Lob und Dank, daß ich mich endlich, nach zehn langen Tagen, auf heimatlichem Boden befinde!

Bei einem Schlachtfelde bei M. in Frankreich las ich auf einer Tür die Worte, von einem wackeren deutschen Krieger geschrieben: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst niemand." Dies schöne Wort des ehemaligen Reichskanzlers sei auch unsere Parole im Kampfe. Drum: Auf zum Kampf und zum Opferleben bis zum letzten Tropfen Blut: Mit Gott für König und Vaterland!

Wie es einem deutschen Feldlazarett erging.

Von einem bayrischen Sanitäts-Unteroffizier.

Ein heftiger Geschützkampf tobte in dem weiten Talkessel, in dem St. Dié liegt. Deutlich war an den geballten Rauchwolken, die trichterförmig aufstiegen, zu erkennen, wie unsere Haubitzbatterien nach jeder Lage die Stellung wechselten. Die französischen Batterien, dem Gelände gut angepaßt, feuerten unregelmäßig. Unser Weg führte uns jetzt hinab in das Dorf Haut-Mandray, wo unser Kriegsdienst ein unerwartetes Ende finden sollte.

Der Abend war hereingebrochen; scharfäugige Oberbayern unter uns hielten schon seit Stunden die Höhen um uns nicht für ungefährlich, was sich auch alsbald bestätigte. Kurz vorher waren wir zwischen Munitionskolonnen, die aus ungefähr 120 Wagen, bespannt mit je sechs Pferden, bestanden, gekommen. Ihnen galt der Ueberfall durch die 13er Chasseure. Plötzlich gab es von allen Seiten Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Wir vom Feldlazarett wollten noch seitlich unter der Genfer Flagge durchbrechen. Der Chefarzt gab aber seine Zustimmung nicht. Wie recht er hatte, in der Nähe zu bleiben, sahen wir bald; denn es gab sofort Arbeit genug für uns. In einem Bauernhaus, mitten im feindlichen Feuer, wurden die Notverbände angelegt, die Leichtverwundeten in der benachbarten Schule auf Stroh gelegt, während die Schwerverwundeten bei uns blieben. Zwei Mann starben uns unter den Händen. Mit den übrigen 30 haben wir uns die Nacht hindurch beschäftigt.

Inzwischen war die Uebergabe der Munitionskolonnen erfolgt. Es wurde seitens der Franzosen versprochen, das Rote Kreuz zu achten. Nur mußten wir die Waffen ablegen und durften das Haus nicht verlassen, außer zum Verwundetentransport.

Früh im Morgengrauen holte man uns von unseren Verwundeten weg. Die Franzosen rechts und links von unserer Marschkolonne trieben uns zu großer Eile an Hinter uns schlugen deutsche Geschosse im Dorf ein; noch sahen wir den Kirchturm stürzen. Der Kampf hat dann vier Tage dort getobt. Unsere Verwundeten blieben so lange ohne weitere Hilfe liegen.

Uns jagte man auf gedeckten Wegen drei Stunden weit durch feindliche Stellungen und Truppen bis Fraize. Hier durften wir mehrere Stunden

ruhen. Die gedrückte Stimmung wurde noch schlimmer durch die Ankündigung eines französischen Offiziers, wenn einer unter uns einen Fluchtversuch mache, würden 15 andere erschossen. Begründet wurde diese Schärfe damit, daß angeblich deutsche Soldaten verwundete französische Offiziere getötet hätten.

Alle Messer, Bestecks, Taschenlampen usw. nahm man uns ab. Die Gesellschaft schien solche schöne Sachen vorher nie gesehen zu haben; man sah ihnen an, welches Vergnügen sie an dem Raub hatten.

Unsere weitere Fahrt ging jetzt in elf Autobussen über eine Paßhöhe bis Gerard-Mer. Kurz vor dem Orte ordneten wir uns zu Fuß zur Marschkolonne. Unter starker Bedeckung und mit französischen Offizieren hoch zu Roß mußten wir durch den langen französischen Ort marschieren. Ein Theatercoup!

Von da ging unsere Fahrt in Viehwagen zu je 40 Mann mit zwei Posten in zwei Tagen und zwei Nächten ohne Unterbrechung in langsamer „Triumphfahrt" über Epinal, Gray, Chalons, Le Creusot, St. Germain, Roanne, Etienne bis Mont-Brisson, unserem Gefängnisorte.

Auf dem ganzen Transporte machten wir die bösesten Erfahrungen; besonders im Grenzgebiet zeigte sich die Bevölkerung so fanatisch, daß mancher sein letztes Stündlein gekommen glaubte. Der Zug hielt an jeder Station, wo das Volk uns schon in dichten Reihen mit großem Geheul und Gejohle erwartete. In die Wagen regnete es Steine; besonders waren die Franzosen auf unsere Helme, Feldmützen, Mäntel erpicht. Wohl die Hälfte von uns verlor so die Kopfbedeckung. Wenn sich die Posten unser nicht angenommen hätten, wären wir auch ganz ohne Wasser geblieben. Dieses Entgegenkommen hatten wir aber sicher nicht ihrer Menschenfreundlichkeit als vielmehr ihrer Angst vor den stämmigen Bayern zu danken, die mit den gewachsenen Vollbärten grimmig genug dreinschauten.

Schon in Mont-Brisson sprang ein französischer Offizier zwischen unsere Reihen und entriß einen Helm, ein anderer ließ einen Mann festhalten und schnitt sich Uniformknöpfe ab, aber nur im Rücken. Sogar von tätlichen Mißhandlungen blieben unsere Offiziere und Aerzte nicht verschont. Die Weiber waren die schlimmsten. Wenn die Lage nicht so ernst gewesen wäre, hätten wir an den hysterischen Gebärden und ihren Sprüngen Spaß haben können. Eine alte Megäre versetzte einem Manne einen Messerstich dicht über dem Auge. Ist so etwas in Deutschland denkbar?

In Mont-Brisson (Loire) kamen 162 Mann in die Schule, der Rest von 131 Mann in den Saal des Gerichtsgebäudes. Wir lagen auf altem Stroh, ohne Decken, aber mit viel Ungeziefer, ein Mann dicht neben dem anderen. Zum Waschen war ein Wasserkranen auf dem Hofe, auf dem wir uns früh und abends je eine Stunde bewegen durften. Jeden Tag gab's um 11 Uhr Suppe mit einem kleinen Stück Kochfleisch, abends Erbssuppe. Den Morgenkaffee bezahlten wir. Verschiedene Kameraden hatten größere Geldsummen bei sich. So konnten wir für teures Geld die notwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Seife, Wäsche und Ergänzungen unserer mageren Ge-

fangenenkost kaufen. Der im Lande sehr billige Rotwein wurde uns auf höheren Befehl sehr bald verwehrt. Jede Woche einmal machten wir einen Marsch, morgens von 6 bis 8 Uhr. Sonstige Beschäftigung gab's nicht. So bildeten sich schnell Tarok-, Skat- und Schachgesellschaften.

Als unsere Aerzte auf Anfrage von einer Schweizer Bank für 100 M. Papiergeld 120 Frs. angeboten bekamen, erhielten wir so erstmalig indirekt gute Nachricht aus Deutschland. Die Franzosen gaben uns für 20 M. Gold 20 Frs. Zweimal wurde gestattet, eine kurze Nachricht an unsere Angehörigen zu senden. Es ist aber nur ein Teil an die Empfänger gelangt. Die Bewachung besorgten wacklige Territorialtruppen, die bis 48 Jahren alt waren. Sie verstanden sich noch nicht mal recht aufs Gewehrladen. Was diese uns vom Kriege erzählten und mit welcher Ueberzeugung, war geradezu rührend. Wenn man ihnen hätte glauben wollen, gab es überhaupt keine deutschen Soldaten und keine Flotte mehr. Schließlich gaben wir uns täglich Preisrätsel auf, was für großartige Siegesnachrichten uns die Franzosen wieder bringen würden. Späterhin bekamen wir kleine Erleichterungen. Es waren Nachrichten französischer Kriegsgefangener aus Deutschland eingetroffen, in denen diese die gute Behandlung rühmten.

Nach 20 Tagen kam die Befreiungsstunde, aber nur fürs Feldlazarett, und nicht ohne daß vorher genau untersucht wurde, wer wirklich dazu gehörte. U. a. geschah dies mit Hilfe einer Gruppenaufnahme, die vor dem Ausmarsch aus München gemacht war. Die Aerzte mußten sich einer Prüfung ihrer Identität unterziehen, ebenso unser Feldgeistlicher, dem man nicht erlaubte, Andachten mit den Mannschaften zu halten oder die hl. Messe zu lesen.

Zu unserem neuen zweitägigen Rücktransport über Roanne—St. Germain—Clermont, dann östlich über Etienne—Lyon—Culoz—Genf—Basel—Freiburg bekamen wir für drei Tage Proviant mit, bestehend aus Brot, Hartwurst und Käse. In Clermont stiegen noch 20 preußische Leidensgenossen ein. Ihnen ist es dort noch viel schlechter ergangen als uns. In 900 Meter Höhe haben sie in luftigen Bretterbuden auf Stroh geschlafen. Der geringste Verstoß wurde dort mit Arrest bestraft. So bekam ein biederer Thüringer, der sich mit einer französischen Feldmütze harmlosen Sinnes die Stiefel abstaubte, nicht weniger als 14 Tage Arrest — die Tat war doch zu beleidigend für die grrrande nation! Einen Leutnant haben sie drei Tage eingesponnen, weil er seinen Teller versehentlich zerbrach.

In Clermont und Lyon war nochmals große Kontrolle; trotzdem haben wir einen vom Münchener Leibregiment durchgeschmuggelt.

Auf der ersten Schweizer Station verabschiedeten sich unsere Posten. Französisches und schweizerisches Militär gab uns in den D-Zug-Wagen das Geleit. Die Stationswachen traten alle unter Gewehr und erwiesen uns militärische Ehrenbezeugung. Die Stadt Genf bewirtete uns mit einem tadellosen Abendessen. Auf der Fahrt gab es fernerhin soviel Verpflegung, daß unsere kleingewordenen Magen nicht mehr mittun konnten. Das warme feine

Essen wiederholte sich am Morgen in Basel, wo wir mit Liebesgaben überschüttet wurden. Der Stadtkommandant, ein Oberst, bemühte sich persönlich um uns.

Zu Fuß ging's durch die Stadt zur deutschen Grenze. Wie wir uns da freuten beim Uebertritt auf deutschen Boden, begrüßt von badischen Landwehrleuten, weiß nur, wer dabei war.

In französischer Gefangenschaft.

Von P. **Gualbertus Kampe**, unbeschuhter Karmelit.

Am 14. September waren die Franzosen gegen Péronne vorgerückt, wo wir sechs Lazarette errichtet hatten, in denen etwa 1500 Verwundete, Deutsche und Franzosen, verpflegt wurden. In dem Hospiz hatte sich auch das Lazarettpersonal von Moilains und Proyard mit seinen Verwundeten eingefunden. Sie waren trotz sichtbarer Roten-Kreuz-Fahne beschossen worden und hatten zwei Mann und sechs Pferde verloren. Während der folgenden Nacht hatte ich im großen Krankensaale die Wache und schrieb damals in mein späterhin konfiszziertes Tagebuch: „Alles ruhig. Nur Seufzen und Stöhnen unserer armen Verwundeten, die nun bald Kriegsgefangene sein sollen. Was werden die nächsten Stunden bringen?“ Die Nacht ging ohne das Gefürchtete vorüber. Ich begab mich zur Kirche, las die heilige Messe und ruhte dann drei Stunden, um zu erwachen — als Gefangener. Als ich das Pfarrhaus verließ und den Markt erreichte, wimmelte dieser von roten Hosen. Man umringte mich, und ein Offizier fragte mich nach Namen und Art, ließ mich aber dann unbehelligt meinen Weg nach dem Hospiz fortsetzen. Dort waren inzwischen die Waffen abgefordert und der Befehl erteilt worden, das Hospiz nicht zu verlassen. Mir wurde auf mein Ersuchen vom General Boucherie (der übrigens schon am nächsten Tage mit drei weiteren hohen Offizieren durch eine deutsche Patrouille erschossen wurde) ein Paß ausgestellt, der mich ermächtigte, mich vom Hospiz zur Kirche zu begeben. Dieser Paß sollte mir bald zum Verhängnis werden. Denn als ich nach durchwachter Nacht am folgenden Morgen die heilige Messe gelesen hatte, erwarteten mich in der Sakristei zwei Offiziere, um mich als Spion zu verhaften. Es erfolgte die Durchsuchung des Gepäckes, und fünf Minuten später befand ich mich im Gefängnisse.

Bei dem am Nachmittag erfolgenden Verhöre durch den Kommandanten erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß ich die französischen Verwundeten über die Bewegungen der Armee ausgeforscht und die Ergebnisse meiner Spionage nächtlicherweile zu meinen Landsleuten nach Cambrai getragen haben sollte. Glücklicherweise konnte ich durch französische Zeugen den Beweis erbringen, daß ich die Nacht bei den Verwundeten gewacht hatte. Dieser Umstand gab mir die Freiheit wieder, sonst wäre es wahrscheinlich nicht nur um meine

Freiheit, sondern auch um mein Leben geschehen gewesen. Ich will hier einschalten, daß die Strafliste aus dem belgischen Fort, welche mir später die Bekanntschaft mit dem Pariser Untersuchungsgefängnisse vermittelte, bei diesem Anlasse durch die Hände des französischen Kommandanten ging, ohne daß er im geringsten die Anwesenheit dieses Schriftstückes in meinem Gepäcke beanstandete. So wurde ich frei und durfte ins Hospiz zurückkehren, wo ich erfuhr, daß unser Transport nach der Schweiz am nächsten Tage seinen Anfang nehme.

Am Sonntag früh wartete unser eine Anzahl Lastautomobile, und unter militärischem Aufgebote ging es zunächst nach Amiens. Dort wurden wir in einem früheren Salesianerinnenkloster untergebracht, sehr, sehr primitiv, ohne Decken während der kalten Nacht, und zur frugalen Mahlzeit gab es zum ersten Male keine Messer — ein scheinbar unbedeutender, aber vielsagender Nebenumstand. Hier bekamen wir schon eine Ahnung, wie dunkel sich unsere Zukunft gestalten sollte, die Wirklichkeit jedoch konnte damals wohl noch keiner ahnen. Unter der scharfen Bewachung und brutalen Behandlung begann der schöne Traum, unbehelligt in die Schweiz zu gelangen, allmählich zu zerrinnen. Ich durfte in der Hauskapelle zwar die heilige Messe lesen, aber der Direktor, welcher im Hause weilte, bemerkte mir sogleich, er habe die strenge Weisung, mir im übrigen keine Vergünstigung vor den anderen zu gewähren. Hätte mir jemand an diesem 21. September gesagt: Die nächste heilige Messe liest du erst wieder am 17. Dezember, schwer geprüft und geläutert durch strenge Gefängnishaft, — ich hätte es für undenkbar gehalten.

Am nächsten Abend traf von Paris der Befehl ein, uns nach dem sechs Kilometer entfernten Bahnhofe von Saleux zu bringen. Wie ein zum Tode Verurteilter kam ich mir vor auf meinem Henkerkarren, umringt von einer höhnenden Menge, die am Bahnhof über mich herfiel und mir den Hut und den Soldaten die Helme vom Kopfe riß, selbst Faustschläge und Steinwürfe blieben mir nicht erspart. Doch waren auch bessere Elemente darunter. Zwei Frauen, die mich in meiner Situation lebhaft an die weinenden Frauen von Jerusalem erinnerten, brachen sich durch die Menge Bahn und rissen meine Angreifer zurück. Mein Platz war bei den Offizieren in Personenabteilen. Aber was mußten die armen Mannschaften ausstehen! Man denke: 43 Mann in einen Viehwagen gepfercht, der plombiert wurde, so daß keiner ihn auch nur einen Augenblick verlassen durfte. Daß man uns während der beiden Tage nur trockenes Brot reichte, sei nur nebenbei erwähnt.

Am zweiten Abende stiegen die Posten, welche bisher vor unserem Fenster promeniert hatten, zu uns ein, und der Zug setzte sich in Bewegung. Ueber Beauvais ging jetzt die Fahrt auf Paris zu. Die Basilika von Montmartre und der Eiffelturm wurden freudigst begrüßt, wir waren alle in gehobenster Stimmung über die flotte Fahrt — wie sollte unsere Erwartung enttäuscht werden!

„Alles aussteigen!" lautet das Kommando. Ein glänzendes Aufgebot von Jägern, Kürassieren und Offizieren erwartet uns. Wir sind am Bahn-

hofe von Vincennes, jenem Vororte von Paris, der in der Geschichte Ludwigs XVI. eine Rolle spielte. Wie er auf der Flucht, so sollten auch wir hier aufgehalten und ins Gefängnis geführt werden. Der Zug wurde geordnet: voran eine Eskadron Kavallerie, dann ein General im Auto, Chasseurs, dann wir Offiziere und Mannschaften, zuletzt die Diakonissen im Wagen. War das ein Spießrutenlaufen unter dem ohrenzerreißenden Geheule, schrillen Pfeifen und Vive la France-Rufen einer unzurechnungsfähigen Menge. Noch heute sehe ich einen eleganten, in Schwarz gekleideten Herrn vor mir, der wutschäumend mit geballten Fäusten auf uns einzudringen suchte. Wir waren froh über das enggeschlossene Spalier von Soldaten, sonst hätten wir wohl kaum lebend das Fort erreicht. Durch Photographen, die es besonders auf mich abgesehen hatten, wurde die Szene im Bilde festgehalten, und schon an demselben Abende zog im Kino die reiche Kriegsbeute von Péronne an den Augen der begeisterten Pariser vorüber. Im Fort öffnete sich uns das Tor einer Militärschule. Wir mußten sechs Treppen emporklimmen und bezogen unter dem Dache drei getrennte Räume. Bald wurden wir inne, daß an eine Weiterreise an demselben Tage nicht zu denken sei Wir mußten mit dem gesamten Gepäck antreten, worauf eine Untersuchung bis auf die Haut begann. Alles, selbst Geld und Uhr, mußte abgeliefert werden. Dann hieß es für mich, gemeinsam mit den Offizieren den Schlaf- und Wohnraum für die nächsten zwölf Tage zu beziehen: eine geschwärzte Dachkammer mit einem einzigen Gitterfenster, so enge, daß bei ausgebreiteten Strohsäcken nur ein schmaler Gang in der Mitte blieb. Und in diesem Raume sollten mit dem Doppelposten 27 Personen Tag und Nacht zubringen. Nicht einen Moment sollte man diesen Raum verlassen dürfen, ohne aufs schärfste von einem Posten beobachtet zu sein. Vor diesem letzteren so überaus peinlichen Umstande trat alles zurück: die unsauberen Eßnäpfe, das fünf Tage lang Sich-nicht-waschen-können und anderes mehr.

Die Untersuchung nahm dann ihren Fortgang. Es wurde durch medizinische und fachtechnische Fragen festgestellt, ob die Aerzte auch Aerzte und die Sanitäter auch Sanitäter seien. In mir wollte man einen „Leutnant" erwischt haben, und nur dadurch konnte ich mich von dem Verdacht reinigen, daß ich vor einem Geistlichen eine Art von theologischem Examen ablegte. Auch unter den Schwestern vermutete man verkleidete Offiziere, verschonte sie deshalb keineswegs mit lästigen Maßnahmen.

Nach Verlauf von etwa zehn Tagen hörten wir aus dem Munde einiger Offiziere, man sei zufrieden mit dem Ergebnisse der Untersuchung, Belastendes habe sich nicht gefunden, wir würden wohl bald nach der Schweiz gebracht werden. Darob allgemeine, hoffnungsvolle Freude, jedoch abermals verfrüht, denn wir hatten nicht darauf gerechnet, daß man bei bösem Willen überall Belastendes finden könne, nicht gerechnet auch mit einem alten Kapitän, welcher der Ansicht war, es müsse unbedingt etwas Belastendes gefunden werden.

Darum nahm er die Untersuchung von neuem auf, und es gelang ihm, „furchtbare Frevel" zu entdecken. Denn — man schaudere! — einige bargen

in ihrem Koffer oder Rucksacke Taschentücher und Handtücher, die noch die Appretur besaßen, also gestohlen sein mußten. Andere hatten sich vergriffen an abgeschnittenen Knöpfen, leeren Patronenhülsen, sogar einem französischen Offizierskäppi, das sie auf dem Schlachtfelde gefunden hatten. Ich hatte mit infamer Hinterlist im Fort von Lüttich, also im befreundeten Belgien, die Hände ausgestreckt nach dem Strafregister eines Soldaten, das im Regen auf der Erde lag und mein Interesse erregte, weil es Zeugnis gab, wie sehr in der belgischen Armee auf reine Wäsche gehalten wird. Auch hatte ich den Frevel verübt, in demselben Fort eine Feldflasche dem sicheren Untergange zu entreißen und auf Anerbieten des Kommandanten meine Ausrüstung damit zu vervollständigen. Glücklicherweise erkannte mein Kapitän deren nichtdeutsche Herkunft nicht, sonst hätte sie mir wohl „den Hals gebrochen". So war es allein das Strafregister, das den Zorn Sr. Exzellenz erregte und mir die Ehre einer besonderen Audienz verschaffte.

Dennoch aber traf es uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als am 5. Oktober nachmittags die Zellenwagen vorfuhren und es für drei Aerzte, einen Inspektor und meine Wenigkeit Abschied nehmen hieß von den Leidensgefährten, um ins Untersuchungsgefängnis überzusiedeln. Zehn Diakonissen sowie die Hälfte der Mannschaft traf das gleiche Schicksal. Bis zum Eintritt der Dunkelheit standen die Wagen noch im Hof, umringt von einer höhnenden Menge, während wir in den engen Zellen unter dem Druck unseres Gepäckes fast erstickten. Von Zeit zu Zeit stieg ein Offizier in den Wagen und öffnete meinen Behälter ein wenig, um mir meine und meiner Nation Sünden vorzuhalten. Ich stellte mich, als ob ich kein Französisch verstände; als er jedoch sagte: „Wer brennt die Kathedralen nieder, wer vergiftet die französischen Verwundeten mit Arsenik, wer mordet Frauen und Kinder? Die »zivilisierte Nation«, ja, die »zivilisierte Nation«!" da wandte ich ruhig den Kopf zu ihm und sagte, auf ihn und den Mob ringsum deutend: „Gewiß, jetzt kenne ich die wirklich »zivilisierte« Nation." Wie ein begossener Pudel entfernte er sich und sprach zu den Umstehenden: „Der kann besser Französisch als ihr alle!" Diese Bemerkung hätte mir allerdings schlimm zu stehen kommen können, ebenso der feierliche Protest, den ich beim Betreten des Gefängnisses gegen die schmachvolle Behandlung einlegte, allein jetzt war mir alles einerlei.

So nahm dann am 5. Oktober die grauenvolle Einzelhaft ihren Anfang, um erst am 14. Dezember zu enden. Es hieß tüchtig Hunger leiden, denn außer einem kleinen Schwarzbrote (das, wie ich später hörte, manche schon um neun Uhr morgens verzehrt hatten) gab es nur etwas dünne Kohlbrühe in der Frühe und etwas Erbsen- oder Kartoffelsuppe abends. Wer nur ein Wort mit dem Zellennachbar zu reden versuchte oder sonst im geringsten gegen die Gefängnisordnung verstieß, wurde zu noch strengerer Haft nur bei Wasser und Brot verurteilt. Auch mich traf gerade während der bitterkalten Novembertage dieses wenig beneidenswerte Los. Kein Wunder, daß wir uns beim allgemeinen Wiedersehen am 14. Dezember kaum wiedererkannten, so sehr hatten die meisten durch die ausgestandenen Strapazen gelitten.

Gegen mich hatte der Kapitain — obwohl er genau wußte und zudem die beiden französischen Begleitoffiziere ihn aufmerksam gemacht hatten, das Papier sei belgisch — die infame Anklage erhoben: inculpé d'avoir en France frauduleusement soustrait des papiers militaires (Beschuldigt, sich in Frankreich auf betrügerische Weise militärische Papiere angeeignet zu haben). Die beiden Offiziere, welche mich am achten Tage verhörten, wurden ganz rot vor Scham, als ich sie bat, mich die Anklage lesen zu lassen, und sie belehrte, es liege hier ein dreifaches „Mißverständnis" vor. Schon damals war ich sicher, daß das Kriegsgericht die Anklage fallen lassen und mich nicht vor sein Tribunal fordern werde. Wenn ich mir aber von Tag zu Tag Freiheitshoffnungen machte, so sollte ich eine große Enttäuschung erleben. Ohne die geringste Vergünstigung, wie ein gemeiner Verbrecher, mußte ich noch neun weitere Wochen hinter Schloß und Riegel sitzen.

Am 24., 25. und 26. November hörte ich die Leidensgefährten zur Gerichtsverhandlung gehen. Wie man mir später erzählte, brachte diese halb Paris auf die Beine, um die Aerzte, Schwestern und Sanitäter auf der Anklagebank zu sehen. Einer der besten Pariser Rechtsanwälte führte die Verteidigung so geschickt, daß die beiden Aerzte, für welche fünf Jahre beantragt waren, „nur" ein Jahr erhielten und die „diebischen" Schwestern sogar mit „nur" drei Monaten davonkamen. „Man hat mich," so soll ein Teil seiner Rede gelautet haben, „zu mit Revolvern bewaffneten Schwestern gerufen, und nun finde ich Schwestern mit einem Handtuch." Inspektor F. war wegen eines Feuersteins eingesponnen worden; das kam selbst den Parisern ungeheuerlich vor, denn das ganze Auditorium brach in Lachen aus, als das corpus delicti auf den Verhandlungstisch niedergelegt wurde. Damals wurden weitere 35 Mann freigesprochen, aber auch für diese hieß es ausharren in der Einzelhaft bis zum 14. Dezember.

An diesem Tage kam um neun Uhr vormittags der Wächter zu mir mit den Worten: „Ziehen Sie die Gefängniswäsche aus, in einer Viertelstunde reisen Sie ab." Ich traute meinen Ohren kaum bei dieser Freudenbotschaft, denn ich hatte mich schon darauf gefaßt gemacht, bis zum Ende des Krieges im Gefängnisse bleiben zu müssen. Nun ging es, glücklicherweise in geschlossenen Verwundetenwagen, zum Lyoner Bahnhofe, wo wir Oberstabsarzt Dr. Str. fanden, dem es ebenso ergangen war wie mir, d. h. trotz eines non lieu mußte er im Militärgefängnisse bis zum 14. Dezember sich gedulden. Auch die Schwestern hatte man schon zum Bahnhofe gebracht, obwohl sie ihre drei Monate noch nicht ganz abgesessen hatten. Zurückgeblieben in Paris sind zwei Aerzte, außerdem, wenn ich nicht irre, 15 Sanitäter, die mit Strafen bis zu drei Jahren belegt wurden. Neuerdings verlautet zwar, das Urteil sei wegen eines Formfehlers aufgehoben worden, allein sichere Nachrichten liegen nicht vor. Mir ist wenigstens nichts davon bekannt.

Dies sind in gedrängter Kürze meine Erlebnisse in der Gefangenschaft. Die „große" Nation hat sich hier wahrlich sehr, sehr klein gezeigt. „Frankreich verurteilt keinen Unschuldigen," „Frankreich handelt nur nach Gerechtig-

keit," diese und ähnliche Redewendungen, welche ich oft genug zu hören bekam, vermögen nicht hinwegzutäuschen über die Tatsache, daß hier ein grober Verstoß vorliegt, nicht nur gegen die Genfer Konvention, sondern überhaupt gegen Recht und Menschlichkeit. Wolle Gott, daß dem blutigen Ringen in der Front und dem stillen und verborgenen, aber nicht minder schweren Leiden hinter der Front ein baldiges Ende gesetzt sei durch völliges Niederringen der Gegner, wodurch allein ein dauernder Friede verbürgt wird.

VIII. Unter dem Banner der Barmherzigkeit.

Schwestern!

Wie innig doch und so vertraut das Wort zum Ohre klingt!
O Schwestern, Schwestern! Wie der Klang sich uns zum Herzen schwingt!

Es sagt so viel das Wort, soviel von fraulich holder Art,
Von Güte, o von Güte spricht das schlichte Wort so zart.

O Herzen, ihr, an Demut reich und reich an tiefer Kraft,
Gott sei mit euch und sei mit dem, was eure Liebe schafft!

Wie man sein allerhöchstes Gut beut opfernd dem Altar,
So leg' ich meines Liedes Kranz in euer schlichtes Haar.

Wie habt ihr sanft den wunden Held mit eurem Tun umhegt,
Wie habt ihr eure Mädchenhand mild auf den Schmerz gelegt!

Wie habt ihr still und emsiglich vollbracht die Pflicht — die Pflicht,
Nach Lohn und Ehren dieser Welt, ihr Treuen, fragt ihr nicht.

Ihr seid getrost, ob auch das Grau'n sich auftut eurem Blick,
Ihr ruft die Sonne und den Tag manch armem Herz zurück.

O Schwestern ihr, es neigt mein Lied sich still auf eure Hand,
Es bringt des Sängers Huldigung und Dank vom Vaterland!

Kurt von Rohrscheidt.

Unter dem Banner der Barmherzigkeit.

Skizze von R. Fabri de Fabris.

Lustig weht die weiße Flagge mit dem roten Kreuze über den Parkwipfeln. Der starke Goldglanz der Augustsonne umflutet sie; weiße Falter umgaukeln sie, und die Schwalben schießen friedlich über sie hin, in heller Daseinsfreude. Sie wissen ja nichts von Not und Tod. Wissen nichts von dem schrecklichen Ungeheuer des Krieges, das seine Höhle verlassen hat und verderbenbringend über den Erdball kriecht.

Das Türmchen, worauf die Fahne der Barmherzigkeit weht, gehört zu einem Frauenkloster. Einsam liegt es am waldigen Hügelhang der Grenzstadt.

Friedlich arbeiteten in seinen Mauern die Himmelsbräute an der Seelenrettung gefährdeter Jugend. Nur von ferne hört man hier an friedlicher Stätte das Toben des Kriegsungetüms. In den Lüften surren die Propeller von Flugzeugen aller Art. Die ziehen in schnellem Fluge dahin und werfen ihre Signalkugeln wie leuchtende Sterne vom friedlichen Sommerhimmel. Und die frommen Schwestern denken in bangem Herzen an das heilige Wort von den Zeichen, die am Himmel sein werden.

Die Straßen in der Nähe des Klosters dröhnen vom ehernen Gleichschritt der Regimenter. In unaufhörlicher Folge ziehen sie dahin. Alle sind in den schmucken feldgrauen Uniformen, alle ohne Ausnahme haben das Leuchten heiliger Kampfesfreude in den Augen. Und die gleiche Begeisterung strahlt zurück aus den Augen der Umstehenden: der Greise, Frauen und Kinder. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Da reiten stolz und sicher, wie eherne Standbilder die Dragoner auf ihren Prachtrossen; da ziehen die Regimenter der braven, unscheinbaren aber todtreuen Infanterie; da fliegen die Kolonnen der Ulanen; da rücken die schmucken Jäger an. Jetzt sprengen die schwarzen Husaren auf ihren schnellen schneeweißen Pferdchen heran. Und nun zittert die Erde wie ein banges Lebewesen, die Häuser beben, die Herzen der Menschen schlagen höher in ehrfürchtiger Bewegung: die Artillerie mit dem schweren Geschütz zieht auf. Da verstummt jäh alles Gespräch. Ein jeder fühlt in rieselnden Schauern die Majestät des Todes, der da geheimnisvoll vorüberzieht.

Die Schwestern im stillen Kloster sehen nichts von alledem.

Sie hören nur ganz von fern den unaufhörlichen dumpfen Widerhall der Kanonen wie böses Drohen einer erzürnten Urmacht. Die Feuerschlünde sprechen da hinten über den Grenzwäldern ein ernstes Wort gerechter Abrechnung mit feigen Meuchelmördern. Mit Teufeln, die schlimmer als wilde Bestien unsere todesmutigen Söhne und Brüder tückisch aus dem Hinterhalt gemordet, hülflose Verwundete und Sterbende gequält haben. Die Schwestern im stillen Kloster warten derweil auf den Beginn ihres Werkes der Barmherzigkeit. Und mit ihnen — Gott sei's gedankt! — tausende und abertausende deutscher Frauen, Mädchen und Knaben. Die sind aufgesprungen von müßigem Getändel und kindlichem Spiel im selben Augenblick, da das Vaterland rief und haben sich besonnen auf ihre heiligen Pflichten der Liebe und Barmherzigkeit.

Ach, es währt nicht lange, da werden die ersten Garben ins Vaterland gebracht, die der Schnitter Tod auf blutigem Plan geerntet. Auch in das stille Kloster am waldigen Hügel. In großen Lastautos haben die Aerzte die Verwundeten von den rauchenden Trümmerfeldern, die einst blühende Orte waren, geholt. Gott sei Dank, daß die treue blutige Last endlich daheim ist unter dem Schutze des Kreuzes. Mit gespanntem Revolver haben die Aerzte sich die Wege durch die Trümmerstätten freihalten müssen. Nun können die Bräute Christi unter ärztlicher Leitung ihres Amtes walten.

Wieviel Jammer und Not, aber auch wieviel Liebe sehen da die friedlichen Klostermauern! Hier liegt ein junger Jäger aus dem Spreewald, ein Leutnant der Reserve. In Friedenszeiten war er Regierungsbauführer. Der rechte Arm

ist ihm kurz und klein zerschossen. Nun wird er nie mehr Zirkel und Zeichenstift halten, nie mehr in seinem Berufe tätig sein können. Eine junge Schwester sitzt am Bette eines schwerverwundeten Landwehrmannes. Sie schreibt nieder in einem Briefe an seine Frau, was der Mund des Sterbenden stammelt. Einem jungen Reservisten sind Stirn und Augen fest verbunden. Die Binde über den Augen macht ihm keinen Unterschied zwischen Tag und Nacht: er wird nie mehr Gottes goldene Sonne, nie mehr die grünen Fluren seiner holsteinischen Heimat, nie mehr das Licht der Liebe in den Augen der Seinigen leuchten sehen: ein Granatsplitter hat ihm die Augen zerstört. Eine ganze Reihe ist in den Rücken getroffen von den Kugeln von Meuchelmördern. Den Aerzten loht heiliger Zorn aus den Augen über die Greueltaten, während sie schnell und geschickt die Wunden verbinden.

Im Saale der Leichtverwundeten stehen und sitzen die Verbundenen an den Fenstern. Sie schauen über die Baumwipfel sehnsüchtig nach Westen. Von dort kommt unaufhörlich der eindringliche Werberuf der Kanonen, da kämpfen die Kameraden auf welschem Boden für deutsche Ehre! Nur fort! Hinaus! Aufs neue hinaus auf den grünen Plan der Ehre, wo die roten Todesrosen blühen! . . . Es sind auch einige wallonische Verwundete im Kloster. Einem fehlen beide Arme. Er verlor sie, als er eine Bombe aus dem Hinterhalte schleuderte — Gottes Finger wandte sich gegen ihn. Auch die irdische Gerechtigkeit wird ihn erreichen.

Im Chor der Kirche liegen die alten, vom schweren Lebenswerk im Dienste der Barmherzigkeit übermüde gewordenen Nonnen auf den Knieen und beten unaufhörlich um Rettung des geliebten Vaterlandes aus Kriegsnot und Gefahr, um Trost für Verwundete und Sterbende, um des Himmels Seligkeit für die Gefallenen, für Freund und Feind. Ueber dem Kloster am Hügelhang flattert die Fahne mit dem Kreuz. Und die Nacht zieht herauf und mit ihr das friedliche Leuchten von Gottes stillen Sternen. Es schreibt seine Zeichen an den Himmel heute wie alle Tage uns zur Beruhigung und zum Troste: Ueber den Sternen wacht einer, der die Geschicke der Menschheit in Vaterhänden trägt und der die nicht verlassen wird, die, wie unser Kaiser und sein Volk, auf ihn vertrauen und ihn „bekennen vor den Menschen“.

Im Kriegslazarett von Huy.

Unsere Verwundeten-Fürsorge ist heute derartig organisiert, daß es nicht, wie in früheren Zeiten, vorkommen kann, daß irgendein Verwundeter auf dem Schlachtfelde liegen bleibt oder längere Zeit unverbunden umhergehen muß. Jeder Truppenteil hat hinter der Schlachtfront zunächst seinen Verbandsplatz, zu dem sich die Leichtverwundeten sofort begeben und zu dem die Schwerverwundeten von den Krankenträgern dieser Abteilung getragen werden. Hier

werden nur Notverbände angelegt, und dann werden die Kranken zu dem Hauptverbandsplatz geleitet. Hier ist schon ein größerer ärztlicher Apparat in Tätigkeit, und hier wird alles vorbereitet, um den Transport zu den Kriegslazaretten möglichst schnell und vorsichtig von statten gehen zu lassen.

Das Kriegslazarett stellt eine sehr große und umfassende Organisation dar. Ihm ist ein Stab von Spezialisten aller Art zugeteilt, es arbeitet nur in geschlossenen Räumen und hat in seinem Instrumentarium eine Einrichtung, die einer wohleingerichteten Universitätsklinik fast gleichkommt. Im Kriegslazarett von Huy waren Spezialisten der Chirurgie, Nervenärzte, genaue Kenner der inneren Krankheiten, und sogar Zahnärzte tätig. Geleitet wird der ganze Betrieb von dem Lazarettdirektor, dem zwei Adjutanten zur Seite stehen. Sobald ein Gefecht sich abzuwickeln beginnt, fahren der Direktor und seine Adjutanten in einen größeren benachbarten Ort und belegen dort die Hospitäler und größeren öffentlichen Gebäude mit Beschlag, die weiße Fahne mit dem roten Kreuz wird gehißt, und Operationssäle und Räume für die Verwundeten werden hergerichtet. Als Pflegepersonal kommen in erster Linie Schwestern des Roten Kreuzes in Frage, dann aber ist in den meisten Lazaretten auch männliches Personal pflegend tätig, dazu kommt noch die Handwerkerabteilung, die zu einer Roten Kreuz-Expedition gehört, und die Betten zimmert, Tragbahren zusammenschlägt und so mancherlei Kleinigkeiten herstellt, die für die Umwandlung eines Rathauses oder Schlosses in ein Lazarett erforderlich sind.

Alle Kriegslazarette sind mobil, d. h. sie bleiben nicht während des ganzen Krieges an derselben Stelle, sondern werden je nach Bedarf von einem zum anderen Ort verlegt. Man schickt die Kranken, wenn sie einigermaßen transportfähig sind, in die Reservelazarette der Heimat, wo sie dann endgültig hergestellt werden. Die Küche wird von den Damen des Roten Kreuzes versehen. Wir hatten in Huy Gelegenheit, Berliner Damen der ersten Gesellschaft zu sehen, die dort in ihrer einfachen Tracht in der Küche herumwirtschafteten, als ob sie zeitlebens nichts anderes getan hätten, als Kochen, Waschen und Putzen. Selbstverständlich ist für die Auswahl der Damen in erster Linie die Befähigung maßgebend, und geeignete Frauen des Bürgerstandes, haben genau das gleiche Anrecht. Meistens aber stiften die leitenden Damen eine größere Zahl von Betten, und amtieren dann gewissermaßen im eigenen Krankenhause. Uebrigens wurde auch die aufopfernde Tätigkeit der belgischen Ordensschwestern von dem leitenden Arzte immer wieder rühmend erwähnt.

Im Kriegslazarett von Huy wurden nicht nur deutsche Soldaten verpflegt; wir hatten Gelegenheit, auch verwundete Belgier und Oesterreicher zu sprechen. Alle waren recht munter und fröhlich, und auch unsere gefangenen Feinde, die zum Teil an schweren Wunden darniederlagen, gaben freundlich Antwort, auf unsere teilnehmenden Fragen

Der Anblick der weißen, reinlichen Säle, mit ihren blumengeschmückten Ampeln und blühenden Bäumchen wird mir unvergeßlich sein. Es war für mich, der ich mehrere Brüder und liebe Freunde im Felde habe, ein beruhigendes Gefühl, zu wissen, daß mitten im Lande des Feindes unseren Verwundeten

Heimstätten bereitet sind, die Gewähr dafür bieten, daß die Wunden, die die moderne Kriegführung ihnen einmal schlägt, sicher heilen und daß alles getan wird, um da zu helfen, wo noch Hülfe und Rettung möglich ist.

Wir mußten Abschied nehmen. Unser freundlicher Führer führte uns hinaus in den Garten; auf einer langen Bank saßen österreichische Artilleristen in ihren schmucken hellen Uniformen. Wir begrüßten sie und machten ihnen eine besondere Freude durch Rauchkraut aus der Heimat, das wir zufällig in Aachen erstanden hatten. Naturgemäß drehte sich unser Gespräch um Deutschland und Oesterreich, oder, wie unsere lieben Bundesbrüder sagen, um Preußen und Oesterreich. Wir versprachen, die Kameraden von Maubeuge in Frankreich zu begrüßen und trennen uns mit einem warmen Händedruck.

„La grande victoire morale des Allemands.“

Von Feldgeistlicher P. **Friedrich Horn** S. M.

Vailly, das hübsche kleine Städtchen an der Aisne, sollte durch unsere Truppen gestürmt werden. Als Feldgeistlicher war ich der Sanitätskompagnie auf den Hauptverbandplatz in nächster Nähe des Schlachtfeldes gefolgt. Den Tapferen, den Treuen, die für Kaiser und Reich Blut und Leben einzusetzen bereit waren, sollte nach ihrer Verwundung durch die feindlichen Mordgeschosse der letzte geistliche Trost in schwerer Sterbensnot nicht vorenthalten bleiben. Deshalb eben war ich nach Sancy, dem Hauptverbandplatz gekommen.

An dem langanhaltenden, furchtbar dröhnenden Geschützfeuer, an dem lebhaften Gewehrfeuer auch, das von Zeit zu Zeit mit aller Heftigkeit einsetzte, konnte man schon deutlich erkennen, daß es gar heiß da drüben an den Abhängen des Aisnetales hergehen mußte. Auch diesmal gelang es den wackeren Brandenburgern, die Feinde des Vaterlandes in den Staub zu werfen. Das war wieder einmal so recht ein Kampf, wie deutsche Helden sich ihn wünschen! Das war wieder einmal etwas anderes als das müßige, tatenlose Herumliegen in den engen, feuchten Schützengräben! Wie schneidig sie daher hervorbrachen aus den langweiligen Schützengräben und mit aufgepflanztem Bajonett auf die Feinde eindrangen! Solch einem Anprall kann nichts widerstehen. Vailly mußte fallen; die festesten Stellungen mußten vom Feinde geräumt werden.

Aber wie teuer mußte auch dieser Sieg wieder erkauft werden! Dicht bei Vailly liegen die Massengräber, liegen die frischen Totenhügel der gefallenen Helden. Die Verwundeten wurden, sobald es ging, auf den Wagen unserer Sanitätskompagnie nach dem Hauptverbandplatz gebracht. Zuerst unsere lieben deutschen Kameraden. Da habe ich sie gesehen, die todeskühnen Stürmer, mit so stolzer Siegesfreude im Blick und so zufriedenem Lächeln auf ihrem Antlitz, die Helden all, die Tapferen, die in der Schlacht so mutig gefochten und gekämpft und die nun dalagen so ruhig und so still ergeben. Echte Helden,

ganze Helden überall, in den Schützengräben am Aisne-Ufer, im Getöse der Schlacht, auf dem Strohlager des Verbandplatzes. Du großes deutsches Vaterland, sei stolz auf solche Heldensöhne, ein ganzes Volk von Helden hast du im Felde stehen!

Kaum waren die deutschen Verwundeten nach dem Etappenlazarette weiterbefördert, als auch schon die ersten französischen Verwundeten bei uns in Sancy eintrafen. Es war das keine leichte Arbeit für unsere braven Krankenträger, sie vom nahen Vailly herüberzuholen. Zu wiederholten Malen wurde ein heftiges feindliches Feuer auf unsere Sanitätswagen eröffnet, obschon die Genfer Konventionsflagge hoch oben auf dem Wagen beim hellen Sonnenschein den Feinden deutlich sichtbar sein mußte. Sollte man sie liegen lassen, die armen französischen Verwundeten, sie ohne jegliche ärztliche Hülfe verbluten und sterben lassen an ihren Wunden? Nein, man mußte auch sie hereinholen und alles für sie tun, um sie am Leben zu erhalten. Die feindlichen Artilleristen drüben an ihren Geschützen wollten jedoch scheinbar nicht, daß man ihren verblutenden Kameraden zu Hülfe komme. Wie sollten die deutschen „Barbaren" etwas Gutes für sie tun können! Als ob solche „Barbaren" einer so edlen humanen Gesinnung fähig sein könnten! Was man da drüben dachte, ich weiß es nicht, jedenfalls ist es Tatsache, daß immer wieder nach unseren Sanitätswagen geschossen wurde. Ces barbares d'Outre-Rhin! Waren das Barbaren, was hier in Sancy die französischen Verwundeten zu sehen bekamen? Das waren deutsche Aerzte, die mit freundlichem Blicke, tröstlichen Worten, milder Hand die schrecklichen Wunden der Fremden, der Feinde, verbanden, die die ganze Nacht hindurch sich abmühten, um allen möglichst schnell zu helfen.

Das waren deutsche Krankenträger, deutsche Krankenpfleger, die mit so zarter Sorgfalt, so aufrichtig mitleidendem Zartgefühl sie hin und hertrugen, so leicht sie betteten, so warm sie zudeckten, ihnen immer wieder zu essen und zu trinken reichten, alles für sie taten, um den Armen ihre hülflose Lage zu erleichtern.

Das war ein deutscher Feldgeistlicher, ein Priester ihres Glaubens, der in ihrer Sprache Worte des Trostes und des Friedens zu ihnen sprach und mit priesterlicher Gewalt all die Wunden ihrer Seelen heilte. Das sollen Barbaren sein, solche Leute? Nein, wie ganz anders war doch die Welt der Wirklichkeit, als unwahre, lügenhafte Zeitungsberichte sie ihnen vorgetäuscht hatten! Diese Deutschen waren keine Barbaren; kein einziger von ihnen war ein Barbar. Manch einer der armen Verwundeten brachte es da nicht mehr über sich, dies alles mit anzusehen und zu allem zu schweigen; sein dankbares Herz drängte ihn zu sehr, es auszusprechen und laut vor allen zu bekennen, was er für seinen Teil von den deutschen Barbaren hielt. „Camarades, so lautete sein Bekenntnis, vous êtes tous très bons pour nous; on ne nous avait pas dit ça." (Kameraden, ihr seid alle so gut zu uns; man hatte uns das nicht gesagt.) Das war der schlichte Ausdruck edler Dankbarkeit, hoher Bewunderung vor deutschem Edelmut, das war das offene Ein-

geständnis schweren Irrtums, die Verurteilung welscher Lügenhaftigkeit. Nicht einmal, nein unzähligemal habe ich dieses freiwillige Bekenntnis aus dem Munde dieser verwundeten Feinde mitangehört.

Als einer der Verwundeten dann wieder auf einen Wagen verladen werden sollte, um nach dem Etappenlazarett gebracht zu werden, ruft er mich noch schnell zu sich an die Bahre, nimmt mich bei der Hand und sagt mit lauter, bewegter Stimme: „Monsieur l'aumônier, dites tout haut à vos camarades, que je les remercie au nom de la France pour tout le bien qu'ils nous ont fait!“ (Herr Pfarrer, sagen Sie doch bitte laut all Ihren Kameraden, daß ich ihnen allen im Namen Frankreichs danke für all das Gute, das sie uns getan haben.) Ich tat es. Da trat einer nach dem anderen von den umstehenden Krankenträgern zu dem Armen hin und verabschiedete sich so herzlich von ihm, daß ich mir eine Träne der Rührung vom Auge wischen mußte. Das waren die deutschen Barbaren, von deren Roheit und Grausamkeit man ihnen soviel erzählt hatte. Daß die Armen durch solch große Opfer erst zur Einsicht gebracht werden mußten, in so erbärmlicher Weise von ihren Leuten getäuscht worden zu sein!

Zwei französische Aerzte, die das alles auch mit angesehen hatten, dachten übrigens nicht anders. Sie waren beide in Gefangenschaft geraten und wollten nun beim Verbinden der französischen Verwundeten tüchtig mithelfen. Sie haben offenen Auges dagestanden und genau beobachtet, wie man mit ihren Verwundeten verfahren würde. Einer von ihnen mußte mir auch dann beim Abschied gestehen: „Que l'Allemagne gagne ou non par les armes, elle a remporté dès maintenant une grande victoire morale par la manière, dont elle traite nos blessés.“ (Mag nun Deutschland mit den Waffen siegen oder nicht, so hat es doch schon jetzt einen großen moralischen Sieg davongetragen durch die Art und Weise, wie man bei Ihnen unsere Verwundete behandelt.) Das ist freilich kein Sieg, wie überlegene Kraft und überlegene Kriegstechnik ihn erfechten, das ist ein Sieg, wie eine hohe Herzenskultur ihn erfechten kann. Wilde Barbaren erfechten niemals solche Siege. Daß wir doch in diesem ganzen großen Feldzuge auch so Sieger blieben, denn mit solchen Siegen erobert man nicht nur Länder und Städte, mit solchen Siegen erobert man sich auch die Herzen. Das wäre der schönste Sieg, den das Germanentum jemals erfochten hat. An Stelle des Hasses und der Verachtung würde dann Achtung und Bewunderung treten bei den Völkern, die bisher unsere Feinde waren; an Stelle einer Welt von Feinden würde eine Welt von Freunden uns umgeben. Ja, wie groß wird dann Deutschland erst dastehen, geschmückt mit den Siegeslorbeeren solcher Siege! Wer es darum aufrichtig und redlich meint mit der Größe unseres geliebten deutschen Vaterlandes, der muß wünschen, daß wir in diesem großen Kriege auf der ganzen Linie vor allem diesen großen moralischen Sieg über alle unsere Gegner erfechten. Unsere Bischöfe haben dies richtig erkannt, deshalb lassen sie jetzt in allen Kirchen beten: „Gib uns Gnade, o Gott, daß wir auch gegen unsere Feinde uns als Christen erweisen.“

Die Betätigung des Christentums nämlich auch im Kriege, das ist die richtige Waffe, mit der ein Volk solche moralische Siege erringt.

Auch noch ein anderes Werk der leiblichen Barmherzigkeit haben wir hier in Sancy geübt. Wir haben auch drei tote Franzosen mit allen Ehren eines christlichen Leichenbegängnisses begraben. Die drei waren ihren schweren Verletzungen erlegen, nachdem ich sie mit den Trostmitteln unserer heiligen Religion versehen hatte. Einer von ihnen war noch nicht einmal getauft, und auf seinen Wunsch hin habe ich ihm das Sakrament gespendet, das den armen Sterbenden zum wahren Leben der Kinder Gottes erweckte. Wie ist das möglich! Ein Sohn christlicher Eltern ist ein Heide geblieben bis zu seinem 20. Lebensjahre? In Frankreich ist das nichts Seltenes mehr. Schon in zwei kleinen Landdörfchen hat man mir erwachsene Kinder gezeigt, die auch noch nicht getauft sind. Wie muß das erst in den Städten aussehen! Armes Frankreich, der Same des Unglaubens und der Gottlosigkeit, den gewissenlose Leute ausgestreut haben, scheint bereits recht üppig allenthalben aufzusprießen.

Im kleinen Friedhof nahe bei dem ärmlichen Kirchlein haben wir die drei Toten feierlich beigesetzt. Fromme Gebete wurden über sie gesprochen. Blumen wurden ihnen ins Grab gestreut, und eine Hand voll Erde wurde ihnen von allen Umstehenden mit frommem Segenswunsche gespendet. Mehrere Dorfbewohner, die dabei standen und zusahen, mit welch heiligem Ernst wir ihre Toten begruben, sagten mir nachher: „Vous êtes très bons, vous faites envers nos blessés et nos morts tout ce qu'il faut.“ (Ihr seit recht liebe Leute, ihr tut unseren Verwundeten und Toten gegenüber, was sich gehört.) Klang das nicht auch wieder wie die feierliche Anerkennung des moralischen Sieges, den wir hier in Sancy in den ersten Novembertagen erfochten haben? Den wir hoffentlich überall auch weiterhin erfechten werden trotz der freventlichen Hinwegsetzungen unserer Gegner über heilige Rechte und ehrwürdige Konventionen. Wir wenigstens wollen in gerechter Weise für die gerechte Sache kämpfen. Ich glaube nicht, daß wir es jemals zu bereuen haben werden. Wir werden dadurch Werte in der Welt erringen, die den Erwerb von Ländern und Gebieten bedeutend überwiegen. Glück zu denn, all ihr wackeren Kämpfer draußen im Felde, und erfechtet ihn, den schönsten aller Siege, den großen moralischen Sieg der Deutschen in diesem großen Völkerringen!

Im Dienste der Kriegscaritas.

Am 27. September fuhr der Kronprinz des Deutschen Reiches das Schlachtfeld bei Varennes ab. In den gänzlich zerstörten, zum Teil noch brennenden Dörfern, walteten in den dort errichteten Feldlazaretten zum Teil französische Barmherzige Schwestern und in der Mehrzahl deutsche Borromäerinnen ihres Amtes. Unter eigener Lebensgefahr verbanden und halfen

letztere den Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Ein Stabsarzt hatte die größte Mühe, die Borromäerinnen aus dem Feuer herauszubekommen. Der Kronprinz sprach sich in anerkennendster Weise über diesen Opfermut aus. Auch in den Kriegslazaretten in Stenay, Dun, Romagne sowie im Seuchenlazararett zu Inor waren katholische Schwestern und evangelische Diakonissinnen tätig. Vom Generalstabsarzt der Armee bis zum jüngsten Arzt, wurde der Aufopferung und Treue, mit der die Schwestern Tag und Nacht in den schwierigsten und gefahrvollsten Lagen ihrer Tätigkeit ausüben, uneingeschränktes Lob erteilt. Auch der Herzog Albrecht von Württemberg berief einen Malteserritter zu sich, um ihm zu danken, für alles, was er und die von ihm geführten katholischen Pflegekräfte seiner Armee leisten.

Ein Lazarett geriet in Le Breuil in die Hände des Feindes. In demselben pflegten St. Klemens-Schwestern. Nachdem sie sieben Tage dort weiter gepflegt hatten, wurde das Lazarett aufgelöst und die Schwestern über Bordeaux—Pau (wo sie noch ein Lazarett einrichteten)—San Sebastian—Barcelona—Genua—Basel nach Deutschland zurückgesandt. Sie trafen am 5. Oktober wieder im Mutterhause zu Münster ein. Der französische Chefarzt in Le Breuil hat ihnen folgendes Zeugnis mitgegeben:

> Les soeurs allemandes (Clemensschwestern) qui ont soigné les blessés au Breuil (Marne) en Septembre 1914 ont donné aux blessés français comme aux blessés allemands des soins dévoués et intelligents.
>
> Le Médecin-chef de l'ambulance 7 I Corps d'armée Dr. Rheso.

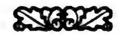
St. Qu. 12. September 1914.

. . . Wir waren zu 30 Schwestern, wurden aber in drei Abteilungen geteilt; die erste bestand aus 5 Schwestern, die zweite aus 10. Ich blieb mit 15 Schwestern zusammen. Im Auto gings 30 Kilometer weit nach N., wo wir zwei Tage blieben, um in zwei Lazaretten zu pflegen. Dann aber 90 Kilometer weit bis nach St. Qu. Am 30. August langten wir hier an, um die Pflege zu übernehmen. Den Kanonendonner hören wir rings um uns her, viele Verwundete werden uns zugetragen. Prinz Adalbert und Prinz August, unseres Kaisers Söhne, besuchten dieser Tage unser Lazarett. Wir wurden den hohen Herren als die ersten deutschen Schwestern vorgestellt. Sie waren äußerst liebenswürdig gegen uns und besonders auch gegen die armen Verwundeten. Sie halfen uns die Kranken betten, Strohkissen machen, Matratzen tragen usw. Neben den Sterbenden knieten sie nieder, schrieben ihnen Karten und halfen, wo sie nur konnten. Gottes reichsten Segen diesen edlen Kaiser-Söhnen sowie dem ganzen Kaiserlichen Hause! H.

In welch erfreulicher Weise auf dem Gebiete der Kriegscaritas Vertreter der verschiedenen Konfessionen zusammenwirken, davon liefert einen Beweis der nachstehende Bericht aus der Feder eines Barmherzigen Bruders.

Stenay, 29. November 1914.

Die Vaterlandsverteidiger zogen in den Krieg, um dem Rufe des Kaisers zu folgen und dem Vaterlande zu dienen. Bald nach der streitenden und zum Kampfe gerüsteten Armee folgte derselben ein kleineres Heer ebenfalls in Feindesland, um zu lindern und zu heilen, was der Krieg verwundet und geschlagen hat. Als einzige Verteidigungswaffe führt es das Rote Kreuz am Arme. So ausgerüstet, zog auch die Schwester Maria der Darmstädter Diakonissinnen mit sieben anderen Schwestern am 20 Oktober aus Darmstadt ins Feld der Ehre und fand auch bald viele Arbeit in Grand Prie, wo sie in der Küche die stärkende Kost den schwerkranken Kriegern herrichtete. Aus Grand Prie wurde sie nebst ihren Schwestern hierher nach Stenay in das Typhus-Lazarett in der Artilleriekaserne berufen, um in gleicher Weise tätig zu sein. Mit den Barmherzigen Schwestern aus Trebnitz und den Barmherzigen Brüdern aus Breslau war sie, immer schnell und fleißig, fast den ganzen Tag bei ihrer Arbeit zusammen. Leider sollte es bald anders werden. Trotz der dreimaligen Schutzimpfung gegen Typhus erkrankte sie und starb an den Folgen der Seuche nach zehntägigem schweren Krankenlager. Am 28. November, um 3 Uhr nachmittags, erfolgte die Beisetzung: In der Hospitalkirche der hiesigen Borromäerinnen wurde die Leiche aufgebahrt im schlichten Sarg, der außenseits mit weißem Tuch überzogen und mit frischen Kränzen belegt war. Bald nach der Trauerrede des hier amtierenden Herrn Pastors wurde der Sarg von sechs Barmherzigen Brüdern bis zum Leichenwagen getragen, worauf sich der Trauerzug nach dem Militärfriedhof, auf welchem auch unsere braven Kameraden von 1870 ruhen, in Bewegung setzte. Eine größere Abteilung deutscher Soldaten mit geschultertem Gewehr eröffnete denselben. Dem Leichenwagen, dem die Barmherzigen Brüder zur Seite gingen, folgte der Pastor, die Diakonissen, die Borromäerinnen, die Rote-Kreuz-Schwestern, die Aerzte und endlich die Sanitäter. So ruht nun unter den vielen neuen Grabeshügeln auch das erste Opfer der freiwilligen Krankenpfleger von hier. Möge ihr, die ebenso gern und freudig, wie wir freiwilligen Krankenpfleger alle, hinausgezogen war, um zu helfen und zu pflegen, zu lindern und zu trösten, die ewige Ruhe beschieden sein. Uns aber wird ihre Freundlichkeit und ihr Fleiß eine dauernde Erinnerung sein. B. A.



IX. Ehre den Gefallenen!

Für uns!

Fern, ferne im Osten, da gähnt ein Grab;
Da senkt man zu Tausend die Toten hinab
Für uns!
Im Westen, da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reih'n
Für uns!
Und wo im Winde rauschet das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns!
Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie kehrten nie wieder zur Heimat zurück
Für uns!
Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns!
Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen, bleich, blutig, zertreten
Für uns!
Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns!

Dieses Gedicht, von dem Obertertianer Reinhold S. eines Charlottenburger Gymnasiums verfaßt, wurde bei einer Schulfeier für einen im Osten gefallenen Lehrer des genannten Gymnasiums vorgetragen.

Soldatentod.

Er starb den guten Soldatentod. Was birgt doch dies schlichte Wort für einen großen Inhalt! Der Soldatentod der Tod im Dienste des geliebten Vaterlandes, in der Verteidigung von Haus und Herd, in der Abwehr gegen die Feinde des Daseins unseres Volkes!

In einem Kriege wie dem jetzigen, der dem deutschen Volke aufgezwungen wurde, der also ein Akt der Notwehr ist, in einem Kriege, der über seine nationale Bedeutung hinaus auch zu einer Verteidigung des Völkerrechtes wurde, hat der Soldatentod einen noch höheren Sinn, als es sonst der Fall wäre. Unser Krieg ist nicht bloß ein gerechter Krieg, er ist auch ein Krieg um das heilige Recht selbst, er ist ein Krieg um die höchsten Güter menschlicher Sitte, um jene Güter, die uns die christliche Kultur geschenkt hat. Darum sind auch unsere Krieger von einem so großen Ernst erfüllt, sie wissen sehr gut, daß sie nicht leichtfertig gegen einen beliebigen Feind ausgezogen sind, sondern, daß es nun gilt, für die Grundlagen unserer Kultur zu kämpfen und Europa wieder einen dauerhaften, auf Recht und Menschenachtung gegründeten Frieden zu erringen. Der Kampfpreis dieses hohen Zieles gewinnt dadurch eine hohe Bedeutung, der Soldatentod unserer tapferen deutschen

Krieger wird zum Einsatz für einen herrlichen Gewinn, er wird an innerem Wert hinausgerückt über einen gewöhnlichen Lebensabschluß, er reicht in Fernen und Höhen, die ihn mit einem stolzen Heldenscheine umgeben.

Der Soldatentod im gerechten Kampfe ist ein christlicher Tod. Unsere Krieger, die Gott das Opfer ihres Lebens bringen, bringen ihm das höchste Opfer, das der Mensch bringen kann, und dieses Opfer hat darum auch großen Wert für die Ewigkeit. Unsere Krieger sind mit Gottvertrauen in den Krieg gezogen, das Volk hat sich mit ihnen zu einem mächtigen Gebete vereinigt, der oberste Kriegsherr selber, unser kaiserlicher Herr, hat das Zeichen des Kreuzes über sein Volk erhoben und sein Heer in den Schutz Gottes gestellt.

Die uns gegebene Parole lautet: Mit Gott! Das deutsche Volk macht sich diese Parole zu eigen, während der ganzen Dauer des Krieges wird sie in unseren Domen und Kirchen wiederholt, unsere Bischöfe und Priester haben uns diese Parole laut zugerufen, und sie soll auch auf den Lippen des sterbenden Kriegers schweben. Mit Gott, denn unserer Pflicht gegenüber dem Vaterlande zu genügen, haben wir das Schwert ergriffen; mit Gott, denn um das heilige Recht zu verteidigen, zogen wir in die heiße Schlacht; mit Gott, denn weil wir auf ihn vertrauen, bringen wir das größte Opfer, das Opfer unseres Leben.

Christlich soll darum der Soldatentod unserer Krieger sein. Kein einziger gläubiger Christ im ganzen deutschen Vaterlande darf auch nur einen einzigen Tag vorübergehen lassen, ohne für unsere sterbenden Krieger zu beten. Wer selber nicht aufs blutige Schlachtfeld ziehen kann, soll dort im Geiste weilen und die Hände betend zum Himmel heben, wie einst Moses für die kämpfenden Krieger Israels. Alle sollen wir innige Gebete zum Himmel senden, damit der Tod unserer Soldaten im Zeichen des Kreuzes stehe, im Zeichen unserer heiligen Religion, damit ihr Heldentod ihnen des Himmels ewige Pforten öffne. Nicht wie die Heiden wollen wir kämpfen, für die das Vaterland nur ein stolzes Wort ist, sondern wie Christen, die vom irdischen in ein himmlisches Vaterland eingehen.

Auf Kriegerdenkmälern werden die Namen unserer gefallenen Krieger in goldenen Lettern eingemeißelt. Aber noch tiefer sollen ihre Namen eingemeißelt werden in unsere dankbaren Herzen. Sie sind zum Schutzwall geworden, an dem sich die feindliche Brandung brach, sie haben ihr Leben eingesetzt für das unserige, und darum dürfen wir sie in unserem ganzen Leben nie mehr vergessen, und unseren Nachkommen müssen wir ihr glorreiches Andenken überliefern. Am Altare werden ihrer die Priester gedenken und auf ihre Seelen Gottes Barmherzigkeit herabflehen, an ihren Gräbern werden wir mit treuer Dankbarkeit stehen und darauf das Zeichen der Erlösung errichten, unser Gebet soll sie begleiten an Gottes Thron, soll ihnen über den Tod hinaus Labsal bringen. Ihr guten und treuen und christlichen Soldaten, die ihr so mutig den heldenhaften Soldatentod gestorben seid, euer Andenken bleibt stets bei eurem Volke, das ihr schütztet und für das ihr blutetet, lebendig in allen Zeiten.

Das Heidegrab am Wasgau.

Der Hang am Wasgau glüht in dunklem Rot,
Als wollte er das Herzblut, das er trank
Von jedem Tapfern, der hier niedersank,
Nochmals versprühn in schönem Heldentod.

Das ist die Erika, die nie so reich,
So überschwenglich rot am Berg geblüht,
Und doch auch nie so einsam und so müd
Wie heuer, der verlaſſ'nen Waise gleich.

Sie summt im Abendwind ihr stummes Lied,
Die Stillverschwieg'ne mit dem herben Duft:
Sie scheucht beharrlich aus der Bergesluft
Den Hauch des Todes, der den Hang umzieht.

Was ragt dort aus der dunkeln Heide auf?
Ein seltsam Kreuzholz auf noch frischem Grund
Ich schau erschüttert auf den trüben Fund:
Ein Kolben quer an einem Flintenlauf!

Zerschossen beide, Blut klebt noch daran.
Mir wird das Auge feucht, ein still Gebet
Mir bebend, brünstig durch die Seele geht —
Ich weiß: Hier liegt ein braver Landwehrmann.

Und rings um diesen frischen Hügel drängt
Sich dicht die Erika so rot, so heiß:
In aller Welt kein schönres Grab ich weiß,
Und sei's mit Kränzen noch so schön umhängt.

Wir beide, kleine Blume, wollen gern
Dem Tapfern eine Totenfeier weihn:
Ja, sing dein herbes Lied — Gott denkt ja sein
Und seiner armen Lieben, die so fern . . .

Marcel Taglang.

Auf dem Weltfriedhof 1914.

Von Pfarrer Dungarts.

Kriegszeit! Bittere und große Zeit. Als die Ernte reifte und der Mäher auszog, da wetzte auch seine Sense der gefürchtete Tod. Nie seit Bestehen der Erde war die Ernte so groß, so weit das Erntefeld. Bisher sprachen wir Deutschen wohl nur von Heldengräbern in einem fremden Lande nach blutigem Ringen. 1914 müssen wir reden vom Weltfriedhofe, auf dem wir zum Allerseelentage unsere lieben Toten besuchen wollen.

St. Michael, der Schutzgeist unseres geliebten Vaterlandes und stolzen Heeres, möge uns im Geiste führen zu fernen Gräbern, von deren Bewohnern jeder Liebende sagt:

Allzu früh und fern der Heimat, mußten hier sie ihn begraben,
Während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben.

Unsere Altvorderen liebten es, diesem Patron des guten Gerichtes an den Kirchhofseingängen eine Kapelle zu erbauen. An einer solchen vorbeischreitend, wollen wir noch im deutschen Lande vorab ein Grab besuchen. Förster war er von Beruf. Als Landwehrmann stand er auf Posten bei der Grenzwache. Ein Lungenschuß traf ihn; unrettbar verloren! Wohl waren es Tage großer Sorge und liebevoller Bemühung im Lazarett des nahen Grenzstädtchens; doch das starke Mannesleben unterlag. Seine Leiche brachte man zum stillen Heimatskirchhofe. Ich stand am offenen Grabe hinter der weinenden jungen Witwe. Tränen und Schluchzen erschütterten die kniende Frau. Da naht sich ihr das vierjährige Söhnchen. Die großen, blauen Augen auf die Mutter gerichtet, legt es sein Köpfchen in den herabwallenden Trauerschleier hinein und streckt seine Aermchen aus, den Hals zu umfassen. „Mama, liebe Mama," höre ich flüstern. Tod und Hoffnung! Junge Witwe eines Helden, wenn der Schmerz dich überwinden will, denke an deine Kinder. Der Tod hat ihnen den Vater zwar entrissen, aber in ihnen ist dir doch Hoffnung und Trost geblieben. Auch deine Kinder werden inniger sich an dich schmiegen, dein gebeugtes Herz stärken und dich erheben und beglücken.

Selten nur ist dem fürs Vaterland Gefallenen beschieden, in der Heimaterde gebettet zu werden. Häufiger schon bereitet man ihm seine letzte Ruhestätte auf einem Ehrenfriedhofe im eigenen Lande. Dort schlafen dann die Helden, die meist im Lazarett den Wunden erlegen sind. Das dankbare Volk schmückt ihre Gräber. Wenige sind es nur, die wir sehen. „Hier ruhen acht deutsche Helden, und dort in jener Ecke sehen wir das Grab eines Franzosen und eines Engländers," sagt zu mir die Dame am frischgeschmückten Grabe. Dann schaut sie wieder tränenfeuchten Auges vor sich hin, als wollte sie klagend sprechen:

„All meine Lieb' grub man hinein."

Doch, wo man unsere Liebe und Lieben hineingrub, ob in Belgiens Gauen, Frankreichs Gefilden, Serbiens Auen, Rußlands Gelände oder im tiefen Meeresgrunde, Heldengräber sind's allerwärts; zu ihnen richtet sich unser Herz.

Massengrab! Ein schauerlicher Begriff. Wer nie ein solches gesehen, macht sich kaum eine rechte Vorstellung davon. Wie viele ruhen hier? Ich weiß es nicht. Aber wie sie standen im heiligen Kampfe, Glied an Glied, so ruhen sie hier im friedlichen Schlafe. Noch ist eine Hand gestaltet, wie wenn sie den Degen faßte. Noch ist der Arm gebogen, wie er das Gewehr hielt. Eine andere Hand liegt auf dem Herzen, darüber sie sich schützend breitet, das Bild der Gattin oder Braut zu decken. Und dort sehe ich starre, weißschimmernde Finger, welche das Sterbekreuzlein umfassen oder die Rosenkranzperle halten. Die Erinnerung an den heiligen Beruf war der letzte Schimmer des Bewußtseins. Der Gedanke an die Liebenden zu Hause erfüllte das brechende Herz in dankbaren Gefühlen, wie Alban Stolz als letztes Wort im Tode es aussprach: „Vergelt's Gott für alles." Die Hoffnung und der Glaube beseelten den sterbenden Krieger. Wer ruht allhier? Freund

oder Feind? Nein, nicht ein Feind. Menschen, Brüder, Christen, die der Auferstehung entgegenharren. Der Tod hat alle gleich gemacht. Das weiße Holzkreuz beschattet aller Grab. Nur ein Helm oder ein Käppi sagen uns, zu welchem Volke die Toten gehörten. Und wenn nach Jahren ein Ehrendenkmal sich hier erhebet, dann wird es uns künden, wer hier, nur wenige Fuß unter der Erde schläft. Vielleicht nennt es uns auch nur das Regiment, in welchem sie fochten und stritten.

Mögen uns ihre Namen aber auch unbekannt sein, mag friedlich der einfache Soldat neben dem hohen Offizier in dem Schoße der Erde liegen, bei ihrem Hinscheiden durfte jeder auf sich das Sterbewort des Siegers von Aspern (Erzherzog Karl) anwenden: „Seht, da geht wieder ein Soldat zur großen Armee.“ Wir Ueberlebenden aber, die wir geistig hinüberschauen zu den vielen Massengräbern, stimmen dem träumerischen Justinus Kerner bei:

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheines
Fühlen, daß der Held verschieden.

Offenes, verwüstetes Feld! Lange, zerfahrene Straße! Mittleres Dorf auf Frankreichs Boden, vom hohen Kirchturm überragt! Ausgedehnte Weide! Dort im Hintergrund ein deutsches Heldengrab am Waldesrand! Da ruhen Landsleute; Söhne der Eifel. Von Belgiens Grenze eilten sie zur Moselstadt und von da ins Feld. Ein Angriff der Gegner brachte diesen sechs den Tod, während sie im Schützengraben kämpften. Die Schlacht dauerte an. Zwei Tage blieben die Leichen unbeerdigt. Am dritten, einem Sonntag, trug man sie zu diesem Grabe. Eine Trauerparade ließ der Hauptmann halten und feierte sogar die gefallenen Bergessöhne in einer Grabrede. So ruhen sie in ländlichen Gefilden, ähnlich denen ihrer Heimat. Das wohlbekannte Waldesrauschen zieht geheimnisvoll über ihre ferne Ruhestätte. Einfache Bauernsöhne waren es, die man einsenkte. Du kennst nicht ihre Namen, noch ihr Heimatdörfchen. Und dennoch, welch ein Schicksal und welches Weh stieg mit ihnen in die Gruft! Den einen kannte ich. Gut hatte er sich vorbereitet zum Krieg. Kurz vor seiner Abreise am zweiten Mobilmachungstage erscheint er mit Frau und Kind im Pfarrhause, um sich den Segen zn erbitten. Sie knien vor mir geradeso wie vor drei Jahren, da ich ihren Ehebund einsegnete. Erster Segen, letzter Segen! Der Ring, den ich damals dem glücklichen Bräutigam an den Finger steckte, schmückt nun noch seine starre Hand im Grabe als einziges Zeichen unverwelkter Treue. Treue über das Grab hinaus, heißt am Allerseelentage der erneute Schwur von hundert und hundert jungen Witwen und Bräuten. Ein kurze, aber glückliche Ehe war es oft. Und als der Krieg so plötzlich kam, wie loderte da die edle Liebe auf. Nie so große Liebe, nie so viele Tränen; nie so innige Segenswünsche und so herzliche Gebete.

Namentlich an der Grenze des Feindeslandes, wo die Truppen ihr letztes Quartier auf heimischem Boden hatten, sah ich unzählige Male die

aufflammende Liebesglut ernster Männer. War ja das stille Pfarrhaus viele Wochen hindurch wie zum Offizierskasino geworden. Manch nahende Träne mußte ich unterdrücken bei vertrauten Gesprächen. Letzter Abend im Vaterland! Wie mag es stehen um meine Frau, sprach da der alternde Regimentskommandeur. Schon längere Zeit litt sie an den Nerven. Bewegten Herzens erzählt mir ein Oberleutnant von seinem ersten Sprößling, den die Gattin ihm drei Tage vor dem Ausmarsch geschenkt. Ein Hauptmann zeigt mir das Bild seiner Familie, das Teuerste, das er bei sich trug. Zärtlich erzählte er von Frau und Kindern, und dann birgt er sein Kleinod sorgfältig am Herzen. Wieder ein anderer, ein Junggeselle, saß bei mir allein bis gegen Mitternacht. Er plaudert von seinem Heimatgut in Westpreußen und seiner guten Mutter, einer alleinstehenden Witwe, von der er nicht mehr Abschied nehmen konnte. Er erinnerte an den verstorbenen Vater, der auch als Hauptmann 1870 über Frankreichs Grenze gezogen. Und in die Kindesliebe leuchtet hinein die Flamme heiligen Patriotismus, da er mir mehrmals wiederholte das Wort des Vaters: „Unser Kaiser wird entweder der letzte oder der größte der Hohenzollern sein." Als Vertreter der höchsten Ideale ist er es bereits, als Sieger wird er es sein; das ist jedes Deutschen feste Hoffnung. Mein Hauptmann zog gegen Namur und kam dann an die Ostgrenze. Dort traf ihn die feindliche Kugel, und man bettete ihn in Heimaterde in seiner benachbarten Provinz Ostpreußen. Das gleiche Schicksal teilte mit ihm ein junger Reserveoffizier, ein Jurist von Beruf, der hinauszog im Gedanken an sein Bräutchen, mit der er vorher die Kriegsverlobung geschlossen. Er fiel vor Lüttichs Festung.

Lüttich — Felsengrab! Der Hacken und der Schaufeln bedurfte es hier nicht. Die Totengräber waren unsere gewaltigen Kanonen. Es stürzten vor ihrem Anprall die felsenharten Gemäuer, die Panzertürme sanken in Schutt und begruben die Kämpfer. Felsengrab! Massengrab! Und wo das Werk des Grabes nicht vollendet war, da half später Menschenhand nach. Den flüssigen Zement goß man aus gesundheitlichen Gründen in die Spalten. Das Felsengrab war fertig. Ueber diese Gräber leuchten die Kreuze der Kirchtürme der Bischofsstadt.

Ueber all diese Gräber hinweg eilen die Helden neuen Siegen entgegen. Anscheinend rührt sie nichts von all dem Schrecken. Aber was die Tapfern geschaut in jenen Tagen, das lebt auf im Traume der Friedenszeit. Die schaurigen Bilder des Todes gehen mit ihnen auf das Todesbett in einsamer Kammer. Als vor sechs Jahren der Dichter von Liliencron im Todesringen lag, da versetzte seine Phantasie ihn aufs Schlachtfeld von 1870. Dort hatte er sich wegen hervorragender Tapferkeit das Eiserne Kreuz geholt. Mitten im schweren Fiebertraum war sein letzter zusammenhängender Ausspruch: „Warum läßt du mich auf dem Schlachtfeld allein liegen?" An dieses Sterbewort eines großen Deutschen erinnert mich ein Heldengrab, das einsam neben dem Parke eines alten französischen Schlosses sich befindet. Einen braven Hauptmann aus altem westfälischen Adelsgeschlecht übergaben deutsche Soldaten hier dem Schoße der Erde. Im alten Stammschlosse des Westfalenlandes stand seine

Wiege, im Schatten des gallischen Schloßturmes steht seine Wiege der Ewigkeit. Eben läßt der Mond schützend den gespensterhaften Turmabriß über das Grab gleiten und des Dichters Wort findet Anwendung:

Der Mond zog leis' zum Westen hinab,
Der Wind setzt fort den Flug,
Der Himmel über Welt und Grab
Schlägt auf sein goldnes Buch.

Ein anderes goldenes Buch füllt heuer sich mit Heldensternen, die aufgingen für Deutschlands Ruhm. Darinnen aber glänzen Sterne, die gesunken ins Weltenmeer. Ich meine unsere tapferen Seehelden, die ihr Grab gefunden im Meeresgrund. Im Westen und im fernen Osten verschlang sie der Abgrund. Auf sie aber wollen wir mit Geibel in Gudruns Klage einstimmen:

Es dröhnt mit dumpfem Schlage
Die Brandung in mein Wort;
Der Sturm zerreißt die Klage
Und trägt beschwingt sie fort.
O, möcht' er brausend schweben
Und geben euch Bericht:
Wohl lass' ich hier das Leben!
Die Treue lass' ich nicht!

Gib auch uns Bericht vom Vater, Gatten, Bruder, Bräutigam und Freund, höre ich manchen sagen. Wo ist unser Grab? Ich weiß es nicht. Doch, kennst du die Artussage? Held Artus oder Arthur verlieh der von seinem Vater gestifteten Ritterversammlung, der Tafelrunde, den höchsten Glanz. Der neidische Nebenbuhler Mordred wiegelte nun alle Unzufriedenen, die der Ehre der Tafelrunde nicht hatten teilhaftig werden können, gegen Artus auf — wer fühlt nicht die Ursachen des Weltkrieges in ihrer Aehnlichkeit heraus! — Es kam zu einer großen Schlacht, in welcher alle fielen, auch Mordred, der Anstifter. Aller Gräber kannte man; nur das des teuern Artus fand man nicht. Daher heißt es in einem kymerischen Gedicht zum Andenken an die Gräber der Helden:

Bet y March, bet y Gwythur
Bet y gugavn Cletyfrut,
Anoeth bit bet y Arthur.

Dies ist das Grab des March, dies das Grab des Gwythyr,
Dies ist das Grab des Gugawn Gleddyfrudd,
Aber unbekannt ist das Grab des Arthur.

Wohl mochte Artus' Grab unbekannt sein, sein Ruhm war und ist der höchste. Der Gedanke mag alle trösten, die die Gräber ihrer blutsverwandten Helden nie kennen werden, noch besuchen können. Ihr Ruhm ist groß, denn sie starben den Heldentod fürs Vaterland.

Allerseelen! Das geistige Band der Liebe schlingt sich inniger denn zu anderen Zeiten. Ueber die Grenzen der Ewigkeit geht unser Denken hinaus.

Dein Wort ist Geist, das zu den Geistern zieht;
Dein ganzes Sinnen ein harmonisch Lied.

So wird's sein, wenn du lebst im festen Glauben an die Auferstehung. Darum denke dich als die Martha des Evangeliums. Tritt auch du vor Jesus in deiner Kirche. Mit ihm halte heilige Zwiesprache über deinen toten Helden, wie Martha über Lazarus. Trost erfüllt dich dann mehr, als wenn du weinen könntest auf dem wirklichen Grabe.

Kniest fromm du hier am heilgen Orte,
Sprichst für die Toten ein Gebet;
Dann windest du mit solchem Worte
Den Kranz, den nie der Staub verweht.

Den Gefallenen.

Dank und Ehre euch, ihr stillen Helden,
Die ihr sanket für das Vaterland dahin!
Noch den spätsten Enkeln wird als Beispiel gelten
Euer heilighoher, hehrer Opfersinn.

Wundervoll und einzig sahet ihr erheben
Sich das ganze teure, deutsche Land
Und von einem Hochgefühl durchglüht erbeben
Von der Alpen Höh'n bis zu dem Meeresstrand.

Eure Seele war noch licht und trunken
Von der Fülle all der Herrlichkeit;
In euch glühten göttlich-reine Funken,
Euer Herz war groß und stark und weit.

Keine Asche ward noch grau geschichtet
Auf die Opferglut, so hehr entfacht,
Keines Reifes Hauch hat kalt zernichtet
Eures Herzens frische Frühlingspracht.

Glücklich ihr, die ihr so durftet sterben,
Siegend, schirmend Deutschlands heil'ge Erde!
Schöner nimmer konntet ihr erwerben
Ew'gen Lebens Krone und das göttlich „Werde".

Keine dumpfe Trauer, keine wilden Schmerzen
Heget deshalb um die Teuern viel,
Traget still und stolz sie in den Herzen,
Achtet wohl, sie sind am hohen Ziel.

Laßt am Tage Allerseelen
Rein und hell der Kerzen Licht
Fromm die dunkle Nacht beseelen,
Hoch dann hebt das Angesicht!

Dr. Emerich.

Das Kraftfahrergrab bei Le Pavé.

Von einem Oberleutnant.

Es war am 20. September 1914. Ueber dem kleinen nordfranzösischen Dorfe liegen schwere, graue Herbstwolken. Es war die Zeit der gewaltigen Truppenverschiebungen, als unsere im Siegessturme vorgedrungenen Armeen neue Stellungen einnahmen, um den Traum einer französischen Offensive mit

harten, erbarmungslosen Schlägen blutig zu vernichten. Von Süden her vereint sich die Straße von St. Quentin mit der vom Westen kommenden Straße von Peronne, um nun schnurgerade nach Cambrai zu führen.

Aus dem Dorfe tönt Knattern der Motore, Fauchen und Rattern der langen Autokolonne. Der Park der . . . Armee führt seine Wagen nach C. über, wo der neue Standort ist. Jetzt tauchen die ersten Wagen aus dem Dorf auf. Rechts ein Eichenwäldchen, links weite Ebene, ein Hügel mit Buschwerk in der Ferne. In scharfem Tempo schießt die Kolonne vorwärts, dem nahen C. zu. Die Straße ist sicher, wie gemeldet wurde. Und da — mit einem Male — hinter dem Buschwerk am Hügel zur Linken ein Aufleuchten — ein Surren und Zischen, und dann ein wahnsinniges Krachen und Bersten. Durch Feuerschein und Qualm rast ein Auto in den Graben, überschlägt sich zerschmetternd. Und eine zweite und dritte französische Granate schlägt mitten in die Automobile. In einer Sekunde ist alles eine Hölle von Blut und Eisen und Feuer. Einige folgende Autos rasen in den Trümmerblock der zusammengeschmetterten Wagen hinein — schriller Ton zerreißenden Eisens, baumhohe Flammen der explodierenden Benzinbehälter, Krachen und Klirren berstender Motore! Und immer neue Sprenggeschosse von drüben her, wo sich eine französische Kavallerieabteilung mit einigen Geschützen durchgepürscht hatte. Und noch einige Wagen rasen in das furchtbare Chaos hinein, werden zerschmettert, steigen jäh in die Höhe, werden mit wahnsinniger Gewalt herüber aufs Feld geschleudert und vergrößern das schaurige, blutige Feuermeer, das bald alles einhüllt. Was an menschlichen Wesen in diesem grauenhaften Höllenkessel sich befindet, wird zerrissen, zerschmettert, verbrannt. Die vordersten Autos, die dem Verderben entgangen sind, rasen davon, nach Cambrai zu; was hinten war, bremst und rasselt zurück ins schützende Dorf. Und bald beginnt das Karabinerfeuer gegen den Feind da drüben, und kurze Zeit später ist er verschwunden. Sein Werk ist gelungen.

31. Oktober 1914. Ein sonniger, wonniger Herbstmorgen über derselben Landschaft. In der Ferne die Häuser von Cambrai, links der Hügel mit dem Buschwerk, rechts das Eichenwäldchen im braunen Herbstkleid. Aus Le Pavé zieht meine Kolonne herauf, die heute mit einem geheimen Auftrag unterwegs ist zur Front. Am Wäldchen halten wir. Links an der Straße erhebt sich ein Grabhügel, wie ich ihn monumentaler und erhebender in einfacher Würde nie gesehen. In der Mitte eine kleine Erdaufschüttung mit Blumen geschmückt. Zu Häupten ein einfaches Holzkreuz mit den Namen der achtzehn tapferen Kraftfahrer, darunter ein Offizier, gewidmet von den Kameraden des Parks der . . . Armee. Und um das Grab herum sind all die zerschmetterten, verbrannten, verrosteten Trümmer der bei dem Ueberfalle vernichteten Kraftwagen, zusammengeschichtet im großen Halbkreis um den Hügel. Rechts und links wie ein Tor liegen die Chassis zweier Lastwagen. Das eine ist beinahe im rechten Winkel nach oben geknickt, als französische Sprenggeschosse den Wagen in die Höhe schleuderten. Und dann ein unentwirrbarer Knäuel zertrümmerter

Automobile. Nur Stahl- und Eisenteile sind geblieben. Da ragt ein Lenkstock mit dem Steuerrade frei in die Luft, dort starrt ein auseinandergebrochenes Differenzial nach oben, da steht ein formloses Eisengestell auf allen vier Rädern, drei sind rostiger Stahl, das vierte hat noch seinen Pneumatik, aus dem nicht einmal die Luft entwichen war; hier liegt ein Zylinderblock, der vollständig herausgebrochen ist, dort ein unentwirrbares Gemenge von Röhren, Drähten, dazwischen ein zerbrochener Kardan. Und alles türmt sich mannshoch um das Grab der gefallenen Helden, die für die junge Formation der Kraftfahrertruppen, die in diesem Kriege zum ersten Male zeigen, was sie leisten können, so blutigen Zoll entrichtet haben.

Und nun hält meine Kolonne. Es ist zehn Uhr vormittags, also Kirchgangszeit. Aus Eichenlaub und grünem Gebüsche wird ein schmuckloser Kranz gewunden. In B. habe ich schwarzes, weißes und rotes Band zusammennähen lassen, obwohl die Ladnerin statt des schwarzen uns beharrlich blaues Band verkaufen wollte. Eine Schleife wird gebunden, aus Blechbuchstaben wird aufgesteckt: „Den toten Kameraden — E. K. K. . . .“ Dann treten meine Leute um das Grab. Die Gesangbücher werden herausgenommen. In den schweigenden Herbstsonnenfrieden schallt es aus rauhen Kehlen. Einträchtig schaut je ein Katholik und ein Evangelischer in dasselbe Liederbuch, einträchtig singen sie. Und nun fange ich an zu sprechen, und unwillkürlich formen sich mir die Worte zur schlichten Predigt. Ich erzähle meinen Leuten von dem, dessen Stimme aus dem zu unserer Linken unablässig grollenden Geschützdonner vor Arras zu hören ist, der unser stärkster Bundesgenosse ist und auf unserer Seite steht, weil er immer mit der gerechten Sache ist. Und weiter, daß wir uns nicht begnügen lassen sollen mit dieser Zuversicht, denn Gott sei nach einem altpreußischen Wort aus altpreußischer Geschichte auch immer mit den stärkeren Bataillonen. Und die stärkeren Bataillone das seien wir, nicht der Zahl nach, aber dem Geist und der tapferen Gesinnung nach. Und wie uns die toten Kameraden zu unseren Füßen ein leuchtendes Beispiel dafür gegeben in frommer Pflichterfüllung und die Treue gegen unsere geliebte ferne Heimat mit dem Blute besiegelt hätten. Und gläubig lauschten die verwitterten, bärtigen Gestalten in den langen schwarzen Ledermänteln, die Autobrillen auf den schwarzen Ledermützen, die Bücher in den schwieligen Fäusten. Das ist ja eine der herrlichsten Errungenschaften dieses Krieges für unser Volk, daß der Gottesglaube so wunderbar wieder gestärkt worden ist, daß unter dem ehernen Hauche des Schicksalskrieges alle die schlummernden Eigenschaften unseres Volkes zum Vorschein gekommen sind. Ein Stabsarzt vom Gardekorps, zwei Offiziere von einem anderen Korps, die zufällig vorbeikommen, halten ihre Autos an, treten zu uns und ziehen still ihre Mützen.

Feierliche Stille. Nur meine Stimme und der Geschützdonner von Arras. Und da mischt sich in diesen Frieden ein ferner Ton, unseren geübten Ohren sofort erkennbar, das Surren eines Fliegers. Und während ich noch spreche und meine Leute noch zuhören, wendet sich schon unser Blick wie angezogen

nach dem schwarzen Vogel in dem blauen Himmelsdom. Schon erkennen wir den kurzen Bau des Doppeldeckers mit dem offenen Rumpf, und da — zum Ueberfluß unterscheiden wir in der reinen, klaren Luft schon die blau-weiß-rote Flagge, die am Schwanzteile herabhängt. Und kaum ist das Amen verklungen, da heißt es schon wieder scharf und kurz: „An die Karabiner! Karabiner in die Hand!" Und die Fäuste, die eben noch das Gesangbuch hielten, umklammern den Kolbenhals; die Männer, die eben noch gläubig zu Gott beteten und der toten Kameraden gedachten, die den ewigen Schlaf bei der großen Armee schlafen, kennen jetzt keinen anderen Gedanken, als das tödliche Geschoß zu dem kühnen feindlichen Flieger hinaufzusenden.

Aber kaum spritzt unser Gewehrfeuer nach dem Flugzeug, als es in jähem Aufstiege hochgeht und bald nach Norden in der Richtung Lille verschwindet. Schade, wir hätten die Autotrümmer gern um die des französischen Flugzeuges vermehrt. H. N.

Allerseelen bei Verdun.

Von einem rheinischen Landwehroffizier.

Eben war die Sonne hinter den Côtes Lorraines verschwunden. Ihre letzten Strahlen färbten die bewaldeten Höhen blutigrot. In dem kleinen Dorf am Fuße des Gebirges, in dem sich tagsüber kaum jemand auf der Straße sehen läßt, wird es bei einbrechender Dunkelheit lebendig. Vor einer großen Scheune sammeln sich kleine Trupps, die unter Führung eines Unteroffiziers in östlicher Richtung dem gemeinsamen Ziele zustreben. Sie marschieren ernster als sonst, die Landwehrleute. Der eine trägt ein einfaches, aus rohem Eichenholze gezimmertes Kreuz, von den anderen tragen mehrere Leute Kränze von frischen Blumen. Auf dem kleinen Friedhof außerhalb des Dorfes sammeln sich die Trupps um ein frisches Grab. Ein Offizier wartet dort bereits.

Inzwischen ist die Nacht hereingebrochen, eine wunderbare Mondnacht. Geheimnisvolles Schweigen ringsum. Der Kanonendonner, der den ganzen Tag fast ununterbrochen die Erde erdröhnen, die Luft erzittern ließ, hat aufgehört. Das Kreuz wird auf dem Grab aufgepflanzt, ein Helm ziert die Spitze, die Erde wird mit frischen Blumen bedeckt.

Der Leutnant — es ist der Zugführer — tritt in den Kreis seiner Landwehrleute und bricht das Schweigen mit gedämpfter Stimme: „Kameraden! Nun hat der grausame Krieg auch in unseren Zug eine schmerzliche Lücke gerissen. Zwei liebe Kameraden sind vorgestern draußen im Schützengraben dem tückischen Eisen einer französischen Granate zum Opfer gefallen. Und nun ruhen sie hier in fremder Erde, fern der Heimat. Mögen sie sanft ruhen! . . . Allerseelen ist heute. Nach altem christlichen Brauche ist der Tag den

Toten geweiht, von lieben Händen werden ihre Gräber mit Blumen geschmückt. Noch unter dem Eindrucke des ersten Schmerzes stehen wir hier am frisch geschaufelten Grab, um unseren fürs Vaterland gefallenen Kameraden den letzten Liebesdienst zu erweisen und ihr Grab zu schmücken mit selbstgewundenen Kränzen aus des Herbstes späten Blumen. Die Blumen werden welken, wir aber wollen die gelobte Kameradschaft auch über das Grab hinaus halten und unseren lieben Kameraden ein treues Andenken bewahren. Und nun knien wir nieder und beten für ihre Seelenruhe ein stilles Vaterunser, ein zweites für ihre armen Lieben daheim, damit Gott sie tröste in ihrem Schmerze."

Mit unterdrückter, aber fester Stimme hatte der Leutnant gesprochen, doch konnte er seinen Schmerz nicht ganz verbergen, leise zitterte er durch seine Worte. Ein Schluchzen entrang sich aus harter Männerbrust, es war wohl der Freund des einen, wie Brüder waren sie gewesen. Dann knieten alle nieder und beteten still zum Schlachtenlenker. . . . Wieder geheimnisvolle Stille, durch nichts gestört. Selbst der Mond verschwand für Augenblicke hinter einer Wolke, gleichsam um mitzutrauern. Der Leutnant erhob sich, machte über dem Grabe das Kreuzzeichen und ging gesenkten Hauptes dem Ausgange zu. Ihm folgten die anderen, feucht schimmerte es in aller Augen.

Vorgestern war der Unglückstag gewesen, ein Volltreffer in den Schützengraben hatte den einen auf der Stelle getötet, während der andere unter den Händen des Arztes starb. Hart traf uns der Schlag. Trotzdem wir schon öfter stundenlang dem heftigsten Granat- und Schrapnellfeuer ausgesetzt gewesen waren, hatten wir in unserem Zuge noch keinen Toten zu beklagen. Und nun gleich zwei der Besten! Beide waren allgemein beliebt, vor allem der große, starke Hornist aus Château-Salins. Nie hörte ich eine Klage aus seinem Munde, mochte der Tag auch noch so schwer gewesen sein. Wir haben viele Lothringer unter uns. Stille, ruhige Männer sind die meisten, willig und treu erfüllen sie ihre Pflicht.

Heute morgen vor Anbruch des Tages wurden wir im Schützengraben abgelöst und liegen nun hier in Bereitschaft. Sobald es Tag wurde, begann man im Zug eifrig zu arbeiten. Jeder wollte den gefallenen Kameraden noch einen letzten Liebesdienst erweisen. Die einen suchten Blumen, die der Spätherbst noch bringt, die anderen banden sie unter Anleitung eines Gärtners zu Kränzen, ein Schreinermeister zimmerte das Kreuz, ein Anstreichermeister malte die Aufschrift. Dann erwarteten wir den Abend für unsere stille Feier, denn am Tage darf sich niemand zeigen, da die ganze Gegend unter feindlichem Artilleriefeuer liegt.

Allerseelen! Die ergreifende Feier auf dem stillen Friedhof eines verlassenen Dorfes vor Verdun werden wir nie vergessen. R.



Elfenlied.

Elflein im Busch,
Husch, husch!
Silberner Mondenschein
Lädt dich zum Ringelreih'n,
Alles so still und fromm.
Elflein, Elflein, komm!

Elflein tritt leis herfür,
Schmückt sich mit Nebelzier.
Schimmert im Haar ein Glanz:
Tauperlenkranz.

Alles so fromm und still,
Elflein hier tanzen will.
Wo sind die Schwesterlein?
Elfe, du ganz allein?
Was zieht der Wind so schwer
Wie Seufzer her!

Und hier am Waldessaum
Flüstern die Blumen kaum,
Wispern die Blätter nicht,
Flimmert kein Mondenlicht.
Elfe, den Tanz brich ab!
Ein frisches Grab!

Heut' traf die Kugel ihn,
Hundert wohl sanken hin.
Nun träumen Mütter schwer,
Wind weht wie Seufzer her.
Wind stöhnt wie Mutterqual
Angstvoll hinab ins Tal.
Elfe, ein Menschenherz
Klagt so im Schmerz.

Elflein mit Sinnen spricht:
„Menschenleid kenn' ich nicht.
Armer Soldat im Grab,
Daß ich nicht Tränen hab'!
Nimm meine Nebelzier,
Nimm meinen Kranz dafür.
Ruhe nun kühl und gut,
Soldatenblut!" . . .

Elfe ist weggeweht,
Einsam das Grabkreuz steht.
Blinkend im Mondesglanz
Schimmert der Perlenkranz.
Neblichtes Duftgewand
Zart wie von Mutterhand
Deckt weich den Hügel zu:
Ewige Ruh'!

Hubert Offermanns, Unteroffizier der Reserve.
(Einem gefallenen Kameraden gewidmet.)

Eine Weihnachtsfeier auf dem Friedhof in Feindes Land.

Von Feld-Divisionspfarrer
Helmuth Brinckmann.

Weihnachten kam. Alles rüstete zu der lieblichen Feier, die Straßen unseres Ortes wurden sauber gefegt, der tiefe Schlamm, der sich bei dem feuchten Wetter in tiefen schmutzigen Pfützen längs der Wege gesammelt, wurde auf Wagen und in Fässern beseitigt. Häuser wurden von innen und außen geputzt, und die Fenster blickten zum ersten Male wieder nach langer Kriegszeit wie blanke, schimmernde Augen in die untergehende Sonne der werdenden Christnacht hinein. Tannenbäume und grüne Zweige wurden von fleißigen Händen beschafft, um die Feier würdig zu schmücken. Für die Lebenden war bestens gesorgt. Sollten wir da jener tapferen Helden vergessen, die ihr Leben dem Vaterlande zum Opfer gebracht? Nein, tausendmal nein! Selbstverständlich erschien uns deshalb auch wohl ein Befehl, den

der Korpskommandeur selber gegeben, daß auch der gefallenen Krieger am heiligen Abend gedacht werden solle.

Stimmungsvoll war's. Wir versammelten uns auf dem stillen Friedhof des Ortes, der sich nach altehrwürdiger Sitte im friedlichen Schatten der Kirche gelagert hat, damit auch die Toten teilnehmen am heiligen Opfer und dem Gebete der Frommen. Gleich hinter dem Chor liegen die tapferen Helden begraben, hölzerne Kreuzlein und grünende Büsche von des Buchsbaums wetterhartem Gewächs zeichnen den Ort, doch heute umstrahlt ihn auch noch der Schein vieler Kerzen, die die Zweige der Tanne gern tragen. Jedes der zurzeit anwesenden Regimenter hatte eine Abordnung gesandt, Offiziere und Mannschaften dachten voll Liebe der Kameraden, die das feindliche Geschoß jäh ereilt hat.

Leise begann man zu singen, doch gar bald schwoll es an, von vielen hundert Männern gesungen, das herrliche Lied von dem Röslein, das uns aus der Wurzel Jesse geschenkt ward. Weihnachten war ja gekommen, der heilige Abend begann schon zu dämmern, dieselbe Sonne ging schon zur Rüste, die einst jener Nacht die Herrschaft über die Welt räumte, die das erhabenste aller Geheimnisse, das die Liebe Gottes ersonnen, erschaute: die Geburt des menschheiterlösenden Heilands aus zarter Jungfrau heiligem Schoß. Und uns war's, als ob mit ihr, wie damals auf Bethlehems Fluren, sich heiliger Frieden herabsenkte, ein duftiger Schleier, der für die kurze Frist weniger Minuten auf dem Orte des Friedens, des Friedens der Toten, Feindseligkeiten und Haß milde bedeckt. Und wie damals die erwachenden Hirten, so hörten auch wir der himmlischen Heerscharen heiliges Lied: Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind. Frieden auf Erden! Gibt's denn noch Frieden auf einer Erde, deren Völker in blutigem Kriege gegeneinander entbrannt sind, auf der sich Nation gegen Nation im Kampfe erhoben? O ja, es gibt wohl noch Frieden! Den Frieden nämlich, von dem uns die Engel gesungen in heiliger Nacht, der denen zuteil wird, die guten Willens sind.

Und haben sie ihn nicht alle verdient diesen Frieden, all unsere gefallenen Krieger? Guten Willens sind sie sicher gewesen, und auf Gott haben sie auch vertraut, als des Kaisers Ruf durch Deutschlands Gaue erscholl, die Mannen zu den Fahnen zu rufen, um des Vaterlands heiligste Güter zu schützen. Wie ernst es ihnen mit ihrem guten Willen gewesen, das haben sie bis in den Tod bewiesen. Hier ruhen sie nun, in kühler Erde gebettet, mitten im feindlichen Lande und schlummern dem ewigen Frieden entgegen, den Gott allen denen bereitet, die ihn lieben, die in treuer Pflichterfüllung das Pfand, die Talente fruchtbringend verwaltet, die ihnen in die Hände gelegt waren. Uns dünkt, wenn je sich jemand den ewigen Frieden erkaufte, so sind es jene Helden, die in Gottes Namen und weil Gott es gewollt, für das Vaterland ihr Leben geopfert haben.

Und von ihren teuren Gräbern mit ihren Kreuzen und der brennenden Tanne eilt nun der Blick weit ab, immer weiter bis hin zu jenem ärmlichen

Stall, wo das Kind liegt in dürftige Windeln gewickelt, dem auch die Opfer des Krieges den Frieden verdanken; denn gar bald wird dem Holze der Krippe der blutrote Baum des Kreuzes erwachsen. — Doch noch weiter eilet der schauende Blick bis hinauf in jene lichten Gefilde, wo die seligen Geister den Thron des Dreimalheiligen umstehen, und mitten unter ihnen die gefallenen Krieger, die dort zum ersten Male Weihnachten feiern, das schönste wohl, seit sie Gottes Liebe zum Dasein gerufen. Und ihr hehrer Gesang mischt sich mit unseren Liedern, und es rauschet und woget und singt und klingt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!

Fürwahr, es war eine heilige Nacht, die wir da verlebt, wo man unsere Lieben begrub. Kaum hat das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" je feierlich-ernster geklungen, als an dem Abend, da wir's mit unseren Gefallenen gesungen auf dem stillen Friedhof des feindlichen Dorfes gleich dicht hinter dem Chore der Kirche. — Die Lichter erloschen am Weihnachtsbaume, trostreiche Worte vernahmen wir noch, und ein brausendes Lob auf den großen Gott oben im Himmel schloß die Feier.

Kriegergrab.

Die Blumen welken.
Es schenken ihren Sterbeduft
Zwei blasse letzte Sommernelken
Der feuchten Spätherbstnebelluft,
Die schwer auf Wald und Feldern liegt,
Um Blatt- und Zweiggewirr sich schmiegt.

In einer Krüppelföhre Schatten
In fremdem Land ein frisches Grab,
Das vierzehn deutschen kampfesmatten
Soldaten stille Heimstätt' gab.
Sie ruhen, fern der Heimat, aus
Von Not und Weh und Kriegsgebraus.

Ein hölzern Kreuz an schlichtem Hügel;
Ein Kriegerhelm auf seinem Fuß. —
Ein Reiter hält des Pferdes Zügel
Und betet einen letzten Gruß,
Und winkt dem Hügel leise zu:
Gott schenke euch die ew'ge Ruh!

Josef Malzkorn.





„Geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hülfe für unser braves Heer!"

Kaiser Wilhelm in seiner Ansprache an das Volk am 31. Juli 1914.

„An der Spitze des geeinten Vaterlandes, getragen von der opferfreudigen Begeisterung der festgeschlossenen deutschen Nation werde ich diese vaterländische Aufgabe siegreich durchführen. Das walte Gott."

Kaiser Wilhelm an die Großherzogin Luise von Baden am 18. Januar 1915.

„Mögen die schweren Opfer, die der uns aufgezwungene Existenzkampf der Gesamtheit wie jedem einzelnen auferlegt, getragen werden von der zuversichtlichen Hoffnung, daß Gott der Herr, aus dessen gnädiger Hand wir Glück und Unglück, Freude und Schmerz in Demut empfangen, auch die schwersten Wunden in Segen für Volk und Vaterland wandeln wird."

Kaiser Wilhelm an den Reichstagspräsidenten Dr. Kämpf am 14. Dezember 1914.



I. Herzens- und Geistesmobilmachung.

Kein Schwert für uns! . . .

Wie oft in dieses Erntemondes ernsten Tagen
Gehn mir die müden Augen über!
Hör' ich der Kriegesrosse Schnaufen, Hufeschlagen,
Soldatentritte hart wie Eisen
Und unsere Bardenweisen:
Das Preußenlied . . . die Wacht am Rhein . .
Den ahnungsdunkeln Sang vom Morgenrot . .
Von Kameradentreue bis zum Tod;
Aus Männerkehlen, ungezählten, frischen,
Erdröhnt's. Und droben, ich vermein',
Der deutschen Aare schweres Zorneszischen
Zeigt kühn nach Westen und nach Osten hin
die Bahn:
Auf! dran und drauf! und ganzes Werk getan!

Ihr Glücklichen! die ihr mit Kling' und
Knarre
Euch opfern dürft fürs schöne deutsche Land!
Und ihr, die das gebroch'ne Heldenaug', das
starre,
Zudrücken dürft mit weicher Hand
Und brennend Wundenweh dürft kühlend pflegen,
Und alle, die ihr Faust und Hand und Fuß
dürft regen,
Ihr Glücklichen! Wer, euch bedauernd,
anders spricht,
Dem brennt kein Tropfen deutschen Blut's im
Leibe;
Dem ist Germanenart zu eigen nicht,
Der arm euch nennte, ihr so Glücklichen!
Die Armen, ach, die Aermsten . . . das sind
wir. — —

Des Höchsten Fügung ist's — doch schwer
zu tragen,
Daß wir in Jünglings-, in der Mannheit Tagen
Die siechen Glieder schleppen müssen, Leibs-
gebresten,
Trotz Herz und Seele glüh'n wie in den Besten.
Die wider Haß und Neid und Falschheit zieh'n
ins Feld.
O, das ist schwer zu tragen! Dieser Schmerz —
Wie Höllenstein durchfrißt er Hirn und Herz,
Mir gehn die Augen über. — — —

* * *

Kein Schwert für uns?
Nicht eines?
Ein klirrendes, ein scharf geschliffenes nicht!
Und doch ein Schwert! Ein Schwert vom lieben
Kaiser:
„Nun geht und betet!" . . . O Germania,
es bricht
Aus Millionen Herzen heißes Beten.
Sieh diese deine treuen Reichsarmeen!
In Kammern still, in Kirche und Kapelle,
Zum Schlachtenlenker droben hör' sie fleh'n,
Daß er der Feinde Lug und Trug zerschelle. —

Auf! Leidsgenossen, das ist uns're Macht,
Das unser Schwert. Wir woll'n die Arme
heben,
Wie Moses einst hoch auf dem Berg, als tief
Im Tal das Volk sich schlug auf Tod und
Leben —
Und siegreich war. — Das kam vom Arme-
strecken
Zum Herrn der Heeresscharen . . . Auf, zum
Beten auf!
Nicht sinke unser Arm, bis wir ihn recken
In die vom Siegesjubelsang erfüllte Luft,
Bis bei des fürchterlichen Brands Verglimmen
Nach Väterbrauch wir fromm das Lied anstimmen:
„Nun danket alle Gott!"

Wigbert Reith.

Der Krieg als Künder sittlicher Kraft.

8. August 1914.

Das deutsche Volk hat sich, wie vor hundert Jahren im glorreichen Freiheitskriege, mit einer fast übermenschlichen Kraft gegen seine haßerfüllten Feinde erhoben. Ein Sturm gewaltiger Entschlossenheit geht durch alle Gaue des Deutschen Reiches, der Tag der Abrechnung mit allen seinen Hassern und Neidern ist gekommen.

So bitter der uns aufgezwungene Kampf äußerster Notwehr auch ist, so bietet er uns doch auch wieder ein erhebendes Schauspiel, das jedem Deutschen das Herz in der Brust vor Stolz höher schlagen läßt; unser Volk hat sich mit allen seinen guten und edlen Eigenschaften aufgerafft, und alle sagen mit freudigem Kampfesmut: Was ist doch Deutschland eine herrliche Nation! Der Krieg wurde zum Künder und Wecker sittlicher Kraft, der Krieg hat bewiesen, daß ungeahnte Vorräte von einer seelischen Stärke und Tiefe in unserem Volke ruhen, die uns den Gedanken an die dunkle Zukunft erleichtern, die uns mit freudiger Zuversicht erfüllen.

Die deutsche Vaterlandsliebe steht ganz einzig da. Ein Fremdwort wie „Patriotismus" klingt zu hohl, um den vollen Inhalt zu bezeichnen, der in der deutschen Vaterlandsliebe liegt. Sie ist keine flüchtige Begeisterung, sie ist kein oberflächlicher Rauch, der sich in volltönenden Reden und Kundgebungen ergeht, sie ist kein Paradepatriotismus für festliche Tage, sondern sie umschließt große innere Werte, die eine Frucht durchgreifender Volkserziehung sind. Ein tiefes Gefühl für unser Staatswesen, ein wirklicher Gemeinsamkeitssinn von bedeutender sozialer Kraft, ein staatsbürgerlicher Geist idealer Richtung geben unserem vaterländischen Fühlen einen Untergrund, von felsenhafter Stärke. Die Sorge um das Dasein unserer Nation hat sich in diesen Tagen in Formen geäußert, die dem Ausland von einer deutschen Volkskraft Kunde geben, die es auch beim Hinblick auf frühere ruhmreiche Zeiten in diesem Maße wohl nicht ahnte. Nur ein Gedanke, nur ein Wille erfüllt die Seelen aller, Herrscher und Volk, Regierung und Parteien sind mit ehernen Ringen zum großen Kampfe aneinandergeschmiedet; die Sozialdemokratie, auf deren Hülfe unsere Gegner zweifellos rechneten, hat sich entschlossen an die Seite der übrigen Volksparteien gestellt, auch unter ihren Mitgliedern ist der staatsbürgerliche Gemeinsinn zu groß, als daß sie in diesem schicksalsschweren Zeitpunkte die Volksgenossen hätten verlassen können.

Der glänzendste Beweis für die Tiefe dieses staatsbürgerlichen Sinnes ist die heroische Opferwilligkeit, die alle Volkskreise ergriffen hat. Die Treue „bis zum letzten Blutstropfen" ist keine bloße Redewendung geblieben: vom Knabenalter bis ins biblische Alter der Greisenzeit melden sich die Freiwilligen zu den Waffen, in großen Scharen strömen die Frauen zu den Hülfsorganisationen, die selbstischen Ausbeutungsversuche einzelner, die sich während der Tage der Spannung vor den Mobilmachungstagen äußerten,

sind erschrocken vor der Wucht der Begeisterung zurückgetreten, die Preistreiberei auf dem Lebensmittelmarkte wurde in kurzer Zeit zurückgedrängt, die Leitungen unserer städtischen Gemeinwesen standen bald umsichtig wachsam auf dem Posten, und das ganze deutsche Volk steht nun da wie ein Mann. Der Krieg ist zu einem Künder bürgerlicher Tugenden des deutschen Volkes geworden, wie kein Land der Welt sie aufweisen kann.

Aber auch auf vielen anderen sozialen Gebieten hat der Krieg Kräfte geweckt, auf die wir in diesem Maße wohl nicht gerechnet haben. Es hat sich gezeigt, daß die Schranken zwischen den Gesellschaftsklassen, die sich in den letzten Jahrzehnten in Deutschland zu erheben schienen und eine soziale Gefahr bedeuteten, zu einem guten Teile nur künstlich sind; diese Schranken kommen uns in den wenigen Tagen seit dem Kriegsausbruch wie weggefegt vor, wenn wir sehen, wie hoch und nieder in gemeinsamer Betätigung nur noch ein Ziel vor Augen hat. Auf den Straßen grüßen sich alle wie Brüder, von Auge zu Auge blitzt es in gegenseitiger Treue, unsere braven Krieger werden wie auf den Händen getragen, unsere Studenten, soweit sie nicht in jugendlichem Heldenmute in den Krieg zogen, eilen zur Erntearbeit, unsere Frauen und Mädchen stehen im Dienst der Hülfsbedürftigen.

Der Starkmut auch der Schwachen ist so groß geworden, daß er uns oft zu freudigen Tränen rührt. Wer es sieht, wie die Gattin, die Mutter ihren Ehegemahl und ihre Söhne scheiden sieht, wer sie alle zählen könnte, diese deutschen Heldenmütter, die ihr Liebstes dem Vaterlande weihten, diese stolzen Frauen, denen des Vaterlandes Not über die Liebe zum angetrauten Manne geht, diese Bräute, die mit umschleiertem Auge aber starkem Herzen dem geliebten Jüngling nachblicken, wer dieses alles sieht und betrachtet, der muß stolz werden auf das große deutsche Vaterland.

Ein Künder religiösen Ernstes ist der Krieg auch geworden. Wohl haben es Freidenker und Monisten, haben es manche ungläubige Volksverführer in den letzten Jahrzehnten fieberhaft versucht, unserem Volke jene religiöse Tiefe zu rauben, auf der die sittliche Volkskraft ruht. Zwar wurde manche Blume niedergetreten, manches Reis ward geknickt, aber die Massen sind noch gesund geblieben. Und hier war der Krieg zugleich Künder und Wecker. Die religiösen Regungen, die fast erstickt zu sein schienen, wurden wachgerufen, die Krieger folgten dem Beispiel ihres obersten Kriegsherrn und erhoben ihre Blicke wieder zu den Höhen der Religion, eine Erneuerung geht durch die Reihen des ganzen Volkes. Auch zum Mahner ist da der Krieg geworden, er mahnt eindringlich das deutsche Volk, nicht zu vergessen, wo die Wurzeln seiner Kraft liegen. Nach dem Kriege werden wir diese ernste Mahnung in weitere Taten umsetzen müssen, das ganze Volk wird dann ebenso gegen die inneren Feinde einer so kostbaren inneren Kraft den Kampf zu führen haben, wie es jetzt gerade durch diese Kraft den äußeren Feinden so mutvoll gegenübertreten kann. Soll der Krieg auch in Zukunft ein Künder unserer Kräfte bleiben, so dürfen wir dessen Mahnungen nie vergessen.

Mit freudiger, stolzer Zuversicht blicken wir nun auf das mächtige deutsche Volk. Wie groß bist du durch deine innere Stärke, du herrliches Deutsches Reich! Erst jetzt sehen wir, was wir alle an dir besitzen. Größer noch als deine materielle Kultur, stärker als deine Waffenrüstung, glänzender als dein blankes Schwert ist die innere und sittliche Kraft deines Volkes. Die deutsche Treue lebt noch, die deutsche Treue, die über russische Tücke und gallische Arglist siegen muß. Das deutsche Herz, das innige, tieffühlende Herz, das Herz, das Liebe und Treue kennt, es lebt noch in alter Frische, es schlägt noch wie in alten Tagen. Stolz sind wir, diesem Volke anzugehören, mutig bis zum letzten Atemzuge wollen wir unsere Brust dem Feinde bieten, wollen wir mit Hab und Gut, mit Herz und Hand den großen Kampf bestehen, der um des Reiches Zukunft geführt wird. J. F.

Zu Gott, dem Herrn der Heerscharen!

4. August 1914.

Vater, ich rufe dich! so geht jetzt aus innerstem Herzen das Flehen von Millionen von Menschen im ganzen Deutschen Reiche zu Gott. Vater, ich rufe dich! Von haßerfüllten Feinden wurde das deutsche Volk überfallen, von friedlicher Arbeit wurde es gegen seinen Willen in den furchtbaren Kampf getrieben. Wie Wegelagerer sind die Barbaren des Ostens und die „Kulturträger" des Westens über uns hergefallen, ohne Kriegserklärung haben sie ruchlos das heilige Recht der Grenze verletzt. Die Notwehr um den eigenen Herd, die Notwehr um das Dasein unseres Volkes hat uns aufgerufen, und nun stehen wir, die Waffen in der Hand, den Feinden unserer Ehre und unseres Friedens gegenüber.

Darum haben wir das Recht, an die göttliche Gerechtigkeit einen Ruf um Hülfe zu richten, einen gewaltigen Ruf, der durch das ganze Deutsche Reich brausen soll wie ein Sturm. „Auf dich, o Herr, haben wir gehofft, laß uns in Ewigkeit nicht zu Schanden werden." Wohl ist unser Mut groß, unser Schild ist blank und unsere Waffen sind gut; ein herrlicher Kaiser steht an unserer Spitze, ein milder Friedenskaiser, der in überwältigender Langmut gegen feindliche Arglist das Recht der Völker zu wahren suchte und bis zum letzten Augenblicke den Frieden schützte. Unsere Armeen sind geführt von tapferen und umsichtigen Generalen, unsere Truppen, die teueren Söhne unseres Volkes, unsere Brüder, unsere Söhne, unsere Ehegatten, sie und wir alle sind entschlossen, den letzten Blutstropfen zu geben für das heilige Vaterland. Aber der große Führer der Heerscharen ist der allmächtige Gott, der Herr über Leben und Tod.

Vater, du führe mich! Wenn menschliche Tapferkeit versagt, wenn die Uebermacht der Feinde uns zu erdrücken droht, dann gilt es, den Blick

zu den Höhen zu erheben, auf welchen die Sonne der ewigen Gerechtigkeit leuchtet. Gottes Kraft soll uns im Kampfe führen, Gottes Geist möge unseren Feldherren voranleuchten, Gottes ewige Güte das Leben unserer Krieger schützen. In christlichem Geiste fleht das ganze deutsche Volk zu Gott, unser geliebter Kaiser geht uns mit dem Beispiel voran, er stellt seine und seines Volkes gerechte Sache in den Schutz des Allerhöchsten. Unsere Bischöfe haben für die ganze Dauer des Krieges Gebete verordnet, und das ganze Volk darf während dieser schweren Zeit nie aufhören, sein heißes Gebet in demütigem, aufrichtigem Sinne zum höchsten Schlachtenlenker zu richten.

Das deutsche Volk betet! Während unsere Feinde frevelhaft die heiligen Schranken der Gesittung in den Staub treten, fällt das deutsche Volk, bevor es die Waffen zieht, in die Knie. Es ist ein überwältigend hehrer Augenblick, der alle begeisternd hinreißen muß. Eine ganze Nation im Gebete vor dem bitteren Kampfe der Notwehr um Haus und Herd! Vater, ich rufe dich! Wir alle rufen hinauf zum Herrn über Leben und Tod, zum Herrn des Himmels und der Erde, zum Herrn der Heerscharen, wir rufen hinauf: Hilf uns und beschütze uns! Sei uns gnädig und barmherzig. Schütze unsere tapferen Männer, unsere heißgeliebten Söhne und Brüder! Tröste unsere Frauen und Kinder, gib allen Kraft in dem schwersten Kampfe, den das deutsche Volk je auf sich nehmen mußte.

Gott ist unsere Zuversicht und unser Heil, wir übergeben uns ganz mit Leib und Seele seiner göttlichen Vorsehung. Was alles auch geschehen mag, sein Name sei gebenedeit! Was von seinen Händen kommt, Gutes und Schlimmes, wollen wir im Hinblick auf die ewigen Ratschlüsse Gottes und seine Gerechtigkeit mit großer Geduld und unerschütterlicher christlicher Gesinnung ertragen. Wir haben getan, was wir konnten, wir stehen nun in seiner Hand, an ihn wenden wir uns darum und bitten mit herzinnigem Gefühle: Vater, du führe mich!

Einer Mutter Gebet zur Kriegeszeit.

Herr, du ließest mich auf Erden
Wackrer Söhne Mutter werden:
Sei dafür gepriesen heut!
Dein sind sie mit Leib und Leben,
Dir muß ich sie wiedergeben,
Wenn dein Wille das gebeut.

Dir hab ich sie groß gezogen,
Hab durch ihrer Jugend Wogen
Treu gelenkt ihr kleines Boot.
Nun sie stark und mündig waren,
Sind sie kühn davon gefahren
Auf des Kaisers erst Gebot.

Einsam bet' ich in der Kammer.
Draußen weint der Kleinen Jammer,
Doch mein Herz ist still und stark.
Eine Mutter darf nicht klagen,
Wenn die Söhne alles wagen
Für den Schutz der Landesmark.

Eines will ich nur erflehen:
Laß sie dort als Helden stehen,
Wo dein Wink sie hingesandt!
Such sie dir im Schlachtgewimmel:
Ihre Seelen für den Himmel
Und ihr Herz fürs Vaterland!

Ludwig Nübling.

Der Kriegs-Hirtenbrief des deutschen Episkopats.

Die Erzbischöfe und Bischöfe des Deutschen Reiches entbieten allen ihren Gläubigen Gruß, Segen und Trost im Herrn.

Geliebte Diözesanen!

Wir haben Weihnachten gefeiert wie noch nie im Leben, Weihnachten im Weltkrieg, ernst und wehereich, aber auch reich an Gnade, Segen und übernatürlicher Freude. Der Krieg war eine strenge Adventschule; er hat uns und unser Volk dem Heiland näher gebracht. Je furchtbarer die Kriegsgewitter sich über unserem Vaterlande zusammenzogen, um so heller ließ nach einem schönen Wort des Apostels jener Gott, der einst sprach: Aus Finsternis soll leuchten das Licht, in uns aufleuchten die strahlende Erkenntnis von der Gottesherrlichkeit auf dem Angesichte Jesu Christi.

Wie ein Sturmwind fuhr der Krieg hinein in die kalten Nebel und die bösen Dünste des Unglaubens und der Zweifelsucht und in die ungesunde Atmosphäre einer unchristlichen Ueberkultur. Das deutsche Volk besann sich wieder auf sich selbst; der Glaube trat wieder in sein Recht; die Seele schlug ihr Auge auf und erkannte den Herrn. Wir sahen seine Herrlichkeit, als des Eingeborenen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.

Folgend dem Zug der Gnade, folgend der Stimme seiner Hirten und der Mahnung seines gottesfürchtigen Kaisers, zog das Volk in die Kirchen und fand dort den Heiland; viele fanden Ihn wieder, die weit von Ihm abgeirrt waren. In schicksalsschwerer Stunde brach die Erkenntnis durch, daß Er allein der Heilige, Er allein der Herr, Er allein der Allerhöchste sei. Wir hörten Ihn ernst und tröstlich zu uns sagen: Wenn ihr höret von Kriegen und Kriegsgerüchten, erschrecket nicht, denn solches muß geschehen.

Unsere Soldaten schlossen vor dem Ausmarsch aufs neue mit Ihm in der heiligen Kommunion den Bund fürs Leben und fürs Sterben. Wenn in den übermenschlichen Anstrengungen, Entbehrungen, Todesgefahren der Mut ihnen sinken wollte, richteten sie sich auf an Ihm, der von sich selber sprach: Ich bin nicht gekommen, mich bedienen zu lassen, sondern zu dienen und mein Leben hinzugeben als Lösepreis für viele. Sie riefen Ihn an vor der Schlacht und in der Schlacht und baten Ihn in den Schützengräben: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden. Und Er blieb bei ihnen und reichte ihnen zur Stärkung sein Fleisch und Blut im heiligsten Sakramente.

Er wandelte als barmherziger Samaritan über die blutgetränkten Schlachtfelder und durch die Lazarette, tröstete die Verwundeten, segnete die Sterbenden und sprach zu den Pflegern und Pflegerinnen: Was ihr dem Ge-

ringsten meiner Brüder tuet, tuet ihr mir. Er kehrte ein bei den gramgebeugten Eltern, bei den Witwen und Waisen mit dem gebrochenen Herzen und sprach zu ihnen: Weinet nicht, und tröstete sie, wie nur Er trösten kann.

Er hat uns alle aufgerichtet, wenn der Mut uns sinken wollte: Habet Vertrauen, Ich bin es, fürchtet euch nicht. Er hat überall Quellen des Erbarmens erschlossen, die sich vereinigten zu einem machtvollen Strome der Liebe und des Wohltuns neben dem Blutstrome des Krieges. In Ihm war und blieb die Verbindung hergestellt zwischen uns und den Unsrigen im Felde, zwischen den kämpfenden Heeren draußen und den Heeren der Beter daheim, eine unüberwindliche, siegverbürgende Einheit aller in Christus Jesus, unserem Herrn.

So haben diese schwere Zeiten uns dem Heiland näher gebracht. Wir durften uns der besonderen Erbarmungen seines göttlichen Herzens erfreuen und vernahmen durch all den Kriegslärm hindurch dieses Herzens stilles, liebreiches, seelensuchendes Pochen. Ihm verdanken wir diese Heilsfrüchte des Krieges. Ihm verdanken wir die herrlichen Erfolge und Siege, mit denen der Himmel unsere Waffen gesegnet hat. Zur Wahrheit ist geworden an uns das Wort des großen Papstes Leo XIII. in seinem Rundschreiben vom 25. Mai 1899, mit dem er die Weihe der ganzen Welt an das göttliche Herz Jesu ankündigte: „Als die Kirche in den ersten Zeiten unter dem Joche der Cäsaren schmachtete, erschien am Himmel dem jugendlichen Kaiser Konstantin das Kreuz als Vorzeichen baldigen herrlichen Sieges. Vor unseren Augen steht ein anderes glückverheißendes Zeichen: das hochheilige Herz Jesu, vom Kreuze überragt, hellstrahlend mitten in den Flammen."

Dieses Zeichen, das bisher sich uns als Zeichen des Heiles bewährt hat, möchten wir euch, Geliebte, mitgeben, auch für den Eintritt in das Jahr 1915, das von seinem Vorgänger die blutige Erbschaft des Krieges übernehmen muß. Wir tun es in der Ueberzeugung, daß uns nichts unsere erste und wichtigste Pflicht in diesem Weltkriege mehr zum Bewußtsein bringen und mehr erleichtern kann als der liebevolle, willensstarke Anschluß an das heiligste Herz Jesu.

Welches ist diese Hauptaufgabe? Wir antworten ohne Zögern: Buße und Sühne. Der Krieg ist ein Strafgericht für alle Völker, die von ihm betroffen werden, daher ein lauter Ruf zur Buße und Sühne. Kriegszeit ist Bußzeit. Wehe dem Volke, das nicht einmal mehr dieser furchtbare Zuchtmeister zur Buße bringen kann; es ist reif für den Untergang, und ihm würde auch der Sieg zur Niederlage.

Der Krieg schlägt das Schuldbuch der Völker auf vor aller Welt und trägt das Ergebnis seiner Abrechnung ein mit Menschenblut. Wir wollen uns nicht in die Schuldbücher der anderen Völker vertiefen, sondern in unser eigenes, wollen nicht das Gewissen unserer Feinde erforschen, sondern das unsrige. Wir sind unschuldig am Ausbruche des Krieges; er ist uns aufgezwungen worden; das können wir vor Gott und der Welt bezeugen. Im übrigen wollen wir nicht auf unsere Unschuld pochen.

Der Krieg hat auch bei uns schwere Schuld aufgedeckt. Unser Volk hat selbst sein Urteil sehr deutlich dahin ausgesprochen: so konnte es nicht weitergehen. Wie oft haben wir Bischöfe in der Not unseres Herzens laut Klage erhoben über den Niedergang des religiösen und sittlichen Lebens! Nun hat der Krieg die Religion wieder in ihr Recht eingesetzt und mit Feuer und Eisen der Menschheit die Gebote Gottes wieder eingeschärft.

Welch schmachvolle, wegwerfende Behandlung, Entwertung, Verhöhnung hatte die Religion sich öffentlich gefallen lassen müssen — nein, haben wir uns gefallen lassen in unserer Schwäche und Feigheit! Das ist unsere Schuld, unsere größte Schuld.

Im Gottesgerichte des Krieges ist offenbar geworden, wie gewisse Laster am Mark eines Volkes zehren, so daß in der Not seine Kraft versiegt und es zusammenbricht. Aber mit tiefster Beschämung müssen wir bekennen: wir haben es geschehen lassen, daß eben jene Laster in bedenklichem Grad auch in unser Volk eingeschleppt, daß auch bei uns die Ehe entweiht und um ihren Kindersegen gebracht wurde. Unsere Schuld, unsere große Schuld.

Es hat sich gezeigt in diesem Kriege, daß eine Nation nicht furchtbarer geschädigt werden kann, als wenn man ihr die religiöse Lebensader unterbindet. Aber leider, derartige Bestrebungen sind auch uns nicht ganz fremd geblieben. Unheimliche Kräfte arbeiteten auch bei uns auf eine Trennung von Staat und Kirche hin, auf möglichste Ausschaltung christlichen Geistes und christlicher Grundsätze aus der Jugenderziehung, aus dem öffentlichen und sozialen Leben; ihr Ideal ist ein Höchstmaß von Freiheit auch für die gefährlichsten Zeitströmungen, aber engste Einschränkung und Bevormundung der Kirche und der religiösen Lebensregungen. Unsere Schuld, unsere größte Schuld.

Der Krieg hat vor sein Gericht geladen die moderne, widerchristliche, religionslose Geisteskultur, und hat ihren Unwert, ihre Hohlheit und Haltlosigkeit, ihre Schuldhaftigkeit aufgedeckt. Aber auch in unser Vaterland war diese Kultur schon bedenklich weit eingedrungen, eine ihrem ganzen Wesen nach unchristliche, undeutsche und ungesunde Ueberkultur mit ihrem äußeren Firnis und ihrer inneren Fäulnis, mit ihrer rohen Geldsucht und Genußsucht, mit ihrem ebenso anmaßenden wie lächerlichen Uebermenschentum, mit ihrem ehrlosen Nachäffen einer fremdländischen verseuchten Literatur und Kunst und auch der schändlichsten Auswüchse der Frauenmode.

Das ist unseres Volkes und daher unsere große und größte Schuld. Sie fordert Buße und Sühne. Unsere Soldaten haben sofort aus dem Kriegsrufe den Bußruf herausgehört; daher war ihr erster Gang zum Beichtstuhl. Ihr gutes Beispiel hat Nachahmung gefunden in allen Schichten des Volkes. Die öffentliche Meinung ist umgeschlagen; es weht ein anderer Geist durch die deutschen Gaue, als noch vor wenigen Monaten.

Aber es wäre eine verhängnisvolle Täuschung, zu meinen, nun sei alle Schuld getilgt und das deutsche Volk mit einem Male zu einem neuen, besseren Leben wiedergeboren. Langjährige Schuld sühnt nicht kurze Reue. Wahre Reue tilgt die Schuld, aber nicht auch jede Strafe. Eines ganzen

Volkes Schuld sühnt auch nur des ganzen Volkes ernste Buße und gründliche Umkehr.

Darum rufen eure Bischöfe mit vereinter Stimme euch alle auf zu einer gemeinsamen, entschiedenen Sühnetat am Sonntage nach dem Feste der Erscheinung des Herrn, den 10. Januar. An alle ergeht unser Ruf, ganz besonders aber an die Männer und Jünglinge; denn sie müssen wie im Felde so auch hier in erster Linie einstehen für Volk und Vaterland. Wir werden auch unsere Soldaten im Felde benachrichtigen und zur Teilnahme einladen, soweit ihnen möglich.

Wir wollen vor allem uns selber entsühnen und heiligen durch andächtigen Empfang der hl. Sakramente. Dann wollen wir an den drei voraufgehenden Tagen in gemeinsamen Gottesdiensten dem göttlichen Herzen unseres Erlösers und durch dieses dem Dreieinigen Gotte feierlich Abbitte leisten vor allem für unsere eigenen Sünden, für unsere Nachlässigkeit im Dienste Gottes, für unsere Schwäche und Feigheit, für unsere Lauheit und Halbheit; dann für die Schuld des ganzen Volkes, für so viele Lästerung und Leugnung der ewigen Wahrheit, für so schändliche Uebertretung der ewigen Gebote Gottes, für so viele Verachtung der Gnade, für soviel Undank gegen die unendliche Erlöserliebe des Heilandes, für so viele Schädigung des Reiches Gottes.

Wir wollen mit dem Propheten Daniel zum Himmel rufen: Ach, Herr, Du großer und furchtbarer Gott, der Du hältst den Bund und das Erbarmen denen, die Dich lieben und Deine Gebote halten, wir haben gesündigt, unrecht getan, gottlos gehandelt, und wir sind abgefallen von Deinen Geboten und Rechten. Uns, o Herr, ziemt des Angesichtes Beschämung; bei Dir aber, dem Herrn, unserem Gott, ist Erbarmung und Verzeihung.

Diese Abbitte aus soviel tausend reuigen, schmerzbewegten Herzen, wie wohlgefällig wird das göttliche Herz Jesu und das Herz des himmlischen Vaters sie aufnehmen! So tragen wir ab an der Kriegsschuld unseres Volkes. So tun wir das Unsrige, um die Zeit der Heimsuchung abzukürzen, die Wiederkehr des Friedens zu beschleunigen, die Wiedergeburt unseres Volkes zur Wahrheit zu machen.

Auf die Sühnetat folge der Weiheakt. Ihr wisset, Geliebte, daß Papst Leo XIII. am 11. Juni 1899 die ganze Welt dem heiligsten Herzen Jesu geweiht hat. Wir wollen zum Beginn des Jahres 1915 unsere Herzen, unsere Familien, unsere Gemeinden und Diözesen aufs neue dem heiligsten Herzen Jesu weihen. Der Ernst und die Not der Zeit drängt uns dazu.

In ganz Europa stehen die Völker in zwei Kriegslagern einander gegenüber. Schon flammt der Brand aus dem Abendland ins Morgenland hinüber. Es ist ein großer Wendepunkt der Weltgeschichte eingetreten. Auf blutiger Walstatt entscheidet sich das Schicksal der Völker. Alles leidet unter den Folgen des Krieges, und fast ist kein Haus mehr, in dem nicht ein Toter beweint würde. Noch ist kein Ende abzusehen; sicher ist nur so viel, daß noch viel Schweres uns bevorsteht.

Da wollen wir doch alles tun, um aus der Zeit der Not eine Zeit der Gnade zu machen durch engsten Anschluß an unseren Heiland und Erlöser. So sollen denn Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, die daheim und die im Felde, Priester und Bischöfe sich zu diesem feierlichen Weiheakt zusammenschließen.

Wahrlich, dieser Anschluß an den Heiland wird uns Segen bringen und das Jahr 1915 zu einem Jahre des Heiles machen. Am Herzen des Heilandes werden unsere Herzen wieder gesunden und ihre Lebenspulse sich heben. Aus seinem Herzen werden wir Kraft schöpfen zur Ertragung der Leiden und Wehen des Krieges, zu einem Leben strenger Entsagung, wie es in der Kriegszeit Pflicht ist für jeden, zum Ausharren in Geduld und im Gebet; Kraft, wenn nötig auch Verluste und Niederlagen zu ertragen, Kraft, unsere Siege zu ertragen, und den endgültigen Sieg, den Gott uns bald verleihen wolle; ja Kraft und Gnade, daß der Sieg uns nicht übermütig macht, daß wir nicht von den eigenen Siegen besiegt werden, sondern in demütigem Dank Gott die Ehre geben und nach Wiederkehr des Friedens auf den guten Wegen bleiben, und vorwärts streben, eingedenk des Wortes beim Propheten: So spricht der Herr, dein Erlöser, der Heilige Israels: Ich, der Herr, dein Gott, bin es, der dich lehrt, was frommt und dich leitet auf dem Weg, den du gehen sollst. O, daß du acht hättest auf meine Gebote! Werden würde wie ein Strom dein Friede und deine Gerechtigkeit wie des Meeres Wogen und zahlreich wie der Sand am Meere deine Nachkommenschaft.

So gute Folgen erwarten wir für uns und das ganze Vaterland von den heiligen Uebungen, zu denen wir euch dringend einladen. In dieser frohen Zuversicht weihen vor allem wir selbst, eure Oberhirten, im Geiste mit euch vereinigt, uns und unsere Diözesen dem heiligsten Herzen Jesu. Wir befehlen in dieses göttliche Herz voll Liebe und Gnade euch alle und jeden einzelnen von euch, denn ihr alle seid in unsern Herzen zum Mitsterben und zum Mitleben, unsere Soldaten, denen sich Tag und Nacht unsere Gedanken und Gebete zuwenden; die Witwen und Waisen des Krieges, auf deren wunde Herzen wir den Balsam göttlichen Trostes herabflehen; unser teures Vaterland, dem in solcher Zeit unsere Herzen mit ganz besonderer Liebe und Treue zugetan sind.

O Schwert des Herrn, wie lange noch willst du nicht rasten? Gehe in deine Scheide, kühle dich ab und halte still! Jesus, du heiliges Gotteslamm, das hinwegnimmt die Sünden der Welt, erbarme Dich unser und schenke uns den Frieden! Heilige Jungfrau und Gottesmutter Maria, erflehe uns von Deinem göttlichen Sohne Verzeihung, Gnade und Frieden. Amen.

Am dritten Adventssonntage 1914.

Franziskus, Kardinal von Oettinger, Erzbischof von München-Freising. **Felix, Kardinal von Hartmann,** Erzbischof von Köln. †† **Thomas,** Erzbischof von Freiburg. †† **Jacobus,** Erzbischof von Bamberg. †† **Eduard,** Erzbischof von Gnesen und Posen. † **Adolf,** Fürstbischof von Breslau. † **M. Felix,** Bischof von Trier. † **Adolf,** Bischof von Straßburg. † **Ferdinand,** Bischof von Würzburg. † **Paul Wilhelm,** Bischof von Rottenburg.

† **Augustinus**, Bischof von Kulm. † **Antonius**, Bischof von Regensburg. † **Willibrord**, Bischof von Metz, O. S. B. † **Maximilian**, Bischof von Augsburg. † **Georg Heinrich**, Bischof von Mainz. † **Leo**, Bischof von Eichstätt. O. S. B. † **Sigismund Felix**, Bischof von Passau. † **Joseph Damian**, Bischof von Fulda. † **Augustinus**, Bischof von Ermland. † **Carl Joseph**, Bischof von Paderborn. † **Michael**, Bischof von Speyer. † **Johannes**, Bischof von Münster. † **Augustinus**, Bischof von Limburg. † **Wilhelm**, Bischof von Osnabrück. † **Heinrich**, Titular-Bischof von Cisamo und katholischer Feldpropst der Armee. Geistl. Rat **Fischer**, Verwalter des Apost. Vikariats im Königreich Sachsen. Domkapitular **Hagemann**, Kapitularvikar des Bistums Hildesheim.

Mit Gott immerdar!

Es grollt und rollt vom Haff zum Bodensee.
Ein Wetterschlag vom Ost zum West:
Krieg! Krieg!
Sinken oder Sieg!
Wie hast du dich so groß gezeigt,
Germanenhaft . . .
Mein deutsches Volk! Gleich wie der Feuerstrom
Aus des Vulkanes Abgrund steigt,
Glutwallend brach die alte Glaubenskraft
Aus deinem tiefsten Wesen,
Denn gottlos warst du nie.

In Wodan ahntest du den, „der da ist“.
Vom Götterwahn genesen,
In heil'gem Schauer beugtest du die Knie
Vor Gott und unserm Heiland Jesus Christ,
Und schwurst dem Himmelsherzog treuen Bann.
Erscholl der Ruf: „Die Feinde nahen! Krieg!
Sinken oder Sieg!“
Mit Gott war deine Losung je und je.
Mit Gott hinaus ins Feld und über See;
Mit Gott hinaus, geschlossen Mann an Mann!
Mit Gott!

Und wieder jetzt! Wie eine Brandung schlug
Es donnernd über Städt' und Dörfer, trug
Es hoffnungsreich zum Nord- und Ostseestrand:
Mit Gott für König und fürs Vaterland!
Mit Gott!
Die Tempelhallen wurden schier zu enge,
Von andachtsvollen Betern ein Gedränge.
Und mancher, dem verlor'nen Sohne gleich,
Betrat nach Jahren Gottes stilles Reich,
Und lernte wieder Vaterunser sagen.
Die Herzensbronnen, die verschüttet lagen,
Die rauschten wieder innig, seelentief;
Vom Kirchenturme, himmelzeigend, rief
Ins Herz der alte, liebe Glockenton:
Mit Gott! Mit Gott!
Mit Gott! Mit Gott! mein Sohn.

. . . Ein Häuflein zwar, — verbissen, starr und stumm —
Von Spöttern steht und lacht und denkt: Zu dumm!
Gefühl, sonst nichts! Ein paar gottsel'ge Wogen,
Bald wieder hin . . . versickert und verflogen.
Habt ihr das Siegs-Tedeum ausgesungen,
Ist bald: „Nun danket alle Gott“ verklungen,
Dann findet ihr uns wieder auf dem Plan,
Wir fangen neu des Babels Turmbau an. —

Und du, mein Volk? . . . Empör' dich! Straf' sie Lügen!
Die dich um deinen Gott und Herrn betrügen.
Nicht eine fromme Welle nur soll's sein,
Ein Notschrei bloß, ein Hülferuf . . . o nein!
Wenn wir, will's Gott, die Eichenkränze binden,
Mit grünem Schmuck Helm und Gewehr umwinden,
Beim Heldeneinzug froh Viktoria läuten,
Dann soll es Dank und heil'gen Schwur bedeuten:
Gott war mit uns! Drum wir mit Gott! Das Wort
In deutscher Wahrheit steh' es fort und fort.
Wir bleiben ihm, der treu mit uns gestritten,
Das Volk der Gottesfurcht und frommen Sitten.

Wigbert Reith.



Der Gemeinschaftsgedanke und das Gemeinschaftsgefühl.

24. Oktober 1914.

Das deutsche Volk hat in dem ihm aufgezwungenen Kampfe um seine Existenz ein wahrhaft erhebendes Beispiel von Gemeinschaftsgefühl und Gemeinschaftshandeln gegeben. So hat es das Ausland nicht erwartet, und auch im Inlande war man sicher an manchen Stellen von der sozusagen lückenlosen Geschlossenheit freudig überrascht. Alles Trennende, alles Kleine und Kleinliche schien seit Beginn des Krieges wie weggeblasen vor der Erkenntnis, daß es um Sein oder Nichtsein sich handele und vor dem Willen, zu sein. Es trat ein, wovon Bismarck in einer seiner Reichstagsreden sprach: „Deutschland flog auf wie eine Pulvermine".

Alles hat bisher bei der gewaltigen Erhebung des deutschen Volkes seine Schuldigkeit getan, im Felde wie daheim. Nur aus diesem einheitlichen Zusammenwirken konnte das eine Große entstehen, welches sich der staunenden Mitwelt offenbart hat. Indem ein jeder sich zu seinem Teile und nach seinen Kräften in den Dienst der Allgemeinheit stellte, hat er damit auch gar nichts Besonderes getan, sondern nicht mehr und nicht weniger als seine Pflicht, denn es ist Pflicht, das Vaterland zu verteidigen mit Einsetzung der ganzen Kraft.

Im großen und ganzen ist auch das eingetreten, was zu Beginn des Krieges von allen gefordert wurde: die konfessionellen Gegensätze und die Gegensätze der politischen Parteien haben geschwiegen.

Wenn an einzelnen Stellen eine ungerechte Stimmungsmache gegen den katholischen Klerus in die Erscheinung getreten ist, so dürfte es damit, wenigstens soweit der deutsche katholische Klerus in Betracht kommt, ein Ende haben, nachdem der Deutsche Kaiser selbst in einer Unterredung mit dem Abte von Maria-Laach erklärt hat: von der patriotischen Gesinnung der deutschen katholischen Geistlichkeit sei er „felsenfest überzeugt" und nachdem alle, aber auch alle Verdächtigungen besonders des elsaß-lothringischen Klerus sich als völlig hinfällig erwiesen haben. Auch der belgische katholische Klerus wird nach einer dankenswerten Verfügung der höchsten Militärbehörde fernerhin gegen völlig beweislose oder offensichtlich unwahre Beschuldigungen und Verallgemeinerungen geschützt sein.

Die politischen Parteien ihrerseits haben mancherlei Beweise von Gemeinschaftssinn gegeben. An manchen Orten hat man bei politischen und kommunalen Wahlen einen Wahlkampf vermieden und sich über eine gemeinsame Kandidatenliste auf der Grundlage des Besitzstandes verständigt. Der deutsche Bürger hat jetzt andere Sorgen als ein etwa zu gewinnendes Mandat

für einen politischen oder kommunalen Vertretungskörper. Jetzt geht's ums Ganze.

Man hat daher auch, und zwar mit Recht, sich im allgemeinen versagt, aus hervorragender Betätigung eines einzelnen Parteigenossen politisches Kapital für eine Partei zu schlagen, wenn auch nichts dagegen zu erinnern ist, daß die Blätter z. B. Auszeichnungen von Persönlichkeiten, die in ihrem Leserkreise bekannt sind, besonders verzeichnen.

Was vermieden werden muß, ist, daß einzelne Parteien während dieser schweren Kriegszeit aus diesem oder jenem Vorkommnis für sich politische Münze zu prägen versuchen. Das ärgert die anderen und erschwert das einträchtige Zusammenwirken, welches nicht nur zu Beginn des gegenwärtigen weltgeschichtlichen Ringens von Nöten war, sondern dauernd notwendig bleibt.

Dahin gehört auch ein übertriebener Kult einer einzelnen politischen Persönlichkeit, welche für eine einzelne Partei von ungewöhnlicher Bedeutung gewesen sein mag, deren politische Wirksamkeit aber naturgemäß sehr verschieden bewertet wird. Man soll darauf verzichten, solche Persönlichkeiten, wenn sie etwas tüchtiges geleistet haben oder auf dem Felde der Ehre gefallen sind, der öffentlichen Meinung gewissermaßen als Nationalhelden und Nationalheiligen aufzwingen zu wollen. Das fordert den Protest heraus.

Es ist auch nicht einmal klug, daß eine Partei die patriotische Betätigung eines ihrer Angehörigen gar zu beflissen in Evidenz zu setzen sich bemüht. Das erweckt leicht den Verdacht, als habe die Partei das ganz besonders nötig, als habe sie Vergangenes vergessen zu machen. Oder aber: es wird der Gedanke erweckt, als sollten Dinge, die eigentlich selbstverständlich sind, zu etwas Sonderlichem aufgebauscht werden. Wenn z. B. mehr als eine Million Kriegsfreiwillige aus allen Ständen sich gemeldet haben, so geht es nicht an, einzelne Persönlichkeiten, seien es Politiker oder Schauspieler, in Wort und Bild, über alle Erdensöhne hoch erheben zu wollen, weil sie das getan haben, was so viele andere gleichzeitig getan haben.

Es wäre ja Torheit, zu glauben, daß nach dem großen Kriege aller konfessioneller Hader ruhen und alle politischen Gegensätze schwinden würden. Der ewige Frieden ist auch auf dem innerpolitischen Gebiete eine Utopie. Aber heute wenigstens müssen die Parteien an etwas anderes denken, als an die Verwirklichung ihrer besonderen Bestrebungen, die sie ja deswegen noch nicht zu verleugnen brauchen Sie sollten auch darauf verzichten, die eigene Stirn mit einem Extralorbeer zu umkränzen. Jeder Deutsche, welcher Partei er auch angehört, ist an dem glücklichen Ausgang des gegenwärtigen Existenzkampfes fürs Vaterland interessiert. Der Gedanke der Pflichterfüllung dem Vaterlande gegenüber ist lebendig in allen Kreisen unseres Volkes; vorzugsweise Belobigungen einzelner Gruppen entsprechen nicht der Zeitlage. Mit der Neuordnung der politischen Verhältnisse mag man sich beschäftigen, wenn erst der Krieg zu Ende geführt, siegreich zu Ende geführt sein wird.

J. B.

Stimmen zum konfessionellen Frieden in Deutschland.

17. Dezember 1914.

Kurz nach dem Ausbruch des gegenwärtigen Krieges, konnte man in gewissen Zeitungen und Zeitschriften Meinungsäußerungen lesen, daß es sich in dem gewaltigen Ringen der Völker um den Sieg und die Vorherrschaft des protestantischen Glaubens und protestantischen Pflichtbegriffs in der Welt handle und daß der Krieg vom Jahre 1914 seinem innersten Wesen nach ein Religionskrieg sei. Wer in der Preßgeschichte der Neuzeit bewandert ist, konnte ohne Schwierigkeit feststellen, daß im Jahre 1870 nach den ersten Siegen der deutschen Waffen in manchen deutschen Zeitungen ganz dieselben Redensarten zu lesen waren. Weil nun unmittelbar auf den siegreichen Einheitskrieg der deutschen Stämme 1870/71 der unselige Kulturkampf folgte, so wähnten ängstliche Gemüter, daß nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges uns ähnliches bevorstehen werde, und gewisse Zeitungsäußerungen schienen diese düstere Vermutung zu bestätigen.

Was die Behauptung vom Kampfe um die Vorherrschaft des Protestantismus als Ziel dieses Weltkrieges betrifft, so war es ein leichtes, sie durch den bloßen Hinweis auf die Zahlen schlagend zu widerlegen: Es stehen in den beiden eng verbündeten Mächten Deutschland und Oesterreich-Ungarn viel mehr Krieger katholischen Glaubens im Felde, als solche protestantischen Glaubens. Und unter unseren Feinden ist der zäheste, kriegslustigste und Deutschland am meisten mit seinem leidenschaftlichen Haß verfolgende das protestantische England Mit der Behauptung vom Religionskrieg ist es also nichts. Eine solche Behauptung können nur Fanatiker aufstellen und vertreten, die alles und jedes unter dem engsten konfessionellen Gesichtswinkel zu betrachten pflegen.

Je länger der Krieg aber schon dauert, um so mehr werden sowohl an der Front wie auch bei den Daheimgebliebenen Stimmen laut, welche auf das einträchtige Zusamenleben und das Sichverstehen der beiden großen Konfessionen hinweisen. Die Soldaten ertragen in den Schützengräben und in den Gefechten, in den Feldlazaretten und in den Quartieren echt kameradschaftlich die Mühen, Strapazen und Gefahren des Krieges miteinander, sie spechen sich einander Trost und Ermunterung zu, teilen Speise und Trank, Ruhe und Erholung und treten sich, einerlei welcher Konfession sie sind, als Kriegskameraden in allem, was Menschenbrust bewegt und Menschenherz erhebt, brüderlich nahe. Hader und Zwist wäre gleichbedeutend mit Auflösung und Schwächung der eigenen Reihen. Darum sind auch die Feldbriefe der Soldaten auf diesen Ton der Eintracht und Solidarität gestimmt, es wird darin besprochen, nicht was trennt, sondern was allen gemeinsam ist.

Im Sinne dieser Verständigung auf religiösem Gebiete ist ein Aufsatz geschrieben, den der Würzburger Theologieprofessor Dr. Sebastian Merkle über konfessionelle Vorurteile im alten Deutschland in den Süddeutschen Monatsheften (Dezember 1914) veröffentlicht hat. Das alte Deutschland ist dabei nicht etwa gleichbedeutend mit dem ehemaligen Deutschen Reiche, sondern es ist damit gemeint Deutschland bis zum Ausbruch des großen Krieges. So sehr bricht sich in dieser Ueberschrift des Aufsatzes schon die veränderte Auffassung von unserer veränderten politischen und seelischen Lage Bahn!

Der Verfasser geht eine Reihe von Beschwerden durch, welche die beiden Hauptkonfessionen in Deutschland widereinander auf dem Herzen hatten und im Munde führten. Weniger handelt es sich dabei um dogmatische Gegensätze, als um Vorwürfe und Bemängelungen, die aus der Gestaltung der neuzeitlichen Verhältnisse seit der Säkularisation, besonders aber seit der Neugründung des Deutschen Reiches erwachsen sind. Dazu gehört das Verhältnis der deutschen Katholiken zum „evangelischen Kaisertum", die Verdächtigung der Reichsfeindschaft, worunter in den Kulturkampfsjahren der katholische Volksteil so viel zu leiden hatte, und die Verfolgung von Bischöfen und Priestern wegen rein geistlicher Handlungen, in denen das Rechtsbewußtsein des Volkes nie und nimmer eine Uebeltat und ein Verbrechen erblicken wird. Zusammenfassend sagt Merkle richtig und treffend:

> Die Katholiken glaubten, den Protestanten Schuld geben zu sollen, diese hätten, statt den katholischen Volksteil den Verlust Oesterreichs vergessen zu lassen, ihre zahlenmäßige Ueberlegenheit mißbrauchend, in konfessioneller Engherzigkeit und Unduldsamkeit ihm das neue Vaterland ebenso mißgönnt, die Freude am Reiche verdorben und seine Angehörigen zu Bürgern zweiter Klasse herabgedrückt, wie sie zwei Menschenalter früher durch Unterdrückung der meisten katholischen Staaten und Wegnahme katholischen Kirchenguts ihre andersgläubigen Mitbürger arm und zu Fremdlingen in der eigenen Heimat gemacht hätten. Die gemeinsame Not schloß nun die Katholiken aller Richtungen enger zusammen und erinnerte auch jene wieder ihres religiösen Bekenntnisses, welche längst auf dasselbe vergessen hatten.

Diese Pariasstellung der Katholiken und die Verletzung der verfassungsmäßig gewährleisteten Parität führte zu jahrelangen parlamentarischen, politischen und journalistischen Kämpfen und Auseinandersetzungen, die die Kluft unter den beiden christlichen Konfessionen immer mehr erweiterten und vertieften, den Gegnern immer neuen Stoff zuführten, die innern Zerwürfnisse zu schüren, und die Hoffnung auf einen wenn auch fernen konfessionellen Frieden schier zur Utopie werden ließen.

Gewisse Erscheinungen im sozialen und gesellschaftlichen Leben, vor allem der sog. Gewerkschaftsstreit in den letzten Jahren, der durch das Zusammensein katholischer Arbeiter mit andersgläubigen in denselben Vereinen veranlaßt war, erhöhten die Reizbarkeit auf beiden Seiten und ließen das Bild der inneren Zerrissenheit noch unerfreulicher erscheinen. Hinzu kommt noch ein Umstand, auf den Merkle nicht hingedeutet hat, nämlich die Einmischung der dem Deutschtum feindlich gesinnten, ausländischen Presse, besonders der französischen. Hierdurch wurde, ähnlich wie vor 1870 durch den steten Hinweis auf die Reibereien zwischen Norddeutschen und Süddeutschen, auch

in jüngster Zeit, namentlich infolge der maßlosen Uebertreibungen, wie sie die romanischen Schriftsteller lieben, in Frankreich der Eindruck erweckt, als ob wir in Deutschland am Vorabend neuer Religionskriege ständen, worin die eigentlichen Kriegstreiber ihrerseits wieder einen Beweis für die innere Schwäche des deutschen Volkes erblickten.

Innerhalb der Wissenschaft macht sich der Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten nicht so schroff und heftig geltend, wie jedesmal dann, wenn über die Wissenschaft und ihre Ergebnisse, vorab über Personen Werturteile abgegeben werden. Doch bahnt sich auch hier eine bessere Verständigung an, und Merkle sagt mit Recht: „Die Behauptung mancher Prinzipienreiter, als ob auf katholischem Standpunkte wissenschaftliche Forschung, wenigstens auf theologischem Gebiete, überhaupt unmöglich wäre, wird schon durch die tatsächlich vorliegenden, auch von Protestanten als tüchtig anerkannten Leistungen katholischer Theologen widerlegt". Nicht minder wird der Würzburger Kirchenhistoriker Zustimmung finden, wenn er davor warnt, daß die Anhänger der beiden Konfessionen auf dem Gebiete der Sittlichkeit ihren Wetteifer dadurch zu bekunden suchen, daß sie sich gegenseitig die Sünden der Väter vorrechnen. Dieses Verfahren verbittert gegenseitig und hat wohl nur selten einen Anhänger der anderen Konfession dahin gebracht, seine Vorurteile aufzugeben. „Auch scheint dabei vergessen," sagt Merkle, „daß, wenn man einmal das Arsenal der Geschichte auftut, um Waffen gegen den Widerpart zu suchen, die Sache weit gefährlicher wird für die Katholiken, die neunzehn Jahrhunderte zu verantworten haben, während der Protestantismus kaum vier Zeit hatte zum Sündigen."

Unchristliche Rechthaberei und kirchenpolitische Polemiken werden wie früher so auch in Zukunft die Konfessionen entzweien, niemals aber die aufrichtige Betätigung der christlichen Religion in Frömmigkeit und Caritas. Das ist die Lehre, die der Verfasser aus seinen Betrachtungen zieht. Es ist die Liebe zum großen deutschen Volke, die ihn bewegt, seine warnende Stimme zu erheben, und in diesem Gefühl der gemeinsamen Vaterlandsliebe werden alle seinen Schlußworten zustimmen: „Niemand denkt gewiß an einen kirchlichen Streit im neuen Deutschland, nachdem der Krieg alle Konfessionen in hartem Kampfe gegen die äußeren Feinde zusammengeschmiedet; niemand möge in grundlosem Mißtrauen den Teufel an die Wand malen. Törichte Vorwürfe und beleidigende Vergleiche, wie sie von einzelnen Eiferern sogar während des Krieges beliebt wurden, dürfen nicht als Zeichen allgemeiner Stimmung genommen werden. Indes nicht in blasierter Geringschätzung der Kirchen kann der Friede gedeihen. Die christliche Religion ist einmal durch die beiden Hauptkonfessionen in Deutschland vertreten; sie haben unser Volk seit Jahrhunderten nebeneinander religiös erbaut und sittlich erzogen. Sie sind Mächte, die, wie die Dinge nun einmal liegen, durch nichts ersetzt werden könnten. Um so wichtiger ist ihr einträchtiges Zusammenwirken. Hierzu ist aber nicht nötig eine Union, ein Verschmelzen der beiden Konfessionen, was nur ein schöner, kaum jemals seine Verwirklichung findender Traum ist; wohl aber ist nötig,,

daß sie einander gewähren lassen, jede den guten Willen der anderen anerkennt und ihre Ueberzeugungen achte."

Hier berühren sich die Gedanken und Anregungen ganz mit den Ausführungen, die der Bischof von Limburg, Dr. Augustin Kilian, in seinem Kriegshirtenbrief seinen Diözesanen ans Herz gelegt hat. Alle Deutschen haben sich in diesen schweren Tagen des Krieges in einer großen heiligen Liebe zusammen gefunden: in der Vaterlandsliebe: „Gebe Gott, daß das deutsche Volk auch nach dem Kriege von dieser Gesinnung der Zusammengehörigkeit durchdrungen bleibe und die alsdann naturgemäß wieder zum Vorschein kommenden religiösen, politischen und sozialen Gegensätze im Geiste der Versöhnlichkeit und Liebe auszugleichen oder doch zu tragen suche! Dann werden die Opfer, die wir im Kriege gebracht haben, nicht umsonst gebracht sein, sondern reiche und dauernde Früchte zeitigen."

Sorgen wir dafür, daß diese edle Auffassung in möglichst weiten Kreisen Wurzel fasse, dann werden die Pläne der wenigen Fanatiker ebenso wie die Befürchtungen der Schwarzseher und Kriegshypochonder, daß der Weltkrieg für uns in Deutschland zum Vorläufer des Religionskrieges werde, kläglich zuschanden werden. K. H.

Keine Lücke in der moralischen Front!

14. Oktober 1914.

Mit zwei Fronten stehen wir gegen unsere erbitterten Feinde, der strategischen und der moralischen. In der strategischen kämpfen in West und Ost unsere tapferen Soldaten, in der moralischen aber steht das ganze deutsche Volk, einmütig und zu allen Opfern entschlossen, die den Kämpfern in der Schlacht den Sieg erleichtern sollen. Kein schwacher Punkt, keine Lücke darf sein in der Schlachtfront, wo es gilt, den Feind zu schlagen und niederzuwerfen, ebensowenig aber auch darf es schwache Punkte oder gar Lücken geben in der Front der Gesamtstimmung unseres Volkes gegenüber denjenigen, die unser Vaterland nicht nur im Felde mit der Wut des Neides und Hasses, sondern auch in aller Welt mit Lüge und Verleumdung bekämpfen, damit der deutsche Name ebenso auf ewig geschändet werde, wie sie hoffen, das Deutsche Reich und das deutsche Volk auf ewig zugrunde zu richten. Der erbarmungslose Vernichtungskampf, den sie gegen uns führen, muß uns entschlossen finden zu einer Abwehr mit allen erlaubten Mitteln. Die Zeit, die uns mit dem Schwersten bedroht, ist eine harte, eine rauhe Zeit, in der den Feinden gegenüber das Gemüt keine größere Rolle spielen darf und kann, als sie selber es uns gegenüber spielen lassen; diese rauhe und harte Zeit darf keinen unter uns weich oder schwach finden.

Und doch muß man immer wieder vernehmen, daß unter uns „Denker“ sitzen, die da meinen, an der so nötigen Kampfstimmung herumkorrigieren zu sollen, Leute, die mit dem Haarspaltmesserchen und mit der Apothekerwage an die ihnen allzu stark dünkenden Wendungen, zu scharf scheinenden Ausdrücke herangehen, mit der Lupe der Ueberkritik erforschen, ob nicht dieses und jenes am Feinde geübte Urteil, diese und jene über den Feind gebrachte Nachricht nicht doch um ein Titelchen zu scharf, um eine Linie zu unwahrscheinlich sei. Diese Leute dünken sich die Auslese des Volkes der Denker, wenn sie sich über das, was sie die niederen Regionen der Kriegsstimmung nennen, erheben. Ihnen muß gesagt werden mit all der Deutlichkeit, welche die schwere und bittere Not des Daseinskampfes eines großen Volkes verlangt, daß man in dieser schweren Zeit vor allem zu hören hat auf den dröhnenden Schritt der Heere der Vaterlandsverteidiger und auf das, was sie von uns fordern und in Gottes Namen von uns fordern dürfen, daß aber niemand horcht auf den schlurfenden Schleichschritt der Philosophen hinter dem Ofen; daß heute ein jeder bis zum allerletzten Partei zu sein hat, Partei mit jeder Faser seines Denkens und Fühlens in dem uns aufgedrängten Prozeß auf Leben und Tod, daß es in diesem Prozeß nicht am Platze ist, weich zu werden zu einem Vergleich, daß es vielmehr gilt, den Gegner niederzuringen und niederzuzwingen, auf daß er für immerdar genug hat.

Wer da verlangt, daß die deutsche Presse in Filzpantoffeln einhergehe und, während die Presse unserer Feinde sich geradezu erschöpft in Schmähungen unseres Kaisers, unseres Heeres, des deutschen Volkes, in Ausdruck und Urteil hübsch die akademische Linie einhalte, der hat nicht das geringste Verständnis dafür, was es heißt, wenn von so vielen Feinden mit den gewissenlosesten Mitteln versucht wird, einem Volke die physische und moralische Existenz zu untergraben. An solchem Verständnis fehlt es hier und da im neutralen Ausland auch dort, wo man erklärt, uns grundsätzlich wohl zu wollen, wo man aber unbewußt die Rollen vertauscht und annimmt, wir Deutsche müßten bei unserem Bemühen, die Wahrheit in das Ausland zu bringen, vorerst selbst in eine neutrale Haut fahren, um nun aus dieser heraus die reine, abgeklärte, jedes Gefühlsbeiwerks entkleidete Wahrheit zum Besten zu geben. Das ist ein unbilliges, ein unvernünftiges Verlangen. Kriegsstimmung ist es, die das ganze deutsche Volk beherrscht und beherrschen muß, und diese notwendige allgemeine Stimmung hat zur natürlichen notwendigen Folge, daß wir Deutsche die Wahrheit ins Ausland nicht bringen unter Verzicht auf jede Kritik an den Verleumdungen unserer Feinde, daß wir vielmehr mit der Wärme der Ueberzeugung, der Glut der Vaterlandsliebe und dem berechtigten Zorn der Geschmähten und Verleumdeten im Reiche des Wortes genau so die Gegenschläge führen, wie im Bereich der Schlacht das Schwert. Ein anderes ist ausgeschlossen. Denn es ist Krieg, Krieg, in dem wir zerschmettert werden sollen!

In die einheitliche, notwendig einheitliche moralische Front bringt ein schwächendes Element oder bricht je nachdem gar eine Lücke eine unzeitige,

vorzeitige Friedensstimmung, die nicht abwarten mag noch kann, bis unsere Heere ganze Arbeit getan haben. Die Träger solcher vorzeitiger Friedensstimmung kümmern sich keinen Deut um die Tatsache, daß sich unsere verbündeten Feinde unter dem Einflusse Englands zusammengekettet haben durch die Verpflichtung, gehe es dem Einzelnen wie es wolle, doch unter keinen Umständen gesondert Frieden zu schließen. Darin soll eine Bürgschaft für die Erreichung des heiß ersehnten Zieles des gemeinsamen Hasses gegen Deutschland liegen, für die Vernichtung Deutschlands.

Man hat angesichts des fanatischen, bis in das allerkleinste und allerkleinlichste gehenden Kampfes gegen alle deutschen Fleißerzeugnisse in England, Frankreich und Rußland ganz und gar keinen Anlaß, sich in Spekulationen wirtschaftlicher Art einzulassen. Wirtschaftliche Spekulationen sind eine Sorge der Zukunft, derjenigen Zeit, in der es heißt, den besiegten Feinden Bedingungen aufzuerlegen, nicht aber der kämpfenden und nur kämpfenden Gegenwart.

Es ist jetzt auch nicht an der Zeit, sich durch irgendwelche, im Gegensatz zu der unerbittlich erbarmungslosen Kriegsstimmung unserer Feinde stehende Aeußerungen oder Handlungen von Einzelangehörigen der uns feindlichen Völker in der Stimmung beeinflussen zu lassen. Keine Durchbrechung der Stimmung! Diese Mahnung richtet sich vor allem an jene, die allzu leicht gerührt durch ein unverbindliches, schön klingendes Wort über kleine, nichtssagende, gänzlich einflußlose Episoden die von allen Seiten andrängende Gefahr und die Notwendigkeit ihrer rücksichtslosen Abwehr übersehen.

Das nackte Programm, mit dem gegen das deutsche Volk Krieg geführt wird, ist: das deutsche Volk soll wieder das harmlose Volk der Denker und Dichter werden, das für die anderen und für deren Ausbeutungszwecke Erfindungen machen, aber beileibe ihnen beim Geschäft nicht in die Quere kommen darf, das wohl seinen Platz am heimischen Ofen, nicht aber an der Sonne beanspruchen soll.

Wir haben jetzt nur eine Aufgabe: die Feinde niederzuringen. Primum vivere, heißt es in einem alten Spruch: das deutsche Volk hat ihn in diesen schweren Tagen umzuformen: Primum vincere, deinde philosophari, erst die Feinde niederzwingen, erst die unser Dasein endgültig sichernde Tat, dann die Spekulation. Unsere Pflicht ist es vor allem, Vertrauen in unsere militärische und politische Leitung zu haben, die die Verantwortung vor Gott und der Welt dafür trägt, daß die Opfer, die unser Volk an Gut und Blut gebracht hat und bis zum Ende zu bringen entschlossen ist, nicht verloren gehen für die Freiheit, die Größe und die dauernd gesicherte Zukunft unseres Vaterlandes und für ein dauernd beruhigtes Europa. O. D.



Hoffen!

Steter Tropfen höhlt den Stein!
Höhlt ein feines Becherlein,
Füllt es mit kristallnem Tau
Und es kommt Herr Fink und Frau,
Netzen ihre Kehlen frisch
An des lieben Herrgotts Tisch,
Jubeln süße Weisen dann
Himmelan.

Deutsche Brüder, Schwestern, Mut!
Weg mit dieser schwarzen Brut
Zager, zweifelnder Gedanken . . . !
Muß denn gleich des Reiches Beste wanken,
Wenn nicht Schlag auf Schlag
Jeden Tag
Siegesbanner flattern?
Freudenböller knattern?

Felsenfest vertraut dem Herrn!
Deutscher Heldenschar vertraut, die fern
Blutig ringt,
Mutig tausend Opfer bringt.
Helden . . . hört ihr! . . . Helden sein
Soll'n auch wir, . . . denkt an den
Stein
Helden in stillem Geduldеn und Hoffen,
Helden mit Händen und Herzen stets offen;
Hände zur Spende . . . das Herz zum Fleh'n:
Dies Heldentum muß zum Siege geh'n.

Wigbert Reith.

Fort mit der Ausländerei!

Der große Krieg, der alle Deutschen zum gewaltigen Kampfe für ihre heiligsten Güter geeint und fest zusammengeschweißt hat, hat in ihnen auch das sichere Bewußtsein für alles, was dem deutschen Wesen und Charakter entspricht, und anderseits für alles, was dieses Wesen und diesen Charakter verkennt und fälscht, aufs neue gefestigt und geschärft. Mit Recht hat man schon gleich zu Beginn des Weltkrieges darauf hingewiesen, daß es angesichts der niedrigen und hinterlistigen Mittel, mit denen unsere Feinde gegen uns den Kampf führen, sich mit deutscher Ehre und deutschem Selbstbewußtsein nicht mehr vereinbaren lasse, wenn wir an unserer so reichen und wunderbaren Sprache noch fernerhin fremde Läppchen und fremden Aufputz dulden, und daß unsere Sprache und unser Schrifttum sich ernst und zielstrebig von aller Fremdländerei frei machen müssen.

Die über das ganze Deutsche Reich ausgedehnte Tätigkeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hat in dieser Hinsicht schon große und bleibende Erfolge gezeitigt, und man kann die rege und opferwillige Tätigkeit des Vereins nicht genug anerkennen. Man lese nur einmal einige Kapitel in den Werken unserer großen Geschichtsschreiber aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, z. B. Rankes, und man wird alsbald erfahren, daß wir in der Freimachung unserer Sprache von fremden Zutaten inzwischen recht erhebliche Fortschritte gemacht haben. Vor wenigen Jahrzehnten auch bei den führenden Vertretern

unseres Schrifttums noch Hunderte von Fremdwörtern, und heute bei allen guten Schriftstellern ein reines, durch keinerlei fremde Ware entstelltes Deutsch!

Aehnliche Aufgaben sind auch noch der deutschen Mode gestellt. Bei den sich immer mehr ausbreitenden Beziehungen der Kulturvölker untereinander und bei ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit voneinander wird es wohl immer schwieriger werden, daß sich ein Volk in seiner Mode ausschließlich auf sich selbst stellt. Gegenseitige Beeinflussungen werden auch in Zukunft stattfinden. Aber diese dürfen nie und nirgends zu einer würdelosen Preisgabe des eigenen Wertes führen, nie zu einer verwerflichen Ausländerei werden, die das aus dem eigenen Volkstum Erwachsene eben aus diesem Grunde für minderwertig hält und alles, was von draußen kommt, urteilslos annimmt, verehrt und preist.

Mögen vor allem die geistig und sozial Höherstehenden sich ihrer vaterländischen Pflicht auch auf diesem Gebiet endlich bewußt werden und durch ihr Beispiel in Zukunft wieder gut zu machen sich bestreben, was sie dadurch in der Vergangenheit am deutschen Volke gesündigt haben. Ist es doch zum großen Teil ihre Schuld, daß die Ausländerei ins eigentliche Volk gedrungen, daß eine Schwäche, die ursprünglich nur gewissen vornehmen und halbgebildeten Kreisen eigen war, allmählich eine beklagenswerte Charaktereigenschaft eines ganzen Volkes wurde. Das Aeußere wirkt auch auf das Innere, und es gilt noch heute wie vor drei Jahrhunderten das Wort des Dichters:

A la mode-Kleider
A la mode-Sinnen —
Wie sich's wandelt außen,
Wandelt sich's auch drinnen.

Das Lied von Stahl und Tuch.

Es wurde mir so oft gesagt,
In England würde Stahl gemacht,
Der wär' dem deutschen über,
Und auch viel Tuch, das dort gewebt,
Umhülle deutsche Glieder.

Es wurde Stahl und Tuch versandt
Von Deutschland hin zum Britenland,
Ward englisch dort gestempelt
Und ging zum Michel dann zurück,
Der so sein Geld verplempelt.

Bei ihm war alles gut und stark,
Wenn nur darauf stand: Trade Mark.
Du guter deutscher Michel,
Du hast dich immer unterschätzt,
Verdienst drum Spott und Stichel.

Ich ruf' dir zu: Jetzt wache auf!
Schau auf Gewehr und Mörserlauf,
Schau auf die Bajonette!
Hei wie der Stahl, der Deutschen Fleiß,
Zersprengt die Feindeskette!

Schau auf das deutsche feldgrau Tuch,
So schlicht und stark, gewählt so klug,
Dein Heer wird glorreich siegen!
Glaub mir, ein Teil von dem Erfolg
Wird an dem Tuche liegen.

Ich denke, was sich so bewährt,
Muß fortan werden hochgeehrt.
Kleid' dich in deutsche Tuche
Und schneid' dein Brot mit deutschem Stahl,
Das fremde Zeug verfluche!

Joh. Hoffmanns.

Krieg und Sprache.

Von Prof. Dr. Tesch.

In gewöhnlichen Zeiten machen sich nur wenige Menschen besondere Gedanken über unsere deutsche Sprache. Der Krieg aber hat darin einen gewaltigen Umschwung gebracht. Ihre Pflege ist mit einem Schlage ein wichtiger Gegenstand der gesamten Oeffentlichkeit geworden. Das Bezeichnende daran ist, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf die Stilkunst, Rechtschreibung oder auf sonstiges Regelwerk richtet, sondern auf die Ausmerzung der überflüssigen und entbehrlichen Fremdwörter.

Wohl hat es für die deutsche Art immer erst eines gewaltigen Anstoßes von außen, namentlich schwerer Kriege, bedurft, bis der Deutsche sich auf das Recht seiner Muttersprache besann, aber der heutige Fremdwörterkrieg geht an Größe weit über seine Vorgänger hinaus. Er geht mehr in die Breite und Tiefe, weil der Gegenstand, um den es sich handelt, bedeutender geworden ist. Früher, als die deutschen Sprachgesellschaften entstanden, im dreißigjährigen Kriege, war Deutschland ein armseliges zerrissenes Land, ohne politische Bedeutung, ohne eine deutsche Wissenschaft, ohne ein deutsches Schrifttum, heute aber ist es eine geschlossene Einheit, eine politische Weltmacht mit einer blühenden Weltliteratur und einer Sprache, die von 90 Millionen Menschen gesprochen wird, und neben dem Englischen und Französischen sich zur Weltsprache aufschwingt.

Ein Volk, das sich zu solcher Größe entwickelt hat, darf mit Recht auf seine Sprache stolz sein. Was daher den heutigen Fremdwörterkrieg veranlaßt hat, ist etwas anderes als Deutschtümelei und mehr als eine vorübergehende Laune. Es ist das Gefühl, daß die Vorliebe für die ausländischen Ausdrücke eine nutzlose Liebedienerei war, die uns auch nicht einen Augenblick vor dem Ueberfall unserer gemeinsamen Feinde geschützt hat. Es ist die Ueberzeugung, daß das Vornehmtun mit Fremdwörtern ein Zeichen vaterländischer Charakterlosigkeit ist. Daher rechnen wir jetzt mit dem Fremdwort ab. Wir halten es für eine Ehrensache, unsere Sprache von der Herrschaft des Auslandes zu befreien, und sehen in ihrer Reinheit ihre größte Schönheit.

Zahlreiche Verdeutschungsversuche der Gegenwart werfen scharfe Streiflichter auf diesen neuen Geist. Die Flammen, die der Allgemeine Deutsche Sprachverein, Regierungen und Behörden, Verwaltungen wie Post und Eisenbahn durch ihre Mahnungen und Vorbilder auf dem Gebiete der Sprachreinigung angezündet haben, schlagen jetzt zu einem hellen Feuer der Begeisterung für unsere herrliche deutsche Sprache auf. Die Jugend gründet Strafkassen für Fremdwortsünder, um den Erlös dem Roten Kreuz zuzuführen. Handelskammern beraten über den Ersatz fremdländischer Warenbezeichnungen durch einheimische. Der deutsche Fleischerverband bringt neue deutsche Namen für Fleischwaren in die Läden und Häuser, der Verband der Textilbranche rückt dem Fremdwort in der Mode zu Leibe, Landräte, Lehrer, Ingenieure, Kaufleute, Gasthofbesitzer — alle erklären dem Fremdwort den Krieg, auf der ganzen Linie ist die deutsche Sprache im Vormarsch.

Aber wird die Fortsetzung auch halten, was dieser Anfang verspricht? Wird unser Volk die Ausländerei für null und nichtig erklären? Nicht überflüssig ist solche Frage für den, der die Natur des Fremdwortes kennt. Er weiß, daß diese Ueberlegung sogar den Kern der Sache trifft, weil die Hauptsache in diesem Kampfe hinter der Front genau so sehr wie in dem Kampfe in der Front die Beharrlichkeit ist. Denn das Fremdwort ist ein hartnäckiger Eindringling, wehrt sich aus Leibeskräften gegen seine Ausrottung und bringt immer neue Scharen von Verfechtern seiner Ansprüche auf die Beine. Man braucht dabei durchaus nicht an die Leute zu denken, die den Versuchen der Sprachreinigung entgegenhalten, daß wir jetzt wichtigere Dinge zu tun hätten, als uns um Worte zu streiten — Leute, die diese vaterländische Regung in ihrer Bedeutung völlig verkennen und sie auf den toten Punkt bringen wollten. Man braucht nur an die Verbände zu denken, die in stundenlangen Sitzungen über die Einführung neuer Warenbezeichnungen beraten und sich nicht einmal innerhalb eines engbegrenzten Faches auf ein bestimmtes Wort einigen können. Einwände wie: Das Wort paßt nicht, ist nicht kurz, nicht deutlich, nicht inhaltreich genug, bringen die ganze schöne Kraft der Sprachbewegung leicht zur Erschlaffung.

Im tiefsten Grunde aber sind Mangel an Sprachgefühl und Unkenntnis der Bildsamkeit und des Reichtums unserer Sprache an dieser scheuen Zurückhaltung schuld. Unsere Sprache ist reich genug, um aus ihrer eigenen Schatzkammer vollwertigen Ersatz für viele entbehrliche Fremdwörter zu bieten, nur dürfen wir Nachdenken, Geduld und weite Umschau nicht scheuen, um diese Schätze zu finden. Vor allen Dingen dürfen wir nicht mit rechthaberischer Nörgelei von einem deutschen Wort, was Kürze und Bedeutungsinhalt anbelangt, alles Mögliche verlangen, während wir dem Fremdwort alle seine Fehler, Länge, Verschwommenheit, Mißverständlichkeit, mit größter Nachsicht durchgehen lassen. Gibt es doch so viele, die dem deutschen Wort das Recht nicht einräumen wollen, was sie dem Fremdwort schon längst gewährt haben! Opfern wir mit männlicher Auffassung diese Ausländerei und schaffen wir an Stelle der alten Gewohnheit des Denkens mit tatkräftigem Willen dem neuen Geist der Sprachreinigung Raum! Keine Zeit dafür ist günstiger als die heutige, da die Oeffentlichkeit, die bisher die größte Gegnerin der Spracheinheit war, jetzt auf der Seite der Sprachverbesserer steht. Der beste Weg zur Ausmerzung der Fremdwörter ist die gemeinsame Vereinbarung innerhalb der Fachverbände mit Hülfe des Deutschen Sprachvereins. Betreten wir ihn! Nehmen wir an, was uns dort geboten wird, dann wird dieser Kampf der Vater einer dauernden Spracheinheit werden.



Krieg und Kunst.

Von Dr. **Fritz Budde.**

Das große Kriegserlebnis übt eine fruchtbare Wirkung auf den schöpferischen Menschengeist. Diese Wirkung kommt und ist da, geheimnisvoll und unbelauscht, ein Naturereignis. Wohl aber kann bewußter Menschenwille sie unterstützen und ihr dauernden Erfolg sichern. Zu diesem Zwecke alle Kräfte aufzubieten ist unsere vaterländische Pflicht, ist unser Anteil an dem schweren Ringen um die Zukunft auf kulturellem Boden. Wie können wir seitens der Gemeinschaft die Wirkung des Kriegserlebnisses auf das nationale Kunstschaffen unterstützen? Indem wir dem Volke die gebührende Stellung zuerkennen in dem Kunst- und Kulturleben, indem wir ihm die unmittelbare Beteiligung am Kunstleben eröffnen. Man gebe dem Volke das Theater! Auf der Bühne gewinnt der Geist der Zeit, die Seele des Volkes, der sittliche Grundton seines Erlebens den stärksten, umfassendsten und eindringlichsten Ausdruck. In dem Theater findet die unmittelbare Wechselwirkung zwischen Schaffendem und Genießendem statt, zwischen Künstler und Publikum, und das Kunstwerk tritt erst durch das Mitschaffen des Publikums ins reelle Leben. Hier erhält auch heute noch die große Gemeinschaft, das Volk, Anteil an der künstlerischen Produktion.

Man gebe dem Volke das Theater, nicht ein Theaterstück, das einen seichten Abguß der augenblicklichen Stimmung als flüchtigen Unterhaltungsstoff zurechtbraut! Man hält tagtäglich Reden und Vorträge, man hält und betreibt es als nötigste Aufgabe, in Wort und Schrift die drängende und brennende Frage nach dem Zusammenhang und den Werten des Lebens, das jetzt so ungeheure und schmerzliche Opfer kostet, zu beantworten. Aber können solche Tagesprodukte mehr erzeugen als Oberflächenwirkung? Die Kunst nur, große, alles vermögende Kunst kann in die Tiefe wirken und die ganze Seele erfüllen, Kunst nur deutet in ihren gewaltigen Symbolen den Zusammenhang und die Werte des Lebens. Suchen Schmerz und Hoffnung ihren höchsten Trost, ihr letztes Ziel in den reinen Ideen der Religion, so suchen sie doch ein Eindringen in die großen Rätsel des Daseins durch das greifbare körperliche Bild der Kunst mit aller Kraft des Blutes. Wie das Bild des Malers das Heilige den Augen liebreizend macht, so rückt des Dichters Werk, das den ewigwährenden, unbegreiflichen Schöpfungsgedanken an irgendeinem Punkte nachzudenken und darzustellen strebt, das unheimliche Dunkel des Lebensverlaufs in eine sternenklare Belichtung. Kunst ist Trost, Läuterung und Nahrung für die Seele.

Man gebe das Theater dem Volke! Das große Erlebnis dieser Zeit treibt die Kräfte rückwärts in die Wurzeln unseres Daseins: Blüten und Früchte werden zerstört, damit wir von innen und von unten her neu und kräftiger aufbauen. Man lasse das Gewesene willig fahren und gehe unverdrossen ans Werk, die Grundlagen zu festigen. Aus dieser Erkenntnis, aus diesem Ent-

schluß gewinnen wir eine entscheidende Richtung und ein würdiges Ziel für die Kulturarbeit. Nutzen wir die Gunst des Augenblickes und legen wir mit großzügiger Entschlossenheit neue Grundlagen zu einem neuen Aufbau. Geben wir das Theater dem Volke wieder — das ist nicht getan mit billigeren Preisen, das erfordert vielmehr ganz andere Richtungslinien in der künstlerischen Leitung wie auch in der Organisation des Publikums. Es gilt, die künstlerische Kulturarbeit des Theaters in dem festen und fruchtbaren Boden des Volkes zu verankern und einer gesunden Entwicklung des Kunstlebens die natürliche Grundlage zu geben. Der Kunst geschieht gewiß kein Abbruch, wenn man ihre Doppelseitigkeit als geistige Volksnahrung und als ästhetisches Genußmittel deutlichst anerkennt. Zunächst muß für die kräftige Volksernährung vollauf gesorgt werden, dann wird man auch dem verfeinerten ästhetischen Genuß und der Kunst selbst, soweit sie in ihrem Werden, Gären und Ringen liebender Förderung bedarf, die geeignete Stätte nicht versagen; denn sie ist es ja, die immer neue Werte gewinnt, und ohne deren Pflege auch das Kunstinteresse in den breiteren Volksmassen allmählich ersterben würde. Möge der Krieg solch' fruchtbare Wirkung üben auf das künstlerische Kulturleben!

Deutsche Jugend.

Schlich, deutsche Jugend, durch deine Reih'n
Nicht schon ein kränkelndes Müdesein,
Ein Spielen mit welschem, modischem Tand,
Ein Zieren in Rede und Art und Gewand,
Blasiertes Spötteln gen Gottes Gebot?
Nun fuhr dir dazwischen die heilige Not,
Nun riß sie dich auf aus entnervender Rast,
Nun hat dich die Größe der Stunden gefaßt
Und zieht dir den gleißenden Plunder vom Leib,
Und deutsch bist du wieder, der Mann und das Weib,
Und jung bist du wieder und kraftvoll und stolz,
Die weichliche Rede zerstob und zerschmolz.
Kein Jammern — ein schweigendes Finden zu Gott —,
Du hilfst uns dort oben gen Scheelsucht und Spott,
Die Wahrheit, die Ehre zieh'n mit uns ins Feld,
Mit uns — Deutschlands Jugend! — Nun wehre dich, Welt!

Martha Große.



II. Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft.

Den Verwundeten.

Nun seid ihr still in unser Tal gezogen,
Und alle Herzen öffnen sich euch weit.
Hier findet ihr nach heißem Kampfeswogen
Die Friedensstätte, die euch längst bereit.

Es harren viele Hände euch zu warten
Und sanft zu lindern eurer Schmerzen Glut,
Und unser Tal grüßt wie ein Gottesgarten,
Und unsere Wälder rauschen: „Mut, nur Mut!"

Aus euren Augen soll es fröhlich strahlen;
Denn eure Wunden sind ja euer Ruhm,
Das deutsche Volk preist euch zu tausend Malen
Und neigt sich tief vor eurem Heldentum.

Die großen Siege habt ihr mit erstritten,
Das schlingt um uns ein unzertrennlich Band.
Wir danken euch für das, wie ihr gelitten,
Und mit uns dankt das ganze Vaterland.

Mit Gottes Hülfe werdet ihr genesen
Und bald vergessen alles Ungemach,
Und nur was groß, so herrlich groß gewesen,
Das bleibe ewig euch im Herzen wach.

Elisabeth Blumberg.

Bei verwundeten Kriegsgefangenen.

10. September 1914.

Die feindlichen Verwundeten werden auf ausdrücklichen Befehl der Militärverwaltung in gleicher Weise behandelt wie unsere eigenen Verwundeten. Denselben Grundsatz stellt ein Erlaß des preußischen Kriegsministers auf. Ueber die Opfer des Krieges breitet sich das schützende internationale Banner des Roten Kreuzes, das Banner des Christentums und der Menschlichkeit, das keine Feinde kennt und im Verwundeten nur den armen, hilfsbedürftigen Menschen sieht.

Es ist ein glänzender Ruhmestitel für das deutsche Volk, daß in den deutschen Lazaretten alle feindlichen Verwundeten die sorglichste Pflege finden. In den letzten Tagen sprach ich mit Hunderten von verwundeten Kriegsgefangenen, und alle sind voll des Lobes und der herzlichsten Dankbarkeit für die deutsche Pflege. Wenn ich sie fragte: „Seid ihr mit euerer Pflege zufrieden?" so antworteten sie freudig: „Wir sind sehr zufrieden, wir hätten nie gedacht, in Deutschland so gut aufgehoben zu sein, die Aerzte und Schwestern nehmen sich unser in rührendster Weise an." Wie oft hörte ich diese Verwundeten in den bewegtesten Worten ihren Pflegern danken, einer suchte sogar mühsam in einem deutschen Wörterbuch die nötigen Worte nach, um sich den Schwestern verständlich zu machen und seiner Dankbarkeit Ausdruck zu geben.

Es sind namentlich unsere tüchtigen deutschen Aerzte, die in diesen Tagen der deutschen Kultur und Menschlichkeit einen glänzenden Ruhmeskranz flechten, diese heroischen Kämpfer des Operationssaales, diese Kämpfer gegen die Verheerungen der Geschosse, die mit liebevoller Sorgfalt die gefährdeten Glieder zu retten suchen, denen so mancher deutsche und feindliche Krieger es verdankt, vor jammervollen Verstümmelungen bewahrt zu bleiben, diese edlen Aerzte, die alle einen so hohen Anspruch erheben dürfen auf des deutschen Volkes

Dankbarkeit, daß Worte dies niemals genügend aussprechen können. Nur wer mit eigenen Augen sah, welch zähen Kampf sie Tag für Tag und Stunde für Stunde kämpfen gegen Brand und Vereiterung, wie sie immer wieder die schrecklichen Wunden neu verbinden und das schwerste Tagewerk leisten müssen, der weiß es zu schätzen, was diese aufopferungsvollen Männer in der gegenwärtigen Zeit für Deutschland bedeuten.

Die verwundeten Belgier und Franzosen rühmen alle einstimmig die Leistungen unserer Aerzte. Da war ein armer Bretone, dessen zerschossener linker Arm bereits aufgegeben war, aber durch die sorgfältigste Pflege gelang noch die Rettung. Mit Tränen in den Augen erzählte er mir, daß er seinen Arm behalte, aber dafür sein Herz in Deutschland lasse. Wohl wünschten noch einzelne, wieder an die Front zurückkehren zu können, aber andere gestanden, daß es ihnen nach diesen Tagen so herzlicher deutscher Behandlung unmöglich vorkomme, nochmals gegen die guten Deutschen kämpfen zu können. Mit Deutschland wollen wir fortan in Frieden leben, erklären fast alle.

Den tiefsten Eindruck macht auf sie die Freundlichkeit unserer eigenen deutschen Verwundeten, mit denen sie in manchen Lazaretten zusammenliegen. Ich fand, daß sie mit Zigarren und Zigaretten versehen waren, und als ich fragte: Wer gibt euch denn zu rauchen? antworteten sie lächelnd: Les bons soldats allemands. Es waren unsere herzensguten Jungen, die ihren Feinden von den eigenen Vorräten spendeten, die ihnen von den geschenkten Liebesgaben einen Anteil gewährten. Wie oft sieht man deutsche Verwundete an den Betten der Franzosen sitzen und gewagte Redeübungen machen, um die armen Fremdlinge zu trösten, zu ermuntern. Man sieht so manches Idyll, das einem den Krieg fast wie einen Traum vorkommen läßt. Das warm empfindende deutsche Gemüt unserer braven Krieger überbrückt alle Gegensätze. Ein französischer Offizier gestand mir: „Nachdem ich das alles gesehen habe, begreife ich nicht mehr, warum wir gegen Deutschland Krieg führen."

Die verwundeten Franzosen sind mit verschwindender Ausnahme für den Trost der Religion wieder sehr zugänglich geworden; fast alle wollten die Sakramente empfangen, auch die Offiziere blieben darin nicht zurück. Das christliche Beispiel unserer eigenen Krieger hat wohl einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und dann gibt es keinen beredteren Prediger als den Krieg.

Es ist zu erwarten, daß die große Mehrzahl dieser Verwundeten nach der Rückkehr in die Heimat in anderer Weise über die deutsche Kultur denken und reden wird, als dies bisher geschah. Anfangs hatten sie eine große Angst, sie glaubten, man pflege sie bloß deswegen gut, um sie nachher erschießen zu können. Es kostete sogar einige Mühe, ihnen diese törichte Furcht auszureden. Seitdem liegen sie nun ruhig und geduldig in ihren Betten und freuen sich über die sorgsame Pflege. Alle versprechen, daß sie in ihrer Heimat den Lügen gegen Deutschland mutig entgegentreten wollen. Deutschland hat ihnen gezeigt, welch warmes Herz unter der eisernen Rüstung seines Volkes schlägt. Auch darauf dürfen wir nicht weniger stolz sein als auf unsere glänzenden Siege.

J. F.

Das Rote Kreuz von Aachen.

Der Kaiser rief: „Auf, es gilt Deutschlands Ehre!"
Und wie durch Zauber formten sich die Heere;
Die Losung hieß: „Ins falsche Welschland reiten,
Eh' all die Feinde deutsches Land beschreiten!"
Viel Hunderttausende im Waffenglänzen
Durchschritten hier bei uns die Landesgrenzen;
Mit letztem deutschen Gruß und Liebesgaben
Konnt' Aachens Rotes Kreuz die Wackren laben.

Und Gott gab Segen der gerechten Sache,
Die frechen Friedensstörer traf die Rache,
Und Siegeskunde tönt von jedem Felde,
Tönt von der Aisne, von der Maas und Schelde;
Und tapfer weiter stürmen uns're Sieger —
Doch heimwärts bringt man todeswunde Krieger
Den ersten Heimatsgruß, ihn beut den Armen
Das Rote Kreuz von Aachen voll Erbarmen!

Da ruh'n sie nun in unseren Lazaretten,
Wo linde Hände ihre Kissen glätten,
Statt haßerfüllter welscher Fratzen schauen
Treudeutsche Mägdlein auf sie hin und Frauen,
Die jeden Wunsch von ihren Lippen lesen;
Sie fühlen es, hier müssen sie genesen!
Ob fern der Heimat, hier sind sie geborgen,
Das Aachner Rote Kreuz wird für sie sorgen!

Und Tag und Nacht die Truppen gehn und kommen,
Die alte Kaiserstadt heißt sie willkommen;
Erblühende Jungfrau'n, würdige Matronen
Sie laben freudig all' die Legionen.
Und Tag für Tag wir unsere Liebesspenden
Hinaus zur Front an unsere Truppen senden,
Und ungezählte Feldpostkarten sprachen:
Nimm heißen Dank, du Rotes Kreuz von Aachen!

Ihr deutschen Männer, edle deutsche Frauen,
Die letzte Grenzstadt in den deutschen Auen,
Sie bittet euch um Geld und Liebesgaben,
Daß wir genug für unsere Helden haben,
Daß weiter wir zu unseres Landes Segen
Die Krieger laben und die Wunden pflegen.
O, daß die Bitten offne Herzen fänden:
Dem Roten Kreuz in Aachen sendet Spenden! S. M.

Auf der Truppenverpflegungsstation.

Vierundvierzig Jahre ist's her, seit ich mich beim Ausbruch des französischen Krieges als Freiwilliger meldete, als unbrauchbar heimgeschickt wurde und mich infolgedessen am Kriege nur in sehr bescheidener Weise beteiligen konnte. In der Gepäckexpedition des alten Kölner Zentralbahnhofes war eine

Verpflegungsstation eingerichtet, hauptsächlich für Kranke und Leichtverwundete, und da haben wir manche Nacht gearbeitet. Die Weiblichkeit war nur durch ein paar Schwestern vertreten. Die nachts aussteigenden Transporte waren nicht sehr zahlreich und der Dienst an sich nicht anstrengend. Heute haben derartige Veranstaltungen einen weit großartigeren Stil, entsprechend den Riesendimensionen des Weltkrieges. Am Bahnhof der Mittelstadt B. sind mehrere Stationen eingerichtet. Zur Erfrischung und für den Verbandwechsel durchfahrender Verwundeter dient eine Baracke, die im Notfall aber auch für die Verpflegung gesunder Mannschaften gerne zur Verfügung gestellt wird. Sie wurde in vier Tagen fix und fertig gebaut, hat etwa 800 Quadratmeter Fläche, großen Speisesaal, Kochsaal, Spülraum, Vorratsraum usw., alles sauber, luftig, elektrisch beleuchtet, praktisch auf Zeitersparnis eingerichtet. Mit der unverwüstlichen Gebieterin der Küche, die nötigenfalls sich erst morgens ein Stündchen aufs Ohr legt, und ein paar anderen ständigen Bediensteten, teilen sich Freiwillige in den Dienst, immer je ein halbes Dutzend Damen und Herren in vierstündigen Schichten. Aber es kann auch länger werden, und davon will ich erzählen:

Eines Abends punkt 10 Uhr geht's los. Ein endloser Zug mit vielen Hundert Ersatzreservisten. Die Leute, durchweg stramme Kerle, kamen nicht weit her, aber sie haben für die kleine Strecke viele Stunden gebraucht und sind hungrig wie die Wölfe. Und das ist nur der Anfang. Ganz unerwartet ist in verschiedenen Garnisonen alarmiert worden, Zug auf Zug geht an die Grenze; wenn ein halbes Tausend oder mehr gefüttert sind, bleibt knapp Zeit, um die Tische abzuräumen und flüchtig zu säubern, das Geschirr notdürftig zu spülen, und schon fährt ein neuer Transport vor. So haben wir in stark drei Stunden über 2000 Mann auf den Hals bekommen, immer erst kurz vor dem Eintreffen angemeldet.

In solchen Situationen sind die Spielregeln: Rasch, aber ruhig und ordentlich. Im allgemeinen wirtschaften die Damen im Vorrats- und Kochraum, die Herren in der Speisehalle, wo jeder seinen besonderen Tisch übernimmt; doch läßt die Trennung sich nicht streng durchführen, und wer sein Sonderpensum erledigt hat, der hilft eben, wo und wie er kann. Komplimente werden nicht gemacht; gnädige Frauen, welche nach einer vielbelachten Anekdote „die Herren Offiziere trösten wollen", gibt es hier nicht; wenn die Frau Justizrat am Suppenkessel arbeitet wie ein berufsmäßiger Küchendragoner, so ist das brav von ihr, gilt aber als selbstverständlich, und andere Damen machen es ebenso; oder wenn der Herr Justizrat Tische abwischt und Geschirrkörbe schleppt, und ich ihm anerkennend bemerke, er habe seinen Beruf verfehlt, so faßt er das als Schmeichelei auf. Tummeln muß man sich, und wir sind sechs Stunden lang kaum auf einen Stuhl gekommen, aber man hat auch Spaß daran. Musterhaft ist das Benehmen der Mannschaften, nicht die kleinste Ungehörigkeit, alle geduldig, auch wenn sie lange warten müssen, und wenn sie besondere Anliegen haben, so kommt das ganz höflich und bescheiden heraus; der eine möchte so gern ein Stück Seife haben, der andere erbittet

sich ein Stück trockenes Brot zum Mitnehmen; sehr gesucht sind Zigarren, die allerdings in dieser etwas tollen Nacht nicht allen gespendet werden konnten; einer hat mir eine Spende für das Rote Kreuz aufgedrängt, um eine Portion Glimmstengel unter die Kameraden verteilen zu können. Große Nachfrage war nach Ansichts- und Feldpostkarten, die sofort beschrieben und in den Kasten am Eingang der Halle gesteckt werden; es war ein freundlicher Zug, daß ein Füsilier mich bat, meine Adresse auf seine Karte zu schreiben, denn die sei für mich bestimmt. Auf einem Tisch fand ich nachher ein Stück Pappdeckel mit den Worten: „Herzlichen Dank", und ein Offizier sagte mir dankbar: „So was machen uns die Franzosen und Russen nicht nach." Und doch haben die Leute wahrlich keine Leckerbissen bekommen, und Alkohol keinen Tropfen, hier so wenig wie anderswo.

Längst war Mitternacht vorbei und wir wurden allmählich müde, da kam das dicke Ende, und zwar ein sehr dickes. Wir denken schon ans Heimgehen; zwar ist die zweite Nachtschicht (2—6) nicht benachrichtigt, aber es ist ja auch nichts mehr zu erwarten. Da kündet der Bahnhofsinspektor, seelenruhig wie immer, aber doch achselzuckend an: Noch 660 Mann! Der Gruppenführer macht ein sehr ernstes Gesicht, versammelt den Kriegsrat und läßt die Vorräte abschätzen. Ergebnis: Die Station ist ziemlich kahl gegessen; Kaffee genug, Suppe desgleichen, aber die ist bei vielen Mannschaften nicht beliebt, Brot zu wenig, Fleisch nur noch für einen Bruchteil, und wo und wie bekommt man neue Vorräte, tief in der Nacht? Glücklicherweise sind zur Aushilfe einige Pfadfinder herangeholt worden, flotte Jungen, flink wie die Wiesel, die mit ihrem Führer und einem Handkarren abtrollen, um zu fouragieren. Wären sie nur erst wieder da!

Zum Ueberfluß kommt der Transport schon vor 2 Uhr an, eine halbe Stunde früher, als erwartet, und in der Baracke wimmelt es wie in einem Ameisenhaufen. Im Speisesaal kein Plätzchen mehr frei, die Küche zur Hälfte mit Offizieren und Unteroffizieren besetzt. Was noch da ist, wird verteilt, aber die meisten bekommen nicht viel anderes als Kaffee und Vertröstungen. Inzwischen wird die Speisung so viel wie möglich vorbereitet; um die Suppenkessel einen Kranz von Damen und Herren, in jeder Hand einen Suppennapf; wie Pumpenschwengel gehen die Arme mit den Schöpfkellen hinunter und wieder herauf, ganze Batterien von Suppennäpfen stehen auf allen Tischen bis zum letzten Eckchen bereit. Drei Uhr vorbei! Da endlich ein donnerndes Hurra: „Die Wöösch sinn do!" Schweißtriefend sind die Pfadfinder mit ihrer Karre herangetrabt, nachdem sie verschiedene Metzger und Bäcker aus den Federn getrommelt haben, und nun kann die große Hauptfütterung beginnen. In strengster Ordnung! Mindestens 500 Mann, die bisher nur eine kleine Abschlagszahlung erwischen konnten, defilieren an dem großen Tisch zwischen Speisesaal und Küche vorbei. Bitte nicht vorgreifen! Immer links, links, links, dort bekommt jeder sein Teil. Nämlich Suppe, Wurst und Brot. Es ist kaum zu glauben, wie rasch das geht, wenn auf der einen Seite guter

Appetit und auf beiden Seiten guter Wille vorhanden ist. Endlich ist der letzte Mann gesättigt — hoffentlich wenigstens! — Kommando zum Einsteigen, und unsere Gäste rollen in die Nacht hinaus. Zum Schluß großes Aufräumen und Reinemachen, d. h. soweit das nach einem solchen Massenbesuch überhaupt möglich ist, und um 4 Uhr morgens begleiten wir die Damen nach Hause, wobei mir eine Lehrerin erzählt, um 8 Uhr müsse sie schon wieder in ihrer Schule sein. Sie scheint das wie eine angenehme Abwechslung im Alltags-Einerlei zu betrachten. Ich selbst bekenne mich schuldig: als ich ins Bett fiel, war ich doch so ziemlich fertig. Ja, ja, man wird alt!

Liebesgaben.

Was einem so alles durch die Finger geht
Für die Lieben im Felde! Kommt und seht!
Da klopft ein Mütterchen, grau und gebückt,
Mit Päcken beladen: „Selbstgestrickt!
Lauter wollene Sachen für den Sohn.
Die Nächte sind kalt, da braucht er's schon.
Ein bissel Rauchspeck und Dauerwurst,
Und das da drinnen ist für den Durst.
Liegt vielleicht taglang im Schützengraben,
Soll auch ein Päcklein Knaster haben!" —

Da kommt eine Frau, ihr Kind an der Hand:
„Das ist für den Mann im Feindesland.
Bekommt er's auch sicher? . . ." „Wir wollen's hoffen!
Die Feldpost tut schwer, ich gesteh's euch offen."

Zwei flachsblonde Mädel herein: „Guten Morgen!
Woll'n Sie uns das an den Bruder besorgen?"
„Die Adresse . . . richtig?" — sie drängen schon weiter:
„Der Hans ist gut finden, er ist ja Gefreiter!"

So geht's türauf wohl den ganzen Tag.
Wieviel Lieb' und Müh' da drin stecken mag
In den Säcken und Kisten und Packen und Ballen!
D'ran hab ich mein heimlich Wohlgefallen.
Leg' alles zurecht. Nun Glück zur Fahrt!
Manch' Päcklein ward sauer zusammengespart.

Dort liegt noch ein Bündel: mit zittriger Hand
In blasser Schrift drauf geschrieben stand:
„Für ein Soldat, der sonst noch kein
Paket bekommen." Ja, so fein
Fühlt nur ein Mutterherz, das still
Und einsam sich verschenken will. —
Was einem so alles durch die Finger geht
An Opfern und Treue und Lieb' und Gebet!

Joseph Gramm.

Mit dem Wollzuge nach Frankreich.

Von Prof. **Dr. Faßbender**, Mitglied des
Reichstages und des Preuß. Abg.-Hauses.

20. Oktober 1914.

Der Deutsche Reichstag ist seit dem 4. August eine Stätte friedlichen Zusammenwirkens im besten Sinne des Wortes. Nicht allein weil sich die Parteien in der denkwürdigen Sitzung jenes Tages so trefflich vertrugen, sondern weil seit jener Zeit die unter der Flagge des Roten Kreuzes arbeitenden Organisationen der Krankenpflege und der Kriegswohlfahrtsbestrebungen in den weiten Räumen des Wallotbaues ihre Zelte aufgeschlagen haben. Während sonst um diese Jahreszeit nur vereinzelt irgend eine Vereinigung einmal ihre Jahresversammlung in einem Saale des Reichstagsgebäudes abhält, sind jetzt alle Hallen, Säle und Zimmer mit Menschen angefüllt, entweder von Hilfesuchenden, oder solchen, die Hilfe zu leisten bereit sind.

So war ich denn auch nicht überrascht, als ich vor einigen Wochen abends noch spät durch den Fernsprecher vom Reichstag angerufen wurde mit der Anfrage, ob ich bereit sei, möglichst bald zum Oberpräsidium meiner Heimatprovinz, den Rheinlanden, zu fahren, um dort wegen der möglichst schleunigen Beschaffung von warmer Unterkleidung für die Truppen zu wirken.

Ich bejahte natürlich diese Anfrage und erfuhr in der am nächsten Tage stattfindenden Besprechung folgendes: Auf besondere Anregung Ihrer Majestät der Kaiserin und in Uebereinstimmung mit den Wünschen des Kriegsministeriums sollte im Hinblick auf das baldige Eintreten der kalten Jahreszeit unter dem Namen **Kriegsausschuß für warme Unterkleidung** eine freiwillige Hilfsorganisation geschaffen werden. Die Aufgabe derselben sollte darin bestehen, in Ergänzung der von der Heeresverwaltung bereits vorgesehenen Lieferungen warmen Unterzeuges für die Truppen im Wege der freiwilligen Hilfstätigkeit möglichst große Massen wärmender Kleidungsstücke, wie Strümpfe, Leibbinden, Pulswärmer, sowie Unterhosen, Unterjacken, Wollhemden und Kopfschützer zu beschaffen. Um diese mit Rücksicht auf die vorbeugende Gesundheitspflege im Heere so wichtigen Gegenstände möglichst schnell den in der Feuerlinie vor dem Feinde liegenden Truppen zugänglich zu machen, sollten die genannten Gegenstände aus dem allgemeinen Rahmen der Liebesgaben herausgehoben und in besonderen Eisenbahnzügen, gleichgeordnet mit Proviant und Munition, befördert werden. In der Tat eine Aufgabe so wichtig und schön, wie man sie sich nur wünschen kann! So fuhr denn eine Reihe Herren in die verschiedenen preußischen Provinzen, um die tatkräftige Förderung des Unternehmens zu erwirken. Und alle konnten nach ihrer Rückkehr berichten, daß sie volles Verständnis für die Bestrebungen des Kriegsausschusses gefunden hätten. Daß das Vorstoßen einzelner Autos mit Liebesgaben nicht ausreichend sei und auch die Feldpostpäckchen den allgemeinen Schrei nach warmer Unterkleidung nicht zu stillen imstande seien, wurde allgemein anerkannt. Die Kosten

des Autobetriebes sind an sich schon so bedeutend, daß sie im Verhältnisse zu dem geringen Umfange der Ladungen als unwirtschaftliche Verschwendung betrachtet werden müssen. Und was will es besagen, wenn, wie es vorgekommen ist, bei der Ablieferung von Liebesgaben mit Autobetrieb an eine ganze Kompagnie ein Hemd und fünf Zigarren entfallen? Nur ganze Güterzüge, in regelmäßigen Abständen immer wieder an die Kampflinie geführt, können den Riesen-Ergänzungsbedarf des Millionenheeres decken und wirksame Hilfe schaffen.

Wie sehr man in den weitesten Kreisen des Volkes die Wichtigkeit der vorstehend geschilderten Bestrebungen zu würdigen weiß, zeigt am besten der Erfolg der eingeleiteten Propaganda. In wenigen Tagen konnten drei große Güterzüge mit Wollsachen von Berlin abgelassen werden. Einer ging nach dem Westen, einer nach Nordosten, einer nach Südosten. Ich konnte den nach dem Westen gehenden Transport in Verbindung mit mehreren Herren unter der sachverständigen Führung des als rühriger Wohlfahrtsarbeiter bekannten Geheimrat Pannwitz begleiten. Unser Zug fuhr Donnerstag, 1. Oktober, nachmittags vom Anhalter Bahnhof in Berlin ab und erhielt in Magdeburg, Hannover, Hamm, Düsseldorf die in den angrenzenden Provinzen gefüllten Wagen mit Wollsachen einverleibt, so daß unser Zug in Düsseldorf nicht weniger als 71 Achsen zählte. Bis Aachen ging die Fahrt ohne wesentliche Unterbrechung, allerdings nur mit Güterzuggeschwindigkeit, vor sich. Aber von Aachen bis Herbesthal gebrauchten wir schon vier Stunden, und in Herbesthal mußten wir, trotzdem die Zugführung in gleicher Weise wie bei Proviant- und Munitionszügen erfolgte, neunzehn Stunden liegen bleiben, da 37 endlos lange Züge auf den Geleisen noch vor uns lagen.

Endlich Sonntagabend sieben Uhr fuhren wir in Belgien ein, und am Morgen des siebten Tages trafen wir auf der letzten Etappenstation vor der Front ein. Hatten auf der ganzen Fahrt durch Feindesland die ununterbrochen Tag und Nacht an uns vorbeirollenden endlosen Eisenbahnzüge mit frischen Truppen, Munition und Proviant nach der einen, sowie mit Verwundeten und Gefangenen nach der anderen Richtung uns schon einen tiefen Einblick in die unerbittlichen Forderungen der Kriegführung gewährt, so kamen wir jetzt mit einem Schlage mitten in das Lagerleben der deutschen Truppen hinein. Auf beiden Seiten des Bahnkörpers dehnten sich weite Biwaks aus, wo die Soldaten gerade aus dem Stroh krochen und mit der sehr vereinfachten Herrichtung ihres äußeren Menschen beschäftigt waren. Hier erfolgte die Umladung der Wollsachen aus dem Eisenbahnzug in Autos und die unmittelbare Zuführung an die einzelnen Truppenkörper. Für die Heranbringung der Sachen zu den einzelnen Regimentern stand eine große Anzahl von Autos zur Verfügung. Mit welcher Umsicht das Autowesen geregelt und den militärischen Bedürfnissen dienstbar gemacht ist, wurde uns bei einer Führung durch den militärischen, wie auch durch den freiwilligen Autopark vor Augen geführt. Für jede Armee gibt es einen Etappenkraftwagenpark, der dem Kommandeur der Kraftwagentruppe untersteht. Jede Etappenkraftwagenkolonne umfaßt ebensowohl Last- wie auch Personenwagen, fahrbare Reparaturwerkstätte und Be-

triebsstoffwagen, sowie fahrbare Einrichtung für die elektrische Beleuchtung. Dieser militärische Autopark hat in erster Linie die Aufgabe, Lebensmittel und Munition an die Front zu bringen, kann aber auch zu Truppenverschiebungen Verwendung finden. Die Mannschaften dieses militärischen Autoparkes sind militärisch ausgebildet und haben den Fahneneid zu leisten. Treffliche Dienste hat sodann auch für die Munitions-, Verwundeten- und Mannschaftstransporte, sowie für Erkundungsdienst und andere Zwecke der Freiwillige Autopark geleistet.

Alle Liebesgaben, besonders aber Tabak und Zeitungen, werden von unseren Soldaten mit lebhaftem Dank entgegengenommen. Man muß es mit eigenen Augen gesehen haben, welch glückliches Lächeln eine solche Spende auslöst. Aber bei dem Herannahen des Winters kann keine Gabe in ihrer Wichtigkeit verglichen werden mit der Spende von Wollsachen. Wenn wir schon in unseren ungeheizten Eisenbahnwagen vor Kälte nicht einschlafen konnten, trotzdem wir unter einem schützenden Dache lagen, und wenn wir aus Erfahrung kennen gelernt haben, wie der Mangel an warmen Speisen und Getränken das äußere Kältegefühl so außerordentlich erhöht, wie müssen da erst die Soldaten frieren, die unter freiem Himmel, oft ohne Biwak, die kalten Nächte verbringen müssen. Und dann erst die, welche mit oom Regen durchnäßten Kleidern auf durchweichtem Boden in Wasserlachen liegen, oder in den Schützengräben Tag und Nacht aller Unbill des Wetters ausgesetzt sind! Wir sahen beim Herannahen des Abends schon die weißen kalten Nebel über den Wiesen liegen und am Morgen alles mit Reif bedeckt. Und das in Frankreich, wie muß es da erst in Rußland sein! Gewiß trägt die Heeresverwaltung den Bedürfnissen der Truppen bei der Ausrüstung mit Bezug auf die Unbilden der kalten Witterung Rechnung, aber man bedenke, wie ungeheuer groß der Bedarf bei dem Millionenheer ist und wie schnell die Sachen bei den Strapazen verbraucht sind. Und dann kann die etatsmäßige Ausrüstung sich naturgemäß nur auf das unumgänglich Notwendige beschränken. Deshalb bedarf es auf diesem Gebiete des schleunigen und kraftvollen Eintretens der freiwilligen Liebestätigkeit. Diese Liebestätigkeit bedarf aber zu ihrem erfolgreichen Wirken planmäßiger und zielbewußter Ausgestaltung.

Der Kriegsausschuß für warme Unterkleidung ist auf Grund der bei den Transporten gemachten Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß seine Ziele nicht durch einzelne Autos, auch nicht durch einzelne Eisenbahnwagen erreicht werden können, sondern nur durch umfangreiche Güterzüge, die ausschließlich der Beförderung von Wollsachen dienen und in Anbetracht der Wichtigkeit ihrer Aufgabe gleich geeignet mit Munitions- und Proviantzügen zu befördern sind. Es müssen also die Transporte so bewerkstelligt werden, daß die an einem bestimmten Punkt, etwa Berlin oder München, gefüllten Wagen in der Weise so bis zur westlichen und östlichen Grenze Deutschlands geführt werden, daß unterwegs die von den einzelnen Territorialdelegierten des Roten Kreuzes gesammelten Waggonladungen den Zügen angefügt werden. Die Eisenbahnzüge sind bis zu der letzten Etappeninspektion vor den bezüg-

lichen Fronten zu leiten und hier ihr Inhalt in Autos zu verladen, um nun den in der Front kämpfenden Truppen unmittelbar zugeführt zu werden. Nur auf diese Weise ist es möglich, daß alle Truppenteile und alle Mannschaften in richtiger Weise versorgt werden, daß keine Kompagnie und kein Mann vergessen wird und keiner doppelt erhält. Durch die Schaffung eines geeigneten Kälteschutzes wird für die Gesunderhaltung unserer Truppen gesorgt, indem nur so die große Zahl der Erkältungskrankheiten, wie Rheumatismus, Lungenentzündung, Magen- und Darmleiden, zu bekämpfen ist. Abgesehen von der Krankheitsverhütung, ist der Kälteschutz geeignet, die Schlagfertigkeit unserer Truppen zu erhöhen.

Den deutschen Frauen.

Viel Feinde, viel Ehr' —
Wenn's weiter nichts wär'!
Doch das Blutvergießen
Und das „opfern" müssen —
Es ist so schwer . . .

Doch stolz getragen,
Und nicht verzagen,
Ihr deutschen Frauen!
Und betend vertrauen
In Schicksalstagen!

Wie schwer auch der Krieg,
Dann helft ihr zum Sieg!

E. Neuhof-v. Hadeln.

Die Haltung der deutschen Frauen.

Flammende Worte, scharfer, gerechter Tadel hat sich gegen solche Mädchen und Frauen gerichtet, die in ehrvergessener Leichtfertigkeit mit gefangenen Belgiern und Franzosen geliebäugelt haben oder in sentimentalem Mitleidsüberschwang das Schicksal dieser Gefangenen — der Gegner unserer Söhne und Brüder — mildern wollten. Scharfe, aber gerechte Worte. Und es ist überaus bedauerlich, daß diese Worte gesprochen werden mußten, weil einzelne Frauen an einzelnen Plätzen sich würdelos oder wenigstens unbesonnen betragen haben.

Einzelne Frauen an einzelnen Plätzen.

Zur Rechtfertigung der deutschen Frauen muß betont werden, daß es nur vereinzelte Fälle sind, von denen gesprochen werden mußte. Und die Gerechtigkeit verlangt, daß der Hunderte, der Tausende von Frauen gedacht wird, die in unablässiger, hingebender Tätigkeit, der eigenen Müdigkeit, der eigenen Ernährung vergessend, lange, lange Stunden hindurch am Bahnhofe gestanden

haben, Liebesgaben auszuteilen, Ermunterung und Trost zu spenden. Frauen, die nicht an die geringste körperliche Arbeit gewohnt sind, Kinder des Reichtums und der Arbeit — Schriftstellerinnen, Buchhalterinnen, Bibliothekarinnen, Lehrerinnen — haben in der Kriegsküche, am Kochtopf, an der Brotmaschine, am Kaffeekocher gestanden, kein anderer Gedanke, als helfen, kein anderer Wunsch, als denen eine frohe Stunde zu bereiten, die todesmutig und tapfer und freudig vor den Feind geeilt sind, unser Vaterland, unser Haus und unseren Herd vor der Gewalttat der Fremden zu schützen. Unter der Fahne des Roten Kreuzes sammeln sich Hunderte und wieder Hunderte von Frauen; in die Lazarette sind die freiwilligen Helferinnen eingezogen, körperliche Schwäche und allzu feines Empfinden nicht achtend, um Tag und Nacht am Lager der verwundeten Krieger zu wachen, ihre Wunden zu verbinden, ihnen Trost und Ermunterung zu spenden, ja, um im Notfalle die geringsten häuslichen Arbeiten zu verrichten; darunter Frauen, die bisher nur Glanz und Wohlleben kannten. Die Kinder der ins Feld Berufenen haben Mütter gefunden, die für ihre Ernährung, ihre Unterhaltung, ihre Gesundheit Sorge tragen; den Frauen und Töchtern der Heerespflichtigen stehen treu Beraterinnen zur Seite, ihnen Arbeit oder Unterkunft zu vermitteln. Wo nur eine Bresche in dem Walle der allgemeinen Wohltätigkeit zu finden ist, finden sich Frauen, die sofort einspringen, den Bedrängten zu helfen, Frauen, die selbst ihre Lieben vor den Feind geschickt haben, deren Herz vielleicht von schweren Wunden blutet, während sie das Leid der anderen zu lindern suchen.

Hut ab vor unseren deutschen Frauen, die mit Heldenmut die ins Feld ziehenden Lieben gestützt haben, die mit Starkmut die Schickungen ertragen, die ihnen nicht erspart geblieben, die sich in Opfermut für die sozial weniger gut Gestellten nicht genug tun können! Tun wir die wenigen Würdelosen mit demselben verächtlichen Achselzucken ab, das wir dem Gigerl mit dem Tennisschläger und der Rote-Kreuz-Armbinde nachgeschickt haben; aber setzen wir nicht die deutsche Frau herunter, weil einige Personen ohne Halt und Würde sich unbesonnen oder tadelnswert benommen haben!

Vom stillen Wirken der katholischen Ordensleute.

Der Krieg hat schon so manche unbegründete Vorurteile völlig beseitigt oder wenigstens etwas zurechtgerückt. Wie anders urteilen heute viele über die tiefe Bedeutung der christlichen Religion für den im Felde stehenden Soldaten, über den milden Segen des Gottesglaubens für die in Sorge und Sehnsucht daheim gebliebenen Mütter, Gattinnen und Geschwister. Auch in bezug auf die ersprießliche, dem Volk und besonders den Vaterlandsverteidigern heilbringende Tätigkeit der katholischen Orden scheint sich allmählich in sonst

feindseligen oder gleichgültigen Kreisen eine gerechtere Auffassung anzubahnen. Man sieht auch hier wieder, daß die Unwissenheit der eigentliche Nährboden des Vorurteils und damit meist auch des Hasses und der Verhetzung ist. Leute, die früher auf die katholischen Orden zu schimpfen pflegten, in den Klosterinsassen nur Müßiggänger und Tagediebe erblickten, erkennen mit einem Male die hohe caritative und sanitäre Bedeutung der Orden, und was mit besonderer Freude zu begrüßen ist, sie erkennen diese Bedeutung auch öffentlich an. Es ist von Interesse, solche Anerkennungen in sonst hier und da ordensfeindlichen Blättern zu erwähnen. In einem größeren Artikel über die französischen Schlachtfelder schreibt der Spezialkorrespondent des Berliner Tageblattes (Nr. 459 vom 10. September) über Montmedy folgendes: „Im Hofe der Festung schleppen vier schwarzgekleidete Gestalten auf Traggestellen schwere Proviantkisten auf einen alten Kolonnenwagen. Sie greifen zu mit derben Fäusten. Es sind Barmherzige Brüder aus Breslau, die hier draußen Gutes wirken und die vor allem tun, was bitter not ist: arbeiten. Hut ab vor solcher Tätigkeit."

Im Leipziger Tageblatt vom 13. September schildert B. Möllmann in einem Artikel „Bei den Verwundeten von Tannenberg" die Pflege der oft schwer leidenden deutschen Soldaten durch die Schwestern des St. Norbert-Krankenhauses in Schöneberg. Einem Verwundeten hatte „eine Schwester Nelken, rote glühende Nelken, hingestellt, er freut sich so sehr darüber. Sie würden hier alle verwöhnt; es gehe ihnen viel zu gut, denn der Frontdienst würde ihnen zunächst wohl sauer ankommen." Dann folgen die Eindrücke und Beobachtungen aus anderen Räumen:

„Weiter geht es durch helle, sonnige Stuben, in denen sonnige Gesichter liegen. Manchen geht es schon wieder so gut, daß sie lustig einen »Schafskopf« spielen. Großes Hallo, als wir ihnen einige Zigaretten zum Preis aussetzen. Hinten am Tischchen, auf dem rote Lilien stehen — Blumen stehen überhaupt in fast allen Zimmern —, schreibt ein Rekrut an seine Mutter und legt ihr eine Blüte in den Brief ein. Seinen Vornamen wird er dick unterstreichen, berichtet er treuherzig, das ist so eine geheime Verabredung zwischen Mutter und ihm, dann weiß sie, daß es ihm wirklich gut geht und »daß er nicht bloß so schreibt«. Eine Schwester steckt ihren Kopf mit der großen weißen Haube herein. Leise klappert der Kruzifixus und der Rosenkranz gegen die Tür. Sie führt uns zu den Operationssälen; gerade sind sie aufgeräumt nach einem arbeitsreichen, blutigen Vormittag. Luft und Licht fluten von allen Seiten herein. Ein prachtvolles Bauwerk ist das Krankenhaus; entstanden aus kleinen und kleinsten Beiträgen der Gemeinde. Alles atmet den gleichen Frieden. . . . Unten angelangt, übermittelte uns die diensttuende Schwester noch die Grüße der Mutter Priorin, dann schieden wir von der stillen Stätte, wo Krieg und Frieden nebeneinander hausten."

Eine besondere Hervorhebung verdient ein Kriegsbrief des Kriegsberichterstatters Paul Schweder. Sein Artikel wird erfreulicherweise in einer Reihe von nichtkatholischen Zeitungen abgedruckt. Darin heißt es:

„Langsam zieht der große Transportzug nach Luxemburg aus dem Trierer Westbahnhofe hinaus. Er ist vollgepfropft mit katholischen Ordensschwestern und -brüdern, die sich zur Pflege der Verwundeten nach den Schlachtfeldern bei Longwy und darüber hinaus begeben wollen. »Jahrelang,« so sagte mir eine evangelische Dame in Trier offenherzig, »haben wir für Mann, Kind und Haushalt sorgenden Frauen uns vergeblich gefragt, welchen Zweck denn heute noch die Abschließung der Klosterfrauen vom frisch pulsierenden Leben der Nation haben könne. Jetzt aber bin ich es zufrieden. Sie glauben nicht, welcher Segen in diesen Tagen aus den stillen Räumen der Klöster am Rhein und an der Mosel für unser ganzes Volk geflossen ist. Wie die Heinzelmännchen haben die Schwestern seit Jahr und Tag unglaubliche Mengen Weißzeug, Strümpfe, Hemden, Binden und Bandagen aufgestapelt und aus selbstgesponnenem Flachse ganze Ballen Leinwand aufgetürmt, mit denen sie unseren Verwundeten zu Hilfe gekommen sind. Die vorsorgliche Arbeit des Roten Kreuzes und des Vaterländischen Frauenvereins in allen Ehren, aber man sieht es auf den ersten Blick, wer von unseren Verwundeten in einem Kloster und wer in einem Lazarett die ersten Handreichungen erhalten hat. Da ist keiner, der nicht vom Kopfe bis zu den Füßen gewaschen und mit frischer Wäsche versehen worden ist. Und kein Stäubchen ist mehr an der oft zerrissen oder gar zerschnitten gewesenen Uniform zu sehen. Wenn die Tagesarbeit an den Verwundeten zu Ende war, haben die Klosterfrauen sich noch hingesetzt und die Uniformen gereinigt und genäht, während in den Lazaretten das nicht immer möglich gewesen sein mag. Unseren verwöhnten jungen Mädchen hätten wir solche Arbeit nicht gut zumuten können.«"

Wir können uns dieser ruhigen, objektiven Anerkennung der stillen Tätigkeit katholischer Ordensleute nur aufrichtig freuen und dürfen angesichts des Umschwunges in einem Teile der öffentlichen Meinung auch hier sagen: Auch der Krieg hat sein Gutes.



Heilige Hülfe.

Am Gedenktage der Völkerschlacht von Leipzig.

Mit Flammenschrift verzeichnet die Geschichte
Den hehren Tag, an dem sich unsere Väter
Auf Leipzigs Flur vom welschen Joch befreiten;
Just heute war's, vor mehr denn hundert Jahren,
Da man den achtzehnten Oktober schrieb. —
Und wieder schwingt die Zeit des Weltenbrandes
Die blut'ge Kriegesgeißel über uns . . .
Das deutsche Volk liegt betend auf den Knien,
Nicht eher werden seine Hände sinken,
Bis seinen Fahnen Gott den Sieg gegeben.
Und in den Herzen rings des ganzen Volkes
Ist mächtig aufgeflammt die reinste Liebe,
Die, allumfassend, stark ist wie der Tod.
Greis, Weib und Kind, die Priester Gottes,
Die Himmelsbräute in den stillen Klöstern:
Sie alle strecken liebend Helferhände aus.
Doch sind der Hände immer noch zu wenig
Für Liebesarbeit auf dem blut'gen Plan.
Auf weitem Erntefeld des goldnen Sommers
Haust ja der Schnitter Tod. Ach, bergehoch
Sind schon getürmt die edelsten der Garben
In wildem Kampfgefild, auf grünem Rasen
Sind rote Rosen feurig aufgesprießt
Aus frischem Blut von mancher Mutter Sohn.
Und nächtlich liegen unterm stummen Himmel
In Not, Verlassenheit, in grimmen Schmerzen
Die treuen Heldensöhne unsres Volks . . .
Und siehst du nicht, mein Volk, am fahlen Himmel
Der Mitternacht die bleichen Schatten geistern
Von denen, die da ohne Hülfe starben,
Die mit der Frage auf den Lippen starben:
„Mein Gott, hat mich die Liebe auch verlassen?"
Und hörst du nicht, mein Volk, aus grauer Ferne,
Weit über Welschlands grünen Rebenhügeln
Den wehen Klageruf von blassem Munde:
„Ihr deutschen Eltern all', ihr Schwestern, Brüder,
Habt ihr der fernen Söhne ganz vergessen,
Die für die Heimat treu ihr Blut verspritzten? . . .
Ach, sendet, uns zu trösten, jene Engel,
Die mutterzart uns pflegen und betreuen,
Und sendet uns die Priester, die uns stärken
Mit dem hochheiligen Gottessakramente,
Wenn bang die Todesschatten uns umschauern
Und zum Appell der große Feldherr ruft." . . .
Hörst du, mein Volk, so deine Helden flehen?
Und kannst du zögern, nicht das Letzte opfern,
Daß ihnen leicht das bitt're Sterben sei?
Erbarme dich, du treues Volk der Deutschen,
Erbarm' dich deiner todeswunden Helden,
Indem du die zu heil'ger Hülfe sendest,
Die ihnen Retter sind in Not und Tod!

R. Fabri de Fabris.

Unsere Feldkapellen-Autos.

Am 6. November 1914 erschien in der Kölnischen Volkszeitung folgender Aufruf:

Ein Kapellen-Auto für die Feldseelsorge.

Eine Anregung von Br. Gottwills.

Schon längst haben die praktischen amerikanischen Katholiken das Kapellen-Auto in den Dienst der Eucharistie und Seelsorge gestellt. Welcher begüterte Katholik Deutschlands stellt ein solches jetzt in Kriegszeiten dem eucharistischen Herrn der Heerscharen zur Verfügung?

Welche Wohltat für unsere wackeren Glaubensbrüder draußen im Felde wäre ein Kapellen-Auto schon allein als Beichtkapelle, namentlich in den Wintermonaten! Vor allem aber — das wäre Hauptzweck — durch die Ermöglichung der täglichen heiligen Messe und damit gegebener Kommunion für Tausende, die sonst vielleicht vergeblich oder so lange, lange nach ihrem eucharistischen König hungern. (Winterliche Witterung und Bedrohung durch Flieger erschweren den freien Feldgottesdienst sehr.)

Tausende von Autos sind in den Dienst der kranken oder verwundeten Leiber gestellt; könnte nicht auch eins (im schönsten Sinne als Emanuel) den nach Kraft und Freude hungernden Seelen dienen?

Herr Geheimer Kommerzienrat Th. von Guilleaume in Köln hat in hochherziger Weise durch seine Spende von 500000 Mark den Kölner Lazarettzug ins Rollen gebracht; welcher andere kath. Wohltäter stellt die erste Sakramentskapelle auf die Räder?

Und wenn die Tausendmarkscheine der Reichen versagten (sie werden's nicht!), brächten selbst die Pfennige der Minderbemittelten die erforderlichen 10000 Mark zusammen, den Emanuel als erstes Kapellen-Auto auf deutschem Boden auszurüsten. Weil ich auf Telegramm hin zur Abreise als Feldgeistlicher mich gerüstet halten muß, bin ich im Ernste der Verwirklichung des Gedankens nähergetreten. Ein Kraftfahrer, zugleich als Samariter ausgebildet, steht als Freiwilliger zur Verfügung; einige goldene Ringe als letzte verfügbare Gabe von Armen und 300 M. als Gabe eines Reichen sind bisherige Spende. Wer von den Freunden im Priester-Anbetungsverein, im Priester-Abstinentenbund und Kreuzbündnis, wer von den Hunderttausenden, die jetzt einem Pius X. das Glück der täglichen Kommunion danken, hilft mit, das Werk vollenden? Nach Friedensschluß würde der Emanuel der deutschen Diaspora dienen.

Die Geschäftsstelle der Kölnischen Volkszeitung ist bereit, Gaben für den vorgedachten Zweck in Empfang zu nehmen.

[Der Vorschlag zur Beschaffung und Einrichtung eines sogenannten Kapellen-Autos nach dem Muster der Diaspora-Autos scheint uns nicht nur praktisch, sondern auch angesichts des bevorstehenden Winters auch dringend zu sein. An allen Teilen der Front und der Etappenlinien kann man die

Wahrnehmung machen, daß unsere Krieger eine innere Befriedigung empfinden, wenn ihnen wenigstens an Sonntagen Gelegenheit zur Teilnahme an der heiligen Messe und zum Empfang der heiligen Sakramente geboten ist, und daß sie gern und freudig sich dazu einfinden. Aber was sind das oft für Stätten der Trauer und der Verwüstung, an denen das heilige Opfer dargebracht werden muß! Völlig zerschossene Dorfkirchen, von denen das Dichterwort buchstäblich gilt: „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen und des Himmels Wolken schauen hoch hinein." Und oft sind gerade solche Orte noch dem Feuer der feindlichen Geschütze ausgesetzt, und es ist der Aufenthalt in diesen Kirchenruinen für den Geistlichen und für die Soldaten gefährlich. Wie viel sicherer, wie viel häufiger und dabei den örtlichen Bedürfnissen angepaßt könnte das heilige Opfer dargebracht werden, wenn ein Kapellen-Auto zur Verfügung stände, das dem Militärgeistlichen ermöglicht, die heilige Messe an geschütztem oder weniger gefährdetem Ort zu lesen und sich überhaupt nach dem jeweiligen Stande der Truppen zu richten. Möchten daher recht viele in dieser großen und ernsten Zeit, in der schon so viele ideale Aufgaben durch die edle Opfertätigkeit der deutschen Katholiken verwirklicht worden sind, sich bereit finden lassen, eine Spende für die Stiftung und Einrichtung eines Kapellen-Autos zu leisten. D. R.]

Dieser Aufruf hatte einen ungeahnt glänzenden Erfolg. Die große Opferwilligkeit der Leser und Leserinnen der Kölnischen Volkszeitung bewirkte, daß binnen vier Wochen zur Beschaffung und Ausstattung von Feld-Kapellen-Autos, wie sie die Rücksicht auf die neuzeitliche Lage der Truppen im Kriege erfordert, die Summe von mehr als 100000 Mark bereitgestellt werden konnte, und das erste Auto wurde noch rechtzeitig für den Gebrauch am hochheiligen Weihnachtsfest fertig. Am Nachmittag des 22. Dezember wurde es von Seiner Eminenz dem Herrn Kardinal von Hartmann im Hofe des Erzbischöflichen Hauses in Köln in Augenschein genommen und sowohl die technischen Einrichtungen wie der Altar und die liturgischen Ausstattungsgegenstände genau besichtigt. Dabei sprach sich der Kardinal mit hoher Freude und großer Anerkennung über die in so kurzer Zeit geleistete Arbeit aus. Bei dieser Gelegenheit überreichten Redaktion und Verlag folgende

Schenkungsurkunde:

Köln, 22. Dezember 1914.

Eminenz!

Herr Pater Impekoven S. V. D. (Bruder Gottwills), ein für das Seelenheil unserer tapferen Soldaten begeisterter Feldgeistlicher, hat in der Kölnischen Volkszeitung Nr. 959 vom 6. November d. J. einen Aufruf erlassen zur Beschaffung eines Kapellen-Automobils für unsere im Felde stehenden Truppen. Dieser Aufruf, welchem die Kölnische Volkszeitung in der gleichen Nummer warme Unterstützung angedeihen ließ, hat in den Herzen unserer jederzeit zu allen edlen Werken der christlichen Caritas bereiten Leserschaft einen begeisterten

Widerhall gefunden. Bereits am 3. Dezember war die stattliche Summe von Mark 77137 in unserer Geschäftsstelle eingegangen. Das ermutigte uns, an diesem Tage gleich drei Kapellen-Automobile in Auftrag zu geben. In der Zwischenzeit ist der Betrag auf Mark 113849,80 angewachsen, und es stehen auch noch erhebliche Beträge in Aussicht.

Hiermit gestatten wir uns, Ew. Eminenz ganz ergebenst diese drei Kapellen-Automobile als Eigentum anzubieten mit der Bitte, sie den vom Kriegsministerium in Verbindung mit dem hochw. Herrn Feldpropst zu diesem Zwecke benannten Feldgeistlichen für die Kriegszeit zur Verfügung zu stellen. Dem Wunsche der Geschenkgeber wie auch dem unsrigen würde es entsprechen, wenn nach Erlangung eines hoffentlich in nicht zu ferner Zeit erreichten ehrenvollen Friedens diese Kapellen-Automobile in der Seelsorge unserer weiten deutschen Diaspora weiter Verwendung finden würden.

Nach Bestreitung der Anschaffungs- und Ausrüstungskosten für diese drei Kapellen-Automobile bleibt noch ein erheblicher Betrag übrig. Aus diesem sollen in erster Linie die weiteren Bedürfnisse der mit diesen Kapellen-Automobilen zusammenhängenden Seelsorge bestritten werden.

Sollte das Kriegsministerium noch die Erlaubnis zur Beschaffung weiterer als der bis heute fertiggestellten Kapellen-Automobile erteilen, so könnten aus den Restmitteln noch ein oder zwei weitere Kapellen-Automobile gebaut werden, worüber wir gegebenenfalls zur geeigneten Zeit die Genehmigung Ew. Eminenz nachsuchen würden. Wenn nach ruhmreicher Beendigung des Krieges die Mittel aus dieser schönen Sammlung noch nicht erschöpft sind, werden wir den Rest dem Bonifatiusverein zu Zwecken der Seelsorge in der Diaspora überweisen.

Indem wir Ew. Eminenz bitten, zum heiligen Weihnachtsfeste des Kriegsjahres 1914 diese drei Kapellen-Automobile als Gabe von uns und dem Leserkreise der Kölnischen Volkszeitung hochgeneigtest entgegennehmen zu wollen, verbleiben wir Ew. Eminenz ehrerbietigst ergebene

Redaktion und Verlag der Kölnischen Volkszeitung.
Dr. K. Hoeber. J. P. Bachem.

Hierauf sandte Kardinal von Hartmann an die Redaktion und den Verlag der Kölnischen Volkszeitung unterm 23. Dezember folgendes Dankschreiben:

Der Erzbischof von Köln.

Dem geehrten Verlag wie der geehrten Redaktion der Kölnischen Volkszeitung spreche ich in Erwiderung auf das gefällige Schreiben vom 22. d. M. vor allem ergebensten wie herzlichen Dank dafür aus, daß sie auf Anregung eines seeleneifrigen Priesters zur Beschaffung von Kapellenautos für unsere im Felde stehenden Truppen mittels der Kölnischen Volkszeitung eine Sammlung veranstalten und eifrig fördern wollten. Der überaus glänzende Erfolg dieser Sammlung bildet für alle Zeiten ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Kölnischen Volkszeitung sowie ein leuchtendes Zeugnis von dem Edelsinn

der großmütigen Geber. Gern übernehme ich die bereits beschafften, sowie die etwa noch weiter herzustellenden Autos in das Eigentum des Erzbischöflichen Stuhles, da ich die zuversichtliche Hoffnung hege, daß sie während des Krieges unseren gottesfürchtigen Truppen und nach Erlangung des Friedens den in der Diaspora zerstreuten Katholiken zur Pflege und Förderung des religiösen Lebens höchst dienlich und willkommen sein werden. Mögen Verlag und Redaktion der Kölnischen Volkszeitung wie alle edelmütigen Geber hierin ihren höchsten Lohn und das sichere Unterpfand himmlischen Segens erblicken.

Köln, den 23. Dezember 1914.

F. Kard. v. Hartmann.

An die Redaktion und den Verlag der Kölnischen Volkszeitung zu Köln.

Bauart und innere Einrichtung des ersten Feldkapellen-Autos.

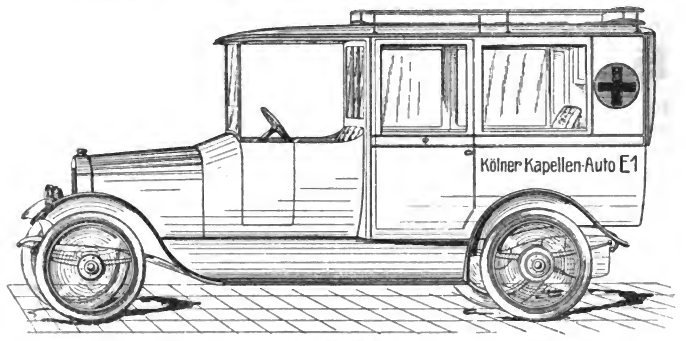
Bei der inneren Ausgestaltung des Kapellenautos hat lediglich im Interesse der Sache der Kgl. Baurat Krings in Köln bereitwilligst mit Rat und Tat mitgewirkt. Manches mußte den engen Raumverhältnissen angepaßt und aus diesem Grunde für manche Gegenstände ganz neue Formen gefunden werden, ganz abweichend von denjenigen, wie wir sie sonst bei kirchlichen Ausstattungen zu sehen gewohnt sind. Trotz der großen Eile, mit der dies alles in noch nicht drei Wochen geschaffen werden mußte, wurde eine künstlerisch durchgearbeitete, dem Zweck entsprechende und doch modernem Kunstempfinden gerecht werdende Lösung durchweg gefunden.

Hinter dem breiten Fahrersitz, auf dem zwei Personen recht bequem Platz finden und der durch Tücher ganz geschlossen, eventuell auch zum Schlafen benutzt werden kann, ist oberhalb des Sitzes noch eine zusammenklappbare Krankentragbare verstaut, die es ermöglicht, im Wagen selbst in Notfällen noch ein zweites Bett für einen Verwundeten herzurichten. Das Innere des Wagens selbst, das von großen seitlichen und Vorderspiegelscheiben beleuchtet wird, hat 1,25 Meter Breite und 1,80 Meter Länge und ist nur durch eine Tür zugänglich, um an der anderen Seite den Raum besser für die besonderen Zwecke des Autos auszunutzen. An der der Tür gegenüberliegenden Seite befinden sich zwei verschiebbare, mit kräftigem Lederpolster überzogene breite Sitze, die sich zu einem einzigen Ruhelager ausziehen lassen. An der Türwand liegt dann ein eingebauter großer Schrank für die Kleider und langen Meßgewänder des Geistlichen, sowie ein kleiner Schrank für Wäsche und kleinere Gebrauchsgegenstände und Bücher. An der Vorderseite befindet sich ein Klapptisch, der als Schreib- und Waschtisch dienen muß und zu dem noch ein kleiner Klappstuhl gehört. Ueber dem Hauptsitz hängt ein in Nickelstahlführungen laufendes Gepäcknetz, das heruntergelassen werden kann und auf dem dann eine Krankenbahre in halber Höhe des Wagens, nachdem die Tragstangen zurückgeschoben sind, verstaut werden kann. Auf diese Weise

ist es möglich, den Wagen auch für den Transport von zwei Schwerverwundeten zu benutzen, wobei noch immer genügend Raum für einen eventuellen Begleiter bleibt.

Den hinteren Teil des Wagens nimmt der eigentliche Altarraum ein, der 50 Zentimeter Tiefe besitzt; den eigentlichen Altartisch bildet eine 55 Zentimeter tiefe, 1,30 Meter breite, auf dem Boden des Wagens laufende Schublade, auf welcher der eigentliche Altaraufsatz steht. Diese Schublade kann nach Oeffnung der die ganze Hinterseite des Wagens verschließenden Doppeltüren, herausgezogen werden, so daß ein Altartisch von 45 Zentimeter Breite vor der über demselben errichteten Leuchterbank entsteht.

Diese Schublade enthält fünf Schiebeladen in Messingrahmen mit zwischengespannten Leinenböden, auf welchem drei Meßgewänder und ein Velum sowie Rochetten untergebracht werden. In der mit geschnitzten Emblemen

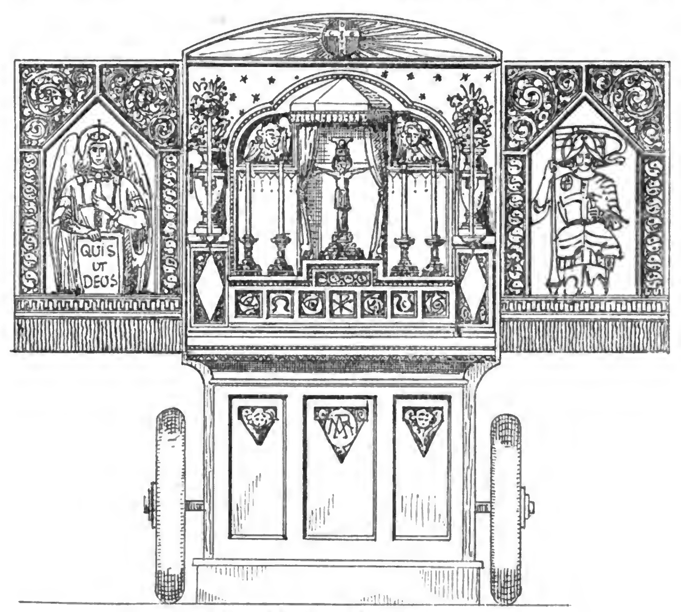


Seitenansicht.

verzierten Leuchterbank ist dann eine weitere Schublade angebracht, in welcher die Altarkerzen verstaut werden. In zwei rechts und links von der Leuchterbank befindlichen Schränkchen, die mit Blumenvasen verziert sind, werden die eigentlichen Meßgeräte, Kelch und Pollen untergebracht. Der Expositionsthron, mit Baldachin aus Bronzeblech abgedeckt, ist links und rechts von zwei hübschen vergoldeten Cherubimköpfen flankiert. Auf der Leuchterbank stehen vier in modernromanischen Formen ausgeführte Leuchter; das wuchtige Bronzekruzifix hat eiinen dem Kölner erzbischöflichen Museum entlehnten prächtig modellierten Bronzekörper.

Hinter dem Bronzekörper liegt das nur 10 Zentimeter tiefe Tabernakel, das sowohl von der Altarseite als auch von der Innenseite zugänglich ist. Unter der Altartischschublade liegt eine weitere breite Schublade, die das Altarleinen beherbergt, das in zwei vollständigen Ausstattungen nach kirch-

licher Vorschrift mitgegeben wird. Bei dieser ganzen Altarausstattung, die von den Benediktinerinnen des allerheiligsten Herzens Jesu zu Kreitz bei Neuß nach Angaben des Baurats Krings unter möglichster Verwendung der von so vielen Seiten gestifteten Spitzen hergestellt wurde, konnten leider wegen der beschränkten Größenverhältnisse die zugesandten Paramente nur zum Teil verwandt werden. Auch waren diese für die Zwecke des rauhen Krieges



Rückansicht bei geöffnetem Altar.

zum größten Teil viel zu kostbar. Hoffentlich können dieselben aber nach Beendigung des Krieges in der Diaspora Verwendung finden.

Die hinteren Türflügel erscheinen aufgeklappt als Altarflügel und sind bei dem ersten Auto mit den Bildnissen des hl. Erzengels Michael und des hl. Gereon, bei den anderen mit denjenigen des hl. Mauritius als den beiden Kölner Kriegerheiligen und der hl. Barbara als Patronin der Artillerie geschmückt.

Die Rückseite des Wagens wird durch ein großes, seitlich erweitertes Klappdach geschützt, das aufgestellt dem am Altar amtierenden Geistlichen völligen Schutz gegen die Unbilden der Witterung gewährt und auf seiner inneren Seite einen Sternenhimmel dargestellt, der in der Mitte das eucharistische Wappen, ein weißes Kreuz auf rotem Grund, umgeben von einer Gloriole, zeigt. Das Aeußere des Wagens ist im hübschen feldgrauen Lackanstrich gehalten, der mit violetten Bändern abgesetzt ist. Große rote Kreuze auf allen Seiten stellen dasselbe unter den Schutz der Genfer Konvention.

Das erste Kapellenauto ist auch mit elektrischer Beleuchtung versehen. Sie wird selbsttätig durch eine im Wagen eingebaute Dynamoanlage nebst Batterie hergestellt. Die Dynamomaschine wird wiederum durch den Automobilmotor angetrieben. Eine Zentralheizung, welche durch die Auspuffgase des Motors gespeist wird, ist ebenfalls vorhanden. Der Wagen ist also, wie in einer modernen Fabrik oder Anstalt, unter gleichzeitiger Ausnützung der vorhandenen Betriebsmaschinen, mit elektrischer Beleuchtungs- und Heizungszentrale versehen. Zu bemerken ist noch, daß der Altar sich in einigen Minuten bequem zusammenstellen bezw. auseinandernehmen läßt. Das Tabernakel ist kugel- und diebessicher mit Kruppschem 5 Millimeter-Chromnickelstahl stark gepanzert.

Bei der Ausführung hat alles tüchtig Hand in Hand gearbeitet, sonst wäre die kurze Fertigstellungsfrist nicht einzuhalten gewesen. Das Ganze gibt ein prächtiges Zeugnis von der Leistungsfähigkeit des Kölner Kunstgewerbes.

Hoffen wir, daß das Kapellen-Auto als ein moderner Emanuel unseren Soldaten an der Front ein Bringer göttlicher Gnaden und himmlischen Trostes sein wird, und daß die Feldgeistlichen zum Heile der Krieger einen recht segensreichen Gebrauch von der neuen Einrichtung machen können. (Die erste Fahrt des Feldkapellen-Autos Nr. 1, das dem vom Armeebischof als Feldgeistlichen bestellten Pater Impekoven S. V. D., von der Steyler Genossenschaft vom Göttlichen Wort, überwiesen worden ist, findet der Leser auf Seite 212 beschrieben.)

Zur Tat, mein Volk!

Hat's euch die liebe Mutter auch erzählt?
— — — — — — — — — — — —
O wunderselige Erinnerungen
An abendliche süße Schummerstunden
Im ernsten, sehnsuchtsweckenden Advent:
Die grünbeschirmte Steinöllampe brennt;
Die Schularbeiten sind, gottlob, bezwungen.
Darauf der Rosenkranz, sonst ein Gebet,
Zum mindesten die heiligen fünf Wunden.
Von heißer Ofenplatte Zischen geht
Ein Duften durch das wohligwarme Zimmer;
Bratäpfel . . . Um die Giebel huihuu!
So schaurig, langgestöhnt, Herbstwindgewimmer.
Dann hockten wir und hörten Mutter zu. —

O, war das schön, wenn sie Geschichten spann!
Ach, war das traurig, daß die Träne rann
Aus unsern Kinderaugen manchesmal,
Wenn sie erzählte von dem Waisenbub,
Dem armen, dem das kleine Herz geblutet
In heil'ger Weihnacht . . . Tief lag Schnee im Tal.
Der bitt're Frost schnitt wie ein Dolch und grub
Ins Bubenherz sich ein . . . und stumme Qual.
Vor reicher Leute Fenstern stand, umflutet
Vom Kerzenlicht des Tannenbaums, der Knabe;
Die Hungeraugen, goldigbraune, gierten
Das warme Leuchten ein und Gab' um Gabe,
Die prangendschön den grünen Christbaum zierten. —
Erstarrt im Schnee, dem Sterbelinnen gleich,
Fand morgens man den Knaben tot und bleich;
Auf seinen Lippen Purpurperlen lagen . . .
Noch heut' hör' ich die Mutter leise sagen:
Ihm hatt' das arme, kleine Herz geblutet. —

Nun muß ich immer, immer daran denken,
Und will mir nimmer, nimmer aus dem Sinn,
Nun, da die Weihnacht naht und mit Geschenken
Die Wagen keuchen zu der Walstatt hin:
Denkt ihr des armen Jungen auch, *der niemand hat?*
Kein Mütterlein, noch Vater, Bruder, Braut,
Kein Schwesterlein, das ihm ein Päckchen staut.
Denkt ihr des armen Kriegers auch, der niemand hat?
Soll ihm das Herz beim Glück der andern bluten?
Am sel'gen Weihnachtsfeste bluten . . . sagt?
Er steht für uns in schwerer Kämpfe Gluten,
Er *friert für uns* auf Posten Tag und Nacht,
Er *darbt für uns* beim Marsch, im Schützengraben,
Er *stirbt für uns*, ein Kämpfer todeskühn.
Und sollte keine Weihnachtsfreude haben?
Sein Herz ihm bluten? — — — —

Nein, mein Volk, es glüh'n
Liebe und Dank seit je in deutschen Seelen.
Entfachet sie zu hellem Brand! Und klingen
Und singen Weihnachtsglocken, schwelen
Die Christbaumkerzen, o, dann muß auch bringen
Festfrohe Gaben reich das Jesuskind
Den Tapfern, die im Leben einsam sind.
Zur Tat, mein Volk! Frischauf, du mußt dich sputen;
Nicht einem darf das Herz zur Weihnacht bluten!

Wigbert Reith.



Kriegsweihnachten.

Aus der Reichshauptstadt, Dezember 1914.

Der Geist der Liebe hat für unsere Krieger im Felde draußen Weihnachtsfreuden und Weihnachtspakete schier ohne Zahl geschenkt. War das ein Eifer der Nächstenliebe, als die oberste Heeresverwaltung die Zeit bekanntgab, in der Weihnachtssendungen für die Truppen im Felde geschickt werden konnten! Die Kinder in den Schulen opferten ihre Sparpfennige zusammen, um wenigstens zu vier oder fünf vereint für einen Soldaten ein Weihnachtspäckchen schenken zu können.

Draußen im Nordwesten Berlins kamen eines Abends müde und verfroren, aber doch strahlenden Gesichtes, ein paar Gassenjungen zur Polizei. Sie wollten ein paar Mark für die Soldaten im Felde abliefern. Als der Schutzmann erstaunt nach dem Woher des „Vermögens“ in den schmutzigen kalten Händen der Jungen frug, erklärten sie stolz: „Wir haben auf den Höfen so lange gesungen, bis wir die paar Mark beisammen hatten. Bitte schenken Sie's den Soldaten im Felde.“

Vor den Kirchen und vor den öffentlichen Gebäuden hingen vielfach Behälter, in die jeder, der vorüberkam, sein Scherflein oder sein Geschenk zur Weihnachtsbescherung der Truppen werfen konnte. Die Skatbrüder am Stammtisch legten den Gewinn des Kartenspiels von manchem Abend zusammen, damit Weihnachtspakete für die Truppen davon gekauft werden konnten. In Vereinen verpflichtete sich jedes Mitglied, mindestens einem Soldaten, oft auch zwei und dreien ein Weihnachtspaket zu füllen und zu schenken. Besonders eifrig sammelten und packten und kauften die Frauen alles zusammen, und strickten und nähten und backten — alles, alles für die Truppen im Felde zu Weihnachten. Mit wahrem Scharfsinn wußten die Berliner Frauen den Liebeseifer für unsere Truppen im Felde zu entfachen und zu organisieren. Die Beamtenfrauen in den Aemtern trafen sich beim Minister oder beim Staatssekretär, um dort wieder Weihnachtspakete zu füllen und zu schenken. Es wird wohl kein Haus in der ganzen Millionenstadt gewesen sein, aus dem nicht ein paar Weihnachtspakete und Weihnachtsgrüße auf die Schlachtfelder hinausgewandert sind. Und es ist nicht immer bloß der reale Wert, der mit einem Päckchen ins Feld oder in den Schützengraben zieht. Wie manche Träne der Liebe rollte zwischen die sorglich ausgesuchten Gaben, wie mancher sorgenvolle Wunsch, wie manches stille Stoßgebet schlich sich zwischen die Zeilen des Weihnachtswunsches, den da eine liebende Hand auf die Gaben des Weihnachtspaketes steckte!

Daneben bildeten sich eigens Organisationen, die den Kauf der Weihnachtsgaben und ihre Versendung an die Truppen gegen ein bestimmtes Entgelt (5 Mark) übernahmen. Bestehende Organisationen und große Unternehmungen, auch Zeitungen, stellten ihren großen Angestelltenapparat in den Dienst der Weihnachtsbescherung unserer Truppen. So häuften sich in den Postgebäuden in den Tagen des Weihnachtspaketversandes fürs Feld Berge von Paketen.

Wir alle genießen darum in diesen Kriegsweihnachten eigentlich zweimal das schöne Glück der Weihnachtsüberraschung und der Weihnachtsbescherung. Für die Truppen im Felde sind die Geschenke versandt. Die selige Freude des Gebens ist vorüber. Aber die Hoffnung und die Freude auf die Antwort von so manchem unbekannten glücklichen Empfänger, oder von einem lieben, treuen Herzen draußen vor dem Feind, schleicht sich bei jeder Post ins Gemüt. Man möchte gar so gern dabei und Zeuge der Freude sein, welche die Massenbescherung für die Truppen denen draußen auf blutiger Walstatt bereiten wird. Inzwischen regen sich schon wieder viele, viele gute Hände und milde Herzen, um auch den Frauen und Kindern, deren Ernährer im Felde stehen, ein Weihnachten mit Freuden bereiten zu helfen. So wird's auch für die Millionenstadt ein Kriegsweihnachten werden, in dessen Glockenklänge vielleicht Kriegsnachrichten sich mischen, dessen Lichterschein in Tränen widerstrahlt, aber auch ein Kriegsweihnachten der Liebe und Versöhnung. H. E.

Mehr religiösen und vaterländischen Lesestoff an die Front!

Eine Anregung und eine Bitte.

Seine Eminenz Herr Kardinal von Hartmann, der seit Ausbruch des Krieges schon bei vielen wichtigen Gelegenheiten seine große Teilnahme für das geistige und leibliche Wohlergehen unserer im Felde stehenden Soldaten bekundete, hatte jüngst die Güte, seine Bereitwilligkeit zur Uebernahme des Protektorates über eine neue Organisation zu erklären, deren Zweck die Versorgung der Truppen mit Geist und Gemüt stärkendem und erhebendem religiösem und patriotischem Lesestoff sein soll.

Weihnachten, das Fest der Liebe, hat in überwältigender Weise gezeigt, wie sehr sich die im Vaterlande Zurückgebliebenen in Dankbarkeit und Treue eins wissen mit den in der Kriegsfront stehenden Soldaten, und es dürfte wohl keinen noch so entlegenen Posten gegeben haben, den die Liebe aus der Heimat nicht mit freundlich gespendeter Weihnachtsgabe erfreut hätte.

Doch neben der warmen Bekleidung und der guten Verpflegung der Truppen kommt noch eine weitere Fürsorge in Betracht, die in dem langdauernden Stellungskrieg und dem eintönigen Schützengrabendasein keineswegs übersehen werden darf, das ist die planmäßige und stetige Versorgung der Krieger mit geistiger Nahrung. Vor kurzem erklärte Feldmarschall von Hindenburg, es werde dasjenige Volk im Kriege schließlich die Oberhand gewinnen, dem es gelingen werde, seine Nerven bis zuletzt stark und widerstandsfähig zu halten. Nun können leibliche Not und Entbehrung die Nervenkraft des Kriegers sicher schlaff machen, aber nicht minder kann dies durch seelisches Sich-Verlassen-Fühlen, durch geistige Stumpfheit und durch Mangel an Beschäftigung und Interessierung geschehen. Die nervenzermürbende Wirkung

wird sich noch weit fühlbarer machen bei einem solchen Volke, in dem der Geist des einzelnen schon von früher Jugend durch Lektüre unterwiesen und gebildet wird, in dem ein schier überreicher Buch- und Zeitungsstoff dem wißbegierigen Geist Tag für Tag jede nur wünschenswerte Belehrung und Unterhaltung bietet. Und nun denke man sich mit vielseitiger Schul- und Fachbildung ausgerüstete, geistig regsame Soldaten, die wochenlang in Schützengräben liegen, Tag und Nacht mit Anspannung aller Kräfte des feindlichen Angriffs gewärtig sind, und denen in den Ruhepausen keine oder keine rechte Gelegenheit geboten wird, die Seele mit ernsten und erhabenen Gedanken wieder zu erfüllen, das Herz mit freudigem Gedenken an die teure Heimat zu beleben, das Verlangen nach Nachrichten über den Stand der Dinge daheim und auf den anderen Schauplätzen des Kampfes zu stillen. Religion und Vaterland, das sind die starken Schwingen, die die Seele über das Drückende und die Schwere des Alltags emporheben, die auch die Soldaten im Felde ausdauernd, kampfesmutig und opferbereit erhalten.

Alle, die in den letzten Monaten Gelegenheit hatten, die Kampfesfront zu besuchen, wissen zu erzählen von dem kaum zu befriedigenden Lesebedürfnis der Soldaten, ihrer Sehnsucht, eine Zeitung oder eine Schrift zu erhaschen, die sie mit den Lieben in der Heimat in geistige Berührung bringt. Wie froh leuchtet das Auge auch des einfachen Wehrmanns, dem man etwas Gedrucktes gibt, wie dankbar schüttelt er dem die Hand, der ihm den im stillen so innig gehegten Wunsch nach geistiger Unterhaltung, nach seelischer Erquickung und Erbauung erfüllt.

Der Soldat im Felde und im Lazarett kann sich selbst keinen Lesestoff beschaffen, er muß seinen Dienst verrichten und darf seine Stellung und seinen Platz nicht verlassen. Also ist es unsere Pflicht, unsere ernste und heilige Pflicht, geordnete Einrichtungen zu schaffen, die dem dringenden Bedürfnis unserer Krieger nach religiösem und patriotischem Lesestoff abhelfen.

Schon vor einiger Zeit hat der Verein des h. Karl Borromäus, dessen Protektor Hr. Kardinal von Hartmann ist, einen Aufruf durch die Presse verbreitet, um Geldmittel zur Beschaffung von geeigneter Lektüre für die Soldaten zu erhalten. Damit ist auch bereits ein schöner und vielversprechender Anfang gemacht. Es muß aber dieser Weck- und Werberuf noch in viel weitere Kreise getragen, und es muß alt und jung von der hohen Wichtigkeit und unabweislichen Notwendigkeit überzeugt werden, daß nunmehr möglichst viele geistige Liebesgaben an die Front und in die Lazarette und die Soldatenheime befördert werden! Wer diesem Rufe folgt und zur baldigen Ausführung dieses Gedankens beiträgt, der leistet eine vom vaterländischen Standpunkt höchst dankenswerte Tat. Der von den hochwürdigsten Bischöfen im ganzen Deutschen Reiche auf den 10. Januar 1915 festgesetzte Sühne- und Weihesonntag bietet eine gute Gelegenheit, auch ein Opfer zu bringen für unsere wackeren Soldaten, die für uns im Kugel- und Granatregen das viel größere Opfer des eigenen Lebens bringen. Es ist dies ferner eine schöne Gelegenheit, durch die Spende von religiösem Lesestoff dieses Opfer in christlichem Gedenken an die auf dem Felde der Ehre bereits Gefallenen darzubringen.

Als die Kölnische Volkszeitung vor zwei Monaten den Aufruf zur Beschaffung und Ausrüstung von Feldkapellen-Autos erließ, da hat sich die Opferbereitschaft und die Gebefreudigkeit der deutschen Katholiken, als Ausdruck christlicher Nächstenliebe in so großartiger Weise betätigt, daß wir schon nach kurzer Zeit in der Lage waren, das erste Kapellen-Auto auf die Räder zu stellen. Und heute fährt der Emanuel I., wie die Berichte des P. Impekoven zeigen, in Feindesland als Bringer göttlicher Gnaden und himmlischen Trostes schon die Front unserer Truppen entlang und ist ein allerorten mit Freuden begrüßtes Mittel, auch das Selbstvertrauen und den Mut der Soldaten zu stärken und zu erhöhen.

Mehr religiöse Schriften ins Feld! so lautete vor kurzem der Ruf eines Feldgeistlichen in Westflandern. Viele Soldaten haben schon mündlich oder brieflich erklärt, sie würden gerne auf manche leibliche Genußmittel, die man ihnen gesandt, verzichten, wenn man ihnen dafür nur etwas für ihre religiösen Bedürfnisse schicken wolle. Hören wir auf solche Stimmen unserer Truppen! Erfüllen wir ihre Wünsche nach geistiger Nahrung und gedanklichem Austausch mit der Heimat! Der schon so oft und glänzend bewährte religiöse und vaterländische Sinn der deutschen Katholiken wird, dessen sind wir sicher, auch in dieser wichtigen Sache nicht umsonst angerufen werden. Wir besitzen einen so reichen und gediegenen Lesestoff für die Soldaten daheim und im Felde, und die Kriegszeit hat in den Feldbriefen, den Feldpredigten, in den Losen Blättern für Heimat und Feld, in der illustrierten Soldatenzeitschrift Am Lagerfeuer, Kriegsernst und Kriegshumor für unsere Soldaten, und in vielen anderen Büchern und Schriften unserer besten Schriftsteller eine so ausgezeichnete Literatur hervorgebracht, daß es einem ans Herz greift, wenn man immer wieder sieht und hört, daß sie den im Felde stehenden Söhnen unseres Volkes nicht in hinreichender und ausgiebiger Weise gesandt werden kann.

Es ergeht daher an die Leser und Leserinnen der Kölnischen Volkszeitung hierdurch die herzliche Bitte, sie möchten durch möglichst viele Geldspenden den Ankauf und die Uebermittelung von geeignetem religiösen, vaterländischen und heimatlichen Lesestoff an die Kriegsfront und in die Lazarette verwirklichen helfen. Eine Kommission wird die Aufstellung und Auswahl geeigneten Lesestoffs besorgen und das Sekretariat des Borromäusvereins in Bonn, Wittelsbacherring 9, wird mit seinen Hilfskräften die Versendung der Bücher, Broschüren und Zeitschriften übernehmen. Die Hauptsache ist, wie ja bei der ganzen Kriegführung eine genügend große Barsumme als Betriebskapital, das die Organisation des neuen Unternehmens gewährleistet.

Pro Deo et Patria!

Die Geschäftsstelle der Kölnischen Volkszeitung ist zur Entgegennahme von Geldsendungen gern bereit und wird den Empfang regelmäßig in der Zeitung bescheinigen.

Dr. Karl Hoeber (Köln).

(Infolge dieses am 6. Januar erschienenen Aufrufs waren bis Ende Mai 1915 bereits 33000 Mark eingegangen.)

III. Unsere wirtschaftliche und soziale Rüstung.

Krieg und Volkswirtschaft.

15. Dezember 1914.

Daß unsere Wirtschaftspolitik sich in diesem Kriege glänzend bewährt hat, wird heute auch von weiten Kreisen ihrer früheren Gegner teils offen, teils stillschweigend anerkannt. Diese Wirtschaftspolitik hat unser Gewerbe in der vielseitigsten Weise entwickelt, Geld ins Land gebracht, reiche Möglichkeiten innerer Versorgung auch im Kriege und für den Krieg geschaffen und uns dabei auch einen kaufkräftigen inneren Markt, vor allem eine leistungsfähige Landwirtschaft erhalten, die bei richtiger Regelung des Verbrauchs imstande ist, die Volksernährung bis zur nächsten Ernte und darüber hinaus sicherzustellen. Schon deswegen brauchen wir nicht den Kopf hängen zu lassen. Bei unseren Gegnern steht es wirtschaftlich längst nicht so gut, und sogar auf manchen am Kriege selbst unbeteiligten Staaten lastet der wirtschaftliche Druck verhältnismäßig stärker als auf uns. Daß grundsätzliche Aenderungen unserer Wirtschaftspolitik nach dem Kriege nicht zu erwarten sind, unterliegt nach alledem keinem Zweifel. Nicht Umsturz, sondern Ausbau unserer bewährten Wirtschaftspolitik wird die Frage der Zukunft sein.

Im übrigen wird die Beantwortung der Frage nach der Zukunft unseres Wirtschaftslebens selbstverständlich in erster Linie von dem Ausgange des Krieges abhängen. Freilich, auch ein unglücklicher Krieg könnte ein Volk wie das deutsche nicht dauernd zerschmettern. „Deutschland läßt sich nicht vernichten," dieses mannhafte Wort unseres Reichskanzlers gilt auch für die deutsche Volkswirtschaft. Aber unzweifelhaft würde ein Krieg wie der gegenwärtige, wenn sein Ausgang die ungeheuren Anstrengungen und Opfer, die von uns gefordert und willig geleistet werden, nicht lohnen würde — wir sagen absichtlich nicht: eine Niederlage, denn eine solche steht überhaupt nicht in unserer Rechnung, aber ein unentschiedener Ausgang, ein fauler Friede mit seinen neuen Gefahren wäre ebenso schlimm —, gewaltige Werte vernichten und einer Wiedererstarkung unserer Volkswirtschaft noch lange schwere Hindernisse in den Weg legen. Aber dieser Gedanke kann für uns nur ein gewichtiger Grund mehr sein, *unbedingt durchzuhalten* bis zu einer Entscheidung, die wirklich eine Entscheidung ist, die uns gestattet, frei von den Sorgen, die in den letzten Jahren auf unserer Arbeit lasteten, unser Wirtschaftsleben wieder auf- und auszubauen auf der Grundlage dessen, was das Schwert uns erhalten und neu errungen.

Wohl hat es ängstliche Seelen gegeben, und es mag ihrer hie und da noch geben, die da meinen, auch ein siegreicher Krieg werde soviel zerstören, und die allgemeine Erschöpfung ganz Europas verspreche so wenig Mittel zum

Wiederaufbau des Zerstörten, daß das Wirtschaftsleben der ganzen Welt, auch dasjenige des Siegers, noch lange daran zu tragen haben werde. Und sie sprechen wohl auch von der Möglichkeit, daß die Besiegten nicht imstande sein würden, durch angemessene Kriegsentschädigungen uns auch nur zum Ersatze unserer baren Aufwendungen zu verhelfen.

Ihnen ist zunächst zu erwidern, daß unsere Feinde für den Schaden, den sie uns gemeinschaftlich zufügen, uns auch in Gemeinbürgschaft haftbar sein müssen, und sie dürften doch wohl nicht alle gleich wenig leistungsfähig sein. Aber wir brauchen uns bei der Frage der Kriegsentschädigungen, über die wir uns ja heute noch nicht den Kopf zu zerbrechen haben, gar nicht weiter aufzuhalten, denn sie mag, auch wirtschaftlich, noch so sehr ins Gewicht fallen, entscheidend ist sie vom volkswirtschaftlichen Standpunkte nicht. Eine einseitige Betonung des Einflusses eines plötzlichen Goldstromes kann sogar, wie der Milliardentaumel nach dem Kriege von 1870/71 gezeigt hat, bedenkliche Ueberspannungen und dadurch schwere Rückschläge bringen. Die Hauptsache bleiben immer die Vorbedingungen, die Land und Volk selbst der Volkswirtschaft darbieten. Hier liegen die bleibenden Werte, die vor allem gepflegt und aus sich heraus entwickelt werden müssen und können. Der Reichtum und die Schätze unseres Bodens, die Tüchtigkeit unseres Volkes in seiner sittlichen Kraft, in seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung aller Leistungen, in seinem sozialen Aufbau und seinem glücklichen Gleichgewicht der Stände — Bedingungen, die zu erhalten und weiter zu pflegen eine so wichtige Aufgabe unserer sozialen wie wirtschaftlichen Gesetzgebung ist —, das alles soll und muß uns nicht nur bleiben, sondern kann auch in seiner Bedeutung und Leistung noch wesentlich gesteigert werden, wenn wir die schwere Prüfung dieses Krieges glücklich überwunden haben.

Die Möglichkeit, aus diesen Vorbedingungen Nutzen zu ziehen, wird sich zu einem beträchtlichen Teile schon, so widerspruchsvoll es auch klingen mag, aus den Kriegsschäden selbst ergeben. Kein Land, und wenn es noch so sehr gelitten, auch nicht die Länder, die im Krieg unterliegen, kann die Trümmer — im weitesten Sinne —, die der Krieg hinterläßt, als Ruinen liegen lassen, und wenn es sein letztes für den allmählichen Wiederaufbau hergeben müßte. Ungleich günstiger steht natürlich der Sieger da, dessen Volkswirtschaft zum guten Teil das liefern kann, was den anderen fehlen wird. Möglich, daß neutrale Staaten dabei fürs erste noch wesentlich größere Verdienstmöglichkeiten finden. Aber damit wird sich auch ihr Bedarf und ihre Kauflust verstärken, und sie werden auch unserem Gewerbe Absatz und Verdienst geben. Dem weltwirtschaftlichen Ausgleich, der so einen kräftigen Antrieb erhält, wird sich der ganze Verkehr, auch der geldliche und der handelspolitische Ausgleich anpassen und nötigenfalls neue Formen und Wege finden. Die durch diesen Krieg sich vorbereitende engere Verbindung unserer und der österreichisch-ungarischen Volkswirtschaft mit dem Orient wird uns und unseren Verbündeten ganz besonders handelspolitisch zustatten kommen.

Ein eigenes Kapitel wird die Gestaltung unserer künftigen Handelsverträge sein. Sie wird aller Voraussicht nach schon stark in die Friedensverträge zwischen den Kriegführenden selbst hineinspielen, ein Zeichen, daß es auch andere Entschädigungen als solche in barem Gelde, aber noch wichtiger als sie, geben kann. Um nur eines zu betonen: Wenn es uns gelingt, das Märchen von der Unbesieglichkeit Englands zu zerstören, die Welt und besonders die überseeischen Staaten von der abergläubischen Furcht vor England zu heilen, dann brauchen wir nichts weiter, dann wird auch unsere Volkswirtschaft um die Früchte des Ringens, das uns ohne unser Zutun auferlegt wurde, nicht betrogen sein.

Eine besondere und dem Volksempfinden wie der Gemeinsamkeit unserer Ziele und Interessen mit unserem Bundesgenossen an der Donau vor allem zusagende Aufgabe wird die Gestaltung der Zoll- und Handelsverhältnisse mit Oesterreich-Ungarn sein. Um den Bund auf Leben und Tod so innig als möglich zu gestalten, werden auch wirtschaftlich die Bande enger zu knüpfen sein. Wie auch die Lösung dieser Aufgabe gefunden werden möge, jedenfalls wird aus dem treuen Zusammenstehen beider Reiche gegen Feinde ringsum auch für ihre Volkswirtschaft sich manche notwendige und nützliche Folgerung ergeben, und das wird in Nord und Süd belebend und befruchtend auf ihre Arbeit einwirken. Daß schon bei der Heilung der Kriegswunden der eine Teil den anderen zu ergänzen und zu schützen haben wird, versteht sich von selbst.

Schwarzseher sollen uns nicht bange machen. Die Zukunft wird unserer Volkswirtschaft neue Aufgaben stellen, und sie wird dieselben bestimmt lösen, wenn das Ziel des Krieges ein Friede ist, der Dauer verspricht; je entschiedener heute unser Wille ist, unbeugsam durchzuhalten, bis mit Gottes Hülfe ein voller Sieg uns beschieden ist, um so zuversichtlicher dürfen wir vertrauen, daß nicht wirtschaftlicher Niedergang dem Kriege folgen wird, sondern eine neue Blüte unseres Wirtschaftslebens in erstarkter Sicherheit unseres nationalen Schaffens.

4½ Milliarden Mark Kriegsanleihe.

21. September 1914.

Das Vertrauen, das unsere Führer auf das deutsche Volk gesetzt, auf seine Kriegsbereitschaft und auf seine Entschlossenheit, durchzuhalten, komme, was da wolle, hat sich auch in dem Erfolg der ersten Kriegsanleihe glänzend bewahrheitet. Und auch umgekehrt hat das deutsche Volk aufs neue einen glänzenden Beweis geliefert von dem unbedingten Vertrauen, das es seinerseits in die politische und militärische Führung und in die Vortrefflichkeit unserer gesamten Rüstung, der kriegerischen wie der wirtschaftlichen, setzt.

Der Erfolg steht einzig da. Nicht einmal in der behaglichen Sicherheit des Friedens ist je ein so gewaltiges Ergebnis — nahezu 4½ Milliarden Mark — erzielt worden. Man muß dabei bedenken, daß die Anleihen, die das Reich im Frieden zu begeben pflegt, in der Höhe begrenzt sind, während die Kriegsanleihe an keinen bestimmten Betrag gebunden war. Mit anderen Worten: sonst wußte jeder, daß er, wenn die Anleihe, wie das bei uns Regel ist, stark überzeichnet wird, nicht den ganzen von ihm gezeichneten Betrag zugeteilt erhält, also voraussichtlich erheblich weniger wirklich zu zahlen hatte, als er zeichnete; in diesen Tagen jedoch wußte jeder Zeichner, daß er den Betrag, den er zeichnete, voraussichtlich voll zu zahlen haben wird. Es sind also in voller Höhe lauter ernsthafte Zeichnungen, um die es sich bei der Kriegsanleihe handelt. Die Zeichnung von über vier Milliarden ist daher der klare Beweis, daß der ganze Betrag der Reichskasse wirklich zur Verfügung steht. Es ist weder spekulative Ueberzeichnung noch eitel Schaumschlägerei dabei.

Darin liegt zunächst ein für uns selbst, noch mehr aber für das feindliche Ausland staunenerregender Beweis unserer wirtschaftlichen Kraft. Wir sind auch wirtschaftlich gerüstet, bereit und befähigt, das Aeußerste daranzusetzen, um zu siegen. Weder England, noch Rußland noch Frankreich dürfen hoffen, uns finanziell auszuhungern oder aus Geldnöten uns voreilig zu einem kleinmütigen Frieden, der uns keine dauernde Sicherheit schafft, bereitzufinden.

Aber mindestens ebenso wichtig ist der neue Beweis der moralischen Kraft und Kriegsbereitschaft des deutschen Volkes. Im Auslande mag man nach Gutdünken dies gewaltige Ergebnis als den Ausdruck der Zuversicht unseres Volkes auf den Sieg der deutschen Waffen ansehen oder als ein Kennzeichen der Opferwilligkeit und zähen Entschlossenheit, die, mag's gehen wie es will, das Letzte hergibt für das von Feinden umstellte teure Vaterland. Gleichviel! Mag dieser oder jener Beweggrund hier mehr, dort weniger mitgesprochen haben — der eine wie der andere beweist, daß unser Volk die moralische Kraft besitzt, die es zum Durchhalten befähigt. Und wenn man aufs Ganze sieht, dann wird man gestehen müssen, daß beides zusammenwirkt: die freudige Zuversicht wie die opfermutige, ernste Entschlossenheit.

Ein Volk, das in gefahrvollster Stunde sich so bewährt, kann nicht untergehen. Draußen im Felde wie in der Heimat, es ist der gleiche Geist, die gleiche Kraft. Mögen sich's merken alle, die das deutsche Volk bedrohen; sie beißen auf Granit!

Unser Gold — zur Reichsbank.

Aufruf!

Trotz aller Aufklärung, die Behörden und Presse sich angelegen sein lassen, um weitere Kreise darüber aufzuklären, daß unser Papiergeld genau so viel wert ist wie Gold, werden doch noch ungezählte Beträge an gemünztem Golde überall zurückgehalten, die im vaterländischen Interesse dem Goldschatz der Reichsbank überwiesen werden sollten. Die Sache muß nur

organisiert werden. Deshalb möchten wir, daß der allzeit tatkräftige Leserkreis der Kölnischen Volkszeitung mit gutem Beispiel vorangehe. In jeder Stadt, in jedem Ort finden sich entschlossene, warm fürs Vaterland fühlende Männer, welche der Sache etwas Zeit und Arbeit zu widmen bereit sind. Die Aufklärung muß von Familie zu Familie, von Haus zu Haus getragen werden, besonders auch auf dem Lande. Es handelt sich darum, den Leuten klar zu machen, daß es für sie zwecklos ist, bares Gold in ihren Geldkistchen aufzubewahren oder gar irgendwo versteckt zu halten. Man muß ihnen sagen: „Heraus mit diesen Goldstücken! Wechselt sie an der nächsten Postanstalt gegen unser gutes deutsches Papiergeld um, weil es für euch von demselben Wert und gleicher Kaufkraft ist und überall in Zahlung genommen wird und auch genommen werden muß, laut gesetzlicher Vorschrift. Die Postanstalten führen diese Zehn- und Zwanzigmarkstücke auf dem nächsten Wege an die Reichsbank ab."

Warum sollen wir unser Gold der Reichsbank zuführen?

Um diese Hauptbank unseres Landes und damit unser Vaterland selbst geldlich noch besser zu rüsten, unserer Währung noch mehr Ansehen zu verschaffen. Je mehr Gold bei der Reichsbank liegt, um so gesicherter und geachteter ist unser ganzes Geldwesen im In- und Auslande!

Was macht die Reichsbank mit den Goldmünzen?

Da sie nach dem Bankgesetze (§ 17) verpflichtet ist, für den Betrag ihrer im Umlaufe befindlichen Banknoten jederzeit mindestens ein Drittel in kursfähigem deutschem Gelde, Reichs-Kassenscheinen oder in Gold (Barren oder fremden Münzen) als Deckung bereit zu halten, legt die Reichsbank alles erreichbare Gold in ihre Gewölbe. Je mehr sie davon besitzt, desto weitherziger kann sie den Bedarf Deutschlands an Zahlungsmitteln befriedigen, indem sie entsprechend viele große und kleine Banknoten (bis zum Dreifachen jener baren Deckung) ausgibt.

Warum ist Papiergeld gegenwärtig ebenso sicherer Besitz wie Goldstücke?

Weil Papiergeld nach vorstehendem bei der Reichsbank mit mindestens einem Drittel durch Gold usw. gedeckt ist, für die übrigen zwei Drittel (oder weniger) aber nach § 17 des Bankgesetzes bei der Reichsbank gute Wechsel mit mehreren guten Unterschriften vorhanden sein müssen und tatsächlich vorhanden sind. Ueber den jedesmaligen Umfang dieser einzelnen Bestände geben die wöchentlich von der Reichsbank veröffentlichten Ausweise genau Aufschluß.

Also, wir wiederholen: Heraus mit unseren Goldmünzen aus den Häusern und hinein damit in den Schatz der Reichsbank! Das ist in der gegenwärtigen Zeit eine patriotische Pflicht und auch eine patriotische Tat, an der jeder, der Goldmünzen verwahrt, sich beteiligen kann und beteiligen soll.

Vor allem an die katholische Geistlichkeit auf dem Lande sei die Bitte gerichtet, sich dieser Sache anzunehmen. Die geistlichen Herren sind vielfach auch in den wirtschaftlichen Angelegenheiten die Berater vieler Leute in ihren Gemeinden; sie würden sich ein großes Verdienst um die Gesunderhaltung unserer Volkswirtschaft erwerben, wenn sie sich an dieser Aufklärung bei ihren Hausbesuchen beteiligen und mit dafür sorgen wollten, daß das zurückgehaltene Gold seiner vaterländischen Bestimmung zugeführt wird.

Wo die Leute nun nicht zu bewegen sind, ihr Gold gegen Papier einzutauschen und davon kleine oder große Beträge im Hause verwahren, sollte man sie veranlassen, statt das Goldgeld zinslos im Hause liegen zu lassen, es auf die nächste Sparkasse zu tragen, gleichviel welcher Art, ob städtische,

ländliche oder staatliche Sparkasse. Die Leute haben dann dadurch eine angemessene Verzinsung ihres Eigentums, und das Gold strömt auch auf diese Art zur Reichsbank zurück. Wer das einsieht, hat den Umweg über das nächste Postamt nicht nötig, sondern bringt seinen Goldbetrag direkt zur nächsten Sparkasse.

Also nochmals: heraus mit den zwecklos verwahrten Goldstücken und sie entweder beim nächsten Postamt in Papier umgewechselt, oder sie der nächsten Sparkasse übergeben!

Eine große Freude würden die Freunde der Kölnischen Volkszeitung dem unterzeichneten Verlag machen, wenn sie bald mitteilen wollten, welche Beträge infolge dieses Aufrufs in der einen oder anderen Weise — direkt oder durch Einsammlung — an die Postanstalten oder Sparkassen abgeliefert worden sind. Wir möchten nach kurzer Zeit eine recht große Gesamtsumme dieses umgewechselten Goldbetrages an dieser Stelle nennen können. Jeder Einzelne kann mithelfen zu dieser wahrhaft patriotischen Tat, die keinem ein Opfer kostet, nur etwas guten Willen verlangt.

Also frisch ans Werk! Heraus mit den versteckten und verborgenen Goldstücken!

Köln, den 25. Oktober 1914.

Verlag der Kölnischen Volkszeitung

J. P. Bachem

Befreundete Blätter werden um Weiterverbreitung dieses Aufrufs oder eines ähnlichen ersucht und gebeten, in gleichem Sinne bei ihrem Leserkreise tätig zu sein.

Dieser Aufruf hat einen hocherfreulichen Erfolg gehabt. Bereits in Nr. 1011 vom 24. Nov. konnte die Kölnische Volkszeitung berichten, daß nach den ihr gemachten und in fortlaufenden Listen veröffentlichten Mitteilungen, die erste Million Goldgeld infolge der Bemühungen ihrer Freunde in Papiergeld eingetauscht war. Am 6. Dez. (Nr. 1050) konnte die Ueberschreitung der zweiten, am 22. Dez. (Nr. 1097) der dritten, am 19. Jan. 1915 (Nr. 53) der vierten und am 16. März (Nr. 220) der achten Million gemeldet werden. Daraufhin ging dem Verlag der Kölnischen Volkszeitung folgendes Dankschreiben zu:

Reichsbank-Direktorium. **Berlin** SW 19, 17. März 1915.

Nr. 9657.

Mit dem lebhaftesten Interesse entnehmen wir der soeben veröffentlichten Goldsammelliste Nr. 82, daß von den Lesern und Freunden der Kölnischen Volkszeitung bereits mehr als 8 Millionen M. in Goldmünzen gesammelt worden sind. Wir beglückwünschen Sie zu diesem glänzenden Ergebnis und danken Ihnen und Ihrem Leserkreise wärmstens für Ihre hingebende Mitarbeit.

Reichsbank-Direktorium

Kauffmann. Schneider.

Ende Mai 1915 wurde die Sammlung mit einem Gesamtergebnis von mehr als 11½ Millionen zum Abschluß gebracht.

Unsere Sparsamkeitspflicht gegenüber dem Vaterland.

2. Januar 1915.

Seit England die Hoffnung verloren hat, mit den Waffen über uns den Sieg davonzutragen, bleibt ihm nur noch eine einzige Aussicht auf den Sieg, und auf diese konzentriert es seit längerer Zeit sein ganzes Bemühen: es hofft uns auszuhungern, damit der Hunger uns die Waffen aus der Hand schlägt, welche Englands Heer und Flotte uns nicht aus der Hand zu schlagen vermochten. Zu diesem Zwecke sucht es den Krieg in die Länge zu ziehen und will ruhig abwarten, bis unsere Nahrungsmittelvorräte erschöpft sind.

Wollen wir also England den Sieg nicht zufallen lassen, sondern selbst siegen, so müssen wir uns mit allem Nachdruck und aller Konsequenz auf diese, allerdings nichts weniger als heldenmäßige Taktik Englands einrichten. Dazu ist es nötig, daß alle Volkskreise ohne Ausnahme mit der Sparsamkeit im Verbrauch von Weizenbrot und aller sonstigen Nahrungsmittel vollen Ernst machen. Es ist gar keine Frage, daß wir im ganzen über eine genügende Menge von Nahrungsmitteln verfügen, um durchzukommen bis zur nächsten Ernte. Aber wir haben nicht genügend Weizenmehl, wenn der Verbrauch nicht eingeschränkt wird. Dazu kommt, daß wir nicht wissen, wie die nächste Ernte ausfallen wird.

England und Frankreich kennen fast nur den Verbrauch von Weizenbrot. Sie meinen daher, wir würden alsbald zusammenbrechen, sobald bei uns das Weizenbrot zu Ende gehe. Die Möglichkeit, mit Roggenbrot sich zu ernähren, ist ihnen für Rußland allenfalls verständlich, aber nicht für Deutschland. Sie halten uns ja im allgemeinen für Barbaren; aber im Punkte des Weizenbrotgenusses halten sie uns für ebenso verweichlicht, wie sie selbst es sind.

Daher kommt es, daß die Größe unseres noch vorhandenen sichtbaren Weizenvorrates eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen wird bei den Berechnungen unserer Gegner, wenn diese daran gehen, zu überlegen, wie lange Deutschland den Krieg noch aushalten kann. Haben wir im Juli und August des Jahres 1915 noch einen erheblichen sichtbaren Vorrat an Weizen, so wird die Lust, den Krieg gegen uns fortzusetzen, erheblich kleiner sein, als wenn dann unsere Weizenvorräte bereits aufgezehrt sind. Je größer dieser Vorrat im Sommer noch sein wird, um so besser wird unsere Lage sein, sobald die Friedensverhandlungen beginnen.

Zwar ist, um dieses Ziel zu erreichen, eine Reihe von staatlichen Maßnahmen und Vorschriften getroffen worden. Dennoch ist und bleibt es durchaus notwendig, daß alle Volkskreise von der Bedeutung der Lage sich voll durchdringen und dauernd ihre Lebensweise entsprechend gestalten. Durch zielbewußte Kleinarbeit muß darauf fortgesetzt hingewirkt werden; eine

besonders wichtige Aufgabe fällt hierbei den Geistlichen, Lehrern und organisierten Frauen zu.

Auf die Mithülfe der Geistlichen wird man um so mehr rechnen dürfen, als bereits eine ganze Reihe von deutschen Bischöfen, vielleicht alle, in ihren Amtsblättern auf die Notwendigkeit der striktesten Sparsamkeit mit allen Lebensmitteln, vor allem mit dem Weizenbrot, unter vollem Nachdruck aufmerksam gemacht haben. Sie haben die Weisungen des Bundesrats durchweg zum Ausdruck gebracht und durch eigene Zusätze wirksam unterstrichen. So z. B. bringt das Oberhirtliche Verordnungsblatt für das Bistum Speyer vom 19. November 1914 eine vom bischöflichen Ordinariat gezeichnete Anweisung, welche also beginnt:

„Während des Krieges ist es Aufgabe der Seelsorgsgeistlichkeit, das christliche Volk vor allem zu Gott hinzuführen und es zu mahnen, durch treue Beobachtung der göttlichen Gebote Schutz und Hilfe sich zu sichern durch eifriges Gebet, verbunden mit öfterem Empfang der hl. Sakramente, baldigen Frieden zu erflehen und durch Trostesworte und opferwillige Liebe die Leiden der Krieger zu lindern. In zweiter Linie sollen die Geistlichen aber auch die Sorge für die leiblichen Bedürfnisse des Volkes, wie es die Not der Zeit erfordert, nicht aus den Augen verlieren, vielmehr bei der Lösung der wichtigen Frage der Volksernährung während des Krieges ihre Mitwirkung nicht versagen. Die weltlichen Behörden, welchen an erster Stelle obliegt, Vorsorge zu treffen, erwarten bei dem gegenwärtigen Kriege, bei welchem die Absicht des Feindes dahin geht, Deutschland durch Hunger zu bezwingen, mit Recht eine intensive Mitwirkung des Klerus bei der Durchführung ihrer Maßnahmen, um die Hoffnungen der feindlichen Mächte auf eine Aushungerung unseres Vaterlandes zu vereiteln."

In ähnlicher Weise sprachen sich zahlreiche andere Diözesanblätter aus. Die Geistlichen können außerordentlich viel wirken, wenn sie bei ihrem steten regen Verkehr mit allen Volkskreisen immer wieder auf die Wichtigkeit dieser Sache hinweisen. Auch wäre wohl nichts dagegen zu erinnern, wenn sie den Religionsunterricht, sogar, wenn es mit der gebotenen Vorsicht geschehen kann, die Predigt zu Hülfe nehmen.

Ebensoviel können die Lehrer wirken. Nicht nur in den Fortbildungsschulen, sondern auch in den Volksschulen muß die Wichtigkeit der Ernährungsfrage immer wieder zur Sprache gebracht werden. In den Schulkonferenzen muß zur richtigen Behandlung der Sache angeleitet werden. Ein geschickter Lehrer hat Hunderte von kleinen Mitteln, um hier eine gute Wirkung zu erzielen. Er kann bitten, daß diejenigen Kinder, welche seit acht Tagen nur Roggenbrot, kein Weizenbrot gegessen haben, sich melden, und diesen dann ein Lob erteilen. Er kann kleine Aufsätze in diesem Sinne schreiben lassen. Er kann, wenn patriotische Lesestücke durchgenommen werden, die Frage stellen: Was können die Kinder tun, um zu helfen, daß wir siegen? Und so weiter, und so weiter. Jedes zehnjährige Kind wird schon für solche Belehrung empfänglich sein.

Am meisten können die Hausfrauen tun. Man kann in Wahrheit sagen, daß nach dem hier behandelten Gesichtspunkt unsere Hausfrauen den Krieg zu Hause führen, und den Sieg in ihrer Küche mit erringen können, wenn sie die Sache richtig anpacken. Unnachsichtig müssen sie ihrer ganzen Familie das Sprüchwort zu Gemüte führen: Wer spart in der Zeit, der hat in der Not! Unnachsichtig müssen sie es auch rügen, wenn die Nachbarin, die Freundin, die Verwandte nachlässig ist oder nicht den genügenden Eifer entwickelt.

Diese notwendige Mithülfe der Frauen wird gewiß nicht ausbleiben, wenn unsere organisierten Frauenvereine die Verallgemeinerung der nötigen Einsicht, die Popularisierung der Sparsamkeitsidee in die Hand nehmen. Weite Kreise des Volkes hatten das Sparen verlernt. Wir hatten eine Richtung, welche grundsätzlich vom Sparen nichts wissen wollte. Jetzt muß es wieder gelernt werden. Das Sparen muß wieder populär werden. Wer spart, muß lautes Lob, wer nicht spart, muß überall noch lauteren Tadel finden. Hier ist ein Gebiet der Sozialpolitik, welches, wenn jetzt in der Kriegszeit richtig angebaut, später auch in der Friedenszeit noch die reichsten Früchte bringen wird. Unsere Frauenvereine müssen sich dieser sozialpolitischen, jetzt zugleich hochpatriotischen Aufgabe unverzüglich bemächtigen und alles tun, was in ihren Kräften steht.

Der Volksverein für das katholische Deutschland, welcher ja stets in der rühmlichsten Weise auf der Wacht steht, hat auch hier bereits umsichtig und energisch eingegriffen und höchst eindrucksvolle Kundgebungen erlassen. Aber besser als das gedruckte Wort wird hier das gesprochene eindringen. In allen Versammlungen des Volksvereins müßte die Sache besprochen werden. Möglichst viele Versammlungen eigens zu diesem Zweck müßten einberufen werden. Zu solchen Versammlungen müßten auch die Frauen und Kinder eingeladen werden. Es wird gar nicht schwer fallen, durch die Mitglieder des Volksvereins die richtige und nötige Erkenntnis in immer weitere Kreise zu tragen.

Nur wenn so alle Stände und Kreise des Volkes zusammenwirken, kann das Ziel erreicht werden. Also: systematische, nimmer rastende, überall hin reichende Kleinarbeit, welche keine Familie, keinen Stand und keinen Kreis übersieht und allen ohne Unterschied klar macht, daß es sich hier um eine ernste Pflicht handelt, eine Pflicht gegen uns selber und vor allem gegen unser geliebtes Vaterland!



Heldin.

Die Tage kürzen, früh kommt die Nacht.
Der Herbststurm hält die wilde Jagd.
Ein Hinterhaus. Vier Treppen. Ein Licht
Ins Dunkel durch blanke Scheiben bricht.
Ein sauberes Stübchen. „Vierter Stand.“
In gleichem Takt tickt die Uhr von der Wand.
Blumentapeten; ein Bild hier und da,
Ueberm Tisch das hehre von Golgatha . . .
Eine Arbeiterfrau . . . die sitzt und müht
Beim Näh'n sich ab, daß die Stirne glüht.
Was soll's! Und brennen die Lider rot . . .
Fern draußen steht einer in Sturm und Not.
Der nahm für die Kelle den Kolben zur Faust,
Als der Kaiser rief, als der Sturm erbraust':
Und drinnen hier in der Kammer . . . sechs Stück
Die schlafen in sorglosem Kinderglück.
Wie haben sie fromm beim Abendgebet
Für den treuen Vater im Kriege gefleht!
Die Mutter näht in die Nacht hinein . . .
Das zwölfte Hemd muß fertig sein.
Das Dutzend wird früh zum Kaufmann gesandt,
Zwei Tage Geld für Brot und Brand.
Elf schlägt die Uhr . . . Der letzte Stich.
Nun schließen die müden Augen sich
Und leise: „Liebster, gute Nacht!
Feldpost hat tröstliche Kunde gebracht.“
Am Bette der Kinder ein kurzes Fleh'n . . .
Nun kann die Mutter schlafen geh'n.

* * *

Acht Tage später . . . O schweres Leid!
Da geht sie mit Flor und schwarzem Kleid.
Das liebe Gesicht so ernst und schmal,
Das spricht von tiefer Herzensqual.
Doch um die Lippen ein fester Zug,
Der sagt, wie es den Schlag ertrug,
Dies deutsche Weib voll Heldensinn:
„Für die Heimat gab er sein Leben hin!
Im Herrn gestorben für Reich und Thron,
Gib, Gott, ihm reichen Himmelslohn.
Wie Du's gefügt, so ist es gut . . .
Nun gilt's für die Kinder mit starkem Mut . . “
Arbeiterfrau von der rechten Art!
Tief im Gemüt und heldenzart.
Wer glaubt, daß sie jammernd zusammenbricht —
Kennt die Frau vom „vierten Stande“ nicht!

Wigbert Reith.

Der Krieg — ein Sieg der deutschen Sozialversicherung.

Von Landesrat Dr. Schmittmann.

17 Oktober 1914.

Bei dem gewaltigen Ringen der Völker wird die moralische und körperliche Volkskraft den Ausschlag geben. Wenn es im Krieg höchstes Ziel des Feindes ist, dem Gegner Menschenkräfte zu entziehen, dann ist höchstes Ziel zum Schutz der Nation, die Menschenkräfte zu erhalten, zu stärken und zu ertüchtigen. Erst heute wird man sich in vollem Umfange bewußt, welch große Kriegsvorbereitung die deutsche Arbeiterversicherung bedeutet. Sie erhielt zahlreiche Kräfte, die sonst einem vorzeitigen Siechtum anheimgefallen wären; sie verhinderte, daß die Industrialisierung Deutschlands eine Verelendung der Volksmassen im Gefolge hatte. Ohne die deutsche Arbeiterversicherung wären die deutschen Arbeiter nicht so in den Krieg gezogen, wie wir sie ziehen sahen, weder so zahlreich, noch so stämmig, noch so durchströmt

von Kriegsbegeisterung und Siegeszuversicht. Und daß sie alle, alle kamen, als der König rief, das ist wohl nicht zuletzt der Arbeiterversicherung zu danken. In ungeahnter Solidarität stehen sie zusammen, arm und reich, hoch und niedrig. Auch die in abhängiger Lohnstellung Schaffenden wissen nur zu genau, daß sie „mehr zu verlieren haben als ihre Ketten", wenn die Feinde Sieger würden über unser Vaterland. So hat sich heute, nach langen Jahren trotz alledem der Bismarcksche Gedanke, den er der Arbeiterversicherung zugrunde legte, glänzend bewährt, als er dadurch erstrebte, jeden einzelnen, auch den unvermögenden Staatsbürger persönlich an der Existenz des Staates zu interessieren: „Wenn wir mehr als eine halbe Million kleiner Rentner im Reiche schaffen, dann werden wir auch den gemeinen Mann das Reich als eine wohltätige Institution anzusehen lehren." Was bedeuten aber die Renten gegenüber all den übrigen Leistungen der Sozialversicherung, durch die der Versicherte vor Invalidität bewahrt wird! So sind in schicksalsschwerer Stunde durch die Wucht der Geschehnisse alle die widerlegt, die von „unerwünschten Folgen" der Arbeiterversicherung sprachen. Sie verallgemeinerten einzelne Mißstände und übersahen den Schatz, den die Arbeiterversicherung schuf, wohl zunächst unsichtbar dem oberflächlichen Beobachter, den aber die Stunde der Not enthüllte als den großen Schutzgeist der Nation. Die Opfer, die die Industrie für die Arbeiterversicherung gebracht hat, machen sich jetzt glänzend bezahlt dadurch, daß die, für die man die Opfer brachte, jetzt mit ihrer ganzen Kraft ein Bollwerk sind gegen die drohende Vernichtung der Industrie selbst. Was bedeuten aber Geldopfer gegenüber den Opfern an Leben, die heute von den Versicherten bereitwillig dargebracht werden!

Das ist der durch die Arbeiterfürsorge erreichte Ruhmestitel des deutschen Kriegers: wir sehen auf hoher Kulturstufe stehende Qualitätsmenschen mit der Faust des alten Germanen. Wo ist etwas Gleiches in der Welt!

Aber nicht nur Kriegsvorbereitung war Aufgabe der Arbeiterversicherung; mit Beginn des Krieges sorgte das Reichsversicherungsamt sofort in großzügiger Weise für eine Mobilmachung der in der Arbeiterversicherung enthaltenen Kapitalskraft für die eigentlichen Kriegszwecke. Die erheblichen Barbestände der Arbeiterversicherung trugen zu der glänzenden Finanzrüstung bei, Hunderte von Millionen sind bei den Versicherungsanstalten durch Lombardierung ihrer Wertpapiere flüssig gemacht worden, um sie bedrängten Gemeinden für die Zwecke der Kriegsfürsorge als Wohlfahrtsdarlehen zu geben, dem Roten Kreuz ist eine halbe Million als erster Beitrag bewilligt worden, und weitere Millionen werden den Gemeinden, Kreisen und krankenpflegenden Organisationen als Beihülfe zur Verfügung stehen zur Bekämpfung von Volkskrankheiten und zur Durchführung der durch die Verhältnisse gebotenen Gesundheitsmaßnahmen.

Und kehren dann unsere Krieger nach schwerem Kampfe glücklich heim, dann wird es wieder die Sozialversicherung sein, der ein großer Teil der dann zu erfüllenden Aufgaben zufällt. Es sind die Tränen der Witwen und Waisen zu stillen, neben den Invaliden der Werkstatt tritt der Invalide der

Walstatt; die Gebrechen der durch die Grausamkeit des Krieges Verletzten sind zu lindern, die gesundheitlich gefährdeten Krieger wieder herzustellen.

Aber mehr noch, größere Aufgaben der Sozialversicherung treten vor unser geistiges Auge, wenn wir in die Zukunft schauen: Viele junge, hoffnungsvolle Söhne entreißt uns der Krieg, stolz fallen sie in der Blüte der Jahre auf dem Felde der Ehre. Die Lücken heißt es wieder füllen. Da beginnt der Kriegsdienst der Frau. Was der Krieg hinwegrafft, muß die deutsche Frau unter Einsatz ihres Lebens ersetzen. Daß sie, die oft schwer mit um den Lebensunterhalt Ringende, imstande sei, uns ein neues Geschlecht zu schenken, das würdig ist unserer Söhne, die heute für Deutschlands Ehre bluten, das ist eine Lebensfrage für das deutsche Volk. Was nützt uns der glänzendste Waffensieg, wenn danach dem deutschen Volke die Kinder fehlen, die in die Fußstapfen unserer Helden treten, um das durch sie Errungene auszubauen zu herrlichem Volksbesitz! Also Mutterschutz, Säuglingspflege, Kinderfürsorge in erhöhtem Umfange, das ist die soziale Frage der nächsten Zukunft. Und die Sozialversicherung ist die berufene Trägerin dieser Aufgabe. Schon sind die Grundlagen gelegt, die sie instand setzen, hier zu wirken. Aber nach glücklicher Beendigung des Krieges wird wohl eine Ausgestaltung der hier vorgesehenen Maßnahmen nicht zu umgehen sein. Ein größeres Deutschland muß wünschen, daß ihm möglichst viele Menschenleben geboren werden und daß die einmal geborenen Menschenleben möglichst wirksam gestaltet werden.

Aber noch eine weitere Perspektive öffnet sich dem schweifenden Blick. Wer rettet vor allem unser Vaterland? Die kleine Ackerscholle des Landmannes! Sie sendet die stämmigsten und widerstandsfähigsten Burschen ins Feld, oft fünf, sechs, sieben und mehr Söhne eines Kottens. Und wunderbar! Während sie dem Feinde einen Wall von Soldaten entgegenstellt, ernährt die kleine Scholle die Daheimgebliebenen. Aber nicht nur die Wenigen, die nun im heimischen Dorfe des Friedens harren, nein, sie ernährt Hunderte, Tausende, das ganze Volk. Die viel mißachtete Landwirtschaft, der nicht selten verspottete oder gelästerte Bauer, er rettet unser Land vor der größten Gefahr, vor der Aushungerung. Retten unsere Technik, unsere industrielle Tätigkeit, unsere guten Verkehrsmittel uns vor dem waffenstarrenden Feinde durch die staunenswerte Kriegstüchtigkeit, so rettet die heimatliche Scholle uns vor dem Feinde, der uns auszuhungern hoffte, ohne einen Soldaten dabei verlieren zu müssen.

Diese Erkenntnis bricht sich heute so recht wieder Bahn, wo wir sehen, daß trotz Friedenspalästen und Austauschprofessoren ein Weltkrieg über uns hereingebrochen ist, wie wir ihn wohl kaum je geahnt und für möglich gehalten haben. Die Erkenntnis kommt zur rechten Zeit; noch ist es früh genug, um Sorge zu tragen, daß neben unserer hochentwickelten Industrie auch dauernd eine hochwertige Landwirtschaft erhalten werden muß. Und hierzu beizutragen wird wieder nicht zuletzt Aufgabe der Sozialversicherung sein. Die Ausgestaltung der Reichsversicherung durch stärkere Einbeziehung der land-

und forstwirtschaftlichen Arbeiter ist ein guter Anfang. Zu prüfen wird sein, ob die Erfahrungen des Schicksalsjahres 1914 nicht hindrängen auf eine stärkere gesundheitliche Sicherstellung auch der kleinen, oft nur halb selbständigen Landwirte, auf denen in erster Linie die Ernährung unseres Millionenvolkes beruht.

Glücklich das Volk, in dem siegreich heimkehrende Krieger den blutigen Lorbeer tauschen können mit den blühenden Aehren der heimatlichen Fluren und wo noch deutsche Wälder ihnen einen Friedenshymnus singen. Wer aber heute nicht sein Blut einsetzen kann für das Vaterland auf dem Felde der Ehre, der soll diese ernste Zeit benutzen zur Vorbereitung auf die großen Aufgaben, die danach unser harren. Wir wollen sinnen und streben, um die Wunden, die der Krieg unserem Volke schlägt, möglichst rasch zu heilen. Nach dem Krieg ist jedes einzelne Menschenleben kostbar, noch weit kostbarer, als es vorher schon war. Wir wollen sinnen, wie die vielen Möglichkeiten der Sozialversicherung möglichst nutzbringend gestaltet werden können, sinnen, wie die weitschauenden Anregungen eines „von Herzen zu Herzen" schaffenden Führers auf sozialem Gebiet über das „schadenverhütende Wirken der Sozialversicherung" Gemeingut der Völker werden können. Der Präsident des Reichsversicherungsamts, Dr. Paul Kaufmann, hat sie in seiner Arbeit Schadenverhütendes Wirken in der deutschen Arbeiterversicherung (Berlin 1914, Dahlen, 2. verm. Aufl.) niedergelegt.

Menschenökonomie, das ist, was uns not tun wird, nach dem menschenmordenden Krieg, damit aus den blutgetränkten Schlachtfeldern unser Volk emporsteige zu einer neuen, noch größeren, herrlicheren Friedensarbeit. So setzt denn, ihr Daheimgebliebenen, die soziale Pflugschar nicht auf Seite und laßt sie nicht rosten, damit, wenn der neue Völkerfrühling kommt, das Erdreich zu neuer Aussaat vorbereitet sei!

Die Versorgung der Kriegsinvaliden.

Von **J. Giesberts**, M. d. R.

15. Dezember 1914.

Ein erfreulicher Beweis deutscher Humanität und sozialer Gesinnung kommt zum Ausdruck in der lebhaft erörterten Frage, wie wir unsere Kriegsinvaliden, die Helden dieses Völkerringens, versorgen und entschädigen sollen. Eine hervorragend praktische Tat ist zweifellos die Gründung der National-Stiftung zur Fürsorge für die Kriegshinterbliebenen. Man erörtert den Gedanken der Kriegsinvalidenversicherung und anderes mehr. Es wird notwendig sein, in dieser wichtigen Frage keine Zersplitterung der Kräfte eintreten zu lassen, sondern Mittel und Wege zu suchen, wie organisch und allgemein die Fürsorge für die Kriegsinvaliden getätigt werden kann.

Die Pflicht des Volkes und des Vaterlandes, den in ihrer Gesundheit geschädigten und durch Verkrüppelung in ihrer Erwerbsfähigkeit behinderten Kriegsteilnehmern eine ausreichende, gerechte und würdige Versorgung zuteil werden zu lassen, ist etwas Selbstverständliches. Es würde das ganze deutsche Volksempfinden aufs tiefste verletzen, wollte man daran auch nur im allergeringsten zweifeln. Es bedarf dazu nicht des Hinweises auf 1870 und die berühmten Drehorgelspieler mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust. Wohl wird man versuchen müssen, dem Problem praktisch nahe zu kommen. Zu allererst ist wohl mit der Tatsache zu rechnen, daß die Zahl der Kriegsinvaliden und Kranken eine über alles Erwarten große sein wird. Alle Vergleiche mit den früheren Feldzügen versagen gegenüber dem jetzigen Völkerkrieg. Wir haben einen Winterfeldzug allergrößten Umfanges, der die denkbar schwersten Strapazen und Anstrengungen von unseren Truppen verlangt, sowohl im offenen Feldkrieg wie im Positionskampfe. Bringt uns der offene Feldkrieg zahlreiche Tote und Verwundete, dann der Schützengrabenkampf Krankheit und erschütterte Gesundheit. Ist die Wirkung der modernen Infanteriegeschosse humaner wie beim Bleigeschoß, so sind die Verwundungen durch den Artilleriekampf, der eine so hervorragende Rolle in diesem Feldzug spielt, um so schwerer. Dank unserer guten sanitären Einrichtungen, vor allem unserer gut ausgebildeten Chirurgie, werden manche Kranke und Verwundete durch rechtzeitiges Eingreifen der ärztlichen Hülfe, sowohl vor dem Tode, wie auch vor zu großer Gesundheitsschädigung bewahrt. Man wird trotzdem aber mit gewaltigen Zahlen und gewaltigen Summen Geldes rechnen müssen. Ebenso wird man rechnen müssen mit den wirtschaftlichen Möglichkeiten und sich von vornherein vor zu großen Versprechungen und Ueberschwang hüten müssen.

Nach dem siegreichen Feldzug wird das Deutsche Reich sich vor eine große Zahl kostspieliger Aufgaben gestellt sehen. Die Reorganisation des Heeres und der Flotte wird in möglichst beschleunigtem Tempo durchgeführt werden müssen, unter Benutzung der neuen Erfahrungen in diesem Kriege. Der Schuldendienst sowohl im Reiche wie auch in den Einzelstaaten und vor allem in den Gemeinden wird gewaltige Anforderungen an die öffentlichen Mittel stellen. Daß Ostpreußen und Elsaß-Lothringen in ausreichender Weise für die Kriegsleiden entschädigt werden müssen, ist selbstverständlich. Die Steuerkraft unseres Volkes wird durch die wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges wenigstens vorübergehend stark geschwächt sein, und die Volkswirtschaft wird immerhin einige Jahre brauchen, sich neu zu orientieren, um dann einen erhöhten Aufschwung zu nehmen. Auch die Aufwendungen für die sozialen Zwecke werden sich erhöhen. Nimmt man zu diesen unbedingt notwendigen Aufwendungen die Fürsorge für unsere Kriegsinvaliden, so ist damit zur Genüge erwiesen, daß wir selbst bei einer erheblichen Kriegsentschädigung erhebliche Steigerungen unserer Steuern, wenigstens vorübergehend, zu erwarten haben. Aber diese Steueropfer wird das deutsche Volk gern und freudig tragen im Hinblick auf den günstigen Ausgang des Krieges, und in Erinnerung der Dankespflicht gegen die Helden, welche uns dieses Resultat des Feldzuges

verschafft haben. Es bleibt deshalb bestehen: Unsere Kriegsinvaliden müssen eine ausreichende, würdige und gerechte Versorgung erfahren. Die wichtigste Aufgabe hierbei ist, den Kriegsinvaliden für den ihnen verbleibenden Rest der Arbeitsfähigkeit geeignete Beschäftigung zu verschaffen. Wenn bisher noch immer Verwaltungszweige des Reiches, der Einzelstaaten und vor allen Dingen der Gemeinden mit einer gewissen Unwilligkeit Militäranwärter in ihre Dienste genommen haben, so wird mit dieser Animosität gründlich aufgeräumt werden müssen. Bei allseitigem guten Willen läßt sich ein ganz erheblicher Prozentsatz der Kriegsinvaliden in solchen Dienststellen verwenden. Aber nicht nur die öffentlichen Verwaltungen, auch die großen Industrie- und Handelsunternehmungen mit ihrem großen Beamtenheer müssen dafür gewonnen werden, Kriegsinvaliden in geeigneter Weise in ihren Diensten zu verwenden. Eine nicht sehr leichte Aufgabe wird auch die Rentenfestsetzung für die Kriegsinvaliden sein. Man wird gegenüber den Kriegsinvaliden nicht die Methoden zur Anwendung bringen dürfen, welche die Unfall-Berufsgenossenschaften den Verletzten gegenüber vielfach anwenden, und die bei den Arbeitern so oft Gegenstand lebhafter Beschwerde gewesen sind. Kurz und gut, es muß alles aufgewendet und es müssen die besten und praktischsten Mittel gesucht werden, um die Fürsorge der Kriegsinvaliden durchzuführen. Zu diesem Zweck ist es aber notwendig, daß nicht ein Neben- und schließlich Gegeneinanderarbeiten Platz greift durch Gründung privater Institutionen, Stiftungen usw. Die Sache muß von vornherein großzügig in die Hand genommen werden, und hierzu macht der Präsident des Reichsversicherungsamtes, Dr. Kaufmann, den beherzigenswerten Vorschlag, einen Hauptausschuß für Deutschland zu gründen.

Die Gründung eines solchen Reichsausschusses für Kriegsinvalidenfürsorge erfolgt m. E. am besten durch die Initiative des Roten Kreuzes, der neugegründeten National-Stiftung und der Zentralstelle des Deutschen Kriegerbundes. Ich nenne diese drei Institutionen als diejenigen, welche berufen sind, die Frage aufzugreifen, weil ihre praktische Tätigkeit bis jetzt schon im wesentlichen in der Richtung der Linderung der Kriegsnot für die Verwundeten und Invaliden liegt. Dem Ausschuß müßten ferner angehören die Hauptvertreter unserer Versicherungsinstitute (Reichsversicherungsamt), die Zentralstelle für Volkswohlfahrt, der Verband der öffentlichen Arbeitsnachweise, die Gesellschaft für soziale Reform, die großen Organisationen der Industrien und der Arbeitgeber, und ebenso die Organisationen der Arbeiter und Angestellten; nicht zuletzt die großen gewerkschaftlichen Zentralorganisationen u. a. mehr. Der Reichsausschuß muß eine recht breite Basis von solchen Organisationen bilden, die stets in praktischer Fühlung mit dem Volke stehen und die geeignet sind, in der praktischen Durchführung der in Aussicht genommenen Maßnahmen zu helfen. Die erste Aufgabe eines solchen Ausschusses wäre nicht etwa, die Gelder zu sammeln, denn alle freiwilligen Sammlungen verschwinden gegenüber dem Riesenbedarf an Geld, der eine ausreichende Versorgung der Kriegsinvaliden mit sich bringt. Vielmehr wäre es die Aufgabe dieses Ausschusses, in Gemeinsamkeitsarbeit mit der Reichsregierung das beste System in der

Invalidenfürsorge festzustellen. Ein Ausgleich der Auffassungen wird sich bei eingehender Beratung des ganzen Problems sehr bald finden. Andererseits besteht die Gefahr, daß, wenn die Invalidenfürsorge ohne Mitarbeit der großen Volksorganisationen geschieht, später Mißstimmungen und Mißhelligkeiten entstehen. Eins aber muß unter allen Umständen verhütet werden, daß der Kriegsinvalide zu einem politischen Propagandamittel wird. Die Grundsätze für eine gerechte, würdige und ausreichende Versorgung in Ergänzung der gesetzlichen Bestimmungen werden sich finden lassen, wenn allerseits das nötige Wohlwollen verbunden ist mit dem Bestreben, sich an dem Möglichen und Durchführbaren zu halten.

Es muß noch viel gescheh'n!

Spätsommertag.
Einsame Waldesschlucht.
Da wandre ich versunken in Gedanken,
Die alle, alle hoffnungsgrün jetzt ranken
Um unser heißgeliebtes deutsches Land . . .

Da . . . in mein stilles Beten, armes Sorgen
Klingt's her aus Brombeersträuchen: „Guten Morgen!"
Von blassen Lippen einer jungen Frau.
Sind noch dabei drei fregele Trabanten
Mit klugen Angesichtern, sonnverbrannten;
Sie suchen Beeren ab, die reifen, weichen,
Um sie als Kraut aufs trockene Brot zu streichen.
„Man muß sich jetzt behelfen, es ist Krieg,
Bis unser Vater heimkehrt nach dem Sieg" . . .
In braunen Augen hell ein Tränenpaar,
Die muntern Kleinen nehmen es nicht wahr . . .
Ein Trostwort habe ich, . . . sonst nichts,
Und diese Werbeworte des Gedicht's:

Ihr lieben deutschen Männer, deutsche Frau'n!
Als ich so fürbaß ging, kam mir das Grau'n:
Wenn er nicht wiederkehrt?
Wer kann es wissen?
Von tödlichem Geschoß die Brust zerrissen,
Das Herz gespalten durch des Feindes Schwert,
Im Grase blutgefärbt, liegt wohl der Held,
Ach Gott, schon bleich und tot,
Der in des Lebens Not
Zum Schutz und Nährer dieser vier bestellt.
Drei Waislein nun, . . . und Witwe diese Frau,
Und bittre Sorgen kommen groß und grau . . .

Ja, es ist Krieg! . . .
Nun werden viele, viele Waisen sein,
Viel deutsche Frau'n und Mütter arm, allein.
O, deutsche Brüder, Schwestern, seid bereit!
Es kommt der Engel der Barmherzigkeit.
„Gib," fleht er, „gib!" Es muß noch viel gescheh'n,
Soll ohne Hülfe keiner abseits steh'n.
Gib viel vom Vielen, gib vom Wen'gen gern!
Nur immer wieder gib! Du gibst dem Herrn.
Ein Heilandswort, ein goldnes: „Mir getan!"
O denk' daran! . . .

Wigbert Reith.



Deutsche Treue den toten Helden!

Von Landesrat **Dr. Schmittmann.**

27. November 1914.

Das Volk ist groß und ernst, wie große Zeit es erfordert; fester Wille und Siegeszuversicht, nicht Siegestrunkenheit. Nein, viel wallender Flor, viel schmerzerfüllte Herzen wandeln in unserer Mitte, drängen sich zu unseren Altären, um Sorgen und Kummer niederzulegen, die keine Liebesgabe zu lindern vermag. Und wie das Volk nie so groß und einig war, als in dieser Zeit der Gefahr, so fühlen wir alle auch den Schmerz mit, der die Trauernden bedrückt, es ist unser eigener Schmerz.

„Vergeßt die teueren Toten nicht!" Noch nie galt diese Mahnung so sehr einem jeden von uns; jeder gefallene Krieger ist für uns gestorben, ist unser Held, ist unser Toter. Jedem von ihnen schuldet jeder von uns Liebe und Dankbarkeit.

So drängt sich dann von selbst die Frage auf: Wie können wir unseren toten Helden Liebe und Dankbarkeit beweisen? Wenn wir jeden von ihnen fragen könnten, so würde uns wohl nur eine Antwort zuteil: Setzt uns keine Denkmäler von Stein, nein, sorget für die, denen unser Herzblut und unser letzter Gedanke galt, vertretet uns bei denen, die unserer fürsorglichen Liebe noch so sehr bedurft hätten!

Zwar gewinnt die Armut einer Heldenwitwe adeligen Glanz und es ist, als ob „unter dem düsteren Mantel der Armut blitzende, kostbare Ehrenzeichen aufleuchteten". Und dennoch — bedarf auch sie um der ihr und ihren Kindern drohenden Lebensnot willen des Ehrensoldes in Geldeswert Ist dieser auch nicht das einzige, was wir geben können und wollen, so ist er doch die Grundlage.

Es wird eine Ehrenpflicht der Volksvertreter im Reichstag sein, zu prüfen, ob die reichsgesetzliche Fürsorge für die Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer eine ausreichende ist, ob sie der Würde und Größe der Zeit entspricht. Zu dem Kriegswitwen- und Waisengeld kommen, wenn der Krieger nach der Invaliden- oder Angestelltenversicherung versichert war, deren Witwen- und Waisenrenten hinzu. Namentlich die Witwen- und Waisenrenten nach der Invalidenversicherung sind aber äußerst niedrig. Glaubt man, daß eine allgemeine Erhöhung der Witwen- und Waisenbezüge bei der Invalidenversicherung, die an sich wohl geboten wäre, eine zu starke finanzielle Belastung darstellen würde, so käme in Betracht, wenigstens für die Kriegswitwen und -waisen den Reichszuschuß zu erhöhen. Es würde dies den meisten Hinterbliebenen der gefallenen Krieger zugute kommen, da etwa 70 Prozent des Heeres dem Land- und Fabrikarbeiterstande angehören. Es würde dies gleichzeitig eine bedeutsame Entlastung der Armenverbände bedeuten.

In der *Waisenpflege* erfüllen wir am besten das Vermächtnis der gefallenen Helden, wenn wir dem familienhaften Sinn des Volkes Rechnung tragen. Es ist die Pflicht der Heimat, die unsere Helden so liebten und für die sie sich opferten, ihr teuerstes Vermächtnis zu übernehmen und zu hüten, die Mutter instandzusetzen, die Kinder selbst im Sinne des Vaters zu erziehen, auf daß sie einst seiner würdig werden. Die Heldenwaisen sollen im Familienverbande, in der Gemeinde verbleiben und auch die Doppelwaisen sollen dem engeren Heimatskreis erhalten bleiben. Sie sollen ein lokales Vermächtnis, eine stete Erinnerung an den ehrenvollen Tod des Vaters bleiben. Gerade in der Waisenversorgung muß die Volksseele verstanden werden, die den familienhaften Sinn noch nicht verloren hat und den wir pflegen sollen, soweit die Verhältnisse es irgendwie gestatten.

Mit einer ausreichenden sozialen Versorgung der Witwen und Waisen ehrt der Staat aber nicht nur seine gefallenen Helden, er ehrt damit auch sich selbst und dient seinen eigenen Lebensinteressen. Sie stellt nicht nur einen Gradmesser für die Kulturhöhe des Landes dar, sondern sie ist eine Existenzfrage für ein aufstrebendes Volk. Gerade weil der Krieg uns Tausende und aber Tausende blühender Menschenleben entzieht, ist die Nation doppelt und dreifach angewiesen auf den Nachwuchs. Sollen uns die Früchte des Krieges nicht unter der Hand welken, dann muß die heranwachsende Generation gesundheitlich und sittlich der Aufgaben, die ihrer harren, gewachsen sein. Aber gesundheitliche und sittliche Erziehung setzen in der Regel ein normales soziales Milieu voraus; sinken die finanziellen Verhältnisse unserer Witwen und Waisen unter den Durchschnitt, so wird die Generation von morgen körperlich und sittlich nicht imstande sein, das zu vollenden, was wir heute unter Blut und Schmerzen begründen.

Möge darin die große Zeit eine große Hülfsbereitschaft finden, eine Hülfsbereitschaft, die den Witwen und Waisen eine Sicherstellung gibt, die sie nicht erniedrigt, die sie nicht nötig haben zu erbetteln und zu erflehen. Eine ausreichende *gesetzlich gewährleistete* Sicherstellung ist allein wert unserer Helden, die als freie Männer dem Vaterlande ihr höchstes irdisches Gut freudig opferten und mit dem Einsatz ihres Lebens es vor der Vernichtung durch die Feinde bewahrten. Nichts läßt den Krieger ruhiger sterben als das Bewußtsein, daß die Lebenden den Toten die Treue halten. Gesetzlich festgelegte Ansprüche sind die *beste Nationalstiftung für die Hinterbliebenen.*

Der Krieg ist Gottes Erntezeit; Gott will das Edle, das tief verborgen ruht in der deutschen Seele, wieder hervorheben, auf daß aus dem Unglück Heil werde. Möge gerade am Deutschtum es sich bewahrheiten, daß das Leben in den Tod sinken muß, auf daß wieder Leben werde; die Starken müssen sterben, damit das Starke lebe! Das Märtyrerblut der Vaterlandsverteidiger soll nicht vergebens geflossen sein. *In ihren Kindern wollen wir sie ehren, in ihren Kindern sollen sie uns neu auferstehen.*

IV. Stimmungsbilder.

Die Kriegstagungen des Reichstages.

Berlin, 4. August 1914.

Der Deutsche Reichstag hat sich des großen Augenblickes würdig gezeigt. Eine historisch-denkwürdige Sitzung hat dem Ausland gezeigt, daß das deutsche Volk wie ein Mann hinter seinem Kaiser und seinem Heere steht. Trotz der Schwierigkeiten der Reise ist der Reichstag bei Beginn der Sitzung fast vollzählig versammelt. Die Bundesratsplätze sah ich noch nie so dicht besetzt. Bis unter die Türen hinaus stehen die Vertreter des Bundesrates, hinter den Ministern Staatssekretäre und Gesandte. Die Tribünen sind überfüllt. Vor dem Reichstag säumen große Volksmassen bis zum Brandenburger Tor beide Straßenseiten ein.

Rasch, mit militärischer Kürze wickeln sich die ordnungsmäßigen Formalitäten ab. Das alte Präsidium mitsamt den Schriftführern wird auf Vorschlag des Abgeordneten Graf Westarp wiedergewählt. Der Präsident verkündet, daß es der Wunsch des Kaisers sei, das Präsidium heute abend um 7 Uhr zu empfangen. Er hege die Hoffnung, daß er dann dem Kaiser bereits die Mitteilung von der Annahme der Kriegsvorlagen machen könne.

Dann spricht der Kanzler. Seine Stimme klingt ermüdet von den Ueberanstrengungen der letzten Tage und Wochen. Aber die Hingabe des Herzens kommt in jedem Worte, das er spricht, zum Ausdruck. Er reiht die Tatsachen der Vorgeschichte des Krieges kurz aneinander. Sie wirken so noch viel wuchtiger. Pfui-Rufe ertönen bei der Erwähnung von Rußlands treulosem Verhalten. Ein wahrer Orkan des Beifalls bricht los, als der Reichskanzler erklärt, daß es ein Verbrechen gewesen wäre, eingekeilt zwischen den übrigen Mächten, angesichts deren Mobilisierung, noch länger zu warten. Befriedigt nimmt man Kenntnis von der Tatsache, die bereits auf unserer Seite zur Sicherung des Reiches vollzogen ist: Besetzung Luxemburgs und Belgiens. Und abermals erhebt sich ein Beifallssturm, Händeklatschen und Begeisterungsruf bei des Kanzlers Wort: „Wer so bedroht ist wie wir und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut." In warmen Worten spricht er von unserem treuen Freund und Verbündeten Oesterreich-Ungarn, und der Reichstag stimmt zu. Aber von Italien schweigt er.

Der Reichskanzler schließt mit der feierlichen Erklärung, daß das ganze Volk hinter dem Heere stehe. Da klatschen alle Abgeordneten und die Tribünen Beifall. Auch ein Teil der Sozialdemokraten stimmt in die Kundgebung ein, als der Reichstag in spontaner Begeisterung aufspringt und dem Reichskanzler zujubelt. Präsident Kaempf schließt die Sitzung nach einer warmempfundenen Ansprache an das Haus und an das Volk.

„Der 4. August 1914 wird für alle Zeiten ein großer Tag in der Geschichte Deutschlands bleiben," erklärte der Reichskanzler in der heutigen zweiten Sitzung des Reichstages. Schon bei der Eröffnung des Reichstages im Weißen Saale des Schlosses war aller Prunk weggeblieben. Keine Schloßwache in der alten Friderizianischen Tracht war aufgezogen, kein großes Gefolge, kein klingendes Spiel, nur ernste Worte und Taten sollten dem Tage das Gepräge geben. In der ersten Sitzung erledigte der Reichstag seine geschäftlichen Angelegenheiten so kurz und knapp, wie in Kommandosätzen. Die zweite Sitzung nahm in einer halben Stunde ohne Erörterung in einer Gesamtabstimmung unter unbeschreiblicher Begeisterung des Hauses die Kriegsvorlagen an. Auch die Sozialdemokraten stimmten für die Vorlagen und erhoben sich zum Schluß der Sitzung, als Präsident Kaempf auf Kaiser, Volk und Vaterland ein Hoch ausbrachte.

Volk und Volksvertretung sind nun einig in der Opferbegeisterung für das Vaterland. Die große Zeit hat Volk und Volksvertretung des großen Augenblicks würdig gefunden. Es geht eine Stimmung durch die Volksvertretung, wie sie zur Zeit der Freiheitskriege im Volke geherrscht haben mag. Der eine ruft es dem anderen zu: Es ist ein zweiter Freiheitskrieg!

Berlin, 2. Dezember 1914.

Man wird nach dieser großen Zeit viele bedeutende Ereignisse ins Buch der Weltgeschichte einschreiben. Dann wird man auch den 4. August und den 2. Dezember darin buchen müssen. Nur ein Volk von solcher sittlichen Größe und Kraft, wie das deutsche Volk, kann mitten im Kriege zwei solche Tagungen seiner Volksvertreter erleben. Man denke um ein Jahr zurück und man wird sagen: „Welche Wendung durch Gottes Fügung, auch hier im Deutschen Reichstag!" Gerade vor einem Jahr war es und der Vorabend der Zaberndebatte des Reichstages, und heute hallt der Reichstag wieder von dem Ruhm unserer Wehrmacht zu Wasser und zu Lande; heute stimmt der Reichstag zum zweiten Male in entschlossener Einmütigkeit der großen Milliardenvorlage zu, und keine Partei steht hinter der anderen an Vertrauen für unser Heer und stolzem Siegesbewußtsein zurück.

Die heutige zweite Kriegssitzung des Reichstages wird, wie die erste, ein weltgeschichtlicher Tag sein. Die große Zeit und ihre Ereignisse haben die Sitzung geboren, haben sie beseelt, haben ihr die bewunderungswürdige Einmütigkeit gegeben, die der ganzen Welt staunende Bewunderung abringen muß. Auch heute stehen wieder, wie vor einem Jahr, Hunderttausende rings um den Reichstag versammelt. Heute aber jubeln die Massen vor dem Wallotbau und drinnen im Saale den Staatsmännern und dem Reichskanzler zu; heute ziehen sie ehrerbietig den Hut vor den Uniformen der Offiziere und dem Eisernen Kreuz auf so mancher Brust. Drinnen im Reichstag drängen

sich bereits von Mittag an die Massen, die auf Einlaß zu den Tribünen hoffen. Mancher Invalide und mancher Verwundete ist schon unter ihnen. Ihnen läßt man in jeder Fraktion freudig den Vorrang für die längst so heiß umstrittenen Tribünenkarten. Von den Abgeordneten, die aus dem Felde zur Sitzung kamen, konnte mancher nur für Berlin ein kurzes Zusammentreffen mit seinen Angehörigen vereinbaren. Auch diese läßt man bei den Wünschen um Tribünenkarten vorangehen. Alle Tribünen sind überfüllt. Man macht keinen Unterschied mehr zwischen Hof- und Diplomatenloge. Wo noch ein Plätzchen ist, drängt man sich dazu, und bis weit in die Gänge hinaus stehen die Leute, oben vor den Tribünen und unten vor den Saaleingängen. Sie alle wollen Zeuge sein der machtvollen, einmütigen Kundgebung des Deutschen Reichstages, des Bekenntnisses der deutschen Volksvertretung zum Glauben an den endgültigen Sieg und zum Durchhalten bis zu einem erfolgreichen, dauernden Frieden.

Am Regierungstisch ist die ganze preußische Staatsregierung mit sämtlichen Staatssekretären des Reiches versammelt, nur Kriegsminister von Falkenhayn fehlt. Ihn vertritt Exzellenz von Wandel, der frühere Gouverneur von Köln. Am Bundesratstisch steht vornan der bayrische Ministerpräsident Graf von Hertling. Sein feingeschnittener Diplomatenkopf erregt gleich das Interesse der Tribünen und sticht von der Umgebung ab. Auch von anderen Bundesstaaten sind Minister am Bundesratstisch erschienen, eine Seltenheit, die nur bei außerordentlichen Ereignissen, wie die heutige Sitzung eine werden sollte, im Reichstage zu verzeichnen ist.

Durch den Saal geht ein Grüßen hinüber und herüber. Man hat sich ja so viel zu sagen und noch mehr zu fragen, namentlich bei den Feldgrauen. Vom Zentrum sind's Graf Praschma, Frhr. von Kerckerinck, Racken, Pauli (Cochem), Astor, der eben mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnete und zum Major beförderte Stupp, Duffner, Frhr. von Aretin, Dietz, Emminger, Koßmann, die in Felduniform erschienen sind. Fürst Salm, Fürst Löwenstein, Graf Galen dienen der Krankenpflege und Hülfstätigkeit im Kriege. Am meisten wird heute der Abgeordnete T r i m b o r n begrüßt. Seinen Platz ziert ein Rosenstrauß. Keiner geht an ihm vorbei, ohne dem so allgemein geachteten, verehrten und beliebten Abgeordneten mit herzlichen Wünschen die Hand zu schütteln. In der Fraktionssitzung beglückwünschte Präsident Spahn den S e c h z i g j ä h r i g e n aufs herzlichste im Namen aller Mitglieder der Zentrumsfraktion. Auf der anderen Seite des Saales schmückt ein Lorbeerkranz den Platz des im Felde gefallenen Abgeordneten Frank. Manch einer, der mit ihm hier im Saale und draußen im politischen Kampfe die Klinge gekreuzt hat, widmet beim Anblick dieses Kranzes ein stilles Gedenken dem für das Vaterland gestorbenen sozialdemokratischen Führer.

Da erscheint, mit Spannung erwartet, der R e i c h s k a n z l e r in feldgrauer Generals-Uniform. Er vertieft sich gleich in das Studium seines Manuskripts. Präsident Kaempf eröffnet die Sitzung mit einer markigen,

wirkungsvollen Rede, in der er der Taten unseres Heeres und unserer Marine gedenkt, der Einigkeit des deutschen Volkes vertraut, seiner Opferfreudigkeit sondergleichen dankt und dem Lande zuruft: „Es ist ein Volkskrieg, den wir führen, im wahrsten Sinne des Wortes. Wir führen ihn gegen eine ganze Welt von Feinden, getragen vom Bewußtsein des kommenden Sieges und vom Willen zum Durchhalten." Minutenlanger Beifall braust durch den Saal und über die Tribünen hinweg. Es ist wie eine Kundgebung des ganzen Volkes, um der Welt zu zeigen, daß wir nicht kriegsmüde und friedensbedürftig, daß wir nicht kraftgebrochen, sondern siegesbewußt und kampfentschlossen sind bis zum siegreichen Ende. Warm klingt auch der Beifall, als der Präsident unseres treuen Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn und der Türkei gedenkt. Die Entrüstung gegen Japan bricht durch, als der Präsident für den Raub von Kiautschou Japans Beutegier den einzigen Grund nennt. Den tapferen Helden unserer Flotte, namentlich den wackeren Männern der Unterseeboote, dankt das Haus mit Beifallsrufen und Händeklatschen.

Der geschäftliche Teil mit der Verlesung vieler Sympathiekundgebungen geht rasch vorüber. Der Reichskanzler erhebt sich schnell, mit energischem Ruck, spricht frisch und reich an großen Gedanken seine herrliche Rede. Zwei Momente in ihr werden als besonders bedeutungsvoll empfunden. Es wirkt wie eine Erlösung, daß der Reichskanzler heute in seiner Rede keinen Zweifel an seiner Gesinnung gegen England und dessen perfide Politik aufkommen läßt, daß er offen vor dem Reichstag und der ganzen Welt erklärt: „England trägt die Verantwortung für den Krieg." Ja, es klingt deutlich vernehmbar ein Unterton persönlicher Gereiztheit und Entrüstung bei den Worten mit, die der Reichskanzler gegen England spricht. Das stark ausgeprägte Rechtsgefühl und das feine Empfinden für Rechtsbruch, Eigenschaften, die gerade diesem Reichskanzler in besonderem Maße eigen sind, müssen bei seiner sensitiven Natur die Entrüstung über Englands schnödes Vorgehen und die Enttäuschung über das Spiel, das England auch mit ihm zu treiben versuchte, besonders stark hervorrufen.

Das zweite bedeutsame Moment der Kanzlerrede liegt in dem energischen Ausdruck des Willens zum Durchhalten. Es ist um so bedeutungsvoller, als gerade in der letzten Zeit ausländische Blätter von Friedensgerüchten zu schreiben wußten, die vielleicht nur in irgendeinem Börsensaal zum Zeitvertreib rundgetragen worden waren, aber bei keinem ernsten deutschen Mann Glauben und Widerhall fanden. „Deutschland läßt sich nicht vernichten," ruft der Reichskanzler England zu, das nur aus Krämerinteressen den Krieg begonnen hat und ihn führen will, bis wir wirtschaftlich und militärisch vernichtet seien. „Die sittliche Größe des Volkes, sein millionenfach bewährter Opfermut und der Geist, den wir in den letzten Wochen bewundert haben, muß und wird siegen." Der ganze Reichstag springt auf beim Gelöbnis des Reichskanzlers, „auszuharren bis zum letzten Hauch, damit Enkel und Söhne in einem stärkeren Deutschland frei und gesichert vor fremder Bedrohung und Gewalt an der Größe des Reiches weiterarbeiten können. Wir

halten durch, und ich bitte Sie, durch die Annahme unserer Vorlage das zu bekräftigen, bis wir die Sicherheit haben, daß keiner in der Welt mehr unseren Frieden stören wird, unter dem wir deutsches Wesen und deutsche Kraft pflegen und entfalten wollen als freies Volk."

Ich glaube, der Deutsche Reichstag hat noch niemals einen solchen, die Herzen erschütternden und erhebenden Beifall gehört, wie nach diesen Worten des Reichskanzlers. Das Händeklatschen und die Bravorufe im Saal und auf den Tribünen wollten nicht enden; immer wieder schallten sie dem Reichskanzler als Bekräftigung seines Gelöbnisses entgegen: „Wir halten durch!"

Stehend hatte der Reichstag die letzten Worte des Reichskanzlers angehört und stehend jubelte er dem Reichskanzler zu, als dieser sich nun freudig erregt immer wieder erhob und sich verneigend für den Beifall dankte. So ward dieser Beifall auch zum Bekenntnis der Einmütigkeit zwischen Reichstag und Regierung. Reichstag und Regierung sind heute wie am 4. August einig im Willen zum Durchhalten, im Bewußtsein der Kraft zum Siege und in der Forderung eines Friedens, der uns die Entschädigung für die unerhörten Opfer bringt.

Im Namen aller bürgerlichen Parteien gab der Abgeordnete Spahn eine Erklärung ab, die noch einmal das Gelöbnis des Reichskanzlers bekräftigte: „Wir wollen durchhalten, bis ein Frieden errungen ist, der den ungeheuren Opfern entspricht, die das deutsche Volk gebracht hat und der uns dauernden Schutz gegen alle Feinde gewährleistet." Nur die Sozialdemokratie hielt eine besondere Erklärung für nötig, in der sie ihre grundsätzliche Abneigung gegen eine Gebietserweiterung Deutschlands zum Ausdruck brachte. Die Annahme der Fünf-Milliarden-Vorlage in erster, zweiter und dritter Lesung erfolgte einstimmig. Nur der Sozialdemokrat Liebknecht blieb sitzen. Es war auch nur ein kleines Grüppchen, das Liebknecht folgte, als er vor dem Kaiserhoch den Saal verließ. Sonst stand der ganze Reichstag in ehrfurchtsvoller Begeisterung beisammen und stimmte ein in das Hoch auf den Kaiser, unser Heer, unsere Marine und unser heldenmütiges Volk. Die Grenzen zwischen Saal, Regierungstisch und Tribünen waren verwischt, wie heute so oft bei den Beifallskundgebungen, so auch jetzt beim feierlichen Kaiserhoch.

Freudige Erregung strahlte auf allen Gesichtern, als der Reichstag seine Sitzung schloß. Diejenigen, die aus ihr wieder hinausziehen zu den braven Truppen in den Schützengräben und auf den Schlachtfeldern, werden von dieser Begeisterung im Reichstag und im Volke mitnehmen, was in ihren Herzen lebt. Sie werden als Zeugen dieser Begeisterung und dieser großartigen, einmütigen Kundgebung der deutschen Volksvertretung unseren braven Truppen vor dem Feinde berichten, daß das deutsche Volk opferbereit und siegesbewußt, voll Vertrauen zu unserem Heere und unserer Marine hinter allen denen steht, die draußen im Felde für des Reiches Existenz und Größe kämpfen und bluten.

Aus der Reichshauptstadt.

Berlin, im Oktober 1914.

Wie sieht Berlin im Krieg aus? Fast jeder Brief, sei's aus dem Felde, sei's aus dem Lande draußen, schließt mit dieser Frage. Berlin im Kriege: es gefällt mir nach mancher Seite besser als das Berlin im Frieden. Von den Greueln des Krieges merkt die Reichshauptstadt unmittelbar wenig. Es ist anders wie draußen auf dem Land oder in der Kleinstadt, wo jeder den anderen kennt und wo jeder am Schicksale des anderen Anteil nimmt, wo der Nachbar vom Nachbar hört, daß sein Sohn oder Bruder gefallen ist oder verwundet im fernen Lazarett liegt. Als der Krieg ausbrach und die ersten Siegesmeldungen fast todsicher mit jeder Zeitungspost abends zum Bureauschluß oder morgens zum Frühstück kamen, da ging in Berlin die Begeisterung hoch, vielleicht zu hoch. Ich hätte mir in Friedenszeiten nie denken können, daß Berlin-Nord mit seinen Arbeitervierteln und Berlin-Ost, wo die vielen kleinen Leute wohnen, einmal an patriotischen Freudentagen mit soviel tausend Fahnen und Fähnchen aus jedem Haus und jeder Wohnung sich schmücken könnten. Schon in den Tagen der Mobilisierung habe ich in dem viel verschrienen „Spree-Babel" so manche rührende Szene der Teilnahme, des Opfersinnes und der patriotischen Verbrüderung gesehen, daß ich dem „Wasserkopf Berlin" in der Stille viel abgebeten habe.

Ein Erlebnis kennzeichnet herrlich den Geist jedes einzelnen Mannes unserer Armee. Es war draußen am Kurfürstendamm in Berlin-West. In sengender Hitze mit Tornister und Feldausrüstung marschiert ein Krieger die Straße entlang. Ein paar Herren im Auto fahren vorbei, erkennen an dem Soldaten die Uniform ihres Regiments und rufen dem Kameraden zu: „Komm, Kamerad, mit ins Auto; erst wollen wir frühstücken zusammen, dann bringen wir dich ans Ziel!" „Die Uniform meines Regiments ist mir eine Flasche Sekt wert," ruft der eine dem Soldaten zu. Der dankt freundlich, lehnt aber ab mit den Worten: „Ins Auto komm ich wohl, aber zum Frühstücken habe ich keine Zeit. Ich bin einberufen, komme hier durch und habe nur zwei Stunden Zeit; die möcht' ich meiner alten Mutter und meiner Schwester hier widmen."

Der Krieg hat einen anderen Geist auch über Berlin gelegt. Vor allem hat er die Menschen selber sich näher gebracht, hat Standesdünkel und Geburtsunterschiede vergessen lassen. Seit fünf Jahren bin ich jeden Tag mit bestimmten Herren im Vorortzuge zur Stadt gefahren. Von Gesicht zu Gesicht kannten wir uns alle, denn wir saßen oft genug einander gegenüber oder Seite an Seite. Aber gesprochen hat in den fünf Jahren keiner ein Wort mit dem anderen. Man war sich ja nicht offiziell vorgestellt. Da kam der Krieg, und schon am ersten Tage sprach man wie mit alten Bekannten, tauschte Zeitungen und eigene Nachrichten aus, besprach Erlebtes und Gehörtes und kam sich plötzlich nahe. In Friedenszeiten kümmerte eben keiner sich um den anderen. Wer von der Kleinstadt kam, der fand drum in Berlin viel Egois-

mus, Rücksichtslosigkeit und „Schnoddrigkeit", weil er draußen in seiner Heimat gewohnt war, daß jeder den anderen kannte und drum jeder auf den anderen sah. Jetzt in Kriegszeiten ist das „schnoddrige" Berlin mitteilsam und hülfsbereit geworden. Wenn man in den ersten Wochen abends Tausende am Potsdamerplatz oder Unter den Linden auf neue Siegesnachrichten warten sah, und wenn dann drinnen in den umliegenden Wirtschaften die Siege in freudiger Stimmung „begossen" wurden, dann kam's einem vor, als säßen ringsum lauter Bekannte, als wär's eine große Familie.

Allmählich, als die Siegesmeldungen seltener wurden und die ersten Verwundetenzüge in Berlin Krankenhäuser und Lazarette füllten, da kam auch über Berlin eine ernste Stimmung. Ich möchte sagen: Berlin im Krieg ist feiner, gedämpfter abgestimmt als im Frieden. Schon daß die schreiende Reklamebeleuchtung an den Häusern und auf den Dächern nicht mehr mit ihrem unruhigen Flackern und Aufblitzen die Hauptstraßen und Plätze erleuchtet, hat der Stadt ein stilleres, ernsteres Aussehen gegeben. Sogar die Anschlagsäulen haben ein anderes Gewand angenommen. Einst waren sie die Herolde des lauten und leichtsinnigen Berliner Vergnügungslebens. Alle die Lokale, wo die Dummen geneckt und die Lüsternen gereizt wurden, luden hier zum Besuch ein. Drüber und drunter lockten all die vielsagenden Titel der Operetten oder Lustspiele und Possen, die aus Paris eingeführt waren oder wenigstens Pariser Art nachzuäffen suchten. Wieviel Schund und wieviel Gift haben diese Anschlagsäulen in Friedensjahren so laut und großsprecherisch empfohlen! Man könnte viele von den Titeln der Theaterstücke heute nicht mehr lesen, jedenfalls sie selbst nicht mehr auf der Bühne sehen. Die Anschlagsäule war drum in den ersten Kriegswochen schier leer geworden. Nur die amtlichen roten Anschläge prangten auf ihr oder der dickgeschriebene Vermerk: „Reserviert für das Oberkommando" Nach ein paar Tagen allerdings war auch diese Verkündigung deutsch geworden und hieß: „Vorbehalten für den Oberbefehlshaber."

Erst Ende September fing die Anschlagsäule wieder an lebendiger zu werden. Die schwarz-weißen Zettel von mindestens zwanzig Theatern kleben dran und zeigen mit kriegerischen Titeln meist vaterländische Stücke an. Manch ein Theaterdirektor aber, der weiter denkt, fragt heute schon an der deutschen Theaterbörse in Berlin, was nach dem Kriege werden soll. Die deutsche Dichtkunst und Musik hat in den letzten Friedensjahren für schnellfließendes Gold viel gedichtet und musiziert. Aber wenn man heute auf den großen Haufen des Literatenschaffens und der Schlagermusik zurückblickt, so fühlt doch jeder, daß nach dem Kriege das deutsche Volk dafür keinen Sinn mehr hat. Auch in den Konzertlokalen stimmen sie das Programm auf patriotische und ernste Musik ab. Ein überraschender, erhebender Augenblick war es, als beim ersten großen deutschen Sieg um Mitternacht die Berliner Liedertafel am Potsdamerplatze das Niederländische Dankgebet, Deutschland Deutschland über alles und andere patriotische Gesänge vor Tausenden freudiger Zuhörer erklingen ließ.

Man merkt den anderen Geist in jeder Straßenbahn und am besten morgens und abends in den Vorortbahnen. Wer spricht, der spricht vom

Kriege, von Heldentaten eines Sohnes oder Verwandten, vom Tod oder den Wunden eines Kindes oder Freundes. Die Ladenfräulein haben die Liebesromane weggelegt; sie lesen Zeitungen oder Feldpostbriefe. Eins aber ist ganz besonders neu in Berlin. Sie stricken wieder, unsere Berliner Frauen und Mädchen. Wer hätte das gedacht, daß der Strickstrumpf auch in Berlin, selbst im Kaffeehaus, in der Vorortbahn oder im Straßenbahnwagen, ja sogar bei den Angestellten im Kaufhause, wieder modern werden würde! Schon auf dem Lande draußen war der Strickstrumpf ja mehr und mehr selten geworden. Und jetzt strickt in Berlin alles. Die Dame mit den Brillantringen an den Fingern strickt wollene Soldatenstrümpfe oder Pulswärmer und Ohrenschützer. Die höhere Tochter strickt auf dem Wege zur Schule. Sogar die Berliner West-West-Damen in den Kaffeehäusern des Westens stricken mit Hingebung manche Stunde des Nachmittags. Erinnerungen an alte, alte Tanten und Basen mit dem Strickstrumpf und dem Lehnsessel am warmen Ofen steigen vor einem auf. So hat Berlin ganze Berge von wärmenden Liebesgaben in wenigen Tagen zusammengebracht und ins Feld geschickt. Auch da ist viel Nächstenliebe, viel rührende Anteilnahme in den sonst so teilnahmslosen Herzen der Berliner wach geworden.

Mit einem gewissen Gefühle der Ehrfurcht begegnet man allenthalben in Berlins Straßen den vielen Verwundeten. Wohl spricht sie da und dort ein Offizier freundlich an und fragt nach der Schlacht, in der der Tapfere seine Wunden erhalten hat. Strahlenden Gesichtes erzählen die Krieger dann Erlebtes und Selbstgeschautes. Aber freche Neugier belästigt keinen Verwundeten. Am meisten bewundert die Jugend die heimkehrenden verwundeten Krieger. In ihren Augen sind sie alle Helden. Auch da zeugt manch rührende Szene von Anteilnahme und von einem anderen Geist im Berliner. Erscheint wo ein Verwundeter im Straßenbahnwagen, dann springt jeder auf, um ihm seinen Platz anzubieten, wie's in Friedenszeiten bestenfalls bei einer vornehmen Dame geschah. Und dabei macht niemand einen Unterschied, ob der Verwundete Offizier oder einfacher Soldat ist. Ich habe es schon mehr als einmal gesehen, wie einem am Stock über die Straße humpelnden Krieger, Soldat oder Offizier, sich schnell ein wildfremder Arm hilfreich dargeboten hat, um ihn durch den Straßenverkehr zu führen, der heute auch stiller und ruhiger geworden ist als in Friedenszeiten. Die Berliner Straßenbahn allein hat etwa zwei Regimenter von ihren Schaffnern gestellt. Bei den Omnibusgesellschaften war die Einberufung nicht weniger stark. So verkehren manche Linien, die sonst Fünfminutenverkehr hatten, im Viertelstundentempo. Die Omnibusse aber mußten neben den Schaffnern noch die Pferde abgeben, so daß auch hier der Verkehr in größeren Lücken und Abständen erfolgt. Man merkt es am besten an den Hauptplätzen des Verkehrs, wie heute im Kriege Wagen- und Menschenverkehr nachgelassen haben. Am Potsdamer Platz ist nicht einmal mehr der Oberkommandierende des Verkehrs, der Schutzmann, nötig; der Verkehr regelt sich von selbst. In den Geschäften aber fängt wieder die Kauflust an einzukehren, zum Segen des Ganzen unserer Volkswirtschaft. H. E.

Ein Himmelszeichen ist's . . .

Den Waldessaumpfad geht die Einsamkeit,
Die treue, mir zur Seite Schritt für Schritt.
Das Stromtal hüllt ein feuchter Nebel ein.
Der Wald erschauert; Tropfen fallen sacht
In dürre Blätter, die den Fuß umrascheln.
Rot, wie Dukatengold, liegt schon das Laub
Zu Hauf in Wald und Weg . . . Der Herbst ist da.

Der Herbst ist da, der heurige, von dem
Man reden wird, so lang' die Pilgerzüge
Der Menschheit diesen Erdenstern umzieh'n . . .
Von heißer, blutiger Mahd in Ost und West,
Wo über Riesenschlachtgefilden kreisen
Habsburgisch-Hohenzollerische Aare;
Von unerhörter deutscher Heldenschaft,
Genährt, entflammt durch Gottesglaubens Kraft.

So webt mein Geist Gedanken auf und ab,
Schnell ostwärts, westwärts, schwebt vom Land zum Meer:
Ins Unterseeboot steigt er jetzt hinein
Zu Weddigen und seiner Schar . . . und jetzt
Fährt mit der kühnen Emden er hinaus;
Will just Antwerpens Fall beseh'n, . . . da dröhnt
Ein Hupewarnungsruf vom Heerweg auf.
Durch Buchenheister späht mein Blick . . . und sieh!
Ein Fahrzeug, von Soldatenfaust gelenkt,
Mit braunem, derbem Leinen überspannt
Und schwer bepackt; was das wohl bergen mag?

Ein Windstoß legt die Ladung jählings bloß . . .
Ach Gott, ein traurig Sammelwerk das dort!
Tornister. Helme, Koppeln, Seitenwehre,
Patronentaschen, Mäntel . . . durcheinander,
Bestaubt, verschwitzt, beklebt mit Blut und Lehm —.
Die das getragen, hochbeherzte Streiter,
Ruh'n still im Massengrab in fremder Erde!

Mir will das Herz im Weh sich krampfen, . . . da —
Gleich einem Wunder! — reißt mit einem Mal
Entzwei der Nebelschwaden, golden strahlt
Des lieben Herrgotts Sonne aufs Gefährt,
Und seltsam, seltsam leuchten drin die Trümmer.

Das bringt mir ewig keiner aus dem Sinn!
Ein Himmelszeichen ist's, ein Wink von oben:
„Wir sind bei Gott . . .!
Wir kämpften treu mit Gott fürs Vaterland,
Für Thron und Herd, für liebes Weib und Kind;
Für heil'ges Recht sind wir im Feld geblieben . . .
Wir sind bei Gott! Des tröstet euch, ihr Lieben."

Der Wagen rollt, die feuchten Nebel brauen.
Die Blätter tropfen auf den Waldsaumpfad.
Die Einsamkeit geht leise mir zur Seite.
Der Herbst ist da. —

Wigbert Reith.

Treue Wächter.

Von **Elisabeth Schoeller.**

Ueber die Felder meines Gutes hinweg ragt lichtblau am Himmel Kölns Wahrzeichen hoch auf. Sähe ich ihn nicht, den Dom, so wüßte ich nicht, wo die Stadt sich ausbreitet; er aber steht unentwegt und treu auf seiner Wacht. Gut hältst du tagsüber Ausschau, du geliebter stolzer Dom, der du Deutschlands Macht und Größe verkörperst. Des Nachts aber, wenn deine Augen das Dunkel nicht mehr durchdringen können, verläßt dich das Vaterland nicht; es hilft dir in deiner schweren Arbeit, umgibt dich mit lichten Schutzengeln, die dich umtanzen und deinen steinernen Blumen Leben und Schönheit einhauchen!

In den heißen Augusttagen war's für mich ein unermüdliches Zuschauen, die hellen Lichtbogen am Firmament zu verfolgen, wie sie jetzt langsam tastend, dann hineilend und plötzlich sich blitzschnell im Kreise drehend einen weiten leuchtenden Ring zogen! Und wie sie dann wieder starr auf einem Fleck verharrten, das undurchdringliche Dunkel spähend nach feindlichen Fliegern durchbohrend, so daß ich den Atem anhielt und alsbald die ausgebreiteten Flügel eines der verderbentragenden Kriegsvögel zu sehen dachte. Unermüdlich konnte ich sie beobachten, nie glichen sie sich in ihren Bewegungen, die oft einzeln auftauchten, oft in Scharen zu fünf oder sechs sich in langen hell-leuchtenden Streifen kreuzten, sprühend wie Feuerwerk und regelmäßig wie das Licht vieler Leuchttürme! Morgens, wenn sich die Sonne strahlend hinter den Wäldern erhob und der Mond sein Hülfswächteramt schon aufgegeben hatte, war all der nächtliche Spuk und Elfentanz verschwunden, und nur er allein, den sie beschirmten, stand blau und massig über seiner geliebten Stadt.

Und jetzt? Abends zwischen den finsteren Regenwolken jagt plötzlich ein heller Streifen daher, huscht vorüber und ist verschwunden, bis dort wieder ein runder Fleck auftaucht, der gegen die Wolken stößt, sie auseinanderreißt und weiterstrahlt, alle Hindernisse siegreich überwindend. Beruhigt lege ich mich zum Schlafe nieder im Gefühle der Sicherheit, wenn's auch ums Haus stürmt. Stehen doch die treuen hellen Wächter immer noch am Himmel, schirmend die große Stadt und ihr Wahrzeichen.

Und morgens? Noch ist's tiefe Nacht, wenn ich an mein Tagewerk gehe, nur aus den Ställen blinkt der rötliche Schein der Laterne, ein Pferd scharrt hungrig mit dem Huf, ein dumpfes Brüllen klingt zur Begrüßung aus dem Kuhstalle, sonst schweigt alles noch schlafbefangen. Da! Hei, wie es blitzt! Nur ein runder Fleck, einen Schweif nach sich ziehend! Ist's ein Komet? Das in Kriegszeiten immer wieder auftauchende göttliche Flammenzeichen, das die Menschheit warnt und zu Milde und Gerechtigkeit mahnt? Nein, ein paar getreue Kameraden sind's, mir so vertraut und lieb geworden in den vier Monaten, daß ich sie nicht missen kann und ihnen jeden Morgen einen stillen Gruß zunicke.

Ihr treuen Wächter am Rhein! Euer strahlender Schein spricht eine gewaltige Sprache, die jedem ans Herz greifen muß. Nicht ein paar leblose Apparate seid ihr mir, — hinter euch stehen Männer, die ihre schwere Pflicht unermüdlich erfüllen, treu und gewissenhaft, wie unser ruhmreiches und aufopferndes Heer, das weit — weit da draußen über eure Lichtkegel hinaus auf Feindes Erde liegt zur treuen Wacht am Rhein. Jeden Abend, wenn ihr auftaucht, winke ich euch zu, und jeden Morgen steigt ein heißes Dankgebet in mir auf, daß ihr noch da seid, siegreich das Dunkel überwindend, und mit euch siegreich und getreu bis in den Tod die besten Söhne unseres Landes. Ein Treuschwur ist's für unsere geliebte Heimaterde, sie zu schützen und zu schirmen, bis daß des Domes Kaiserglocke den Weltfrieden verkünden darf.

Kriegsvögel über Freiburg.

Ein Sonntag, so lind und weich, wie nur irgend ein Frühlingstag im April. Milchweiße Wölkchen schwimmen im lichten Blau. Sonnenschein und herber Erdgeruch. Um die Mittagsstunde steht wohl da und dort der friedliche Bürger auf seinem Heimweg still und beobachtet scharf den scheinbar langsam in unerreichbarer Höhe dahinsegelnden Flieger. Ruhig und sicher schwimmt er in der glänzenden Luft. Für uns Freiburger kein neues Bild. Nur taucht seit Kriegsbeginn sofort die Frage auf: Ist's einer der Unsern, oder ist's ein Franzos? Seit in den ersten Mobilmachungstagen die welschen Kriegsvögel erschienen sind, um den Aufmarschplan unserer Truppen zu erspähen, waren sie dann und wann zu sehen. Aber auch Wochen dazwischen. wo nur unsere Schwarzkreuzfalter sich in den Lüften tummelten. So fröhlich und sicher, als gäb's gar keinen Krieg.

Dann kam plötzlich die Nachricht, daß Flieger Bomben geworfen hätten. Was? Auf unsere friedliche Stadt? Zu welchem Zweck? Einer sagt es dem anderen. Und am Abend stand man wohl draußen beim Friedhof an der Eisenbahnüberführung und betrachtete das kleine harmlose Loch im Grasboden und beschaute sich eine zweite der Bomben, die, nicht explodiert, sogleich von vier Artilleristen bewacht wurde. Zwei weitere waren in Ackergrund gefallen und hatten sich auch sehr anständig benommen. Mit einem Lächeln ging man nach Hause.

Bum — Bum Rrrr taktak tak. Kein Zweifel: Gewehrsalven, Kanonenschläge und Maschinengewehrfeuer! Und richtig, dort zieht er seinen Kreis, der welsche Flieger. Schau, jetzt fällt etwas herunter, ein furchtbarer Schlag ertönt, die Kanonen antworten, wieder eine Bombenexplosion, das rattert und knattert, bellt und heult, als ob die Hölle losgelassen sei. Atemlos stehen wir da und sehen dem Kampf der Kanonen mit dem Kriegsvogel zu. Also zum zweiten Mal sind sie gekommen, um ihre Bomben zu werfen. „Jetzt, sehen Sie, jetzt hat's ihn," meint ein Unbekannter, der mich erregt am Arm

hält. Ein Schrapnellwölkchen hat sich neben dem kühnen Vogel vor die weiße Wolkenwand gesetzt, und ein leises Schaukeln der sonst ruhigen Flügel durchzittert ihn. Aber schon strebt er wieder dem Lichte zu, das dort im Westen goldig durch die Wolkenbänke hindurchfließt.

„Aha, dort, dort!" ruft es jetzt. Ueber dem Mooswald scheint einer unserer Flieger aufzusteigen, in raschem Bogen kommt er heran und zeigt sich wiederum als — ein Franzose. Eine ungeheure Spannung bemächtigt sich unser. Den müssen sie 'runterkriegen, denkt jeder. Schon fliegt er in einer Höhe von 400 Meter über unsern Köpfen dahin. Um die Stadt nicht zu gefährden, schweigt wohl jetzt das Feuer. Kaum aber ist er draußen, da schwimmt er schon wieder in Schrapnellwölkchen, die über ihm und unter ihm und weit hinter ihm bleiben. Und da, da ist auch schon der dritte! Er bleibt vorsichtig höher, unter heftigem Knall explodieren seine Bomben, dann steigt er rasch höher, indes hinter ihm drein die Kanonen von Breisach zu bellen anfangen.

Und am zweitletzten Sonntage vor Weihnachten sind sie zum dritten Mal gekommen. Aus den milchweißen Wölkchen lösen sie sich los und stoßen gierig herab. Das sind die wilden Kriegsvögel, die sich auf eine sonntagsfriedliche Stadt stürzen, um ihr zu schaden ohne Zweck und Ziel. Mitten in die Altstadt, da, wo sich um eine alte Linde hochgiebelige Häuser traulich drängen, werfen sie ihre gefährlichen „Eier", die Dächer beschädigen und Telephondrähte zerreißen; in einen alten Park schlagen sie ein, daß Bäume zersplittern und Aeste durch die Luft wirbeln. Und in diesem Park, kilometerweit entfernt von jeder militärischen Anstalt, steht das Kunstsammlungsgebäude unserer Stadt! Sprengstücke fliegen in das Vinzentiushaus, das als Lazarett dient, in das Pfründnerhaus, ein Altersheim der Stadt . . . Und schnell, wie sie gekommen, entschwinden sie wieder — die Kriegsvögel, höher und höher steigend, bis man sie nicht mehr von den Schrapnellwölkchen unterscheiden kann, die ihnen folgen. Von dem blauen Vogesenkamm drüben über der farbengesättigten Rheinebene her senden die Geschütze ihren dröhnenden Gruß . . Der Sonntagsfriede geht unter in Kanonendonner und Kriegsnot.

S.

Wo das Feldkreuz steht.

Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt es sie alle hinaus, die daheim blieben, zum alten Feldkreuz hin. Aus dem tiefen Nachtdunkel tauchen sie in den fahlen Lichtschein zweier Laternen, die in den Aesten der knorrigen Eiche baumeln. Vom Kreuzholz schaut das gefurchte Antlitz des Erlöserbildes, des großen Erbarmers, auf die Menschen dort unten zu seinen Füßen.

Seit hundert Jahren sieht er da hinab. Viele kamen einst in schwerer Zeit und knieten dort, wie heute. Die vorübergingen, sprachen von Schlachten und Siegen, wie heute. Dann ward's still am Kreuz. Lange, lange Friedens-

jahre. Nur hin und wieder beugte ein altes Mütterchen sein steifes Knie, legte ein junges Menschenkind die ersten Feldblumen im Grase nieder. Und dann und wann drangen Männerstimmen herauf, spottend, fluchend, seit dort drüben die Kamine wuchsen. Und des Abends, wenn die jungen Leute kamen, war's nicht besser. Und nun? Wer führt euch her, ihr Beter?

Der Krieg, der Krieg!

In den ersten Reihen vorn, auf Baumstämmen kniend, die Kinder mit ihren hellen, lauten Stimmen. Ihre Väter zogen schon vor Wochen hinaus. „Gegrüßet seist du, Maria . . .“ Durch die Hände gleiten die Körner des Rosenkranzes. „O Maria, hilf“ . . . klingt es im Chore nach. Eine alte Mutter fährt mit der Spitze des bunten Kopftuches durchs Auge. Ihr Einziger denkt vielleicht irgendwo in Feindesland auf einsamer Wacht ans Mutterhaus. Oder ruft in den Fieberphantasien schwerer Wunden nach ihr. Oder gar —? Seit zwei Wochen kam keine Kunde mehr. „O Maria, hilf!“

Dort hinten am Gitter des Baches, im Silberhaar die letzten Strahlen des matten Scheines, träumt ein alter Krieger von vergangenen Tagen. „Wenn ich zwanzig Jahre jünger wär!“ Seine Faust ballt sich zusammen . . . „Herr, erhöre uns!“ Abseits im Grase kniet eine Frau. Ihr Mann — wo mag er sein? — Ihre Hände krampfen sich fester zusammen. „Herr, erbarme dich unser!“

Vom Kreuz schaut der ernste Blick des Erlösers nieder. Dort tief im Schatten ein mühsam verhaltenes Schluchzen. „In drei Monaten soll Verlobung sein.“ Das war sein letztes Wort gewesen. Und nun war er fort, ohne Abschied, aus der Kaserne zum Schlachtfeld, der schmucke Knab' vom Husarenregiment. Ob sie ihn jemals wiedersieht? . . . Ein strammer Bursche dort, mit goldenem Herzen. Freiwillig hat er sich gestellt. Soll weiteren Befehl abwarten. Wie die Tage schleichen! Wie die Schnecken neben ihm am Wege, kommt es ihm vor. Hei, das wird ein stolzes Kämpfen! Jauchzend rollt ihm das Blut durch die junge Brust. Er betet um Waffen für seine Hand und Sieg.

So kommen sie, alle. Aus den Dörfern und Höfen und Weilern. Wo ein Feldkreuz steht, liegen sie betend auf den Knien. Ernst und würdig, vertrauend und unverzagt. Hinter dem Heere von Kämpfern steht ein Heer von Betern . . .

Ueber die Berge steigt der Mond. Und in den Abendhimmel tasten die Scheinwerfer der nahen Festung mit langen Armen. J. D.



Weinlese.

Drei Böllerschüsse! Feierlich Geläute.
Weinlese heute.
Der wackre Winzer samt der Winzerin zieht
Zum Berg hinan, da steht in Reih und Glied
Der Stöcke Heer in ockergelben Flammen . . .
Was bringt uns heuer wohl der Herbst zusammen?
Mit Wickler zwar und Wurzelschimmel
War's nicht zu arg, Dank sei dem Himmel!
Die Merlen haben viel geschleckt;
Doch immerhin gottlob! es fleckt.
Bald mag im Faß ein guter Tropfen gären
Vom deutschen Rhein . . .
Ein Kriegeswein.

In schwülen, weichen Sommerträumen stunden
Die Reben all' auf Bergen und auf Hängen;
Da sind sie aufgeschrocken von Gesängen,
Die sich vom Schienenweg emporgewunden.
Von tausend, abertausend Wagen klang es,
Und Well' auf Welle rauscht der Strom darein . . .
Aus hellen Kriegerkehlen jubelnd drang es:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"
Aus deutschen Feuerseelen, jungen, alten,
Kam dräuend es herauf gleich Sturmgewalten:
„Wir alle wollen Hüter sein!"
Von Preußen, Württembergern, Sachsensöhnen,
Von Bayern widerhallt am Berg das Dröhnen:
„Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!"

Die jungen Trauben haben es vernommen,
Und als die weißen Sommergluten glommen,
Inbrünstig sogen sie das Feuer ein . . .
Nun wird's ein Kriegeswein!
Laßt seine Geister, eingeengt im Fasse,
Durchtoben sich zur blumigfeinen Rasse.
Und wenn wir ihn aus seinem Bann befrei'n,
Die ersten Gläser woll'n wir dankbar weih'n
Den Tapfern, die für unsern Rhein gestritten,
Den Edlen, die für ihn den Tod erlitten . . .
So sollt ihr's, liebe deutsche Brüder, halten!
Des möge Gott in seiner Güte walten.

Wigbert Reith.

In der Auskunftstelle.

Von **Hedwig Forstreuter.**

In einer Auskunftstelle und Schreibstube für Feldpostverkehr. Kinder kommen mit Zetteln, sollen Rat holen über Absendung von Feldpostbriefen. Junge Frauen sehen herein. Schüchtern oft, mit mühsam zurückgehaltenen Tränen. Sie sind so lange ohne Nachricht geblieben. Ob die neuesten Verlustlisten schon da seien? — Dort auf dem Tische! — Sie rücken Stühle heran mit unruhiger Hand und beginnen zu lesen, die Seiten zu wenden. Nichts ist unheimlicher als das Rauschen dieser Blätter durch die Stille der Schreibstube. Wird die nächste Sekunde den angstvoll forschenden Augen den Namen zeigen, den sie zu finden fürchten? Es ist, als hielte das Zimmer den Atem an vor diesem Herzpochen der Angst.

Durch die geöffnete Tür treten neue Gestalten. Frauen aus dem Volke in Umschlagetüchern und Wirtschaftsschürzen. Sie stellen sich neben die reichen, eleganten Frauen, ohne Scheu, mit einer ruhigen Selbstverständlichkeit. Der

Krieg verwischte die Standesunterschiede. Nicht nur die Männer, die im Felde stehen, sind Kameraden. Auch in den Frauen waltet der Geist der Gemeinsamkeit. Sie alle tragen ja die gleiche Not des Wartenmüssens, die Last der Ungewißheit. Und wie tapfer! — Da sind die Kinder, die nach dem Vater fragen. — „Er kommt wieder — er kommt bald!" tröstet die Mutter, und weiter sucht ihr Blick in den Seiten. Bis sie erleichtert aufsteht. Doch in ihrem Lächeln liegt schon wieder die Spannung der Angst: Stand auch heute der geliebte Name noch nicht unter den vielen, morgen schon kann sie ihn dort finden und hinter ihm den Vermerk: verwundet — oder die eine kurze Silbe, schneidend und scharf wie ein Schwert, die alles sichere Glück und alle Hoffnung endet: tot . . .

Viele Briefe trägt die Feldpost hinaus, Lasten der Sehnsucht und Liebe. Denn wie Erwachen ging es auch durch die Herzen. Neben dem glühenden Gefühl zum Vaterlande hob auch die andere Liebe, die zu den Frauen und Familien, das Haupt höher empor, wuchs in dem Ernst dieser Trennung. Was klein und unedel war, versank, die Schatten des Alltags verblaßten und stoben davon. Auf alle Dinge warf der Krieg ein neues Licht, ureinfach ist das Leben wieder geworden. Alle wissenschaftlichen und künstlerischen Fragen sind beiseite geschoben, das Schwert allein entscheidet jetzt. Wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden ziehen die Männer an die Grenzen, den Feind zu schlagen, hinter ihnen aber stehen die Heere der Frauen, zu helfender und pflegender Liebe bereit.

Ein altes Mütterchen trippelt in die Schreibstube, atemlos, ein großes Paket in der Hand. Sie will es ihrem Sohne ins Feld schicken. Aber es sei nicht richtig verpackt. Ein oft gebrauchter brauner Papierumschlag umhüllt den Karton. Sie setzt das unförmige Paket auf den Tisch — „bitte" — sagen ihre alten Augen, und blicken dankbar, als das Schreibfräulein sich ihrer Hilflosigkeit erbarmt. Ein neues Papier und Bindfaden, zweimal verpackt das Ganze und auf jeden Umschlag eine Adresse, weil das Etappen-Kommando die erste Hülle ablöst. Ja, nun wird das Paket sicher ankommen. — Aber dann fliegt Trauer über das Gesicht der Frau: Ob sie den Sohn wohl noch einmal wiedersehen wird? Sie kann ja sterben, ehe er zurückkommt. Glaubt das Fräulein, daß der Krieg wirklich zwanzig Jahre dauern werde, wie die Engländer sagen?

„Nein, nicht wahr, nein? Das ist gut —" und dankend wendet sie sich zur Tür. Ein Lächeln in den Zügen, als habe sie ein festes Versprechen erhalten, daß sie den Sohn wiedersehe. Keinen Augenblick kommt ihr der Gedanke, daß ihr Kind fallen könnte.

Und was diese Mutter denkt, das spricht eine junge Frau aus, die mit einer anderen von ihrem Manne spricht: „Er muß wiederkommen!" — Mit leiser Stimme sagt sie das, aber mit fast leidenschaftlichem Ausdruck. Sie erwartet ein Kind. Das darf nicht vaterlos werden. Dem Sieger wird sie es in die Arme legen. Und ihr Glaube ist so fest, so ganz ein Teil ihres Selbst geworden, daß die Freundin fühlt, die Frau wird sterben, wenn dieser

Glaube zerbrechen muß, wenn er nicht wieder kommt. — Und mit den Gebeten, die in diesen Tagen wie eine Legion aufgehobener Hände zu Gott emporstreben, flattert auch aus ihrem Herzen eine Bitte auf — für das Glück der anderen.

Heute im D-Zug.

Von Dr. E. Gerberich.

„Es ist eine Rücksichtslosigkeit von der Bahnverwaltung," sagte die junge Frau, die mit ihrem Mann und Kind und dessen Wärterin im gleichen Abteil mit mir saß. „Den Leuten sollte man doch besondere Wagen anweisen. Man denke doch nur an die Ansteckungsgefahr! Sie kommen direkt vom Schlachtfeld! Sind kaum gewaschen und verbunden! Sind schmutzig und riechen nach Apotheke . . . O ja, es ist eine Zumutung für das reisende Publikum!"

„Wenn Sie es so empfinden . . .," sagte ich. Und sie wurde still. Worauf ihr Mann sagte: „Auch ich kann es nicht verstehen. Unsere Bahnverwaltung ist doch sonst . . ."

Sonst! Hat es das jemals gegeben, dieses Sonst? Wir denken stets an den Krieg, haben uns schon so eingelebt, daß wir vergessen haben, daß es jemals anders war! Nur hoffen wir, daß es anders wird! Wieder! Obwohl uns dieses Weltgeschichtemachen eigentlich doch behagt. Uns, die wir keine Philister sind.

Sonst! Freilich, da fuhr man ungestört (wen stört das Rattern des fahrenden Zuges!) und schweigsam-gelangweilt von Nord nach Süd und von Ost nach West. Man saß und fuhr. So wie man an seinem Schreibtisch sitzt und arbeitet.

Heute ist das Bahnfahren wieder einigermaßen zum Reisen geworden. Es ist wieder mühsamer und anstrengender, dafür aber auch interessanter. Während unsere Bahnfahrerei sonst keinen anderen Zweck hatte als die Ueberwindung der Strecke, haben heute diese Stunden einen Inhalt für uns bekommen. Wir hören und sehen im Zuge mehr vom Kriege als in unseren Städten. Was natürlich nichts ist für solche Damen, die auf Grund ihrer Verbildung und Einbildung nicht imstande sind, in einem Soldaten nicht mehr und nicht weniger als einen Mitmenschen zu sehen. Deren innerstes Wesen Egoismus ist. Auch heutzutage!

Heute sind unsere Züge überfüllt mit Verwundeten und Verbundenen. Mit Helden, die für uns, die wir nach wie vor in Federbetten schlafen und zu festgesetzten Zeiten zu Mittag und zu Abend essen, hinausgezogen sind und geblutet haben, die verdienen, daß sie von eben diesen Damen mit besonderer Hochachtung behandelt werden. Auch in ungewaschenem Zustand!

Sie stehen herum auf allen Bahnhöfen und warten auf den D-Zug, der sie ans Ziel bringen soll, damit sie endlich zur Heilung ins Lazarett kommen

können. Seit fünf Tagen sind sie schon unterwegs! Haben fünf Tage lang in Viehwagen auf Stroh gelegen! Und sind alle verwundet, haben alle Schmerzen!

Endlich haben sie die Möglichkeit, sich in weiche Polster zu setzen; bald die zur Gesundung nötige Ruhe zu bekommen! Ruhe? So mancher muß im Lazarett noch operiert werden. Hat noch Kugeln und Schrapnellsplitter im Leibe. Verliert vielleicht noch im Lazarett Arm oder Bein. Oder gar sein Leben.

Sie sind sehr vornehme Reisende. Auch wenn sie keine Fahrkarte zweiter Klasse gelöst haben wie wir — ihnen gebührt jeder Sitzplatz! Denn sie haben für uns draußen gestanden, dort, wo die Kugeln fliegen und die Hölle los ist. Wenn sie auch erdige Stiefeln und blutige Kleider haben: sie lagen für uns wochenlang auf schmutziger Erde und haben für uns geblutet. Sie haben ihre Pflicht getan — für uns, die keine Pflicht haben oder tun können . . . Aufstehen! Sitzen lassen!

Es ist keine „Zumutung“ für uns, mit ihnen zu fahren. Es ist eine Ehre! Auch wenn sie nach Jodoform riechen. Wie viel tausendmal wertvoller sind sie als wir — heute! Gesundheit, Kraft und Mut haben sie! Sie, deren höchstes Lob heißt: Sie haben nicht mehr als ihre Pflicht getan . . . Verachtet uns nicht, weil wir unsere Pflicht nicht tun können!

Sich mit ihnen zu unterhalten, ist ein Vergnügen, das die Unannehmlichkeit des Jodoformgeruches vollkommen neutralisiert. Das persönliche Erlebnis ist immer wertvoll, aber nicht nur für den Erzähler — auch für den Lauscher.

Und so erzählen sie denn ihre Erlebnisse, aus denen hervorgeht, daß sie mit deutscher Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit „gearbeitet“ haben. So z. B. bohrte sich dem einen eine Kugel durch die rechte Hand, als er im Schützengraben lag. Er schoß trotzdem noch so lange weiter, bis der Blutverlust seinen Arm sinken ließ . . . Dann kroch er kilometerweit auf allen Vieren durch Kartoffelfelder zurück zum Verbandplatz — über sich die feindlichen Kugeln vorbeipfeifen hörend . . .

Und jeder erzählt so seine Erlebnisse. Und alle anderen stimmen bei. Sie alle haben so ziemlich die gleichen Erfahrungen gemacht vor dem Feinde. Am Verbandplatz haben sie sich zusammengefunden. Und kennen einander doch schon so gut. Wie Leute, die gemeinsam dem Tode ins Antlitz geschaut haben . . . Denn das verbrüdert — das Bewußtsein der Menschenschwäche. Während vermeintliche Stärke entzweit . . .

Kameraden . . . Lauter Leute, denen das Glück hold war: einen Schritt mehr rechts, einen Schritt weiter links — und der Schuß wäre durchs Herz und nicht durch den Arm gegangen . . . Und hätte sich der eine nicht herumgedreht, dann hätte er die Schrapnellspitter im Unterleib: jetzt kann er nur nicht sitzen . . . Nur! . . . Man macht ihm Platz, er darf sich legen.

Und so verfliegt die Zeit. Auf jeder Station kommen neue Verwundete. Hier und da steht einer, den schon das Eiserne Kreuz schmückt. Er trägt

mit doppeltem Stolz seinen Arm in der Binde. Auch verwundete Offiziere kommen vorbei und unterhalten sich kameradschaftlich mit den Soldaten. Was könnte jetzt dem Respekt schaden! Jetzt, nachdem man gemeinsam gekämpft und gelitten hat, Mensch neben Mensch.

Auf jeder Station werden die Soldaten bewirtet. Auch in der Nacht. Von Frauen und Mädchen, die „sonst“ nie geglaubt hätten, daß es möglich ist, ohne Hut im Bahnhof zu stehen. Sonst . . . Heute merkt man nichts von Standesunterschieden. Heute sieht man nur Menschlichkeit. Und etwas davon bleibt vielleicht doch und überdauert den Krieg. Es könnte auch im Frieden zieren.

Das Blumental unter französischer Herrschaft.

Von **A. Schaeffer**, Vikar.

Gebweiler, 4. September 1914.

Unser Blumental am Fuße des Belchen war zehn Tage lang französisch! In Altdeutschland wird man hier und da wohl sich einbilden, wie da die alten Erinnerungen mächtig aufloderten, die französischen Fahnen gehißt, die Sambre et Meuse gespielt, die Marseillaise gesungen, die Trikolore inbrünstig geküßt wurde. Die so denken, täuschen sich. Nichts von alledem. Nicht einmal von dem Stadthaus grüßten die blau-weiß-roten Farben.

Als der französische Wachtposten am Rathaus die Marseillaise anstimmte, begleiteten sie die Elsässer — mit klugem Lächeln. Die Franzosen sangen allein. Nicht einmal der „Cri séditieux“ ertönte all die zehn Tage hindurch, obschon die Stadt von Wächtern des Gesetzes ganz entblößt war. Es gelang den Franzosen nicht, Stimmung ins Ganze zu bringen.

Einer, der das „Vive la France“ allzugern aus elsässischem Munde gehört hätte, gab einem Jungen ein Stück Schokolade und sagte ihm: „Do, Kneckes, schrei' »Vive la France«. Der Junge antwortete prompt: „Merci fir de Schokola, awer »Vive la France« derfe mr nit briale (brüllen).“ Der Franzose, der „Elsässerditsch“ sprach, mußte selber lachen.

Franzosen sahen wir eigentlich nur während zwei Tagen Am 19. August kamen die Chasseurs Alpins, nachdem die Stadt schon drei Tage vorher von den Deutschen, d. h. deutschen Beamten, geräumt war, die Abhänge des Belchen herunter in die Kreisstadt Gebweiler herein. Die Alpenjäger machen einen günstigeren Eindruck als die französische Infanterie. Im Nu hatten sie die Ausgänge der Stadt besetzt. Die Zivilbehörden wurden auf das Rathaus beordert. Der Platzkommandant Valentin nahm offiziell Besitz von der Zivilgewalt. Seine erste Order lautete: „Les horloges publiques et autres devront donner l'heure de France.“ Das machte, daß alle Uhren um eine

Stunde rückwärts gedreht wurden. Das war der erste „Fortschritt", den Frankreich brachte. Die zweite Aktion bedeutete die Gefangennahme zurückgebliebener altdeutscher Beamten. Für einzelne konnten hiesige Bürger vermitteln. Dann gingen die Zerstörer ans Werk. Alle Apparate auf der Post wurden kurz und klein geschlagen. Ein Beamter schätzt den Schaden auf 150000 Mark. Auch das Transformatorenhaus des hiesigen Elektrizitätswerkes erhielt einen Denkzettel vom französischen Besuche. Unter furchtbarem Knall flog es in die Luft. Der Direktor des Werkes berechnet den Schaden auf 2 Millionen.

Wir sahen dann etwa acht Tage keine französischen Soldaten mehr. Sie zogen gegen den Rhein. Diese acht Tage waren eine harte Probe für die Bevölkerung. Wir waren völlig von der Mitwelt abgeschlossen. Keine Zeitung, kein Brief, keine Nachricht drang durch. Daß der Heilige Vater gestorben war, erfuhren wir erst drei Tage später. Und diese Nachricht verdankten wir nur einem Zufall.

Um so wilder kursierten die falschen Gerüchte: Die Deutschen brennen die katholischen Kirchen nieder, sie erschießen die katholischen Geistlichen, sie haben Mülhausen, Sennheim, Uffholz, Burzweiler in Grund und Boden geschossen! Die Elsässer würden kolonnenweise an die Wand gestellt und erschossen. Natürlich waren die Russen schon in Berlin, die Franzosen in Köln, das Fort Kaiser Wilhelm II. in Mutzig gefallen und Breisach in französischen Händen. Man wundert sich heute, wie die Bevölkerung trotzdem eiserne Ruhe bewahrte!

Die Franzosen brachten natürlich die nämlichen Märchen in Kurs wie 1870. Die deutschen Schrapnells seien ganz unschuldige Dinger. Zum Entsetzen der Preußen platzten sie nicht, und wenn je so ein Ding platze, richte es keinen Schaden an. Die Deutschen rissen nur so aus vor den Franzosen. Der Hunger treibe ganze Regimenter zur Uebergabe usw.

Die Denkenden waren das Gerede von 1870 gewohnt und gaben nicht viel darauf. Ein Veteran, ein alter französischer Grenadier, sagte mir gestern noch: Ich hab jetzt die Deutschen und die Franzosen durchziehen sehen. Bei den Deutschen ist alles nagelneu bis auf den letzten Knopf, die deutschen Pferde sind wie aus der „Rell" (Rolle); die Franzosen sind nicht besser gerüstet als für ein Manöver; die Pferde an den Artilleriewagen sind dürre „Klepper". Der Eindruck ist durchaus objektiv.

Freitag und Samstag, den 28. und 29. August, wagten sich die deutschen Patrouillen wieder ins Tal. Die Ebene scheint nun ganz von den Franzosen geräumt. Die Autobus bringen gegen Abend das sehnlich erwartete Mehl von Colmar. Mit hellem Jubel wurden die Wagen begrüßt. In allen Bäckereien war das Mehl ausgegangen. Die Franzosen hatten zwar versprochen: „Vous aurez de la farine, s'il fallait la chercher au dessus du ballon." So hatten sie gesagt, hatten aber nichtsdestoweniger Mittwoch, den 26. August, das letzte Brot eines Arbeiterkonsumvereins aufgekauft. Gottlob ist durch den Abzug der Franzosen nun diese Frage gelöst.

Sonntag, den 30. August, stellten sich wieder deutsche Soldaten auf dem Rathaus ein. Wir sind wieder eine Stunde vorwärts gekommen. Und „Vorwärts" ist ja deutsche Parole. Die Franzosen sind überall — eine Stunde — zu spät.

Heute haben wir wieder deutsche Einquartierung. Die Arbeiterinnen, die heute zur Fabrik gingen, teilten ihr Morgenbrot mit den Soldaten. Trotzdem die Soldaten Selbstverpflegung haben, rufen die Bürger sie überall in die Häuser und laden sie zu einem kleinen Morgenimbiß ein.

Eine Episode aus der Zeit der zehntägigen „domination française" fällt mir noch ein. Sie bildet ein bezeichnendes Gegenstück zum Empfang der deutschen Soldaten durch die Gebweiler Bevölkerung. Eine Dirne hatte sich in einen Franzosen verschossen und wollte mit ihrem Kavalier bras-dessus, bras-dessous die Hauptstraße hinunterspazieren. Dem holden Paare zog die Volksmenge johlend und pfeifend nach. Ein Haberfeldtreiben ist noch eine Ovation gegenüber diesem Aufzug.

Auch das Oberelsaß ist deutsch geworden.

Die Turkos in unseren Lazaretten.

In einigen Kölner Lazaretten befinden sich Vertreter der nordafrikanischen Hülfstruppen Frankreichs. Mit geringen Ausnahmen sind diese Turkos alle Mohammedaner und hegen für Frankreich keine besonders freundschaftlichen Gesinnungen. Mit Gewalt wurden sie gegen ihren eigenen Willen in die Regimenter eingereiht, und sie können nicht genug erzählen von der rücksichtslosen Behandlung, die ihnen seit ihrer Abreise zuteil wurde. Sogar jetzt noch werden sie in den Lazaretten von den Franzosen verächtlich angesehen und müssen manches verletzende Wort hören.

Wer Gelegenheit hatte, die Araber und Kabylen Nordafrikas näher kennen zu lernen, wer von der traurigen Lage dieser von den Franzosen namenlos unterdrückten und ausgebeuteten Völker erfahren hat, der weiß, daß es gar nicht jene blutdürstigen Ungeheuer sind, als die sie zuweilen geschildert werden. Es sind zum größten Teil einfache Landarbeiter und Handwerker, die in ihrer Heimat ein karges Leben fristen und keinen sehnlicheren Wunsch haben, als in Ruhe gelassen zu werden. Einige dieser Araberstämme, namentlich die tunesischen, sind von sanfter Gemütsart und neigen eher zur Weichlichkeit als zur Roheit.

Die Leitungen unserer Lazarette sind mit der Haltung der Turkos durchaus zufrieden und sprechen keinerlei Klagen über sie aus. Die Araber selber empfinden eine kindliche Dankbarkeit für die Pflege, die sie in Deutschland erhalten. Alle sagen einstimmig, daß Deutschland das erste Land der Welt sei. Für unseren Kaiser, der bei allen Arabern längst zu einem mit zauberhaften Sagen umwobenen Helden geworden ist, hegen sie die höchste Bewunderung. Wird ihnen mitgeteilt, daß der Deutsche Kaiser dem Sultan

in Stambul (Konstantinopel) alle mohammedanischen Kriegsgefangenen zusenden und sie unter seinen Schutz stellen will, so ist der Begeisterung kein Ende mehr. Alle möglichen Pläne werden dann gemacht und eifrig besprochen. Der eine will überhaupt in Stambul bleiben, andere wollen die Gelegenheit benutzen, um nach Mekka zu wandern, andere wieder freuen sich, in Afrika alles erzählen zu können, was sie auf ihren Reisen erlebten. Das eine ist sicher, daß alle diese Araber die größte Anhänglichkeit an Deutschland in ihre Heimat tragen werden, und nach dem Kriege wird für lange Zeit in den Kaffeehäusern von Konstantine, Tunis, Tlemsen und in den Zelten der Beduinen der Gesprächsstoff nicht ausgehen.

Unter den Arabern unserer Lazarette sind einzelne sehr interessante Gestalten. Da ist der gelehrte Schneider, der zwölf Jahre an der Hochschule der Moschee Zeituna in Tunis studierte. Als ich ihn das erste Mal traf, fiel mir sofort sein gewähltes Arabisch auf. Mit kindlicher Freude erzählte mir der brave Schneider, der in seiner Heimat für Mutter und Schwestern durch sein ehrsames Handwerk das Brot verdienen muß, von seinen „theologischen Studien". Die neue, zukunftsfrohe Bewegung der intellektuellen Kreise des Islam ist an ihm nicht vorübergegangen. Neben dem Koran, den er fast ganz auswendig weiß, hat er eine Menge Bücher gelesen. Seine größte Sehnsucht ist nun, ein berühmtes mystisches Werk der arabischen Literatur zu lesen, ein Wunsch, den ich ihm leider nicht erfüllen kann. Der brave Schneidermeister, ist für seine Landsleute ein liebreicher Tröster und leistet ihnen die größten Dienste. Er ist nämlich auch der Generalsekretär für alle schreiblustigen Araber, denen er die zierlichsten Handschreiben an die Angehörigen anfertigt, Schreiben, die in so eleganter Sprache geschrieben sind, daß die Eltern, Frauen und Freunde in der Heimat eines anderen Schriftgelehrten bedürfen, um den Inhalt zu begreifen.

Da ist auch ein arabisierter Neger, dessen dicke Lippen den ganzen Tag zum Lachen bereit sind. Er selber konnte leider nicht schreiben, aber er wagte es offenbar nicht, die Dienste des gelehrten Schneiders in Anspruch zu nehmen. Da aber alles um ihn herum schrieb, verlangte er kurzerhand einen Bogen Papier und kritzelte eifrig darauf herum, bis es von weitem gesehen fast wie Schrift aussah. Das große Kind dachte, daß seine Frau, an die dieser Brief adressiert werden sollte, vielleicht doch etwas aus dem krausen Gekritzel herauslesen könne, jedenfalls soviel, daß er noch am Leben sei. Nun hat der Schneider sich seiner angenommen und schreibt der schwarzen Ehehälfte am Wüstenrand einen klassischen Brief.

Da ist auch der Tunesier aus Susa, der lieblichen Stadt am Meere. Er ist schwer verwundet, und als ich ihn besuchte, schwebte er noch in Lebensgefahr. Wie froh war er, als er von seiner Frau und seinen Kindern erzählen konnte. Es war das Bild seines kleinen Töchterchens, das besonders in seiner Erinnerung lebte. In dem weichen melodischen Dialekte Tunesiens plauderte er von seiner Kleinen, die er so lieb habe und die so reizend sei. „O könnte ich sie nur einen Tag sehen," seufzte er. Seine Augen schlossen sich, und der

Traum von der kleinen Araberin schwebte von den Ufern des Rheines an die Küste der Großen Syrte.

Sogar aus der Sahara sind vereinzelte Vertreter erschienen. Ein Araber aus Biskra wußte viel Schönes zu erzählen von seiner herrlichen Oase, stille Leute aus der alten heiligen Stadt Tlemsen mit ihren Moscheen und herrlichen Palästen berichteten von den Heiligtümern ihrer Heimat. Die Kabylen sprechen von ihren Dörfern, die wie Adlerneste auf den Kämmen und Kuppen des Atlas ruhen.

Alle schließen ihre Unterhaltungen immer wieder mit einem heißen Dank an Deutschland und den Deutschen Kaiser. In ihren Briefen erhält ein besonderes Lob der tebib, der Arzt, über dessen Geschicklichkeit und Wissenschaft sie wunderbare Dinge melden. Alle diese arabischen Verwundeten werden Deutschland ihr Leben lang nicht mehr vergessen. J. F.

Wintersonnenwende.

Aus des Schicksals dunklem Borne
Brach der Völkerbrand,
Flammend vom Teutonenzorne
Scholl ein Ruf durchs Land.

Störenfriede warfen Steine
Uns ins stille Haus . . .
Kommt man gütlich nicht ins reine —
Nun denn, Schwert heraus!

Weh, wenn länger wir gelitten
Frevler Feinde Dräu'n.
Gut gesattelt, gut geritten!
Und — mit Gott! — hinein!

Riesenschlachten! — Gottessonne,
Sahst du schlimm're je,
Seit du über Menschenwonne
Scheinst und Menschenweh?

Donars Bart wie rotes Feuer,
Und sein Hammer kracht.
Zornesblitze ungeheuer
Wüten durch die Schlacht.

Sieg'sgeschrei! . . . Und weiter rennen
Recken durch das Grau'n.
Lorbeer sproßt und Rosen brennen
Aus den blut'gen Au'n.

Sommer ging und Herbst zu Ende,
Doch das Ringen blieb;
Und zur Wintersonnenwende
Fällt noch Hieb auf Hieb.

Donnert noch in Ost und Westen
Schwer die Batterie . . .
Dennoch, Deutscher, hoffnungsfesten
Mut's zur Sonne sieh!

Steigen wird sie stolz und stille,
Steigern Kraft und Glut; —
Also wirken deutscher Wille,
Wehr und Heldenmut.

Bis in neuer Sonne gleißend
Sieg'spaniere weh'n,
Friedenssterne glückverheißend
Ueber Deutschland steh'n. —

Wigbert Reith.

V. Die Presse und der Krieg.

Von **Dr. Hermann Cardauns**, Bonn.

Welch gründliche Umgestaltung hat der Weltkrieg 1914 der Zeitungspresse gebracht! Eine ganze Reihe der in ruhigen Zeiten die Spalten füllenden Rubriken (Innere Politik, Parlament, Romanfeuilleton usw.) verschwand spurlos oder zog sich in bescheidene Eckchen zurück, mit einem Schlag wurde Mars der leitende Redakteur, belegte fast den gesamten Raum mit Beschlag

und wurde gleichzeitig der Oberzensor, vertreten durch die militärischen Behörden. Nun ist eine Zensur, welche jederzeit in der Lage ist, auch ohne eigentliche Begründung zu verbieten und empfindlich zu strafen, gewiß eine sehr unangenehme Einrichtung, am unangenehmsten für solche Journalisten, welche selbständig zu denken und zu urteilen gewöhnt sind; aber außergewöhnliche Umstände rechtfertigen außewöhnliche Mittel, und wenn jemals, war es in diesem, dem deutschen Volke aufgedrungenen Höllenkampf eine unbedingte Notwendigkeit, den Nachrichtendienst, der auch zu den Mitteln der Kriegführung gehört, dem militärischen Zweck unterzuordnen. Unter diesem Gesichtspunkte rechtfertigen sich Maßnahmen wie das „Verbot von Veröffentlichungen über Truppen- oder Schiffsbewegungen und Verteidigungsmittel," das der Reichskanzler schon am 31. Juli 1914 erließ, — die lange Liste der unter die Schweigepflicht fallenden Einzelheiten ist später noch erweitert worden — und die Errichtung allmächtiger und inappellabeler Präventiv-Zensurstellen in Berlin wie in anderen Städten. Anzuerkennen ist auch, daß die Militärbehörden von Anfang an sich bemüht haben, in persönlicher Fühlung mit Vertretern der Presse nicht nur zu kommandieren, sondern auch zu überzeugen und in höflichem Meinungsaustausch die Beschränkung der Bewegungsfreiheit der Presse wenigstens einigermaßen fest zu regeln. Selbstverständlich sind Meinungsverschiedenheiten über die Anwendung dieser Regeln nicht ausgeblieben, und in seines Herzens Kämmerlein hat wohl mancher Redakteur Betrachtungen angestellt, ob die Maßregelungen immer gerechtfertigt waren. Aber man hat sich mit Anstand in das Unvermeidliche gefügt und begriffen: Besser etwas zu viel Vorsicht als zu wenig, besser ein Dutzend vielleicht überflüssiger Zensureingriffe als eine einzige Preßindiskretion, die dem Feinde wirklich nutzt — allerdings in der Voraussetzung, daß die unumgänglichen Ausnahmemaßregeln des Kriegszustandes sich nicht zu dauernden Einrichtungen auswachsen.

Mit ganz vereinzelten Ausnahmen hat die deutsche Presse das glänzende Lob verdient, das ihr nach dem ersten Kriegsvierteljahr Generaloberst von Heeringen spendete: „Sie hat sich vortrefflich bewährt. Diskret, patriotisch, ist der deutsche Zeitungswald ein treues Spiegelbild der ernsten opferwilligen und siegesbewußten Stimmung unseres Volkes." Wenn sie in voller Einmütigkeit ihre Leser (soweit das noch nötig war) aufklärte über die Ursachen und Ziele des Weltkrieges, über die unbedingte Notwendigkeit, dem treuen Bundesgenossen Oesterreich starke Hand zu leisten, um nicht später selbst erdrosselt zu werden, wenn sie vom ersten Augenblick an, die wenigen Zweifler und Aengstlichen mit sich reißend, den Satz verfocht: Wir werden zum Kriege gezwungen, aber jetzt fechten wir's auch gründlich aus — so bedeutete das eine gewonnene Schlacht, bevor noch ein Schuß gefallen war. Und so ist es geblieben. Unschätzbare Dienste hat die Presse dem Vaterland geleistet, durch unaufhörliche Förderung aller Maßnahmen, welche diese ruhige, entschlossene Haltung unseres Volkes zu bewahren und zu festigen geeignet waren. — Nur ein Verdienst sei hier nach Gebühr hervorgehoben: die alle Erwartungen übertreffende Unterbringung der Kriegs-

anleihe, an der bekanntlich fast eine Million kleine Zeichner mit drei Viertel Milliarden beteiligt waren, wäre ohne die ganz systematische Arbeit der Tagespresse unmöglich gewesen.

Eine Hauptaufgabe erwuchs unserer Presse aus dem ungeheuerlichen Lügenfeldzug, der die strategischen Operationen der Einkreisungsmächte getreulich ergänzte. Vorbereitet war dieser Feldzug ganz systematisch seit vielen Jahren, und man kann sehr ernsthaft die Frage aufwerfen: Hat das Deutsche Reich auf diesem wahrlich nicht unwichtigen Gebiet in der langen Friedenszeit nicht manches versäumt? Wäre nicht durch engere Fühlung der amtlichen Kreise mit der Presse zu verhüten gewesen, daß sich die öffentliche Meinung auch des neutralen Auslandes namentlich zu Anfang des Krieges so schroff ablehnend gegen das Deutsche Reich und Oesterreich stellte, wie es tatsächlich der Fall war? Soviel ist sicher: Unsere Gegner haben auf diesem Felde intensiver und erfolgreicher geackert, und es auch an klingenden Beweggründen nicht fehlen lassen. Wieviel darin steckt, zeigt ein Blick auf Belgien. Unzählige Male hat die Kölnische Volkszeitung warnend darauf hingewiesen, daß die belgische Presse mit wenigen Ausnahmen bis auf die Knochen französisch war und das belgische Volk in gleichem Sinne bearbeitete — darin liegt ein Teil der Erklärung der belgischen Katastrophe.

Sofort bei Ausbruch des Krieges trat dann das Monopol des internationalen Lügen-Syndikats in Tätigkeit, welches die Technik des Erfindens wie des Verschweigens auf eine märchenhafte Höhe der Vollendung brachte, dank der Beherrschung der Kabel auch im transatlantischen Nachrichtendienst. So wie im Sommer und Herbst 1914 ist vielleicht nie gelogen worden, solange die Welt steht. Dafür haben wir eine Menge ergötzlicher Pröbchen erlebt: von den „ungeheuren Niederlagen der Deutschen bei Lüttich“ bis zu den fetten Enten, welche das Pariser Journal Mitte Oktober auffliegen ließ: „200000 Deutsche kampfunfähig, 1200 Kanonen erbeutet, 125000 Engländer, Indier und Kanadier in Antwerpen, 250000 Japaner schiffen sich in Marseille aus“. Staunend und lächelnd konnten wir lesen von der „Vernichtung 19 deutscher Panzerschiffe in der Nordsee“, von der „Erschießung 100 sozialistischer Abgeordneten“, der „großen Revolution in Deutschland“, von mehr oder minder „gelungenen Attentaten“ auf den Kaiser Franz Joseph, den deutschen Kronprinzen und den Deutschen Kaiser, der zur Abwechselung auch irrsinnig oder nach England transportiert und dort totgemacht wurde. Hand in Hand mit dieser militärisch-politischen Entenzucht ging die gewissenloseste Verbreitung frei erfundener oder maßlos übertriebener Schauergeschichten von deutscher „Barbarei“. Es läßt sich keine Schandtat ersinnen, die uns nicht angedichtet worden ist. Massenhafte Morde an harmlosen Zivilisten, grund- und zwecklose Brandstiftungen, frivole Zerstörung von kirchlichen Kunstdenkmälern, Frauenmißhandlung und sonstige bestialische Grausamkeiten, bis herab zu den „Halsketten von Augen“, welche deutsche Soldaten den Verwundeten ausgestochen haben sollten.

Dieser „Feldzug der Lüge“ hat besondere Gegenmaßregeln nötig gemacht. Die Kölnische Volkszeitung hat schon wenige Wochen nach Ausbruch

des Krieges ihre Leser um Angabe geeigneter Adressen in neutralen Ländern der ganzen Welt ersucht und dann mit gutem Erfolg viele tausend Exemplare an solche Adressen verschickt; Stöße von Dankschreiben beweisen, wie dankbar diese Aufklärungsarbeit aufgenommen wurde, an der auch ein internationaler Ausschuß in Berlin, der Deutsche Werkbund und der Deutsche Handelstag sich kräftig beteiligten. Das hat einigermaßen geholfen, aber die Hauptsache zum langsamen Umschwung der Stimmung haben doch die Tatsachen, die deutschen Siege getan, die sich auf die Dauer auch beim besten Willen nicht wegdisputieren ließen.

Uebrigens gibt es für solche Preßmeldungen auch noch andere Fehlerquellen als die nackte Lüge. In erster Linie kommt hier das allgemeine Kriegsfieber in Betracht, die Massenerregung, die überall Gespenster sieht und andere sehen läßt, die Suggestibilität der Menge, die Hysterie — Dinge, über die sich der Vorsitzende der Berliner Psychologischen Gesellschaft sehr lehrreich ausgesprochen hat. Aus dieser Geistesverfassung entspringt die Geschichtenträgerei der zahllosen Kriegsschwätzer, die irgend etwas mit einem halben Ohr hören und solange verschönernd weitertragen, bis aus einem Nichts Ereignisse ersten Ranges geworden sind, wie die „Einnahme von Belfort", der große „Seesieg der Oesterreicher im Adriatischen Meer", die „Räumung Warschaus durch die Russen" und der „Anschluß Rumäniens an den Dreibund". Darauf fällt gelegentlich auch die Presse herein, die zudem absichtlich von Spaßvögeln und Nichtsnutzen hereingelegt wird. Da müssen auch wir Deutsche Peccavimus sagen. Auch bei uns sind manche empfänglich für das Sensationelle, Schaurige, für „das gedruckte Blutvergießen". Auch bei uns gab es sonst vernünftige und gebildete Männer, die so leichtgläubig waren wie das älteste alte Weib, denen die Presse nicht genug Blutrünstigkeiten bringen konnte und die schiefe Gesichter zogen, wenn man nicht an den Kram glauben wollte, die erst durch recht unangenehme Erfahrungen zu der Erkenntnis kamen, daß es unter einigen Millionen deutscher Krieger selbstverständlich auch Vettern des braven Freiherrn von Münchhausen und milites gloriosi gibt, die für eine Runde Bier oder aus reiner Lust am Fabulieren das Blaue vom Himmel herunter phantasieren. Und mit dem Geschwätz verbindet sich das Gehetz, das zuweilen leider auch einen konfessionellen Einschlag hat und vielleicht manchem Unschuldigen das Leben gekostet hat. Abscheuliche Beispiele sind die „Lazarettsäle voll armer deutscher Soldaten, denen die Augen ausgestochen worden sind", eine Ente, die zuerst in Aachen aufflog, dann nach Bonn und nach Potsdam wanderte, um regelmäßig von den Behörden abgestochen zu werden, und die zahllosen Mordgeschichten von belgischen Geistlichen, die sich mit besonderem Eifer an dem belgischen Franktireur-Unwesen beteiligt und dabei fürchterliche Dinge begangen haben sollten. Bestätigt hat sich davon nichts oder fast nichts, es hat amtliche Dementis geregnet, aber trotz alledem wird heute noch die Mär von den Mönchen in Löwen Glauben finden, „die 50 deutsche Soldaten ermordeten und die Leichen im Klosterkeller vergruben".

Eine angenehmere Klasse von Mitarbeitern als diese mehr oder minder harmlosen oder gefährlichen Nachrichtendichter sind die Dichter in gebundener Rede, die bisher von den meisten Tagesblättern streng ausgeschlossen waren, aber in unseren Sturmtagen auch hier wieder zu Ehren gekommen sind. Es ist sehr viel nicht bloß gedichtet, sondern auch gedruckt worden — so viel, daß ein satirisch angelegter Jünger Apolls etwa Mitte Oktober die bisher veröffentlichten Kriegspoeme auf anderthalb Millionen berechnet hat — gut gemeint, wenn auch nicht immer gut gemacht. Aber mancher Edelstein findet sich doch darunter, manches Lied voll Kraft und Schwung und Innigkeit.

Die allerangenehmsten Beiträge aber sind unseren Redakteuren in prosaischer Form geliefert worden, Musterstücke des markigen Lakonismus, wie der nur ein Dutzend Zeilen füllende Aufruf des Kaisers an Heer und Marine vom 6. August und die amtlichen Depeschen vom Kriegsschauplatz, die in den denkbar wenigsten Worten viel sagten. Beispielsweise die Depesche vom 7. August: „Lüttich ist heute morgen 8 Uhr von den deutschen Truppen im Sturm genommen worden". Der Herr Generalquartiermeister von Stein und sein Nachfolger waren namentlich im ersten Kriegsmonat die beliebtesten Korrespondenten; nur haben sich ihre ersten Meldungen über die Schlacht bei Tannenberg als durchaus ungenügend herausgestellt: nur 30000 Russen sollten in der großen ostpreußischen Mausefalle hängen geblieben sein, und es hat mehrere Tage gedauert bis zu der „Berichtigung", es seien 90000 gewesen.

Die vorstehenden Ausführungen beschränken sich auf die Tagespresse. Viel ließe sich noch sagen über sonstige Preßerzeugnisse, Flugschriften, Kriegsbilder, Feldpostkarten usw., viel Erfreuliches, aber auch manches Unerfreuliche, über rohe Zeichnungen mit entsprechendem Text, über schlecht gereimte Prahlereien, in denen mir nichts dir nichts drauf los annektiert und viele Milliarden Kriegsentschädigung eingesäckelt werden. Nicht alle Tagesblätter haben sich von solchen Ausschreitungen der Eitelkeit und Leidenschaft freigehalten, aber dann ist die Reaktion nicht ausgeblieben, wie in dem schönen Artikel Wahret die Würde, den die Oktobernummer des Augustinusblattes brachte, und im allgemeinen hat unsere Presse doch durch Wahrheitsliebe, ruhiges, nüchternes Urteil und Vertretung der Forderungen der Menschlichkeit einen vorteilhaften Gegensatz gebildet zu der Verlogenheit und Würdelosigkeit der deutschfeindlichen Presse des Auslandes.

Mitten im Kriege hat die Presse den schönen Beruf, zu wirken für den Frieden, in doppelter Beziehung: Für den Frieden nach außen, nicht für einen faulen Kompromiß, sondern für einen wirklichen Frieden, der auf der vollen Wahrung unserer nationalen Ehre, auf Ersatz unserer ungeheuren Opfer und festen Bürgschaften gegen einen neuen Friedensbruch besteht, aber nicht die Mahnung Parcere subiectis et debellare superbos — Die Unterworfenen schonen, die Uebermütigen besiegen — vergißt und so die Bürgschaft der Dauer in sich trägt. Dann aber auch für den inneren Frieden, indem sie den Parteihader und — was leider nicht ausnahmslos geschehen ist — die Konfessionshetzerei zurückstellt, indem sie ihren Lesern den Geist der Ein-

tracht und gegenseitigen Achtung befestigt, durch welche das deutsche Volk dem Auslande ein so imponierendes Schauspiel geboten hat. Wenn die Waffen ruhen, werden ja die inneren Gegensätze wieder hervortreten, aber schon jetzt kann die Presse, von ihren Lesern unterstützt, die Erringung eines unschätzbaren Kampfpreises vorbereiten: das unerschütterliche Bewußtsein, daß wir Deutsche, wenn auch politisch und kirchlich getrennt, uns als ein Volk von Brüdern fühlen, welche die Not der Zeit für alle Zeiten fest zusammengeschmiedet hat.




Fünfter Teil
Bei den
Auslandsdeutschen



Bei den Auslandsdeutschen.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten.

Die Herausgeber der deutschen Zeitungen in den Vereinigten Staaten haben in anerkennenswertester Weise sofort von Ausbruch des Krieges an ihr altes Vaterland warm und tapfer gegen die englischbeeinflußte Presse drüben vertreten. Aus diesem Kreise lassen wir daher gern eine Stimme zu Wort kommen.

Chicago, 15. Okt. 1914.

Für uns gilt es zunächst, einen ungeheuren Kampf gegen die fast ausnahmslos deutschfeindliche amerikanische Presse zu führen. Leider steht fast unsere ganze amerikanische Presse im englischen Solde. Es werden nicht nur die ungeheuersten Lügen ohne jeden Kommentar nachgedruckt, sondern man versucht auch unabhängig von den Lügenfabriken in London, Paris, St. Petersburg und bis vor kurzem Antwerpen selbst in tendenziösester Weise Brunnenvergiftung gegen Deutschland und alles, was deutsch ist, zu betreiben. Demgegenüber hat sich das starke Deutschtum in den Vereinigten Staaten wie ein Mann aufgerafft. Wir hier in Chikago waren mit die ersten im Rufe: Deutsche heraus! Ich schicke unter Kreuzband eine Nummer der Abendpost vom 6. August, in welcher ein ausführlicher Bericht der großen Massendemonstration unserer hiesigen Deutschen Anfang August enthalten ist. Diese Versammlung, so wenige Tage nach der Kriegserklärung, ist in erster Linie das Verdienst der Abendpost, der zweitgrößten deutschen Zeitung in Amerika. Der großartige Erfolg dieser Demonstration trat auch schon darin hervor, daß die hiesigen großen englischen Zeitungen andere Saiten aufgezogen und die Deutschen wenigstens anerkannten und zum Worte kommen ließen, wenngleich von Liebe auch heute natürlich noch keine Rede sein kann. Nur führen wir Woche für Woche und Tag für Tag den Kampf weiter, in der Zeitung, in Versammlungen und wo man hinkommt und sich unterhält.

Dieser größte Krieg aller Zeiten ist ja nicht nur ein Krieg der Waffen, sondern auch ein Krieg der Geister, soweit das Wirtschaftsleben der Kulturvölker in seinen internationalen Beziehungen in Betracht kommt. Auf diesem

Kriegsschauplatze aber kämpfen wir deutschen Zeitungsleute in Amerika heute schon in der ersten Front mit aller Macht für Deutschlands gute Sache.

Aber wir begnügen uns damit nicht. Zwar ist es uns nicht möglich, mit unserem Blute in diesen schweren Zeiten zur Erhaltung und Stärkung des alten Vaterlandes beizutragen. Aber mit unserem Gut tragen wir, der Kern des Deutschtums in Amerika, doch zur Linderung der großen Wunden bei, die der Krieg dem Vaterlande geschlagen hat. Ueberall haben wir hier große Sammlungen für die Hinterbliebenen derjenigen Deutschen und Oesterreicher eingeleitet, die auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Hier aus Chicago haben wir bis jetzt insgesamt eine halbe Million Mark absenden können. Aus Saint Paul (Minnesota) haben wir bis jetzt 150 000 M. geschickt. Und die Sammlungen werden eifrig weiter betrieben, überall dort, wo Deutsche in den Vereinigten Staaten wohnen. Ich habe aber die beiden vorstehenden Städte genannt, weil ich hier selbst sehr aktiv für die Sammlungen des deutschen Roten Kreuzes mitgearbeitet habe. In der Chicagoer Abendpost haben wir bis jetzt allein schon rund 150 000 M. gesammelt, im Deutschen Farmer und in der St. Pauler Volkszeitung habe ich eine Sammlung eröffnet, die bis jetzt auch schon über 150 000 M. ergeben hat. Die gesammelten Gelder werden an die Zentralstellen des Roten Kreuzes in Berlin bezw. in Wien bezw. in Pest auf sicherem Wege durch die Vermittelung unserer ausländischen Vertretungen (Botschaften) abgeführt. Bisher sind nach meiner Auffassung die Ergebnisse der Sammlungen im Vergleich zu den Opfern, die das alte Vaterland bringt, viel zu gering gewesen. Das kommt leider daher, daß sich die schwerreichen unter den Deutschen noch viel zu sehr zurückhalten. Als Grund dafür kann man nur die internationale Verschwägerung des Großkapitals (Amerika und England) anführen. Viele dieser reichen Deutschen verleugnen jetzt ihr Deutschtum, obwohl sie, z. B. unsere reichen Brauer, gerade durch das Deutschtum reich geworden sind.

In dieser großen Zeit erkennen auch wir Deutschen hier in Amerika unsere wahren Freunde, und jenen, die sich jetzt abtrünnig gezeigt haben, wird das nie vergessen werden. Die deutschen Zeitungen und die deutschen Wähler haben z. B. seit Jahrzehnten hier einen heißen Kampf gegen Prohibition und jegliche Einschränkung der persönlichen Freiheit geführt und es dadurch erst den Großbrauern ermöglicht, ihre Geschäfte auszudehnen und Reichtümer aufzuhäufen. Heute werden wir in unserem heißen Bemühen für die eigene Rasse von jenen schmählich verraten. Und so könnte man noch andere Kategorien von reich gewordenen Deutschen aufzählen. Uns wird das ein derber Fingerzeig für alle Zukunft bleiben.

Ganz anders dagegen der kleine Mann, der deutsche Arbeiter in Amerika. Von ihm sind die Gelder für das deutsche Rote Kreuz im Schweiße des Angesichts zusammengetragen worden. Die deutschen Mörtelträger (Handlanger) hier in Chicago z. B. sammelten unter sich 20 000 Mark, in einzelnen Dollars und in kleineren Beträgen, sparten es sich und ihren meist großen Familien vom Munde ab, um den Witwen und Waisen und Verwundeten im alten

Vaterlande helfen zu können. Das ist eines von vielen Beispielen, die ich anführen könnte. Es soll zur Illustrierung dafür dienen, wie hier das Geld in unseren Sammlungen zusammen kommt. Insgesamt hoffen wir, wenigstens 15 bis 20 Millionen Mark für das Rote Kreuz in absehbarer Zeit hier in den Vereinigten Staaten zusammenzubekommen. F. F. M.

Wie der Weltkrieg vom Stillen Ozean aus sich ansieht.

San Francisco, 14. Nov. 1914.

Wenn man, wie ich, 40 Jahre in den Vereinigten Staaten gelebt hat, ohne Deutschland wiedergesehen zu haben und hier schließlich zum „englischen" Schriftsteller geworden ist, dann sieht man manches mit anderen Augen an und drückt sich auch wohl eigenartig aus. Ueber meine Persönlichkeit, soweit das hier interessieren dürfte, sei gesagt, daß ich vor beiläufig 25 Jahren als Mitarbeiter verschiedener deutscher katholischer Zeitungen hierzulande und schließlich als Redakteur der damaligen hiesigen deutschen katholischen Zeitung tätig war. Mein Vater stammte aus Bernkastel a. d. Mosel, meine Mutter aus Sauerschwabenheim, Rheinhessen. A. A. Erz.

Der einigermaßen historisch beschlagene, gebildet denkende Beobachter im Ausland erkennt in dem jetzigen Kriege Europas, der sich allgemach zu einem Weltkrieg entwickelt, einen epochemachenden Kampf um die höchster Güter der Menschheit von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die eigentliche Triebfeder der weltbewegenden Fragen, die hierbei zur Entscheidung kommen, liegt zu tief für den durchschnittlichen, mehr oder minder oberflächlichen Zeitgenossen, der gewohnt ist, die Dinge mehr vom augenblicklichen materiellen und nationalen, um nicht zu sagen lokalen Standpunkte aus zu beurteilen. Auf keinen Fall dürfen wir die Ursachen dieses welterschütternden Krieges in rein äußerlichen Umständen suchen, die allenfalls als mitwirkende Faktoren untergeordneter Art zur Geltung kommen. Dementsprechend wird auch das endgültige Ergebnis der ganzen Kriegstragödie Dinge umfassen und Entwicklungen einleiten, die ganz neue Bahnen für die Geschicke Europas und unserer Zivilisation bedeuten, und ein weiterer Beitrag sind zu dem Kapitel: Die Hand Gottes in der Geschichte.

Der Krieg, ähnlich einer Krankheit, bedeutet eine Krisis, einen Heilungsprozeß, bei dem mancherlei zum Ausbruch und zur Ausscheidung kommt. Ohne Kampf gibt es keinen Weg des Guten; ohne Krieg keinen ersprießlichen Frieden der Menschheit. Europa steht offenbar vor einer bedeutungsvollen Krisis, vor einer gewaltigen Umwälzung, aus der nur der geistig und moralisch Stärkere als Sieger hervorgehen kann. Die Anzeichen moralischer Kraft sowohl wie moralischer Schwäche liegen sozusagen auf der Hand in der jetzigen kritischen Lage. Fanatischer französischer Nationalstolz, Haß und sinnlose Rachsucht — grenzenloser englischer Hochmut, niedrige Habgier, Scheelsucht und Herrscherlust — unersättliche russische Ländergier und asiatische Gewaltmacht

— alles das sind sicherlich keinerlei Beweise von höherer Kraft, die nur das Wahre will und Gute schafft in der Menschenwelt.

Daß man sich von seiten der solchergestalt geistig und moralisch verwandten Alliierten in dieser Kriegstragödie auch noch der abscheulichsten Lügerei bedient, ist nicht zu verwundern, so daß es sich auch noch um einen „Feldzug der Lüge“ handelt, wobei die ganze Welt mit allen Formen von falschen und gefälschten Kriegsnachrichten, mit den verworfensten Verleumdungen über Deutschland und den ehrlosesten Entstellungen der Tatsachen überschüttet wird. In Amerika hat man daher längst die Absicht gemerkt und der Stimmung darüber Ausdruck verliehen in dem englischen Wortspiel: Allies, all lies. (Allies, die Alliierten, all lies, alles Lügen.) Eine gute Sache kann und darf sich keinerlei fragwürdiger Mittel bedienen. Der ehrliche Kämpfer verabscheut die Lüge, die nur dem Verworfenen als Waffe dient. „Gedrängt in fürchterliche Enge — sucht in der Lüge er sein Heil“.

Solchergestalt sehen wir, daß der Krieg eine Art Völkerspiegel ist, in dem sich das Bild der inneren und äußeren Werte und Unwerte der Menschheit zeigt. Es kommen dabei Dinge zum Vorschein, die bisher nur unter einer dünnen Schicht von Kulturfirnis notdürftig verdeckt lagen.

Unmittelbar nach Ausbruch des Kampfes der Völker Europas hatten überall in den Vereinigten Staaten die englisch-französisch-russischen Lügen durch die englisch-amerikanische Presse Eingang gefunden und drohten mit ihrem Gift den klaren Blick und die freie Urteilskraft der mangelhaft unterrichteten Durchschnittsleser zu trüben. Da galt es, den nicht deutschsprechenden Teil der Bevölkerung über die wahre Sachlage und eigentlichen Ursachen des Krieges von deutscher Seite aus aufzuklären. Bald fühlte der denkende Amerikaner englischer Zunge, daß die englischen Zeitungsberichte in ihrer Uebertreibung einen entschieden einseitigen und zielbewußten Zweck verfolgen. Da unsere deutsch-amerikanische Presse sich auf die der deutschen Sprache mächtigen Amerikaner beschränken mußte, so wurden allenthalben Vorträge in der Landessprache für das allgemeine Publikum gehalten, wobei Professoren der Staatsuniversitäten und anderweitige gut unterrichtete Männer sich als vortreffliche Freunde der guten Sache bewährten und viel dazu beitrugen, den Amerikanern das ganze abscheuliche Ränkespiel der Preßmeute Englands, Rußlands, und Frankreichs klar zu machen. Man muß eben nicht vergessen, daß auch englisches Großkapital in Amerika keine unbedeutende Rolle spielt, und es versteht seinen Einfluß auf die öffentliche Meinung durch die Presse auszuüben.

Als dann England den in Amerika nicht sehr beliebten kleinen Gerngroß Japan, diesen verschmitzten asiatischen Halbbarbaren, auf das arg bedrängte Deutschland hetzte, da stutzte man und wurde bedenklich ob dieses Vorgehens des „perfiden Albion“. Allgemach wurde dann in der englischen Presse des Landes ein anderer Ton angeschlagen, der immer deutlicher zuungunsten der Herren von der unheiligen Allianz ausfällt. Besonders seitdem die in englischer Sprache von fähigen deutsch-amerikanischen Journalisten herausgegebene Zeitschrift Fatherland in New York ihr Erscheinen begann und es versteht,

durch schneidige Beiträge aus der Feder angesehener Schriftsteller und Gelehrter dieses Landes die einschlägigen Fragen des Krieges zu beleuchten. Hierher gehören auch verschiedene Schriften maßgebender amerikanischer Fachmänner, den Krieg, dessen Ursache und Bedeutung behandelnd, von denen das Werk Professor Münsterbergs: The War and Amerika (Der Krieg und Amerika) das bedeutendste und wirkungsvollste Buch zur Aufklärung der Sachlage bildet. Hieraus dürfte ersichtlich sein, daß auch in Amerika, vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean, die Söhne und Freunde Deutschland auf der Wache stehen und ihr Scherflein beitragen zum Gelingen des großen Werkes der guten Sache.

Und während die berufenen Männer des Wortes und der Feder getreulich ihre Pflicht als Träger der geistigen Kultur Deutschlands erfüllen, ist das stets opferbereite Volk unserer wackeren Deutsch-Amerikaner überall am Sammelwerk für das Rote Kreuz, für die armen Notleidenden in Ungarn, Galizien, Ost- und Westpreußen. Und daß die Amerikaner stets das Herz auf dem rechten Fleck haben, wenn es gilt Not und Elend zu lindern, das weiß man auch jetzt wieder in Deutschland. Ja, selbst die doppelt beklagenswerten unglücklichen Belgier wissen bereits von Amerikas Hochherzigkeit zu erzählen. In der Tat, die Schattenseiten des Krieges mit seinem Schrecken sind nicht ohne Lichtseiten erhebender Menschlichkeit.

Und in einem Punkte dürfen wir uns hier mit ganz Deutschland einig fühlen, in dem Wunsche, daß der Sieg der gerechten Sache nicht mehr lange auf sich warten lassen möge. Die Stunde der Abrechnung scheint endlich gekommen für die Feinde unserer Kultur, die als die Unterdrücker der hülflosen Völker der ganzen Welt und die Verbündeten der Gegner unserer Zivilisation zu Verbrechern an der Menschheit geworden sind. Solche Tat rächt sich schon auf dieser Welt. Das Strafgericht kann nicht ausbleiben und scheint bevorzustehen.

Das dünkt mir die Bedeutung des Krieges zu sein, der nicht seinesgleichen in der Geschichte der Menschheit hat.

Von den Deutsch-Brasilianern.

Blumenau (Brasilien), 18. Okt. 1914.

Die Wochen-Ausgaben der Kölnischen Volkszeitung sind in unserem Konvente angekommen. Etwas nie Geglaubtes, nie in solcher Größe für möglich Gehaltenes veranschaulichen sie uns über die einmütige Erhebung des deutschen Volkes! Es ist wirklich ein Großes und Schönes, ein so gewaltiges Schauspiel auch nur hier, in Brasilien, in weiter Ferne aus dem Tagesspiegel der Kölnischen Volkszeitung genießen zu dürfen.

Wie muß es diejenigen packen, die das Glück haben, die große Zeit drüben am Pulsschlag des deutschen Volkes selbst miterleben zu dürfen! Was will der Opfergeist des deutschen Volkes von 1813, der frische Tatendrang

von 1870 bedeuten gegen den heldenmütigen Geist, der jetzt die weiten deutschen Lande in heller Begeisterung, in mannbarem Zorn aufflammen läßt? Etwas derart Großes hat die Welt noch nie erlebt. Das drängt sich schon uns Fernstehenden auf. Und wie plötzlich zog das Kriegsgewitter herauf! Ein dumpfes Grollen nur, und Europa stand in Flammen!

Am 4. August erhielten wir hier, in Blumenau, vom deutschen Konsulat in Florianopolis das Telegramm: „Seit dem 1. August befindet sich Deutschland mit Rußland im Kriegszustand“, und gleichzeitig die Aufforderung des hiesigen Konsulates, daß alle deutschen Wehrpflichtigen sofort nach Deutschland zurückzukehren hätten. Zahlreiche Leute stellten sich alsbald, um mit der ersten Gelegenheit die Heimreise anzutreten und ihrer Pflicht gegen das Vaterland zu genügen. Ueber hundert Mann aus Blumenau wollten über das Weltmeer in den Krieg ziehen, junge Leute unter zwanzig Jahren und Familienväter, die schon über die Mitte der Dreißiger hinaus sind. Keiner wollte zurückbleiben. Dreizehn Schüler unseres hiesigen Franziskanerkollegs, vier Laienbrüder und ein Lehrer unserer Volksschule waren bereit, dem Rufe des Kaisers zu folgen. Fürwahr, das war ein schweres Opfer für uns Franziskaner, aber es war ja für unser Vaterland, es war der schuldige Zins, den wir unserem Kaiser gaben.

Der 6. August sollte der Tag des Abschiednehmens sein. Die Begeisterung unter unsern jungen Vaterlandsverteidigern kannte keine Grenzen. Am Abende zuvor versammelten die Unserigen sich in der Aula. Pater Ambrosius Johanning, der Rektor des Kollegs, hielt eine ergreifende Abschiedsrede, in der er den jungen Leuten die hohe Aufgabe in beredten Worten schilderte, die ihnen demnächst zu lösen gestellt werde: treu zu sein ihrem Kaiser, ihrem Vaterlande, aber auch treu zu bleiben ihrem heiligen Versprechen, das sie dem Orden gegeben. Am folgenden Morgen, nach einer feierlichen h. Messe hatte nun die Stunde des Scheidens geschlagen. Im geschlossenen Zuge marschierten wir mit unseren „Soldaten“ zum Hafen, wo der kleine Flußdampfer schon wartete. Da zeigte es sich so recht, welches Interesse ein jeder, der deutsches Blut in seinen Adern hat, an dem Geschicke seiner für die Ehre ihres Vaterlandes in den Kampf gezogenen Stammesbrüder nimmt. Es fühlt eben ein jeder, daß es in diesem gewaltigen Ringen um den höchsten Preis eines Volkes, dem er angehört, geht, um Sein oder Nichtsein Deutschlands, und damit zugleich um das Ansehen des deutschen Namens überhaupt in der ganzen Welt, wo Millionen deutscher Herzen, wie weit sie auch durch Länder und Meere getrennt sind, in diesen für das Deutsche Reich ernsten Tagen sich eins fühlen in der einen Sorge, in gleicher Weise erfüllt sind von dem einen Gedanken und Wunsch, daß der Schlachtenlenker auch diesmal wieder den Sieg an Deutschlands Fahnen heften möge.

Und wirkungs- und eindrucksvoller konnten diese auch die hiesige Bevölkerung erfüllenden Sympathiegefühle für die auf der Schneide des Schwertes stehende deutsche Sache gar nicht zum Ausdruck gebracht werden, als durch das so zahlreiche Erscheinen von jung und alt am Hafen. Die höher gelegene

Straße an der Abfahrtsstelle war schwarz von Menschen. Auf dem Platze vor dem Dampfer staute sich die Menschenmenge derart, daß die Scheidenden sich kaum durchzuzwängen vermochten. Als nun unsere junge Mannschaft das Schiff bestiegen hatte, hielt einer der Stadtväter eine schwungvolle patriotische Rede, die in einem Hoch auf den Deutschen Kaiser und unsere tapfere Jugend gipfelte. Voll von Begeisterung stimmte die Menge das Lied an: Deutschland, Deutschland über alles! Vom Schiffe herüber schallte der deutsche Schlachtensang: Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . . Magst ruhig sein! echote es hundertfach von den Urwaldsbergen des Itajahyhtales zurück. Die seelische Spannung, die auf den Scheidenden und uns Zurückbleibenden lastete, löste sich, als sich der Dampfer in Bewegung setzte. Noch ein letztes Händeschütteln, ein brausendes Hurra und ein Wehen der Tücher, bis der Dampfer den Blicken entschwunden war. Geraume Zeit noch hörten wir die schallenden und durch das Echo widerhallenden Töne der Lieder, die die Unsrigen sangen, schwächer und schwächer werdend, bis sie der Hörweite entschwanden.

Doch die jungen Leute kamen nur bis nach Florianopolis. Man brachte sie dort auf einen brasilianischen Lloyddampfer, der sie nach Montevideo bringen sollte, von wo ein deutsches Schiff sie abholen wollte. Als der Lloyddampfer im Begriffe war, die Anker zu lichten, wurde er benachrichtigt, daß draußen vor dem Hafen englische Schiffe schon auf ihn warteten, um die Deutschen abzufangen. Nachdem man noch einige Tage auf eine etwaige günstige Gelegenheit vergebens gewartet hatte, kamen die Unsrigen wieder ins Kolleg zurück; sehr enttäuscht, denn sie waren ja bereit gewesen, alles zu leisten fürs Vaterland, fürs teure. Langsam kehrte die Hoffnung wieder, doch bald geholt zu werden, um mit ihren Brüdern zu kämpfen mit Gott für König und Vaterland. In der Tat, würde man sie holen hinüber in ihre Heimat, wir könnten gewährleisten, daß alle tüchtige Soldaten würden, Soldaten voll heiliger Begeisterung, voll Mut und Tatkraft! Sie hoffen noch immer, unsere guten Jungens, und wenn man ihnen erzählt von neuen deutschen Heldentaten, wie sind sie mit ganzer Seele dabei! Im Geiste sehen sie sich mit im Schlachtengedränge, sie sehen sich kämpfend, sehen sich siegend. Und in ihrer Begeisterung reißen sie die jungen Brasilianer unseres Kollegs mit. Diese werden auch deutsch, ja es treibt sie das Verlangen, kennen zu lernen das Land, wo diese Vaterlandsliebe, diese Begeisterung für den Herrscher, den Kaiser, herrscht. Von dem Eifer der jungen und feurigen Seelen unserer deutschen Wehrpflichtigen werden auch wir fortgerissen, wir Patres und Brüder des hiesigen Konvents.

Ueberall in Brasilien herrscht unter den Deutschen reger Patriotismus. Ueberall haben sich Deutsche und Oesterreicher brüderlich zusammengefunden. Hier, in Blumenau, ist der Opfersinn unter den Bewohnern in keiner Weise geringer als anderwärts. In allen Kolonien, wo Deutsche und Oesterreicher sich befinden, werden Sammlungen abgehalten für das Rote Kreuz, Festlichkeiten veranstaltet, deren Erlös den verwundeten deutschen Brüdern zukommt. Protestanten und Katholiken arbeiten einmütig zusammen für diese gute Sache.

Ja, mancher langjährige Zwist und Streit ist durch eine solche Veranstaltung geschlichtet worden. Unser Kolleg gab am 20. September einen Musikabend zum Besten des Rotes Kreuzes und verwandter Vereinigungen zur Linderung der Kriegsnot. Die Kritiken in den hiesigen deutschen Zeitungen über diese Feier waren tadellos. An diesem Abend kamen 500 Dollar ein für das Rote Kreuz. Auf allgemeinen Wunsch der hiesigen Bewohner wird bald nochmals ein solcher Musikabend stattfinden und zwar in einem größeren Saale als vordem. Dem gigantischen Ringen im Auslande dürfen wir nicht tatenlos zusehen. Zusammenschluß zu einer gemeinsamen Aktion tut not. Keine Zersplitterung! So wollen wir hier in Brasilien unseren kämpfenden Brüdern in der alten Heimat zur Linderung der Not beispringen, so auch unser Volkstum gegen die gemeinen Lügen und Verleumdungen verteidigen!

Fr. Theophilus Laufenberg, O. F. M.

Allerlei aus Briefen von Deutschen im Auslande.

St. Louis (Missouri), 3. September 1914.

Seit einem Monat befindet sich Deutschland im Kriege und seitdem sind wir Deutsche in Amerika, nachdem England das atlantische Kabel durchschnitten hat, in Bezug auf Zeitungsnachrichtendienst von der Heimat fast gänzlich abgesägt. Nur kurze Funkentelegramme, werden täglich von dem deutschen Botschafter in Washington D. C. bekannt gegeben. Wenn diese Mitteilungen auch gedrängter Kürze und spärlich, so sind wir doch froh, wenigstens diese zu bekommen. Wenn wir wenigstens die amtlichen Verlustlisten einsehen könnten, denn fast jeder Deutsche hier hat Freunde und Verwandte in der Armee, deren Schicksal ihm am Herzen liegt. . . .

Unsere Gedanken und Wünsche sind mit den Stammesbrüdern drüben. Schade nur, daß wir nicht mit dabei sein können! Alles, was wir jetzt tun können, ist, für die Verwundeten und Hinterbliebenen Sorge zu tragen zu helfen. Hier in St. Louis haben die Deutschen sich das Ziel gesteckt, eine Million Dollar für diesen Zweck aufzubringen, und es wird überall fleißig gesammelt Chicago und New York wollen je zwei Millionen Dollar, Philadelphia anderthalb Million sammeln usw.; dazu kommen noch die zahlreichen übrigen größeren und kleineren Städte, denn Deutsche gibt's hier überall. Deutsche Versammlungen haben in allen Teilen des Landes stattgefunden, um gegen die hiesigen Tageszeitungen zu protestieren, die in ihren redaktionellen Spalten gehässige oder unwahre Mitteilungen über Deutschland und den Krieg veröffentlichen.

Detroit (Mich.), 12. September 1914.

In allen Teilen der Union haben sich Vereine gebildet, die es sich zur Aufgabe machten, das Publikum über den richtigen Stand der Dinge zu unterrichten und ihm die Augen zu öffnen. Auch hier in Detroit haben wir einen solchen Verein ins Leben gerufen, dessen Aufgabe es ist, alle hiesigen Deutschen und Oesterreicher, Vereine, Kirchengemeinschaften, Gesellschaften usw. in dieser ernsten, für Deutschland und Oesterreich-Ungarn so wichtigen Sache unter einen Hut zu bringen, damit ein jedes Mitglied dieser Vereine, deren es über 300 gibt, den genauen Sachverhalt erfährt. Es ist uns eine große Aufgabe zugefallen; aber wir alle arbeiten in treuer Anhänglichkeit an das Land unserer Jugend und wir werden auch erfolgreich sein. Schon jetzt macht sich ein Umschwung in der öffentlichen Meinung geltend, und das große Publikum sieht ein, daß es von einem perfiden Albion an der Nase herum geführt wird. H. M.

Sundsvall (Schweden), 28. September 1914.

Mit besonderem Dank bestätige gerne den Empfang der Wochenausgabe der Kölnischen Volkszeitung. Obwohl die Bevölkerung hier im allgemeinen deutschfreundlich ist, so habe ich doch schon häufig Gelegenheit gehabt, die hier täglich einlaufenden englischen, französischen und russischen Lügenberichte an der Hand der Kölnischen Volkszeitung zu berichtigen. Jeden Tag habe ich die Gelegenheit, vier englischen Schiffkapitänen, deren Dampfschiffe auch hier seit Kriegsausbruch festliegen, ihre eigenen Lügenberichte zu widerlegen und die deutsche Wahrheit fühlen zu lassen. Sehr interessant ist es, wenn wir zusammen auf dem Maklerkontor sind und mir dann in schwedischer oder deutscher Sprache die neuesten Telegramme mitgeteilt werden. Die Herren sitzen dann verdrossen dabei und wundern sich, daß es Leute gibt, die sich herausnehmen, in ihrer Gegenwart eine andere Sprache als Englisch zu führen. Es ist nämlich in der Seefahrt ebenso wie auf dem Lande: John Bull versteht weiter nichts als seine eigene Sprache und verlangt gewissermaßen überall dort, wo er hinkommt, daß ihm auch in seiner Sprache geantwortet wird. . . .

Es ist hier glücklicherweise so weit gekommen, daß alle Berichte aus London, Paris und St. Petersburg geradezu als „Lügen" bezeichnet werden, während nur die deutschen Telegramme als Wahrheit gelten. Hoffentlich habe ich noch recht häufig Gelegenheit, die Lügenberichte von Ost und West zu entlarven. B. B.

Barcelona, 3. Oktober 1914.

Seit Anfang August waren aus allen Teilen Spaniens sowie aus Portugal eine sehr große Anzahl Deutscher hier angekommen, welche alle versuchten, von hier nach Deutschland zu gelangen. Außerdem sind hier andauernd Flüchtlinge aus Frankreich und sogar auch aus Marokko und Algier angekommen, sodaß alle Gasthöfe überfüllt waren. Eine große Anzahl Deutscher, welche infolge der Flucht und weiten Eisenbahnfahrten teilweise auch nur sehr knapp mit Geldmitteln versehen waren, konnten keine Unterkunft finden. Jedoch wurde durch ein schnelles Eingreifen der hiesigen deutschen Kolonie, welche in Verbindung mit dem hiesigen deutschen Generalkonsulat arbeitet, sofort durch besondere Ausschüsse und Kommissionen diesem Uebelstande Abhülfe geschaffen. Die hiesige deutsche Schule wurde für Unterkunftszwecke, ferner ein hier im Hafen zurückgehaltenes deutsches Frachtschiff Düsseldorf als Wohnschiff eingerichtet. Der hiesige Hülfsverein hat in Verbindung mit dem Deutschen Klub und dem Generalkonsulat bis heute wirklich Erstaunliches geleistet, wie denn überhaupt die Deutschen sowie auch die Oesterreicher großartig zusammengehalten und alles getan haben, um sich gegenseitig zu helfen. Von den oben erwähnten Flüchtlingen, welche aus Frankreich und Algier angekommen sind und zum großen Teil nur das nackte Leben gerettet haben, sind uns oft die unglaublichsten Sachen von dem Verhalten des französischen Pöbels erzählt und von diesen Flüchtlingen auch hier auf dem Generalkonsulat zu Protokoll gegeben worden. Wir sind nicht ganz auf die Lügennachrichten der Herren Verbündeten angewiesen, da wir hier im Klub und Konsulat fast täglich einen kurzen von Deutschland auf irgendeinem Wege erhaltenen Bericht über den Fortgang des Krieges erhalten und so wenigstens einigermaßen unterrichtet sind. Was nun das Verhalten der hiesigen Regierung anbetrifft, so hat sich diese uns gegenüber vollkommen korrekt benommen. Das gesamte spanische Heer sympathisiert auch mit uns und ist voll des Lobes über die in der Weltgeschichte einzig dastehenden Ruhmestaten unserer Armee. Die Bevölkerung ist in zwei Lager geteilt. Wir werden vor allem durch die Karlisten und Jaimisten unterstützt; diese Parteien stehen vollkommen auf unserer Seite. Die Republikaner dagegen, sowie die Radikalen sind gegen uns und auf Seiten des Dreiverbandes. G. M.

Bogotá (Rep. Kolumbia), 8. November 1914.

Gestern Abend erhielt ich Ihren Brief vom 2. Oktober. Manches daraus hat einen sehr guten Eindruck gemacht, z. B. die Frömmigkeit der Soldaten, die Aufklärung über die Verletzung der Neutralität Belgiens. In einem der größten Kollegien, das über 700 Schüler zählt, sind fast alle Lehrer deutschfreundlich; dort hat man niemals am deutschen Siege gezweifelt. Auch fast alle Schüler gehen mit uns; sie trugen die deutschen Farben an die Jacke

geheftet, bis man es schließlich verbieten mußte, weil es hier und da zu heftigen Auseinandersetzungen mit Liebhabern Frankreichs kam. In der Stadt aber hielten 75 Prozent mit dem Siebenbund. Seitdem jedoch die wackere Zeitung Unidad wieder erscheint, seit etwa drei Wochen, fängt manch einer an, vernünftig zu denken. Kräftig aufgetreten ist diese Zeitung (ein streng katholisches Blatt) zu unseren Gunsten, als man vor etwa 14 Tagen anfing, im Auftrag der französischen Regierung Almosen für Frankreich zu sammeln. Wieviel man dafür zusammen brachte, weiß ich nicht. Auch der spanische Großorient tritt begeistert für Frankreich ein, während die Konservativen entschieden mit uns halten. Allmählich trennen sich alle in zwei Lager: äußerste Rechte — äußerste Linke. Alle Depeschen, die für den deutschen Gesandten einlaufen, erhält sofort die Unidad zur Veröffentlichung. Die gottesfürchtige Gesinnung des Kaisers macht hier tiefen Eindruck. Die Unidad rühmt ihn aufs höchste. W. P.

Batavia, Mitte November 1914.

Wir Deutsche hier in der holländischen Kolonie spüren nur wenig von Sympathie der Holländer für unsere gerechte Sache, während das sehr starke chinesische Element hier ausgesprochen deutschfreundlich ist. Es ist für uns, die wir jahrelang unter den Holländern gelebt haben, ein Rätsel, wie und warum dies uns verwandte Volk in solch leidenschaftlicher Weise gegen uns Partei nimmt. Man hat vergessen die Lehren des Burenkrieges, man hat vergessen, daß sein Fürstenhaus deutschen Stammes ist, vergessen das gemeinsam vergossene Blut in so vielen nationalen Kriegen, vergessen die engen wirtschaftlichen Bande. Und man vergißt auch, daß der deutsche Damm der zuverlässigste ist, um die russische Flut zu brechen. Wie aber auch das Ringen der Völker ablaufe, wir sollten diesmal seine Lehren nicht vergessen. Wir wollen daran denken, daß wir Deutsche auf uns allein angewiesen sind, und unnützes Liebeswerben bei fremden Völkern unterlassen. Wir wollen aber auch dafür sorgen, daß wir und unsere Kinder auch im Ausland Deutsche bleiben und nicht mehr den Kulturdünger für andere Völker abgeben, indem wir ihnen unser Bestes, unsere nationale Eigenart opfern. Es wird aber eine ernste Pflicht der Reichsregierung sein, das deutsche Schulwesen überall im Ausland, selbstverständlich unter Wahrung der Eigenart an den einzelnen Orten, auszubauen, und eine nicht minder große Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß wir endlich überall, wo es deutsche Interessen gibt, einen deutschen Nachrichtendienst organisieren als Gegengift gegen englische und französische Preßverseuchung. Hier wird fleißig für das Rote Kreuz gesammelt; wir haben der Heimat bisher etwa 50000 M. überweisen können. Freilich nur ein Tropfen auf heißem Stein, aber uns liegt auch die Pflicht ob, den hiesigen hülf- und stellungslosen Landsleuten zur Seite zu stehen, deren Zahl langsam wächst, da Handel und Wandel daniederliegen. Es hat sich ein deutsches Unterstützungskomitee gebildet, und bis jetzt haben wir aus eigener Kraft unsere Landsleute über Wasser halten können, auch die aus englischen und französischen Kolonien hier-

her geflüchteten. Es ist schändlich zu lesen, wie deutsche und österreichische Landsleute in China, Singapore, Penang und Colombo von den Engländern behandelt werden, nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder. Die ganze Verlogenheit und Heuchelei eines Engländers gehört dazu, um angesichts solcher Tatsachen noch humanity als Privatdomäne für sein Volk zu beanspruchen! Sonst ist unsere Stimmung hier im allgemeinen ziemlich gedrückt. Hunderte von deutschen Reservisten sitzen hier und können nicht weg. Wir lesen von der großen Begeisterung in der Heimat und müssen hier untätig die Hände in den Schoß legen; wir stehen — von eigenen Nachrichten abgeschnitten — unter der Einwirkung der Reuter-Telegramme und einer uns feindlichen Presse und können nur hoffen, vertrauen und beten. Gott schütze unser liebes Vaterland! Gott schütze Kaiser und Reich! R. S.

Cincinnati (Ohio), 23. Nov. 1914.

Unsere deutsche Presse hier in Amerika, die jahrelang einen harten Kampf ums Dasein kämpfte, und die es wohl verdient hätte, im alten Vaterlande ein bißchen mehr anerkannt zu werden, ist jetzt einer der hauptsächlichsten Faktoren, hinter der Amerikas Deutschtum Schutz findet. Ohne zu zögern hat sie kampfesmutig den Fehdehandschuh ergriffen, den ein übermächtiger Feind ihr hinwarf. Alle deutschen Zeitungen, gleichviel welchen Charakter sie tragen, sind sich jetzt in dem einen Ziele einig, für das Deutschtum einzutreten und die feindlichen Lügen und Verleumdungen zu entlarven. Und jeder einzelne Deutsche steht ihnen bei. Aber es ist eine Riesenarbeit. Man könnte wirklich mutlos werden, wenn nicht die Liebe zum alten Vaterland immer wieder der Ansporn wäre und die Gewißheit, daß Wahrheit und Gerechtigkeit doch endlich siegen müssen. . . . Soll ich Ihnen von unserem Basar berichten, an dem sich alle deutschen Vereine beteiligten, der sechs Tage dauerte und 4000 Doll. Reingewinn brachte? Zusammen mit der Kollekte, die am Feste der Vereinigten deutschen Sänger innerhalb 15 Minuten 500 Doll. ergab, konnten 4500 Doll. an den Präsidenten der Deutschen und Oesterreichisch-Ungarischen Hülfsgesellschaft von Cincinnati in letzter Woche abgeliefert werden. Die Basare waren eine erhebende Kundgebung des Deutschtums unserer Stadt. Ich gehöre zum Damen-Zweigverband des deutsch-amerikanischen Nationalbundes, und es war mir eine Freude, zu beobachten, wie deutsche Frauen hier arbeiteten. Vollzählig erschienen sie, wochenlang hatten sie vorher wie Bienen gesammelt und keinen Tag fehlten sie an den Verkaufsständen. Wollte einmal eine ermüden, dann mahnte die andere: „Es ist ja fürs Heimatland!" und wieder war alle Müdigkeit verflogen. „Ein Cent fürs Heimatland, er soll sich hundertfältig vermehren," oder „Fünf Cents, bitte, wer deutsch fühlt," „Fünf Cents für ein deutsches oder österreichisches Waisenkind," — so schwirrten die Rufe durcheinander. Die Damen des Stadtverbandes sorgten für deutsche und österreichische Kokarden und Abzeichen mit deutschen Fähnchen

und österreichischen Kokarden oder umgekehrt. Kein Mißton störte die Einigkeit, mit der hier die Deutsch-Amerikaner im Interesse der Notleidenden beider Länder arbeiteten. Immer noch wird weiter gesammelt in Vereinen und bei einzelnen, und immer wird gern gegeben trotz der schlechten Zeiten, die jedem Opfer auferlegen. Weihnachtsfestlichkeiten, Stiftungsfeste, Geburtstage und Gesellschaften — alles gibt Anlaß zum Sammelwerk. Wenn wir hier auch keine persönlichen Verluste zu erleiden haben, so tragen wir doch alles Leid mit denjenigen, denen dieser aufgezwungene Krieg so tiefe Wunden schlägt. Und der uns aufgezwungene moralische Kampf schlägt auch den Deutsch-Amerikanern Wunden, aber unverzagt wie das deutsche Volk im alten Heimatlande stehen auch sie fest und unbeirrt zusammen, um vereint mit ihnen den moralischen Sieg zu erringen. W.

Aus dem Staat Arkansas, 8. Dez. 1914.

Der Erfolg der deutschen Waffen, namentlich der Fall Antwerpens, hat einen gewaltigen Eindruck hervorgerufen, obwohl die englisch-amerikanische Presse ihn als eine strategisch unwichtige Sache darzustellen versucht. Dagegen wird weiter der Fall von Tsingtau als das erste „entscheidende“ Ereignis in diesem Kriege geschildert. Die Zeitungen kommen zu meiner größten Freude jetzt ziemlich regelmäßig an, jedoch kann ich deutlich sehen, daß jedes Paketchen geöffnet ist, ehe ich es in die Hände bekomme. Als ich das letzte Paketchen öffnete, fand ich in einer Nummer der Wochenausgabe der Kölnischen Volkszeitung mit Blaustift geschrieben: Damned Lies! Verd . . . Lügen! Wer es geschrieben hat, weiß ich natürlich nicht, jedenfalls aber einer von der Gesellschaft All lies, der nichts mehr bedauert, als daß er diese deutschen Zeitungen nicht einfach vernichten darf. Die deutschen Blätter werden nicht nur gelesen, sie werden studiert, fast auswendig gelernt. Und dann halte ich Vortrag. Die intelligenteren Leute hier versammeln sich regelmäßig in meiner Office, sobald man vernimmt, daß die German Papers angekommen sind. Sie sind willige Zuhörer. Ich habe nie reden gekonnt, aber jetzt kann ich es stundenlang! Ich bin der einzige Deutsche hier in der Stadt und bin durch den Krieg eine bekannte Persönlichkeit geworden. Man erzeigt mir viel Teilnahme und Sympathie, wohl weil man einsieht, daß es mir nicht darum zu tun ist, gegen andere Länder zu hetzen, sondern aufklärend zu wirken und so Sympathien für die deutsche Sache zu gewinnen. Eines muß ich besonders hervorheben, und es verdient in der deutschen Presse bekannt gemacht zu werden, nämlich die segensreiche Arbeit der vier amerikanischen Journalisten: J. S. Cobb, Mac Cutchon, Bennet und Dosch (ich weiß nicht genau, ob der letzte Name richtig ist), die unter den allergrößten Schwierigkeiten bemüht sind, wahrheitsgetreue und unparteiische Berichte in die amerikanische Presse gelangen zu lassen. Deutschland hat es in erster Linie diesen vier Männern zu verdanken, daß die Sympathien für uns hier in Amerika so gewachsen sind. A. II.

Schluß.

1914—1915.

Rückblick und Ausblick.

Das Jahr 1914 hat uns den Weltkrieg gebracht. Lange schon hingen drohende Wolken am europäischen Horizont; Mitte des Jahres 1914 haben sie sich entladen, mit einer Gewalt entladen, wie die ausschweifendste Phantasie es sich nicht furchtbarer vorstellen konnte. Die Wirklichkeit hat alle Phantasiegebilde weit hinter sich gelassen. Die ältesten Kulturvölker Europas stehen sich in blutigen Kämpfen gegenüber, welche mit beispiellosem Aufgebot von Machtmitteln und nicht zu überbietender Erbitterung geführt werden. Alle Weltteile sind durch diesen größten aller Kriege schon jetzt mehr oder minder in Mitleidenschaft gezogen und es ist keineswegs sicher, daß der Kriegsbrand nicht noch auf weitere Länder hinübergreifen wird. Der Ausgang dieses Ringens wird für die Zukunft vieler Staaten und Völker von entscheidender Bedeutung sein.

Im Zentrum des Weltbrandes, welchen das Jahr 1914 entzündet hat, steht das Deutsche Reich. Ihm gilt an erster Stelle der Ansturm der feindlichen Mächte, weil das Deutsche Reich die stärkste der beteiligten Mächte ist. Aus dem Haß und dem Neid, welche das Emporblühen Deutschlands bei chauvinistischen und mißgünstigen Nachbarn erregt hat, ist ja vor allem dieser Weltkrieg geboren. Jahrelang ist insbesondere von dem ränkesüchtigen Herrscher Englands daran gearbeitet worden, die Koalition gegen das Deutsche Reich zustande zu bringen, welche Mitte des Jahres 1914 die Zeit zu kriegerischer Betätigung für gekommen erachtete.

Das deutsche Volk und seine Führer können dem Jahre 1914 mit ruhigem Gewissen Valet sagen. An dem Furchtbaren, welches sich gegenwärtig im Westen wie im Osten abspielt, haben sie keine Schuld. Das deutsche Volk hat den Weltkrieg nicht gewollt. Ihm würde es genügt haben, in Frieden wie Jahrzehnte hindurch an seiner Weiterentwickelung zu arbeiten; es hat keinem Lande seine Blüte mißgönnt, aber es will sich auch nicht dem Macht- und Goldhunger anderer zuliebe zurückdrängen lassen. Es beansprucht seinen Platz an der Sonne, den es mit redlicher, ausdauernder Arbeit errungen hat. Und die Führer des deutschen Volkes, der Kaiser an der Spitze, haben alles getan, um den kriegerischen Zusammenprall der Völker zu verhindern. Bis zum letzten Augenblick, so lange noch ein Schimmer von Hoffnung vorhanden war, hat Kaiser Wilhelm II. den Frieden zu erhalten gesucht; er hat das Schwert erst gezogen, als ringsumher die Feinde schon in voller Rüstung auf dem Sprung standen, über Deutschland herzufallen.

Durchdrungen von Gerechtigkeit seiner Sache sieht aber auch das deutsche Volk dem Ausgang des Weltkrieges mit Zuversicht entgegen,

wenn es sich auch allem Uebermut und aller Ueberhebung fernhält. Von dem Jahre 1915 erwarten wir, daß es das vollende, was das Jahr 1914 angebahnt hat. Das Deutsche Reich ist von allen kriegführenden Staaten — das hat der bisherige Verlauf des Krieges schon erkennen lassen — nicht nur militärisch, sondern auch finanziell und wirtschaftlich am besten gerüstet. Der Umsicht unserer Heeresleitung und der Tapferkeit unserer Soldaten verdanken wir es, daß Deutschland von den unmittelbaren Schrecknissen des Krieges bisher fast vollständig hat bewahrt, daß der Krieg in feindliches Gebiet hat getragen werden können. Eine Reihe glänzender Siege im Westen wie im Osten haben den alten Waffenruhm des deutschen Heeres erhalten und gemehrt und geben uns die Bürgschaft, daß auch der Ausgang des ganzen Krieges, der nach dem Plane Englands, Frankreichs und Rußlands die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches vernichten sollte, ein den gebrachten Opfern vollaus entsprechender sein wird.

Auch daheim hat das erste halbe Jahr des Krieges viel des Erfreulichen und Erhebenden gebracht. Das deutsche Volk hat sich einer Welt von Feinden gegenüber als „ein einzig Volk von Brüdern", von dem der Dichter des Tell spricht, erwiesen. Der Parteihader ist verstummt; die Geltendmachung der Parteigegensätze ist völlig zurückgetreten vor der einen großen und gemeinsamen Aufgabe, das Vaterland zu schützen und zu stützen. Nach dem Kriege wird ja auch das Parteileben wieder in seine Rechte treten, aber man darf hoffen, daß der „Burgfrieden", welcher heute herrscht, sich auch für die Gestaltung unserer innerpolitischen Verhältnisse heilsam erweisen wird.

So blicken wir voller Vertrauen in die Zukunft, so dunkel sie auch vor uns liegt. Der Rückblick erfüllt uns mit Dank gegen die göttliche Vorsehung, welche das deutsche Volk und seine Waffen sichtlich gesegnet hat. Gott Dank und Gott die Ehre! Auch in dieser Gesinnung haben die Führer des deutschen Volkes, hat insbesondere der deutsche Kaiser uns vorangeleuchtet. In dem Vertrauen auf Gott, den Lenker der Schlachten, soll nichts uns wankend machen. Möge das deutsche Volk des Schutzes des Allmächtigen durch ernsten religiösen Sinn, opferbereite Vaterlandsliebe und nie versagende Pflichttreue auch ferner sich würdig machen. Was aber auch kommen mag, es muß und wird Deutschland gerüstet finden, bereit zu den höchsten Anstrengungen, deren ein starkes, um seine Existenz kämpfendes Volk fähig ist.



Neujahr 1915.

So war es, Freunde, lange, lange Zeit:
Wir fragten uns, wir sannen,
Wann wird er kommen . . . und von wannen?
Der Völkerstreit,
Das grausvoll große Leid?
Wir sagten uns, daß beide kommen müßten
Nach all dem Völkerrüsten,
Nach all dem: Sieh dich vor . . . und sei bereit!
Indessen . . . wann?
Die Brust beklemmend, stahlblockschwer,
War diese Frage
Mit uns auf Schritt und Tritt und um uns her
Und quälte uns wie eine stille Plage.

Wenn wir zum Grübeln unsre Augen deckten,
Tief aus Gedankenschlünden Bilder schreckten;
Ein bläulich Flämmchen wisperte im Dunkel
Das längst vertraute:
Wann? . . .
Wenn nächtens unser Blick nach oben schaute,
Dann blänkerte herab aus Sterngefunkel
Das bange, stumme: Wann? . . .
Am Studientisch wie in der Handwerksstube
Beengt' es Herzen; in der Kohlengrube
Schlich's durch die Stollen; glitt auf Eisensträngen
Hinaus mit uns; auf stillen Waldesgängen
Kam es uns nach durch Eichenschlag und Tann'.
Und immer, überall die Frage: wann?

Wenn in der Stunden leichtem Tropfenfall
Ein Jahr verronnen und verdunstet war,
Am Neujahrsmorgen, wenn die Sonne prall
Uns grüßte, oder trübe Nebel hingen,
Wenn wie in weißem Schneepelz lag das Feld,
Strich lautlos wohl ein Rabe drüber hin,
Just wie die Sorge scheu durch unsern Sinn . . .
Dann, gerade dann vor allen Dingen
Ward eine Frage himmelan gestellt:
Wann wird den Damm durchbrechen Sturm und Flut?
Kommt's heuer? . . . Oder wird der Lunte Glut,
Die näher schon dem Zündstoff kroch, erstickt
Einmal noch durch des Kaisers Friedenswillen?

Dann kam's.
Da wir noch trauten, kam's. Mit Sturmesmacht.
Als unser Kornfeld goldne Wellen schlug,
Da war's. In grellem blitzesschnellem Flug
Durchflog's das Land: Mein Volk, frischauf zur Schlacht!
H e l d o d e r K n e c h t! Drum geht das blut'ge Spiel.
Da warf der Forscher hin den Federkiel.
Den Pflug ließ steh'n der Landmann in den Schollen,
Von seiner Arbeitsstätte, aus den Stollen
Ging ernst der deutsche Mann nach Haus.
„Ade, mein Weib und Kind! . . . Ins Feld hinaus!"

Die deutschen Frauen schluchzten, . . . sah'n zum Kreuz:
„So fahrt in Gottes Namen . . . er gebeut's".
Aus deutschen Jünglingsherzen brach es laut:
„Mein Schwert herbei! Sei du mir angetraut.
Fahr' wohl, du Minnegarten, Spiel und Prunk,
Du Hörselberg, fideler Humpenschwung!
Mein Blut und Leben sei dem Land geweiht . . .
Mein' Seele göttlicher Barmherzigkeit."

Der Tanz begann. Der alte, treue Gott
Ließ uns nicht werden falscher Feinde Spott;
Zerschmettert sah'n wir sie am Boden liegen
In manchem Strauß. Gott war in unseren Siegen.
Kein Ende doch. Noch immer schlägt dem Tod
Das Schwert den Takt und seiner Freundin . . . Not.
Auf Blut und Leichen, auf zermalmte Glieder
Schon fünfmal scheint der kalte Mond hernieder.
Ob Heldengräbern, Trümmern, Rauch und Brand
Der Weihnachtsstern in jüngsten Nächten stand.

Auch heut, in neuen Jahres ersten Stunden,
Bluten und brennen unsrer Brüder Wunden.
Wir sinnen, fragen nicht: von wo und wann?
Ich höre leis: wie lange noch? . . . und dann?

Geruhsamkeit laßt, Freunde, bei euch ein,
Gebt keine Statt dem Ungestüm der Fragen,
Verharrt im Beten und im Mildesein!
Gott sorgt und weiß, was unsre Schultern tragen.
Des Kaisers Weihnachtsspruch ist euch bekannt:
„Derweil dem Feinde zugekehrt
Das deutsche Schwert . . .
Sei'n unserm Gott die Herzen zugewandt,
Bis Deutschlands Feinde in den Staub gerannt."
Und dann?
Dann wollen wir verzeih'n,
Und Gott im Himmel benedei'n.
Fröhliche Arbeit dann!
O das muß herrlich, das muß herrlich werden.

Wigbert Reith.







Zeittafel des Weltkrieges.

(28. Juni bis 31. Dezember 1914.)

Juni.

28. Ermordung des öst.-ung. Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gemahlin — ein Werk der großserbischen Propaganda.

Juli.

23. Oesterreich-Ungarns Ultimatum an Serbien.

25. Ausweichende Antwort Serbiens auf Betreiben Rußlands Abbruch der diplomatischen Beziehungen Oesterreich Ungarns zu Serbien. Beginn der Mobilisierung Rußlands gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland.

26. Greys Vorschlag, den österreichisch-ungarisch-serbischen Konflikt vor eine neue Londoner Botschafterkonferenz zu bringen, von Oesterreich-Ungarn und Deutschland abgelehnt.

28. (—31. Juli). Telegrammwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und dem Zaren. Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Serbien.

31. Gesamtmobilisierung aller russischen Streitkräfte angeordnet. Verkündung des Kriegszustandes in Deutschland. **Deutschlands Ultimatum an Rußland** und Anfrage an Frankreich über seine Haltung im Falle eines deutsch-russischen Krieges.

August.

1. Rußland eröffnet die Feindseligkeiten. Anordnung der allgemeinen Mobilmachung in Frankreich und Deutschland.

2. Frankreich eröffnet die Feindseligkeiten. Deutschlands Ultimatum an Belgien. **Erster Mobilmachungstag in Deutschland.**

3. Deutsche Truppen besetzen verschiedene Orte in Russisch-Polen.

4. Kriegstagung des Reichstages. **Kriegserklärung Englands.**

5. Erneuerung des Eisernen Kreuzes.

6. Oesterreich-Ungarns Kriegserklärung an Rußland und Eröffnung des Angriffes in Russisch-Polen.

7. Lüttich im Sturm genommen, ein Viertel der belgischen Armee geschlagen, 3—4000 Kriegsgefangene.

8. Erster Zusammenstoß zur See (Themsemündung): Der deutsche Minendampfer Königin Luise und der englische kleine Kreuzer Amphion sinken. Vorgehen der Franzosen im Oberelsaß.

10. Sennheim-Mülhausen: Drei französische Divisionen geschlagen, 500 Kriegsgefangene.

11. Lagarde: Eine französische Brigade geschlagen, 1000 Kriegsgefangene. Frankreichs Kriegserklärung an Oesterreich.

14. Beginn des Krieges gegen Serbien.

15. Daressalam in Deutsch-Ostafrika von den Engländern besetzt (Mitte August).

16. Kaiser Wilhelm verlegt sein Hauptquartier nach dem Westen, zunächst Koblenz.

17 Gefecht bei Stallupönen, 3000 russische Kriegsgefangene.

19. Ultimatum Japans an Deutschland. Eine französische Kavalleriedivision bei Perwez (nördlich Namur), französische Infanteriebrigade bei Weiler (nw. Schlettstadt) unter großen Verlusten geschlagen.

20 Großer Sieg zwischen Metz und den Vogesen unter Führung des Kronprinzen von Bayern, über 10000 Gefangene. Sieg über die

Russen bei Gumbinnen—Angerburg, 8000 Gefangene. Besetzung von Brüssel.

21. Beginn der Beschießung von Namur. Die Russen an der galizischen Grenze geschlagen. Sieg über die Serben bei Visegrad-Rudo.

22. Sieg des deutschen Kronprinzen **bei Longwy.** Abzug der Franzosen aus dem Oberelsaß.

23. Siegreiches Vordringen der deutschen Heere auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Eine englische Kavalleriebrigade bei Maubeuge geschlagen. Abbruch der diplomatischen Beziehungen Deutschlands zu Japan.

24. Vordringen der Russen in Ostpreußen; taktische Rückwärtsbewegung der deutschen Truppen.

25. Fünf Forts von **Namur gefallen,** die Stadt besetzt. Frhr. von der Goltz zum Generalgouverneur von Belgien ernannt. **Sieg** der österreichisch-ungarischen Truppen **bei Krasnik,** 3000 Gefangene.

26. Die letzten Forts von Namur sowie **Longwy gefallen.** Ausfall der Belgier aus Antwerpen zurückgeschlagen; Franktireuraufstand in Löwen unterdrückt, ein Teil der Stadt zerstört. Togo von den Engländern und Franzosen besetzt.

27. Die Franzosen auf der ganzen Linie von Cambrai bis zu den Südvogesen geschlagen und in vollem Rückzuge; die englische Armee bei Maubeuge zurückgeworfen. Zweiter Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen bei Krasnik, 2000 Gefangene.

28. Vollständige Niederlage der Engländer bei St. Quentin. Manonvillers, das stärkste französische Sperrfort, in deutschem Besitz. Seegefecht bei Helgoland: drei deutsche kleine Kreuzer und ein Torpedoboot sinken, die englischen Schiffe schwer beschädigt.

29. Erster großer Sieg Hindenburgs über die Russen an den Masurischen Seen, nach vorläufiger Schätzung 30000 Gefangene. Apia (Samoa) von den Engländern besetzt.

31. Siegreiches Vordringen der sieben deutschen Westheere; die Franzosen u. a. bei St. Quentin und an der Aisne geschlagen. Die Festungen **Montmédy und Givet fallen.** Die Zahl der russischen Gefangenen auf 60000 gestiegen; Rückzug der Russen aus Ostpreußen.

September.

1. Die Franzosen zwischen Reims und Verdun zurückgeworfen. Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen im Raume Zamosz-Tyszowcze und Vordringen bis Lublin, 20000 Gefangene.

2. Die französische Regierung siedelt nach Bordeaux über.

3. Sämtliche Sperrbefestigungen im nördlichen Frankreich, außer Maubeuge, in deutschen Händen. **Deutsche Truppen überschreiten die Aisne-Linie** und setzen den Vormarsch gegen die Marne fort. Die Zahl der russischen Kriegsgefangenen: 90000.

4. Niederlage der Franzosen und Engländer bei Amiens (Treffen bei Moreuil); Amiens und Reims besetzt. Lemberg aus strategischen Gründen geräumt.

6. Schwere Niederlage der Serben bei dem Versuch, in Ungarn einzudringen, 5000 Gefangene; etwa die gleiche Zahl kommt um.

7. Maubeuge kapituliert, 40000 Kriegsgefangene.

8. Beginn einer neuen Schlacht bei Lemberg.

10. Zurücknahme der an und über die Marne vorgedrungenen deutschen Heeresteile infolge des Vorgehens überlegener französischer Kräfte; Reims und Amiens wieder aufgegeben. — Erste Nachrichten von der erfolgreichen Jagd des **Kreuzers Emden** auf englische Handelsschiffe.

11. Herbertshöhe (Neuguinea) von australischen Truppen besetzt.

12. Zweiter Sieg Hindenburgs in Ostpreußen über die Russen, 20- bis 30000 Kriegsgefangene.

13. Die Schlacht bei Lemberg nach fünftägigen, für die Oesterreicher erfolgreichen Kämpfen aus taktischen Gründen abgebrochen.

15. In Frankreich Beginn neuer Kämpfe auf der ganzen Front. Niederlage der in Ostslawonien und Südungarn eingebrochenen Serben; etwa 3000 gefallen, viele Tausend gefangen.

17. Ein französischer Durchbruchsversuch auf dem deutschen rechten Flügel scheitert.

19. Lüderitzbucht von den Engländern besetzt.

22. Das deutsche **Unterseeboot U 9** vernichtet die englischen Panzerkreuzer Aboukir, Hogue und Cressy.

25. Das erste Sperrfort südlich Verdun, Fort Camp des Romains, fällt. Schwere Niederlage der Engländer bei Sandfontein (Deutsch-Südwestafrika): drei englische Schwadronen vernichtet, 15 Offiziere und 200 Mann gefangen. Glänzendes Ergebnis der deutschen Kriegsanleihe: 4½ Milliarden.

26. Erneuter Vorstoß der Franzosen gegen den deutschen rechten Flügel zum Stehen gebracht; Gefecht bei Bapaume.

27. Japaner und Engländer eröffnen den **Angriff gegen Tsingtau.**

28. Beginn der Beschießung der Antwerpener Forts. Erfolgreicher Einmarsch der österreichisch-ungarischen Truppen über Drina und Save in Serbien. Sperrung der Dardanellen durch die Türken infolge einer Flottenkundgebung des Dreiverbandes.

29. Beginn eines neuen gemeinsamen Vorgehens der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Russisch-Polen.

30. Die Franzosen bei Albert zurückgeschlagen und von den Höhen von Roye und Fresnoy bei Noyon vertrieben. Zwei Antwerpener Forts zerstört. Kreuzer Emden hat fünf weitere englische Schiffe weggenommen oder in Grund gebohrt.

Oktober.

1. Das erste Antwerpener Fort, Wavre-St. Cathérine, **erstürmt.**

2. Erneute Umfassungsversuche der Franzosen abgewiesen. Die Antwerpener Forts Koningshoyckt und Waelhem genommen.

3. Das vierte Antwerpener Fort Lier fällt. Sieg über die Russen bei Augustow, 3000 Gefangene. Jaluit (Marschallinseln) von den Japanern besetzt; desgl. später die Marianen- und Palauinseln.

4. Einnahme einer befestigten Stellung der Russen zwischen Opatow und Ostrowicz, 3000 Gefangene. Niederlage der in das östliche Bosnien eingedrungenen Serben und Montenegriner. England sperrt die südliche Nordsee durch Minen.

5. Die Antwerpener Forts Kessel und Broechem zum Schweigen gebracht. Die Russen in Südpolen gegen die Weichsel zurückgeworfen. Erfolgreiches Vorgehen der österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpathen.

6. Die Russen beim Versuch, die Weichsel in der Richtung Opatow zu überschreiten, sowie im Nordzipfel Galiziens geschlagen. Beim ersten Sturm auf Tsingtau verlieren die Angreifer 2500 Mann. Deutsches Torpedoboot S 116 von einem englischen Unterseeboot vernichtet.

7. Fort Broechem (Antwerpen) in deutschem Besitz. Belgier und Engländer zwischen äußerem und innerem Fortsgürtel geschlagen. Die Russen im Gouvernement Suwalki zurückgeworfen, 2700 Gefangene. Gefecht bei Iwangorod, 4800 Gefangene. Völliges Scheitern des russischen Einfalls in Nordungarn.

8. Fort Breendonck (Antwerpen) genommen; Beginn der Beschießung der inneren Fortslinie und der dahinterliegenden Stadtteile. Zurückdrängung der Russen in Galizien; Angriffe auf Przemysl abgeschlagen. In Bosnien eingedrungene serbische Kräfte teils geschlagen, teils über die Drina zurückgeworfen.

9. Antwerpen fällt.

10. Die ganze Festung Antwerpen in deutschem Besitz, 4- bis 5000 Gefangene, umfangreiche Kriegsbeute, u. a. 500 Geschütze; Abzug des belgisch-englischen Besatzungsheeres in der Richtung Gent—Brügge—Ostende, mehr als 20000 Mann in Holland entwaffnet. Bei Lille und Hazebrouck französische Kavallerie unter schweren Verlusten geschlagen. Ernste Spannung zwischen Rußland und der Türkei.

11. Die deutschen Truppen in Südpolen bis zur Weichsel vorgedrungen. Entsatz der Festung Przemysl. Der russische Panzerkreuzer Pallada durch ein deutsches Unterseeboot vernichtet.

12. Gent von deutschen Truppen besetzt.

13. Lille von deutschen Truppen besetzt, 4500 Gefangene. Die **Russen** nach wiederholten Umfassungsversuchen **bei Schirwindt** (Ostpr.) **geschlagen,** insgesamt etwa 7000 Gefangene; der erneute russische Vorstoß nach Ostpreußen ist damit gescheitert. Russische Vortruppen auf Warschau zurückgeworfen, 8000 Gefangene.

14. Brügge von deutschen Truppen besetzt. **Acht russische Armeekorps auf der Linie Warschau—Iwangorod unter schweren Verlusten zurückgeworfen.**

15. Ostende von deutschen Truppen besetzt. Der englische Kreuzer Hawke von einem deutschen Unterseeboot vernichtet.

16. Die Russen in Galizien bei Wyszkow und in den Karpathen bei Raho geschlagen.

17. Vier deutsche Torpedoboote (S 115, S 117, S 118, S 119) sinken im Kampfe mit einem englischen Kreuzer und vier englischen Zerstörern. Ein japanischer Kreuzer durch ein deutsches Torpedoboot vernichtet; letzteres auf Grund gesetzt und gesprengt.

18. Beginn (ungefähr) **der hartnäckigen Stellungskämpfe in Westflandern** (am Yserkanal), in Nordfrankreich (bei Lille, Arras usw.), in den Argonnen und bei Verdun. Das englische Unterseeboot E 3 in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet.

20. Bei Lille 2000 Engländer gefangen.

22. Die Russen (zwei Divisionen) vor Iwangorod und am unteren San von den österreichisch-ungarischen Truppen geschlagen, 4600 Gefangene. Serben und Montenegriner nach dreitägigen Kämpfen im östlichen Bosnien abermals zurückgeworfen. Kreuzer Emden hat wieder fünf englische Dampfer versenkt bezw. gekapert.

23. Deutsche Truppen überschreiten den Yser-Kanal.

24.–26. Kämpfe in Russisch-Polen, südwestlich Iwangorod—Warschau, an 12000 russische Kriegsgefangene.

27. Zurücknahme der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in Polen zur Neugruppierung infolge Vorrückens neuer russischer Kräfte. Der englische Dreadnought Audacious an der Nordküste Irlands von einem deutschen Unterseeboot vernichtet.

28. Französische Hauptstellungen südöstlich Verdun erobert. Fortschreitender Angriff auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz (seit drei Wochen 13500 Russen gefangen). In Oesterreich-Ungarn bisher 649 Offiziere und 73179 Mann als Kriegsgefangene interniert. Ein russischer Kreuzer und französischer Torpedojäger von der Emden zum Sinken gebracht.

29. Erster Zusammenstoß zwischen russischen und türkischen Seestreitkräften im Schwarzen Meer; Beschießung von Noworossisk und Feodosia durch die Türken.

30. Ramscapelle und Bixschoote (Westflandern) eingenommen, Sandvoorde, Schloß Hollebeke und Wambeke gestürmt. Kämpfe bei Soissons und Vailly, letzteres gestürmt und die Franzosen über die Aisne zurückgeworfen, 1500 Gefangene. Niederlage der Russen bei Kuty an der galizisch-bukowinischen Grenze. Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei Beschießung von Odessa und Sebastopol.

31. Erschwerung der Operationen in Westflandern durch die Ueberschwemmungen infolge Zerstörung der Schleusen bei Nieuport. Der englische Kreuzer Hermes durch ein deutsches Unterseeboot im Kanal zum Sinken gebracht. Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen in Galizien nach mehrtägiger Schlacht im Raume nordöstlich Turka und südlich Stary—Sambor, 2700 Gefangene. Beginn einer energischen Offensive der über Save und Drina in Serbien eingedrungenen österreichisch-ungarischen Truppen. **Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Türkei und Dreiverband.**

November.

1. Deutscher Seesieg bei Coronel an der chilenischen Küste; die englischen Panzerkreuzer Good Hope und Monmouth vernichtet. Beginn der Kämpfe zwischen Russen und Türken an der kaukasischen Grenze

2. Kämpfe bei Ypern (2300 Gefangene, meist Engländer), Roye, an der Aisne und östlich Soissons, Besetzung von Chavonne (über 1000 Gefangene). Zurücknahme der österreichischen Truppen in Südpolen — nach erfolgreichen Gefechten (2200 Gefangene) — im Verfolg der am 27. Oktober begonnenen taktischen Bewegungen. Niederlage und bedeutende Verluste der Engländer an der deutsch-ostafrikanischen Grenze (bei Tanga).

3. Deutscher Flottenangriff auf die englische Küste bei Yarmouth; ein englisches Unterseeboot sinkt. Sperrung der Nordsee durch England: Fahrt um Nordengland der neutralen Schiffahrt verboten. Türkische Erfolge im Schwarzen Meere bisher: 5 russische Kriegsschiffe, 19 Transportschiffe versenkt, 55 Petroleum- bzw. Getreidespeicher vernichtet. Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Serbien und der Türkei.

4. Der deutsche Große Kreuzer Yorck gerät in der Jade auf eine Hafenminensperre und sinkt.

5. Bois Brulé, südwestlich St. Mihiel, wichtiger französischer Stützpunkt, erobert. Die ersten deutschen Flieger über Dover.

6. Bei Ypern über 1000 Franzosen gefangen. Die Russen (drei Kavalleriedivisionen) bei Kole an der Warthe geschlagen.

7. Tsingtau fällt. In den Argonnen wichtige Höhe bei Vienne le Château genommen.

8. Die Russen nördlich des Wysztytersees (Ostpr.) geschlagen, 4000 Gefangene. Die Serben auf der Linie Losnitza—Krupanj—Ljubovija gegen Valjewo zurückgeworfen. Erster Sieg der Türken an der kaukasischen Grenze.

9. Kreuzer Emden bei den Kokosinseln vom australischen Kreuzer Sydney **vernichtet.**

10. Dixmuiden erstürmt, St. Eloi (südlich Ypern) besetzt; beherrschende Höhen nördlich Armentières gegen heftige Angriffe behauptet, 3500 Gefangene. Przemysl infolge des taktischen Rückzuges der Oesterreicher zum zweiten Male eingeschlossen.

11. Russische Kavallerie bei Kalisch und Kosminek geschlagen.

12. Bei Nieuport und Ypern 1800 Gefangene. Englisches Torpedokanonenboot Niger von einem deutschen Unterseeboot bei Dover zum Sinken gebracht.

Offizielle Kriegserklärung der Türkei an den Dreiverband, **Verkündung des Heiligen Krieges.** Siegreiches Vordringen der Türken an der kaukasischen Grenze, ein russisches Armeekorps geschlagen.

13. Bei Wloclawec (Polen) ein russisches Armeekorps zurückgeworfen, 1500 Gefangene.

15. Großer Sieg über die Russen bei Kutno, mehrere russische Armeekorps geschlagen, 23000 Gefangene, 70 Maschinengewehre erbeutet. Die Russen ferner bei Stallupönen, Soldau und

Lipno zurückgeschlagen, 5000 Gefangene. Die österreichisch-ungarischen Truppen erreichen nach neuntägigen Kämpfen in Serbien (8000 Gefangene) die Kolubara, besetzen Valjewo und Obrenowatz.

17. Beginn einer neuen großen Schlacht in Russisch-Polen. Deutsche Ostseestreitkräfte beschießen Libau und sperren den Hafen.

18. Seekampf im Schwarzen Meer; ein russisches Schlachtschiff ernstlich beschädigt. Kampf am Schatt-el-Arab zwischen Türken und Engländern, schwere Verluste der letzteren.

19. Im Kaukasus rücken die Türken auf Batum vor.

21. Erfolgloser Angriff englischer Flieger auf die Zeppelinwerft in Friedrichshafen. Türkische Vortruppen treffen am Suezkanal ein.

22. Ein englisches Geschwader von der belgischen Küste durch deutsche Artillerie vertrieben.

23. Englische Kriegsschiffe beschießen Zeebrugge. Deutsches Unterseeboot U 18 an der schottischen Küste zum Sinken gebracht.

24. Russische Gegenoffensive in der Gegend Lowicz—Stryków—Brzeziny und östlich Czenstochau scheitert. Neue Niederlage der Russen in den Karpathen. Der portugiesische Kongreß beschließt die militärische Unterstützung Englands.

25. Französischer Angriff bei St. Hilaire-Souain zurückgeschlagen. **Sieg über die Russen bei Lodz und Lowitz,** 40000 Gefangene gemacht, 100 Geschütze, 156 Maschinengewehre erbeutet. Von den österreichisch-ungarischen Truppen in der Schlacht in Russisch-Polen bisher 29000 Gefangene, 49 Maschinengewehre erbeutet. In Serbien Lazarewatz, das Zentrum der serbischen Front, erstürmt. Englisches Linienschiff Bulwark fliegt bei Sheerneß in die Luft.

27. Starke russische Angriffe bei Nowo-Radomsk abgeschlagen.

28. Der Kaiser auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Hindenburg zum Generalfeldmarschall ernannt. Frhr. von der Goltz geht nach der Türkei; Frhr. von Bissing sein Nachfolger als Generalgouverneur von Belgien.

29. Glänzendes Ergebnis der Kriegsanleihe in Oesterreich-Ungarn: 3 Milliarden Kronen.

30. Erfolgreiche Kämpfe in Nordpolen südlich der Weichsel **bei Lodz** (28.—30. Nov.): 14000 Gefangene, 36 Geschütze, 26 Maschinengewehre erbeutet. **Die Serben** östlich der Kolubara und des Ljig **auf der ganzen Linie geworfen;** seit Beginn der letzten Offensive in Serbien über 19000 Gefangene, 46 Geschütze und 47 Maschinengewehre erbeutet.

Dezember.

1. In Polen vom 11. November bis 1. Dezember von den Deutschen über 80000, von den österreichisch-ungarischen Truppen über 30000 Russen gefangen.

2. Belgrad besetzt. Zweite Kriegstagung des Deutschen Reichstages: Annahme eines weiteren 5 Milliarden-Kredits.

3. Die Franzosen bei Altkirch geschlagen. Die italienische Regierung proklamiert die „Politik der tätigen, wachsamen und starkgewappneten Neutralität".

4. Erfolgreiche Kämpfe östlich der masurischen Seen (1200 Gefangene).

6. Lodz besetzt; die Russen in Nordpolen zurückgeworfen, in Südpolen bei Petrikau von österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen geschlagen.

7. Verfolgung der Russen (bisher 5000 Gefangene).

8. Seeschlacht bei den Falklandinseln: deutsches ostasiatisches Geschwader von einem weitüberlegenen feindlichen Geschwader angegriffen und bis auf den Kreuzer Dresden vernichtet.

9. Die österreichisch-ungarischen Truppen in Serbien westlich Gornji-Milanowac vor überlegenen feindlichen Kräften zurückgenommen.

11. Erfolgreiches Vorgehen der österreichisch-ungarischen Truppen in den Karpathen (2000 Gefangene).

12. Mehrere russische Stellungen in Nordpolen erobert (11000 Gefangene, 43 Maschinengewehre erbeutet).

13. Die über die Karpathen vorgerückten österreichisch-ungarischen Truppen machen 9000 Gefangene und erbeuten 10 Maschinengewehre. Die **Offensive in Serbien** wird, nachdem man südöstlich Valjewo auf einen stark überlegenen Gegner gestoßen, **vorläufig aufgegeben.**

14. Siegreiches Vorgehen der österreichisch-ungarischen Truppen in Westgalizien: in den letzten Kämpfen 31000 Russen gefangen.

15. In Nordpolen mehrere russische Stützpunkte genommen (3000 Gefangene). Belgrad mit Rücksicht auf die durch Zurücknahme der österreichisch-ungarischen Truppen geschaffene Lage kampflos geräumt.

16. Die **russischen Armeen in ganz Polen** nach hartnäckigen Kämpfen — Schlacht an der Bzura und Schlacht bei Limanowa — **geschlagen und zum Rückzug gezwungen.** Beschießung der befestigten englischen Küstenplätze **Scarborough und Hartlepool** durch deutsche Kriegs-

schiffe; zwei englische Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht.

17. Schwere Verluste der Franzosen an der Somme: 1200 Gefangene, mindestens 1800 Tote.

21. Niederlage der Engländer bei Festubert und Givenchy. In Polen neue Kämpfe um den Bzura—Rawka-Abschnitt. Französisches Unterseeboot Curil an der österreichisch-ungarischen Küste zum Sinken gebracht, desgl. in der Otrantostraße das Flaggschiff einer französischen Flotte durch ein österreichisch-ungarisches Unterseeboot.

22. Gefecht an der unteren Nida, 2000 Russen gefangen.

23. Die Russen nach mehrtägigen Kämpfen bei Mlava zurückgeworfen (1000 Gefangene). Am Bzura- und Rawka-Abschnitt heftige, für die Russen verlustreiche Bajonettkämpfe. Erfolg der türkischen Truppen im Kaukasus zwischen Olti und Id (1000 Gefangene).

24. Nach weiteren erfolgreichen Kämpfen bei Festubert insgesamt: 838 Engländer und Farbige gefangen, 3000 getötet, 14 Maschinengewehre und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet.

25. Erfolgloser Vorstoß englischer Seestreitkräfte und Wasserflugzeuge in die deutsche Bucht; vier Flugzeuge verloren. Russische Angriffe auf die deutschen Stellungen bei Lötzen abgeschlagen (1000 Gefangene).

28. Starke russische Angriffe in der Gegend südlich Inowlodz zurückgeschlagen; der deutsche Angriff am Bzura—Rawka-Abschnitt macht Fortschritte.

31. Erfolgreiche Kämpfe im Argonnenwalde; hier im Dezember insgesamt 2950 unverwundete Gefangene gemacht. In Polen seit den Kämpfen von Lodz und Lowitsch 56 000 Gefangene; Gesamtbeute der am 11. November in Polen einsetzenden deutschen Offensive: 136 600 Gefangene, über 100 Geschütze und über 300 Maschinengewehre. Gesamtzahl der beim Jahresschluß in Deutschland bereits befindlichen und internierten Kriegsgefangenen (keine Zivilgefangenen): 8138 Offiziere, 577 875 Mann, darunter Franzosen: 219 364, Russen: 309 869, Belgier: 37 437, Engländer: 19 316.



Zum Aufkleben von Zeitungsausschnitten, Feldpostkarten, Photographien u. dgl.

Zum Aufkleben von Zeitungsausschnitten, Feldpostkarten, Photographien u. dgl.

Zum Aufkleben von Zeitungsausschnitten, Feldpostkarten, Photographien u. dgl.

Zum Aufkleben von Zeitungsausschnitten, Feldpostkarten, Photographien u. dgl.

Zum Aufkleben von Zeitungsausschnitten, Feldpostkarten, Photographien u. dgl.

Zum Aufkleben von Zeitungsausschnitten, Feldpostkarten, Photographien u. dgl.





